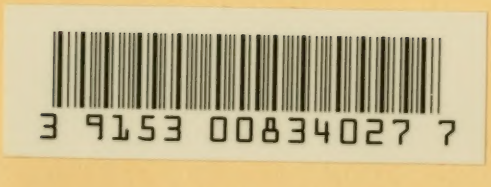
the university of connecticut libraries



PN/1303/.K8/v.2

Doublette zu A 25.976

Inkt. 8833/2.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Bibliothek

der

Humanitäts = Wissenschaften

zur

Selbstbildung

für

Jünglinge von reiferem Alter.

Philosophische Wissenschaften.

Vierter Band.

Wien, 1825.

Im Verlage bey Anton Doll.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Pantheon

Pantheon

der

der

epischen Dichtungen

epischen Dichtungen

aller

aller

Völker und Zeiten.

Völker und Zeiten.

Historisch = kritisch dargestellt.

Kuffner, Christoph

Zweyter Theil.

Wien, 1825.

Im Verlage bey Anton Doll.

Gedruckt bey Anton Strauß.

PN
1303
K8
V.12

Geschichte der französischen Poesie.

Am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts erlosch die provençalische Poesie, und die nord-französische begann; sie blieb aber in den zwey folgenden Jahrhunderten an ästhetischem Werthe hinter den poetischen Gesängen der Italiener und Spanier zurück; das Lied insbesondere blieb bis in das sechzehnte Jahrhundert mit dem provençalischen verwandt.

Die Gedichte des Königs Thibaut von Navarra werden als die ersten Producte französischer National-Originalität angeführt. Ihm folgten mehrere ritterbürtige Sänger. Die vorzüglichsten derselben waren: Monseigneur Gaces Brulez, Coucy, berühmt durch seine Liebe zu Frau von Fayel, Messire Thierry de Soissons, u. a.

In diese Zeit fallen auch die ersten Ritter-Romane und die fabelhaften Chroniken in Versen. Vorzügliche Berühmtheit erhielt der Roman von der Rose, von Wilhelm von Lorris, ein didaktisch-allegorisches Gedicht, fortgesetzt und beendigt von Jean de Meun. Schon in diesem romantischen Lehrgedichte zeigte sich der poetische Geist der Franzosen auf dieselbe Art, wie er auch noch in der neuern Zeit erschien: räsonnirend und sinnreich, mit mehr Reflexion als Begeisterung. Der Dichter erzählt einen Traum, den er noch als Jüngling im May träumte. Er kommt in den Garten der Liebe. Hier erscheint ihm eine Menge von allegorischen Wesen: Begierde, Haß, Habsucht, Traurigkeit, Heucheley u. s. w. Der Müßiggang, personificirt als Dame Oiseuse, öffnet ihm die Gartenthüre. Amor verwundet ihn sogleich mit einem Pfeil. Der Verwundete fühlt das Verlangen, eine Rose zu pflücken. Er huldigt

dem Amor, der ihm nun Verhaltungsregeln ertheilt. Durch Hülfe der Gegengunst, gleichfalls einer allegorischen Person, erblickt der Liebende endlich die Rose, nach welcher er sich sehnt; aber die Gefahr, wieder ein allegorisches Wesen, legt ihm Hindernisse in den Weg. Die Vernunft kommt ihm zu Hülfe. Jean de Meun schließt diesen epischen Roman, nachdem eine Personification beynahe aller Laster und Tugenden die Reihe passirt hat, endlich damit, daß das Castell, von dem die Rose umgeben ist, mit Sturm erobert und die Rose gepflückt wird. Eigentlich ist also dieser Roman, wie der gedrängte Inhalt beweist, ein allegorisches Gedicht über die Kunst zu lieben, voll von schönen Reflexionen und Beschreibungen, dagegen aber auch durch scholastische Betrachtungen, frivole Bilder und schlüpfrige Späße verunziert. Dieser Roman fand im Allegorisiren, Satyrisiren und poetischen Moralisiren viele Nachahmer.

Einer von diesen war Jacques Grelée oder Gelée. Er schrieb ein allegorisches Gedicht, betitelt: der Roman vom neuen Fuchs. Nach ihm schrieb Wilhelm von Deguilleville im Styl des Romans von der Rose drey große geistliche Allegorien; die erste stellt die Pilgerschaft des Menschen in diesem Leben, die zweyte die Pilgerschaft der Seele nach dem Tode dar, die dritte die Pilgerschaft Christi. Die Gnade Gottes erscheint dem Dichter als eine wunderschöne Dame, und unterrichtet ihn in geistlichen Dingen. Mit der Gnade Gottes disputirt die Natur; aber die Buße und die christliche Milde vereinigen sich mit der Gnade Gottes, den Pilger aufzuklären.

Mehr moralisch als allegorisch sind die Gedichte eines Jean du Pin, betitelt: das tugendhafte Feld des guten Lebens, und das scherzhafte Evangelium der Frauen. Jean le Fevre schrieb eine Todesfrist, und der Jagdliebhaber Graf Gaston von Foix verwebte seine ganze Lebensgeschichte in ein Gedicht über die Freuden der Jagd. Mehr poetischen Geist zeigte Jean Froissart, sowohl in seinen kleinern Gedichten, den Pastourelles, Rondeaux, Lais und Virelais. Einen Theil seiner Lieder verband er durch die Form eines Romans, betitelt: Meliador

oder der Sonnenritter. Außerdem verfaßte er auch zwey größere Gedichte im Geschmack des Romans von der Rose: das Paradies der Liebe, und die drey Marien. Es fehlt denselben weder an Witz, noch an naiver Anmuth, doch an geläutertem Geschmack. Die meisten seiner Gedichte sind noch in handschriftlichen Sammlungen vergraben. Vorzüglichen Ruhm erwarb sich Froissart als Geschichtschreiber seiner Zeit. Er war geboren im Jahr 1337 zu Valenciennes, und starb als Domherr zu Lille um das Jahr 1400.

Eine beliebte Dichtungsart jener Zeit waren die Fabliaux kleine Erzählungen in gereimten Versen, deren erster Ursprung in das zwölfte Jahrhundert zurückgeführt wird. Sie waren manchmahl muthwillig bis zur Zotenreißerey. Es gab aber sechs Hauptarten dieser Fabliaux:

1) Versificirte Anekdoten in leichtem Styl, naiv-scherzhaft erzählt.

2) Moralische Fabliaux nach Art der äsopischen Fabeln; ernsthaften Tons mit moralischer Tendenz.

3) Satyrische Fabliaux, wie z. B. das Gedicht vom Reineke Fuchs.

4) Geistliche Fabliaux (Contes devots); Legenden und Wundergeschichten.

5) Romantische Fabliaux, eine Mittelgattung zwischen dem Anekdoten-Fabliaux und dem Ritter-Roman.

6) Mythologische Fabliaux; moderne Bearbeitung griechischer Göttermährchen.

Von den Fabliaux überhaupt unterscheiden sich die Ritter-Romane jener Zeit, die nicht versificirt sind. Die epischen Ritter-Gedichte haben sich in Italien gebildet.

Eigentliche Ritter-Romane aus dem 14. und 15. Jahrhundert waren z. B., nebst dem bekannten Amadis, auch Hüon von Bordeaux, Ogier, der Däne, die Begebenheiten der schönen Melusine, Kaiser Octavianus, der kleine Artus u. m. a.

Die lyrische Poesie der Franzosen zählte zwar schon im fünfzehnten Jahrhundert vielerley sogenannte Dichtungsweisen,

deren Unterschied jedoch keinen wesentlichen Grund hatte, sondern im Wechsel der Reimformen und in der spielenden Stellung der Verse bestand, wobey der Refrain immer eine Hauptrolle hatte. Von dieser Art waren das Rondeau, das Triolett, das Quatrain, Lais und Virelais, die Ballade, die sich bis jetzt noch erhalten haben, wogegen andere lyrische Reimformen, wie z. B. die Batelée, die Fraternisée, die Retrograde u. d. gl. ganz verschwunden sind. Alle diese lyrischen Spiele waren, mehr oder weniger, Nachahmungen der Provençalen. Unter diesen Dichtern zeichnete sich vorzüglich Carl, Herzog von Orleans, ein Enkel des Königs von Frankreich Carl V., aus. Er dichtete sehr viele Lieder, größten Theils schwermüthige. Er starb im Jahr 1466. Seine Gedichte sind nur in dem alten handschriftlichen Liederbuche (Balladier) vorhanden, worin auch die Gesänge anderer Zeitgenossen vom höchsten Range sich befinden, wie die von den Herzogen Johann von Bourbon, Philipp von Burgund, Johann von Lothringen, Renat von Anjou.

Viele andere Dichter thaten sich in komischen Liedern und in größeren lyrischen Witzspielen hervor, die oft ins Possenhafte entarteten. François Villons schrieb sogar ein Gedicht: die Schmarotzer-Mahlzeit, eine Anweisung, wie man schmausen könne, ohne Geld zu haben; Cretin (eigentlich hieß er Du Bois) schrieb eine Art von Eulenspiegel unter dem Titel: Pierre Faiseu (Peter Feuermacher). Ernsthafte, allegorisch-moralische Gedichte dieser Zeit waren:

Der Kampf des Glücks und der Tugend (l'estrif de Fortune et de Vertu) von Martin Franc; ein Breviarium für den Adel (Bréviaire des Nobles) von Alain Chartier; der Tanz vor den Blinden (La danse aux Aveugles), worin die Tanzenden die Menschen überhaupt, und die Blinden, vor denen jene tanzen, Amor, das Glück und der Tod sind. Der Verfasser dieses Gedichtes, Pierre Michault, schrieb auch eine gereimte Unterweisung im Hofleben (Doctrinal de la Cour), und der Parlaments-Procurator Martial von Paris, genannt

Martial d'Auvergne, brachte die Regierungsgeschichte des Königs Carl VII. in Verse. Er betitelte dieses Gedicht die Vigilien Carls VII., weil es in die Form eines Trauergesangs über den Tod dieses Königs eingekleidet ist.

Vielen Ruhm erwarb sich zu jener Zeit die Dichterinn Clotilde de Vallon-Chalys.

Die ersten Spuren der dramatischen Dichtkunst in Frankreich zeigen sich schon im 12. und 13. Jahrhundert. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts bildete sich die Passions-Brüderschaft (Confrairie de la Passion). Die von derselben gegebenen Schauspiele hießen Mysterien. Im Jahre 1402 erhielt sie ein Privilegium, und wurde dadurch die erste von der Regierung authorisirte Schauspielergesellschaft. Die berühmteste unter diesen dramatischen Vorstellungen war das Myster von der Passion, welches mehrere Tage nach einander in Abtheilungen mit dem größten theatralischen Pomp aufgeführt wurde. Jede solche Abtheilung hieß daher Journée (Tagwerk). Dieses Myster war eine seltsame Vereinigung von wahrhaft poetisch-großen mit rohen und gemeinen Scenen. Nach diesem Muster folgten zwey andere Mysterien, eines von der heiligen Jungfrau, das andere von der Auferstehung. Hierauf kamen dramatisirte Lebensläufe der Heiligen, wobey man nicht nur in der Pracht der Decorationen, sondern auch in der Länge der Stücke wetteiferte, deren einige vierzig Tage gedauert haben sollen.

Eine Abart dieser Mysterien waren die Moralitäten. Sie behandelten entweder einen biblisch-moralischen Stoff, wie z. B. die Geschichte vom verlornen Sohn, oder eine allegorische Dichtung. Ein Schauspiel der letztern Art führte den Titel: Der Wohlberathene und der Übelberathene.

Beynahe gleichzeitig mit diesen Moralitäten erhob sich auch schon das französische Lustspiel, in seinem Beginne voll komischer Kraft, aber auch voll Muthwillen. Das erste berühmt gewordene Stück dieser Gattung war die Farce vom Advocaten Pathelin, welcher der Held derselben ist. Sein Charakter zeigt eine Mischung von ruhiger Schurkerey und Jovialität.

Seine Frau tadelt ihn zwar unaufhörlich, ist aber doch die treue Gehülfinn bey allen seinen Schelmenstreichen. Ein Prozeß zwischen einem Tuchhändler und einem Schafhirten bildet die Intrigue; der einfältige Schafhirt betriegt zuletzt alle zusammen, seinen Gegner, den Richter, und sogar seinen eigenen Advocaten. Im Styl zeigt sich schon ein unverkennbares Streben nach Correctheit. Die Situationen sind durchaus im höchsten Grade burlesk-komisch.

Zu dieser Zeit bildete sich auch eine Gesellschaft aus den angesehensten Familien in Paris, unter dem Nahmen: die Kinder ohne Sorgen (les Enfans sans souci), und gab satyrische Schauspiele. Ihr Vorsteher hieß le Prince de Sots; die Stücke selbst wurden Sotties oder Sottises genannt. Der Spott der Satyre traf darin insbesondere die Leute aus der großen Welt, daher die Welt selbst dabey immer eine Hauptrolle spielte, welcher dann gewisse Charakter-Rollen zur Seite gestellt wurden, wie z. B. ein liederlicher Narr, ein Idiot, ein Betrieger, die alberne Lustigkeit u. d. gl. Diese satyrisch-komischen Stücke hatten gewöhnlich eine allegorische Einkleidung. Als Beyspiel der ganzen Gattung stehe hier der Plan von einer dieser Farcen, welcher uns auf folgende Art erzählt wird:

„Die Welt tritt mit der Klage auf, daß ihr Reich nicht mehr bestehen wolle. Der Mißbrauch (Abus) erscheint, und räth ihr, wieder der weltlichen Lust (Plaisance mondaine) zu folgen. Sie schläft vor Müdigkeit ein. Der Mißbrauch, als Wunderthäter, klopft an allegorische Bäume, die umher stehen. Aus dem Baume der Liederlichkeit springt ein liederlicher, aus einem andern ein großthuender, aus einem dritten ein bestochener Narr hervor, nebst diesen noch mehrere andere, und berathschlagen sich über die Erbauung einer neuen Welt. Jeder schlägt etwas vor, das seinen Wünschen angemessen ist. Nun fangen sie an zu bauen. Nachdem der Bau schon von allen Seiten vorgerückt ist, wählen die sämmtlichen Baumeister die eigentliche Narrheit (Folie)

zur Dame ihres Herzens, suchen sie zu erhaschen, und rennen dabey ihr neues Weltgebäude um. Die alte Welt erwacht über den Lärm, moralisirt über die Narren, und endigt so das Stück." —

Als eine literarische Merkwürdigkeit jener Zeit sind noch die Zwischenspiele, welche in die Mysterien eingeschoben wurden, anzuführen; sie hatten den seltsamen Titel: Jeux de pois, Erbsenspiele.

Die eigentliche Geschichte der französischen Poesie lassen die Literatoren dieser Nation unter der Regierung des Königs Franz I. mit dem Clement Marot, welcher im Jahre 1495 geboren wurde, anfangen. Dieser verdankte die Bildung zum Dichter seinem Vater Jean Marot, welcher nebst kleineren lyrischen Gedichten auch ein großes Gedicht: Doctrinal des Princesses, eine Sammlung gereimter moralischer Maximen, und zwey episch-allegorische Versuche schrieb, worin er die Expeditionen des Königs Ludwig XII. gegen die Genueser und gegen die Venetianer besingt. Er nannte das eine Gedicht die Reise nach Genua, das andere die Reise nach Venedig (Voyage de Gènes; Voyage de Venise.)

Bouterweck, dessen Geschichte der Künste und Wissenschaften der gegenwärtigen historisch-literarischen Geschichte zum Grunde gelegt ist, erzählt den, als Probe des Zeitgeistes hier mitgetheilten Plan von der Reise nach Genua auf die folgende Weise: Dame Pallas räth dem Mars, mit dessen übler Laune das Gedicht beginnt, die italienischen Republiken aufzuwiegeln. Er macht sich an die Genueser, die den Muth hatten, das französische Joch abzuschütteln. Der Aufstand von Genua wird beschrieben. Genua, als allegorische Person, hält eine Rede an den Kaufmannsstand, an das Volk und an den Adel, sämmtlich allegorische Personen. In chronologischer Ordnung wird berichtet, wie die französische Armee anrückte, welchen Widerstand sie antraf, wie Verwirrung in Genua stieg, und wie die Franzosen siegten. Genua als allegorische Person lamentirt in einer langen Rede nochmahl. —

Bey weitem übertroffen wurde der alte Jean Marot von seinem Sohne Clement Marot, dessen Leben in die Regierungszeit des Königs Franz I. fällt. Durch schnelle Entwickelung seiner Talente und durch seltene Leichtigkeit in Erwerbung der Kenntnisse zeichnete er sich bald eben so vortheilhaft aus, als durch sein leichtsinniges, witziges, joviales und sinnliches Wesen, welches so ganz zum Geist seiner Zeit paßte. Bey den schönsten und geistreichsten Frauen beliebt, erhielt er als Jüngling von achtzehn Jahren die zu jener Zeit nicht unbedeutende Stelle eines Valet de Chambre bey der Prinzessinn Margaretha, einer Schwester des Königs, ausgezeichnet durch ihr poetisches Talent. Er trat aus ihrem Dienste und begleitete den König auf seinen Feldzügen in die Niederlande und nach Italien (letzteres im Jahr 1525). Bald nachher wurde seine Lebensweise sehr unordentlich, ja ausschweifend. Liebschaften und irreligiöse Äußerungen warfen auf ihn ein nachtheiliges Licht. Der letztern wegen wurde er ins Gefängniß gesetzt, wo er den alten Roman von der Rose für seine Zeitgenossen modernisirte. Nach seiner Befreyung beschloß er zu heirathen, und ein ordentliches Leben zu führen, und schrieb sogar geistliche Gedichte. Seine Bekehrung war aber von kurzer Dauer. Hatte er früher eine Liebschaft mit der Gräfinn Diana von Poitiers angesponnen, so wagte er nun sogar seine Augen zur erwähnten Prinzessinn Margaretha, als Königinn von Navarra, zu erheben. Allmählig zeigten sich die bösen Folgen seines wüsten Lebens, und sein Schicksal wendete sich nun so übel, als es lustig angefangen hatte. Er mußte aus Frankreich flüchten, ging nach Italien, und von hier nach Genf, wo er seines ärgerlichen Lebenswandels wegen ebenfalls verbannt wurde. Ein starker Beweis gegen seinen Charakter liegt darin, daß er, der von der katholischen Kirche zum Protestantismus überging, und diesen seines Vortheils wegen eben so frivol wieder abschwor. Da man ihm endlich nirgendwo weder Achtung noch Vertrauen zeigte, starb er, nach vielfachem Irren und Flüchten, im Jahre 1544 zu Turin.

Besser als er sind seine Gedichte. Sie haben zwar viel Anmuth, sind witzig und genial, doch fehlt ihnen der Adel einer höhern Schönheit durchgehends; auch sind die besten derselben von Auswüchsen nicht frey. Glückliche Gedanken wechseln immer mit frivolem Witzspiele.

Seine größern Gedichte sind: der Tempel des Cupido, eine allegorische Erzählung. Ein poetisches Gespräch über die Kunst zu gefallen. Die Hölle, eine satyrische Beschreibung seiner Verhaftung und Gefangenschaft. Hero und Leander, eine poetische Erzählung nach Musäus. Außerdem schrieb Marot noch Eklogen, Elegien, poetische Episteln, sehr viele lyrische Gedichte und Epigramme.

Sein Sohn Michael Marot schrieb poetische Versuche, ohne Glück. Unter Marots Freunden und Nachahmern zeichneten sich Mellin de St. Galais und Etienne Dolet aus.

Auch dem König Franz werden Gedichte zugeschrieben, welche viel Gelungenes enthalten. Man zweifelt jedoch an ihrer Echtheit. Merkwürdig sind die hundert Novellen der Königinn Margaretha von Navarra. Sie schrieb außerdem Gebethe in Versen, geistliche Dramen und ein religiöses Lehrgedicht: Le triomphe de l'Agneau. In allen findet man Erhebung, lebhafte Phantasie, und eine reiche Beredsamkeit. Zu ihren vorzüglicheren weltlichen Gedichten gehören: die Satyren und Nymphen, eine allegorisch-mythologische Erzählung; poetische Charakter-Gemählde über die Herzenslaunen, und Lustspiele im Styl der frühern allegorischen Moralitäten.

Das französische Theater erhielt nach der Regierung Franz I. eine starke Reform durch Etienne Jodelle und einiger seiner poetischen Freunde.

Jodelle, Erbherr auf Limodin, wurde zu Paris im Jahre 1532 geboren. Schon als ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren faßte er den Entschluß, die dramatisch-theatralische Poesie in Frankreich nach den unsterblichen Vorbildern des alten Griechenlands zu reformiren. In diesem Sinne schrieb er zuerst sein Trauerspiel Cleopatra in zehn Tagen. Es wurde

in einem Hotel von Freunden des Dichters aufgeführt (im Jahr 1552). Jodelle selbst gab die Rolle der Cleopatra. König Heinrich II., mit seinem Hofstaate, wohnte der Vorstellung bey. Das Stück erhielt ungemeinen Beyfall. Der König bezeigte dem Dichter sein Wohlgefallen durch ein ansehnliches Geschenk. Mit diesem Stücke begann eine neue Epoche; es wurde das Vorbild der französischen Tragödie im neuen Styl. Dadurch ermuthiget, unternahm Jodelle auch die Umgestaltung des Lustspiels mit gleicher Schnelligkeit und mit gleichem Glück. Er dichtete beynahe mit der bekannten Leichtigkeit des Lope de Vega. Sein erstes Lustspiel: Eugene, ou la Rencontre, welches er in noch kürzerer Zeit als die Cleopatra schrieb, erhielt weniger Beyfall als diese. Eine höchst sonderbare Erscheinung ist es, daß Jodelle ungeachtet seiner außerordentlichen Leichtigkeit im Dichten, ungeachtet des außerordentlichen Beyfalls, nach diesen zwey dramatischen Werken in dieser Dichtungsart nichts mehr als ein Trauerspiel Dido schrieb. Er starb arm, im Jahre 1573. Man ehrte ihn und sechs Dichter seiner Zeit mit dem Nahmen des poetischen Siebengestirnes. Jodelle war allerdings genial und Gründer des neuern französischen Theaters, dennoch aber kann er nur als roher Anfänger betrachtet werden. Er hielt sich streng an die drey Einheiten des Aristoteles, ahmte den rhetorischen Charakter der antiken Tragödie bis zur Übertreibung nach, gab aber dennoch seinen Personen einen romantischen Anstrich von der Sinnesart seiner Zeit. Man hat ihm das Lob ertheilt, er sey, bey aller Rohheit seiner Nachbildungen, in den poetischen Geist der antiken Tragödie tiefer als Corneille und Racine eingedrungen; als Lustspieldichter aber steht er, obschon sein Eugen das erste regelmäßige National-Lustspiel in Frankreich war, und nebst dem poetischen Werth auch das Verdienst eines treuen Sittengemähldes seines Zeitalters hat, tief unter Moliere.

Jodelle's längstes Gedicht ist nächst den Schauspielen eine didaktische Epistel an den König. Unter seinen übrigen Gedichten sind die Sonette die vorzüglichsten. Er und seine Freunde,

(das erwähnte französische Siebengestirn) gründeten die Schule der französischen Sonettisten, und wollten eine gänzliche Umgestaltung der französischen Poesie bewirken, vorzüglich nach antiken und italienischen Mustern. Nächst Jodelle erwarb sich unter den Dichtern des Siebengestirnes Pierre Ronsard (geboren im Jahr 1525) den meisten Ruhm. König Heinrich II. liebte seine Poesien besonders; auch König Carl IX. war sein Gönner. Die Nahmen der fünf übrigen obscur gebliebenen Dichter des Siebengestirns waren: Du Bellay, Antoine de Baif, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat.

In Ronsards Gedichten zeigt sich allerdings ein rühmliches Streben und Ringen nach dem Bessern, es fehlt aber diesen Nachahmungen antiker und italienischer Muster an Originalität und an Innigkeit des Gefühls, deren Mangel durch keine Künstlichkeit und Künsteley ersetzt wird.

So z. B. schrieb Ronsard eine Menge zärtlicher Gedichte in Petrarca's Manier ohne dessen inniges Zartgefühl. Aus Nachahmungssucht des italienischen Vorbildes wählte er sich eine Dame unter dem Nahmen Cassandra, die er in einer Reihe von gelehrten Sonetten besingt. Seine Oden sind voll prunkender Phrasen und bombastischer Reimereyen. Auch als epischer Dichter wollte Ronsard glänzen, und schrieb ein Heldengedicht in vier Büchern, betitelt: La Franciade. Den Stoff gab ihm das alte Mährchen, daß Francus, ein Sohn Hektors, bald nach der Zerstörung von Troja das fränkische Königreich gegründet habe. Für die Darstellungsweise wählte sich Ronsard in diesem Gedichte den Virgil zum Muster. Die Diction hat Würde und Eleganz, die Erfindung aber ist frostig.

Die mit dem Siebengestirn angefangene Periode der verkehrten Nachahmung der Alten währte noch einige Zeit fort. Alles grăcisirte und latinisirte mit gelehrter Pedanterie, und über dem Streben nach rhetorischer Eleganz der Diction vergaß man die eigentliche poetische Schönheit ganz. Endlich traten zwey Prälaten: Jean Bertrand und Philipp Desportes, als Verbesserer des phraseologischen Unwesens und als Mal-

herbe's würdige Vorgänger auf. Beyde bemühten sich, statt des gelehrten Prunkes wieder Simplicität der Gedanken, und eine reine natürliche Sprache einzuführen.

François Malherbe, geboren im Jahr 1555, verwendete außerordentlichen Fleiß auf Sprache und Versification. Correctheit war ihm das Höchste, daher auch die seinen zierlichen Gedichten innewohnende Kälte. Von seinen Freunden wurde er der Wort- und Sylbentyrann genannt. Seinem Beichtvater soll er noch auf seinem Sterbebette einen Sprachfehler verwiesen haben. Er starb im Jahr 1627.

Seine sogenannten Gedichte haben außer den grammatikalischen und rhetorischen Schönheiten keinen Werth, da Phantasie und Innigkeit des Gefühls gänzlich mangeln. Man hat von ihm Oden, in denen die Sprache classisch ist, Stanzen, Lieder, Sonette, Epigramme und eine französische Bearbeitung des italienischen Gedichtes von Transillo: „die Thränen des heiligen Petrus."

In seiner Art machte Malherbe allerdings Epoche. Nach ihm machte Mathurin Regnier durch seine Satyren Aufsehen. Er lebte vom Jahr 1573 bis 1613. Satyrisches Genie ist in ihm nicht zu verkennen. Er ist derb-kräftig, präcis, komisch selbst im Sarcastischen, und nähert sich im Ganzen mehr dem Juvenal als dem Horaz. Seine Satyren sind lebhafte Sittengemählde. Wir besitzen noch sechzehn derselben. Vorzüglich gelungen sind: der hungrige Poet, der Höfling, der Ahnenstolze und die Bethschwester.

Die übrigen Dichter, von Marot, Malherbe und Regnier aufwärts, bis zum Jahrhundert Ludwig XIV. (also bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) erheben sich wenig, und selten über das Mittelmäßige. Sie werden daher hier nach den Dichtungsarten in Kürze zusammengestellt.

1) In der lyrischen Poesie: der Oden-Dichter Theophilo Viaud. François Maynard, ein eleganter Sonetten-Dichter. Jean François Sarazin betrieb die artige Toiletten-Poesie; der Psalmist Germain Hubert, Graf von Cerisy; Claude de

Meleville, der sich durch sein mahlerisches Sonett: La belle Matineuse, berühmt machte; Marc-Antoine Gerard de St. Amand, Verfasser lyrischer Natur-Scenen, nicht ohne Gefühl und Phantasie.

2) Im Schäfergedicht: Honorat de Beuil, Ritter und Herr von Racan. Er schrieb Schäfergedichte in dramatischer und in lyrischer Form. Vor den übrigen französischen Idyllen-Dichtern zeichnet er sich durch eine poetische Anschauung und Auffassung der wirklichen Natur vortheilhaft aus. Sein größtes Gedicht ist ein dramatisches Schäferspiel, im Geschmack von Tasso's Amynta. Unter den übigen Schäfer-Dramen dieser Periode zeichnet sich die Silvanire von Mairet aus. Er betitelte sie eine Tragicomedie pastorale. Der erste Franzose, dem es gelang, einen Schäfer-Roman ganz im Tone der Spanier und Portugiesen zu schreiben, war Honoré d'Urfé. Seine Astrea, in welcher er Mairet's Silvanire durch eine neue Bearbeitung übertrug, wurde mit dem größten Beyfall aufgenommen. Der erste Theil derselben erschien im Jahr 1610. Die Diana — ein Schäfer-Roman des spanischen Dichters Montemayor, hat ihr zum Vorbilde gedient. Sie hat poetische Schönheiten, ohne jedoch ihr Muster zu erreichen; in dem Reichthum der Composition übertrifft jedoch der französische Dichter den spanischen. D'Urfé nennt sein Werk einen allegorischen Schäfer-Roman. Er versteht aber unter der Benennung allegorisch nichts anders, als die Einkleidung, indem er viele wirkliche Herzensangelegenheiten, die ihm selbst oder seinen Freunden begegneten, mit dem Ganzen romantisch verwebt und sie als bukolische Dichtungen vorträgt. Der Styl unterscheidet sich wenig von jenem der alten Ritter-Romane, und seine Schäfer sind keineswegs von arkadischem, sondern von modern-romantischem Geiste beseelt. Übrigens hat dieses Werk bey seinem Reichthum der Composition auch viele schöne und interessante Situationen; dennoch aber wird die, in Briefen und langen Monologen durch fünf Bände fortwährende romantische Sentimentalität oft ermüdend und langweilig. Man hat

zwar die Weitläufigkeiten und Längen in der Folge abgekürzt, und späterhin auch die Sprache moderniſirt; dennoch aber konnte dieſer Schäfer-Roman, da er einmahl zu veralten anfing, vom Untergange nicht mehr gerettet werden.

Die ſatyriſche Poeſie dieſer Periode war mehr politiſch-beißend als poetiſch-witzig. Vortheilhaft zeichneten ſich die ſatyriſchen Romane des Rabelais aus, eine ganz neue Erſcheinung in ihrer Art. In dem Leben dieſes Mannes zeigte ſich eben dieſer ſonderbare Wechſel wie in ſeinen Schriften. Geboren im Jahr 1483, ſtudierte er Theologie, wurde zuerſt Franciscaner, dann mit päpſtlicher Erlaubniß Benedictiner, endlich Canonicus, ſtudierte als ſolcher die Arzneykunde, und ging dann mit päpſtlicher Genehmigung zur Praxis über, wobey er jedoch geiſtliche Würden bekleidete. Er ſtarb im J. 1553.

Sein ſatyriſch-komiſcher Roman: La vie très horrifique du grand Gargantua, père du Pantagruel, iſt ein Original-Product im höchſten Grade, ein ſehr geniales, aber rohes Carricatur-Gemählde. Man findet hier freylich weder die große Idee noch die klare Weltanſicht, durch welche das ſatyriſche Meiſterwerk, der Don Quixote des Cervantes, uns entzückt; auch fehlt die Gediegenheit der Darſtellung und die Eleganz der Sprache des unſterblichen Spaniers: dafür aber iſt Rabelais in Erfindung und Zeichnung von ungeheuren Carricaturen unerſchöpflich und einzig, oft aber bis zu cyniſcher Unverſchämtheit und Niedrigkeit hinabſinkend. Das Ganze ſcheint, ohne perſönliche Beziehungen, eine burleske Fiction zu ſeyn, und erzählt, ohne eigentlich regelmäßig durchgeführten Plan, das Leben, die Studien und Heldenthaten eines mit ungeheurer Leibesgröße begabten ungeheuren Freſſers: des Gargantua, und ſeines Vaters Pantagruel, eines eben ſo ungeheuern Säufers. Die Thorheiten und Sitten der Zeit in allen Ständen, ohne Unterſchied, werden ſcharf gegeißelt. Meiſterhaft iſt die Charakterzeichnung des gelehrten Panurgus, eines höchſt komiſchen Pedanten. Treffend ſind auch die ſatyriſchen Ausfälle auf Advocaten-Rabuliſtik, lächerliche Heiraths-Projecte,

Übertreibungen der Heldenthaten in den alten Ritter-Romanen u. d. gl.

Rabelais Originalität weckte einen Schwarm von Nachahmern. Man schrieb Fortsetzungen und Nachbildungen jenes satyrischen Original-Romans; man traf dessen Form, aber der Geist, keck, reich und lebhaft, fehlte. Nachahmungen dieser Art waren, um nur einige hier als Beyspiele anzuführen:

Le nouveau Panurge avec sa navigation en l'isle imaginaire et son rajeunissement en l'autre monde.

Le disciple de Pantagruel.

Les voyages et navigation aux isles inconnues.

La Navigation du compagnon à la bouteille.

Les Songes drolatiques de Pantagruel, où sont contenues plusieurs Figures de l'invention de Mr. Rabelais.

Fanfreluche et Gaudichon, Mythihistoire baroguine de la valeur de dix atomes, pour la recréation de tous bons Fanfreluchistes.

Le très éloquent Pandarnassus, qui fut transporté en Féerie par Obéron.

Histoire macaronique de Merlin Coccace, Prototype de Rabelais, où il est traité des ruses de Cingar, les tours de Baccal, les avantures de Leonard, les forts de Francasse, les enchantemens de Gelfore et Pandagrue, et les rencontres heureuses de Balde; plus horrible bataille entre les mouches et les fourmis.

Rabelais resuscité, récitant les faits et comportemens admirables du très valeureux Grangosier.

Eine deutsche freye Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel lieferte Johann Fischart im Jahr 1552, welche, nach wiederhohlten Auflagen in den Jahren 1785—1787, von Eckstein umgearbeitet erschien.

Als Epigrammatisten dieser Periode wurden Gombaud und Brebeuf berühmt. In der poetischen Epistel glänzte Voiture, welcher im Jahre 1648 starb. Ein pretiöser Ton voll gezierter

Phrasen und gesuchter Antitheſen machen den Hauptcharakter ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Briefe.

Nebſtbey erwachte auch der Geſchmack zu komiſchen Erzählungen in der Manier der alten Fabliaux wieder. Jean Paſſerat gefiel hierin, und war Jean La Fontaine's Vorgänger durch Witz, komiſche Naivetät und elegante Diction. Ihn wollte Scudery durch mißlungene epiſche Verſuche übertreffen.

Die Ritter-Romane wurden immer mehr von den Novellen verdrängt, die an die Stelle derſelben traten. Den Vorzug vor den übrigen gewann das Heptameron der ſchon erwähnten Königinn Margaretha von Navarra, welche den Ton des Boccaccio mit Geiſt nachahmte. Das Unſittliche in dieſen Novellen ſcheint nach dem Geſchmacke und den Sitten der Zeit gebildet zu ſeyn, folglich damahls kein Ärgerniß gegeben zu haben. Sie fand deßhalb auch viele männliche Nachahmer.

Das dramatiſche Fach wurde, ſeit Jodelle ſo glücklich eine neue Bahn gebrochen hatte, mit Eifer betrieben, das Trauerſpiel noch mehr als das Luſtſpiel. Die Helden des erſtern waren faſt durchgehends Griechen, Römer, oder — Türken; vermuthlich wollte man ausländiſches Coſtüm und fremde Charaktere. Für dieſe Theaterſtücke der neuen Art gab es aber damahls in Frankreich noch keine ſtehende Schauſpieler-Geſellſchaft.

Robert Garnier ſuchte Jodelle's Werke durch Eleganz des Ausdrucks und der Verſification in der Tragödie zu übertreffen, hielt ſich aber anfangs noch genauer als ſein Vorgänger an die antiken Formen. Endlich wagte er mehr Freyheit, verließ Form und Stoff der alten Griechen, und ſchrieb zuerſt das Trauerſpiel, die Jüdinnen, eine Bearbeitung der Geſchichte des jüdiſchen Königs Zedrekios, ſo benannt nach dem darin auftretenden Chor der Jüdinnen; nachher eine Tragikomödie: Bradamante, die einen Stoff aus der romantiſchen Ritterzeit, zum Theile nach Arioſt, darſtellt.

Die Luſtſpiele waren früher verſificirt. Um das Jahr 1562 verſuchten die Gebrüder de la Taille das Publicum an Luſtſpiele in Proſa zu gewöhnen. Mit glücklicher Charakter-Zeich-

nung wurde die Cultur des Lustspiels von Pierre de la Rivey fortgesetzt. Komische Überraschungen und Intriguen belustigten oft auf Kosten des sittlichen Zartgefühls. Fronton schrieb ein National-Trauerspiel: das Mädchen von Orleans, welches günstig aufgenommen wurde.

In den Jahren 1598 und 1600 wurden die ersten zwey stehenden Theater in Paris errichtet, welche Schauspiele in der neuern Form gaben. Mit ungeheurer Productivität erschien in den ersten Decennien der Dichter Alexander Hardy. Er schrieb achthundert Schauspiele, von denen ungefähr der sechzehnte Theil sich erhalten hat. Genialität ist ihm nicht abzusprechen. An pathetischen Phrasen, nur nicht so extravagant wie vormahls, fehlt es nicht, eben so wenig an gewaltigen Reden. Opernpomp nimmt er gern zu Hülfe. So z. B. brachte er den Kampf der Götter mit den himmelstürmenden Giganten auf die Bühne.

Die vorzüglichsten dramatischen Dichter unmittelbar vor Corneille und Moliere waren: Jean Rotrou, welcher moralische und fromme Tragödien und Tragikomödien schrieb; der romantisch-sentimentale Balthasar Baro, und Mayret, dem Baro ähnlich.

Hierauf folgte, von der Mitte des 17. bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts, das berühmte Zeitalter von Corneille bis auf Voltaire, in welchem Frankreichs eigentliche National-Classiker aufstanden. In der dramatischen Poesie brach Pierre Corneille, geboren im Jahr 1606, eine neue Bahn. Eine Herzensangelegenheit riß ihn aus den knöchernen Armen der Jurisprudenz, und führte ihn in den Tempel Thaliens. Als achtzehnjähriger Jüngling schrieb er sein Lustspiel Melite, und fand — insbesondere des feinern Welttones wegen — vielen Beyfall. Fünf darauf folgende Lustspiele begründeten seinen Ruhm. Der Cardinal Richelieu ließ dem jungen Dichter seine Protection angedeihen, der sich nun bald zur tragischen Muse hinwendete. Im Jahr 1635 erschien sein erstes Trauerspiel, die Medea. Schon in diesem Stücke zeigte sich seine Vor-

Liebe für die rhetorischen Schönheiten der römischen Dichter. Nun folgte das Trauerspiel, der Cid, welches die Spuren des Studiums der spanischen Dichter zeigt. Seit Jodelle's Cleopatra hatte kein Stück solchen Beyfall gefunden. Bey der dritten und vierten Tragödie, die Horatier und Cinna, fand er in der tragischen Darstellung römischer Größe ein reiches Feld für sein tragisches Pathos. Gewöhnlich lieferte Corneille in Jahresfrist nur ein Stück. Nach dem Cinna erschien wieder ein Lustspiel: der Lügner. Jetzt wagte er ein christliches Trauerspiel: Polieuct, welches ebenfalls als ein Meisterstück angestaunt wurde. Nun folgte das Trauerspiel Pompejus, die Fortsetzung des Lügners, das mißlungene christliche Trauerspiel Theodora, und die vortreffliche Rodogüne. Hiermit schloß die erste Hälfte seines wirklichen und dramatischen Lebens. In der zweyten erschienen: die zwey Trauerspiele Heraclius und Sancho von Arragonien, beyde spanischen Originalen nachgebildet. Der Enthusiasmus des Publicums fing an, sich zu verlieren. In der Andromeda suchte Corneille die Tragödie mit dem Opernpomp zu verbinden. Das nächste Trauerspiel: Nicomedes, schlüpfte durch, der Pertharit aber, ein hartes und rohes Trauerspiel aus der lombardischen Geschichte, fiel durch. Corneille entsagte dem Theater, und übersetzte nun das Werk des Thomas von Kempis: „von der Nachahmung Christi," in französische Verse. Als aber Racine's dramatische Erstlinge allgemeine Bewunderung fanden, huldigte auch Corneille, noch einmahl frisch begeistert, der tragischen Muse, und schrieb Trauerspiele bis in sein siebzigstes Jahr. Obschon manchem derselben, wie z. B. insbesondere seinem Agesilaus und dem Attila, von der Kritik sehr übel mitgespielt wurde, trat er doch noch als Greis mit dem jungen Racine durch Bearbeitung desselben Stoffes in dem Trauerspiel Titus und Berenice in die Schranken. Er starb 1685. Sein Grab schmückt der von den Franzosen unter allen ihren Dichtern ihm allein ertheilte Ehrennahme: **Le grand Corneille.**

Corneille hat als dramatischer Dichter eine ganz besondere Eigenthümlichkeit, welche aus seinem Schwanken zwischen dem griechischen und dem französisch-romantischem Geschmacke entstand. Diese charakteristische Eigenthümlichkeit erscheint aber mit verschiedener Modification, folglich anders in seinen Tragödien, anders in den Lustspielen. Corneille's eigentliches Fach war die Tragödie. Kraft, Würde und Größe des Geistes bestimmten ihn für diese. Er will mehr erschüttern als rühren. Seine Compositionen sind ein organisches Ganzes durch das Ineinandergreifen wohl vorbereiteter Scenen und interessanter Situationen. Die Diction ist energisch. Als seine Fehler werden erkannt: das erwähnte Schwanken zwischen dem Antiken und Romantischen; das Vorherrschen des Verstandes über die Phantasie; zu viel ängstliches Streben nach geregelter Abgemessenheit; mangelhafte Darstellung der Stärke des Affects; zu viel rhetorische Beredsamkeit; der Gebrauch von Phrasen und Bildern, die schön oder groß schienen, weil sie in der großen Welt üblich waren. Sehr richtig hat man bemerkt, daß die Empfindungen und Leidenschaften in den meisten Tragödien des Corneille einen so abgemessenen Schritt gehen, wie die Alexandriner, deren gewöhnlich zwey und zwey einen Gedanken einschließen, und daß seine Helden immer wie große Herren, voll von exaltirtem Point d'honneur, empfinden wollen. Überhaupt räsonniren seine Personen zu viel, nicht nur über sich selbst, sondern auch über ihre Empfindungen, wodurch manche Scenen oft zu einer Art von Metaphysik der Leidenschaften werden. Auch sind die politischen Betrachtungen zu sehr vorherrschend. Die Gesinnungen und Sentiments seiner Personen haben zu sehr den französischen Zuschnitt seiner Zeitgenossen, oft sogar die höfische Galanterie. Die eingeflochtenen Reden und Tiraden sind schön, aber zu häufig und zu lang. Am originellsten zeigte sich Corneille in dem Cid und in der Rodogüne. Tragische Größe und Würde findet sich — mit geringen Ausnahmen — fast in allen seinen Tragödien.

Im Lustspiel übertraf Corneille seine Vorgänger durch

Correctheit und Feinheit, nicht aber in der komischen Kraft. Für sein gelungenstes Lustspiel wird der Lügner erkannt, ein komisches Charakterstück mit einer Wahrheit und Leichtigkeit des Dialogs, wie in keinem Stücke seiner Vorgänger. Wie sehr Corneille auf ästhetische und kritische Vorschriften geregelter Productionen hielt, und wie ängstlich er, auf Kosten der freyen Phantasie, sich an jene schmiegte, beweis't jedes Examen, welches er jedem seiner Stücke anhängte.

Eine — wenn nicht höhere — doch gewiß verfeinerte und veredelte Ausbildung erhielt die Tragödie durch Jean Racine, geboren im Jahre 1693. Sein poetisches Talent äußerte sich zuerst durch Oden. Er sollte zuerst Advocat, dann Geistlicher werden. Beydes gefiel ihm nicht. Moliere unterstützte den Jüngling durch Rath und That. Durch die Ode: La Renommée aux Muses, machte er sich zuerst dem Hofe bekannt. Die Lobpreisung, worin Racine alle seine panegyrisirenden Vorgänger übertraf, wurde vom König Ludwig XIV. gut aufgenommen. Jenes übertriebene Weihrauchstreuen gehörte damahls zum guten Ton, und war Modesache, die selbst den Bombast gestattete. Racine erhielt vom König für diese Ode, durch Verwendung des Ministers Colbert, eine Pension von 600 Livres. Racine's erster, nur zum Theil ausgeführter Versuch im Dramatischen war eine Art von Tragödie nach dem griechischen Roman Theages und Chariklea. Im Alter von fünf und zwanzig Jahren schrieb er sein erstes eigentliches Trauerspiel: die feindlichen Brüder, dem Äschylus, Euripides und Seneca nachgebildet. Mehr Beyfall erhielt sein zweytes Trauerspiel: Alexander. Eigentlichen Enthusiasmus bewirkte Racine im Publicum erst durch die im Jahr 1667 aufgeführte Andromache. Nun versuchte er sich auch im Komischen, und schrieb das Lustspiel: les Plaideurs (die Prozeß-Lustigen), den Wespen des Aristophanes nachgebildet. Es fand keinen ausgezeichneten Beyfall, Racine kehrte wieder zur Tragödie zurück, und schrieb nun in acht Jahren sechs Tragödien. Ludwig XIV. schenkte ihm seine Gunst mehr und mehr, und zeigte sich so freygebig,

daß Racine allmählig ein Vermögen von mehr als 40,000 Livres erwarb. Dazu erhielt er auch Ehren und Würden. Im Jahr 1673 wurde er Mitglied der französischen Akademie, dann königlicher Historiograph, hierauf Beamter bey den Finanzen, im Jahr 1690 endlich auch königlicher Secretär und Kammerjunker. In den letztern zwanzig Jahren seines Lebens wurde er jedoch des Theaters und des Hoflebens satt, und zog sich ganz in die Einsamkeit zurück, in religiöse Betrachtungen versenkt. Auf Bitten der Madam Maintenon schrieb er noch zwey geistliche Trauerspiele: die Esther und die Athalie, letztere im Alter von fünfzig Jahren. Er starb im Jahre 1699.

Racine nahm von der griechischen Tragödie nur die Einfachheit der Composition, die strenge Beobachtung der drey Einheiten, und die Vermeidung alles Blutvergießens vor den Augen der Zuschauer. In Geist und Styl dagegen ist seine Tragödie, ferne von Corneille's Schwanken zwischen dem Antiken und dem Romantischen, echt-französisch. Man hat ihn daher den elegantesten aller tragischen Dichter genannt. Eine besondere Stärke besaß Racine in der Darstellung der Gefühle der Liebe, die er mit Wahrheit, Wärme, Zartheit und Würde mahlt. Dagegen herrscht in seinen Stücken noch mehr Hof-Decenz und geschminkte Feyerlichkeit als in Corneille's Tragödien, deren Charaktere mehr Kraft und Bestimmtheit zeigen. Dafür aber ist Racine Meister, nicht nur in der Eleganz der Sprache und des Versbaues, sondern auch in der zarten Rührung und in der feinen Schattirung der Empfindungen. Auf das Trauerspiel Britannicus verwendete Racine, seiner eigenen Äußerung zufolge, mehr Fleiß als auf alle seine übrigen Trauerspiele; es fand aber dessen ungeachtet anfangs keinen lebhaften Beyfall, dennoch wurde es nachher ein Lieblingsstück seiner Nation. Die religiöse Tragödie Athalie wurde gleich anfangs kalt aufgenommen, und gefiel in der Folge eben so wenig.

Außer den schon genannten Stücken dieses Dichters sind noch insbesondere für seinen Ruhm zu erwähnen: Berenice,

Bajazeth, Mithridat, Iphigenia, und Phädra, welche letztere uns Deutschen durch Schillers Übersetzung — oder vielmehr Bearbeitung — sehr lieb geworden ist.

Tief unter Racine's dramatischen Arbeiten stehen seine lyrischen Gedichte und die Epigramme; unter den erstern sind die geistlichen Oden der gelungenste Theil.

Merkwürdig sind auch Racine's prosaische Werke: die in der französischen Akademie gehaltenen Reden, die Briefe und eine Übersetzung des platonischen Dialogs, das Gastmahl. Sein prosaischer Styl ist natürlich, einfach, correct, gefällig und fein. Seine Würde als Historiograph des Königs, hat er nie praktisch ausgeübt.

Mit beyden vorhergenannten Dichtern gleichzeitig blühte Jean Baptiste Pocquelin, geboren im Jahre 1620. Den Nahmen Moliere, unter dem er auf die Nachwelt überging, nahm er — man weiß nicht weßhalb — erst späterhin an. Er bekleidete bis an seinen Tod die Stelle eines Valet de Chambre tapissier du Roi, dirigirte das Theater der Comédiens de Monsieur, und starb im Jahre 1673 (am 17. Februar) nach einer heftigen Anstrengung seiner Brust in der Rolle seines eigenen Lustspiels le Malade imaginaire.

Er war unter dem angenommenen Nahmen Moliere, Schauspieler geworden, heirathete eine Schauspielerinn, und ward in der Folge Principal einer Schauspieler-Gesellschaft.

Moliere erregte erst durch sein Lustspiel: L'etourdi (der Unbesonnene), die Aufmerksamkeit des Publicums. So viel Glück seine Stücke von nun an machten, eben so viel Glück machte er auch als Schauspieler und Schauspiel-Director. Er ließ sich, nachdem er mit seiner Gesellschaft in mehreren Provinzialstädten gespielt hatte, endlich in Paris nieder, wo ihm nebst einer beträchtlichen Pension für seine Person, auch für seine Truppe der auszeichnende Titel: Comédiens ordinaires du Roi, bewilliget wurde.

Da er nun im Dienste des Hofes stand, schrieb er nebst den Lustspielen auch Fest- und Gelegenheitsstücke für denselben.

Er genoß die Ehre, manchmahl bey Hofe zur Tafel geladen zu werden. So war er Weltmann, lebte dabey doch ganz für seine Kunst, und wurde ein classischer Dichter seiner Nation. Seine Stücke zeigen Witz und Phantasie, geleitet durch Verstand; daher auch bey all seiner komischen Kraft die Verbannung des Excentrischen und aller verwilderten Carricaturen. Er nahm den Plautus und Terenz zu Vorbildern, ohne dabey ein beschränkter Nachahmer zu werden. Treue Darstellung der Natur in ihrer komischen Wahrheit blieb stets sein höchstes Ziel. Die erste Classe seiner dramatisch-theatralischen Werke begreift die Charakterstücke. Hierher gehören: Tartüff, der Misantrop, die gelehrten Frauen, die Männerschule, der Geizige, die pretiösen Schönen u. a.

In die zweyte Classe rechnet man diejenigen Stücke, welche bloß eine lustige Unterhaltung bezwecken. Hier überläßt er sich mit jovialer Freyheit seinem Witze, schwingt die Geißel der Satyre, und streift manchmahl an das Gebieth der Posse. Einige derselben sind mit Musik und mimischen Tänzen verbunden.

Eine dritte Classe bilden die galanten Intriguenstücke in der spanischen Manier. In dieser Gattung leistete er weniger. Die vierte Classe endlich enthält die Festspiele, den unbedeutendsten Theil seiner Werke.

Scharfsinnige Kunstrichter haben sich bemüht, die vorzüglichsten Quellen zu entdecken, aus welchen die komische Kraft in Moliere's Werken strömt, und hiernach die folgenden angegeben, und zwar vorzüglich die komischen Contraste:

a) Der Contrast der Situationen mit den Neigungen und Absichten der handelnden Personen. Dabey wußte er die Wichtigkeit der Situationen mit den Thorheiten der komischen Charaktere in das genaueste Verhältniß zu setzen.

b) Der Contrast des eigenthümlichen Charakters der handelnden Personen mit dem angenommenen oder dem eingebildeten; woraus auch der Contrast der Worte mit den Handlungen, und der Wahrheit mit dem Scheine entsteht. So z. B.

hält sich Argan in dem Malade imaginaire, auf die Versicherung seiner Ärzte für schwer krank, thut aber Alles, was nur der gesündeste Mensch thun kann.

c) Der Contrast zwischen der Denkungsart und dem Betragen einer Person und ihrem angenommenen Stande; wie z. B. dieß der Fall mit dem bürgerlichen Edelmann in dem gleichnahmigen Lustspiele ist.

d) Die Wichtigkeit, mit welcher unbedeutende Dinge behandelt werden.

e) Die komischen Mißverständnisse, deren Auflösung dann einen belustigenden Contrast in den Situationen herbey führt.

f) Überraschungen, Vernichtung thörichter Hoffnungen und Vereitelung künstlich angelegter Plane.

g) Endlich auch das Lächerliche in einzelnen Gedanken, Ausdrücken und Worten.

Alle die genannten Quellen des Komischen strömen nicht einzeln in einzelnen Moliere'schen Stücken, sondern beynahe in jedem vereinigt. Insbesondere lobenswerth ist, daß dieser Dichter in der Intrigue und ihrer Entwickelung durchgehends Überladung und Zwang vermeidet; die vorausgesetzten Umstände sind meistens eben so einfach, als die auf sie gebaute Handlung interessant, fruchtbar und reich ist. Er zeigt hierin die Kraft des echten Genie's, welches aus geringfügigen Umständen wichtige Folgen zu ziehen weiß. Verunglückt Moliere in einzelnen Puncten, so geschieht dieß vorzüglich in den Entwickelungen, die manchmahl nicht hinlänglich vorbereitet, manchmahl beynahe abenteuerlich sind. Beyspiele von diesem Fehler liefern die gelehrten Weiber, Tartüff, der Geizige, die Männerschule ꝛc. Dafür aber zeigt Moliere desto mehr Kunst in der Exposition seiner Stücke, welche fast immer einen wesentlichen Theil der Handlung ausmacht, und selbst da, wo sie Erzählung ist, wenigstens durch einen leidenschaftlichen Antrieb hervorgebracht wird. Daher sind bey ihm schon die ersten Scenen gewöhnlich von einer eigenen Munterkeit belebt.

Moliere's Stücke sind theils in Versen, theils in Prosa

geschrieben; in beyden Gattungen aber ist die Sprache präcis, schön und lebhaft, und — noch mehr als dieß — der Individualität der handelnden Personen so angemessen, daß man ihm das Lob ertheilte, er habe keinen eigentlichen Styl.

Eine umfassende und sehr treffende Charakteristik Moliere's hat Professor Jacobs geliefert, welche für jeden dramatischen Dichter sehr belehrend ist. „Moliere" sagt er in derselben, „war ein scharfsinniger Beobachter. Er kannte die Sitten seiner Zeitgenossen, ihre Thorheiten, ihre Denkungsart und Sprache; er hatte die innersten Falten des menschlichen Herzens erforscht. Diesen Stoff zu verarbeiten, besaß er eine seltene Stärke der Einbildungskraft. Er ist daher bewundernswürdig in der Darstellung der Charaktere, die er, als Geschöpfe seiner Einbildungskraft, in ihrer ganzen Runde faßt und nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit in allen ihren Reden und Handlungen darstellt. Dieses Talent zeigt sich um desto größer, je größer die Mannigfaltigkeit der Charaktere ist, die er auf die Bühne gebracht hat, Menschen aus allen Ständen, Thoren der verschiedensten Art, und wiederum Thoren einer Gattung, aber nach der Verschiedenheit ihres Alters, ihres Standes und ihrer Verhältnisse, auf die mannigfaltigste Weise gemodelt. In der Zeichnung eines jeden derselben offenbart sich eine bewundernswürdige Stärke der Imagination, welche auch die feinern Nüancen in ihrer ganzen Stärke faßt, und eine überaus große Festigkeit der Hand, welche dieselben, aus allen gegebenen Gesichtspuncten, mit der größten Richtigkeit trifft. Diese Individualität hervorzubringen, dienen ihm nicht nur zweckmäßig erfundene Situationen, die er mit einer großen Fruchtbarkeit variirt, sondern auch vorzüglich die geschickte Zusammenstellung der Personen nach der Harmonie oder Verschiedenheit ihrer Gesinnungen und Neigungen. Zu gleicher Zeit weiß er die Charaktere und die Situationen zur Hervorbringung des komischen Effects geschickt zu contrastiren. — Er kannte alle Quellen des Lächerlichen auf das vollkommenste, aber überall ist das Komische dem Zwecke der Handlung untergeordnet, und dadurch fast immer

das richtige Maß desselben erhalten worden. In diesem Umstande vorzüglich, so wie in der Verbindung der einzelnen Theile seiner Werke, in der Anlage und Vertheilung der Scenen, und in der allmähligen Entwickelung der Handlung, zeigt sich die ausnehmende Richtigkeit seines Verstandes, welchem seine Einbildungskraft, auch in dem Augenblicke ihrer größten Geschäftigkeit, gehorcht. Als ein Dichter von wahrem Genie zieht er das Sonderbare aus dem Alltäglichen hervor, und entwickelt aus der Voraussetzung einiger gewöhnlicher Umstände eine Kette belustigender und seltsamer, aber in ihren Ursachen und in ihrer Verbindung höchst natürlicher Begebenheiten. Die Richtigkeit des Zusammenhanges gibt der Handlung eine ausnehmende Klarheit, und die Fruchtbarkeit jedes einzelnen Umstandes erweckt und verstärkt das Interesse bey jedem Schritte, welchen die Handlung vorwärts thut. Jeder zweckmäßige Gebrauch, der von einem Umstande gemacht werden konnte, both sich dem Scharfsinne dieses Dichters dar, welcher besser als jeder andere die Kunst verstand, mit wenigen Mitteln große und ausgebreitete Wirkungen hervorzubringen. Indem er aber einzelne Umstände auf die mannigfaltigste Weise und zur Beförderung einer Menge von Zwecken auf einmahl benutzte, theilte er ihnen eben dadurch die größte Kraft mit, mit welcher sie zu wirken fähig waren. Mit allen diesen Vorzügen verband er einen äußerst feinen und richtigen Geschmack. Einige wenige Fälle ausgenommen, hält sich seine Laune strenge in den Gränzen des Anstandes, und selten erlaubt er der Lustigkeit, bis zu den Possen herabzusinken, welche bis auf seine Zeiten die Unterhaltung des Publicums ausgemacht hatten. Diese Feinheit und Richtigkeit des Geschmacks zeigt sich ebenfalls in seiner musterhaften und natürlichen Sprache, welche damahls noch so neu war, daß man bey einer chronologischen Lectüre der Werke Moliere's gar wohl wahrnimmt, wie sie sich erst allmählig unter seinen Händen veredelt und von den Fehlern des herrschenden Geschmacks gereinigt hat. Zu allen diesen Eigenschaften gesellte sich diejenige mechanische Fertigkeit, ohne welche die

Schöpfung des größten Geistes und des richtigsten Geschmacks nicht in der Vollkommenheit hervortreten können, welche die Aufmerksamkeit auf ihren innern Reichthum erregt. Der vorzügliche Grad dieser Fertigkeit, welcher aus den Werken Moliere's hervorleuchtet, war, außer dem, was das angeborne Talent wirkte, eine Folge seiner ununterbrochenen Übungen als Schriftsteller und seiner Erfahrungen als Schauspieler."

„Nur ein Dichter, in welchem sich alle diese Eigenschaften vereinigten, eine seltene Stärke der Einbildungskraft, eine große Richtigkeit des Verstandes, ein feiner Geschmack, Scharfsinn, Erfahrung und Fertigkeit — wozu man noch einen festen und edlen Charakter setzen kann — konnte die Wirkungen hervorbringen, welche seine Schriften in Frankreich und in einem großen Theile von Europa hervorgebracht haben. Manche Thorheit wurde durch sie aus der Gesellschaft verbannt, oder nahm doch eine andere Gestalt an; sie verbesserten den Geschmack im gesellschaftlichen Umgang und auf der Bühne; sie setzten die Natur in ihre verlornen Rechte ein, und lehrten zuerst die Vereinigung des Anstandes mit der Fröhlichkeit. Ohne Zweifel war Moliere eines der größten Genie's, welche das Zeitalter Ludwigs XIV. verherrlicht haben. Unter der Menge von komischen Dichtern, welche auf ihn gefolgt sind, hat keiner seinen Ruhm verdunkelt, und die besten Köpfe seiner Nation haben sich genöthigt geglaubt, dem Kranze der Unsterblichkeit auf einem andern Wege nachzuringen."

Nächst dem dramatischen Dreygestirn: Corneille, Racine, und Moliere, glänzt unter den Dichtern aus dem Zeitalter Ludwig XIV., Jean de la Fontaine, geboren im Jahre 1621. Sein Vater bekleidete die Stelle eines Maître des eaux et des forets. Jean de la Fontaine hatte einen so gutmüthigsorglosen Charakter, daß er den Beynahmen le bon homme erhielt, und von Freunden und Freundinnen sein ganzes Leben hindurch geliebt und gepflegt wurde. Er starb in einem Alter von 74 Jahren, zu Paris im Jahre 1695. Die Nachwelt hat ihn unter die classischen Dichter seiner Nation aufgenommen.

Die Werke, wodurch er sich unsterblich machte, sind seine Erzählungen und Fabeln; außerdem hat man von ihm verunglückte lyrisch-dramatische Versuche, und die Psyche, ein mythologisch-romantisches Gedicht in zwey Büchern, halb modern, halb antik, und ziemlich frostig dem Apulejus nachgebildet; scherzhafte Episteln und Elegien, kleine Lieder, naive Epigramme, Balladen in alt-französischer Manier, Sonette und andere lyrische Kleinigkeiten. Am wenigsten gelungen sind ihm die geistlichen Gedichte. Einzig in seiner Art und noch von keinem Dichter erreicht, ist La Fontaine in seinen Fabeln und Erzählungen. Der charakteristische Hauptzug seiner Dichtungsweise ist die Naivetät der geistreich-scherzenden, kindlich-gemüthlichen Darstellung. Er besitzt weniger Erfindungskraft als andere Fabeldichter; seine Fabeln und Erzählungen sind größten Theils neue Bearbeitung fremder Erfindungen; dagegen aber zeigt er sich durch sein Einkleidungstalent herrlicher als mancher andere Dichter durch die Neuheit der Erfindung, und besitzt einen seltenen Reichthum im Ausmahlen der Situationen, nach ihren feinsten Miniaturzügen, wie auch in Bildern und Wendungen. Der Inhalt seiner Erzählungen und Fabeln ist gewöhnlich das unbedeutendste; desto mehr aber entzückt er durch den Reiz der zarten, lieblichen Form im feinsten Detail origineller Züge, und durch die schöne Mischung von Muthwillen, Unschuld und Grazie, woraus die sich selbst unbewußte Genialität in der fröhlichsten Nachlässigkeit hervorblickt.

In den äsopischen Fabeln fällt das Interesse zu sehr auf die Wahrheit der moralischen Lehrsätze, um volles poetisches Interesse zu haben, folglich wirkliche Gedichte zu seyn. In La Fontaine's Fabeln hört die Dichtung auf, die bloße Dienstmagd der Moral zu seyn, und wir sehen das echte Spiel der Phantasie vor uns. Man hat daher sehr treffend bemerkt: La Fontaine habe die Fabel zum zweyten Mahl erfunden, indem er sie zuerst dichterisch behandelte, das ist, die schon erfundene Handlung als Dichter so belebte, daß seine Fabeln, auch abgesehen von der Moral, interessant und anmuthig sind. Was

er erzählt, steht bis auf die kleinsten Züge lebhaft vor den Augen des Lesers. In Äsops Fabeln zeigt sich viel gesunder Verstand; in Lessings Fabeln Geist und Witz. Bey La Fontaine ist Naivetät der charakteristische Hauptzug, wodurch die vollkommenste Übereinstimmung des Gemähldes mit dem Gegenstande, des Tones mit dem Gefühle, erscheint, Anmuth des Vortrags, Einfachheit und eine bis ans Nachlässige gränzende Leichtigkeit des Ausdrucks. Er weiß größten Theils in dem Charakter der handelnden Thiere zugleich auch die Charaktere derjenigen Menschen-Classen, welche durch dieselben repräsentirt werden sollen, mit lebendiger Wahrheit darzustellen.

Was nun La Fontaine's Fehler betrifft, so hat man deren folgende getadelt:

a) daß er seine Thiere manchmahl den Menschen zu ähnlich macht, und sogar da Gleichheit hervorbringt, wo nur Ähnlichkeit herrschen sollte;

b) daß er die benützten Original-Stoffe manchmahl durch Zusätze und Veränderungen entstellt hat;

c) daß er bisweilen, verführt von der ihm eigenen Leichtigkeit zu reimen, weitschweifig wird.

Diese Fehler verlieren sich aber unter den vielen Reizen, mit welchen seine Fabeldichtungen und Erzählungen ausgestattet sind. Die letztern haben den Fehler, daß ihre belustigenden Stoffe manchmahl zu schläfrig sind. Dabey bleibt ihm aber doch stets das Verdienst, daß er dem Laster nie das Wort redet, und sein eigenes Leben moralisch rein war. In den meisten und besten seiner Erzählungen erfreut La Fontaine durch den feinen Ton eines gebildeten Weltmannes, durch Phantasie und Witz, ohne Ansprüche, aber auch ohne Ängstlichkeit.

Ich schließe diese Betrachtungen über La Fontaine mit einer sehr treffenden Bemerkung des Professors Jacobs.

Es gibt einige Dichter, — aber ihre Anzahl ist von Alters her immer sehr klein gewesen — die sich selbst in ihren Werken dargestellt haben, die mit ihren Werken gleichsam nur Eins sind. Ohne es zu wollen, ja fast ohne es zu wissen, haben diese

Dichter den Schöpfungen ihrer Einbildungskraft den Stämpel ihres Charakters aufgedrückt, ohne die Freyheit derselben zu beschränken, und die Idee einer Harmonie wirklich gemacht, bey welcher man die vollkommenste Befriedigung fühlt. Zu dieser kleinen Anzahl auserwählter Dichter, mit denen man zu leben glaubt, wenn man ihre Werke liest, und welche alle Nachahmung zu Schanden machen, während sie durch den Schein der Kunstlosigkeit überall Nachahmer aufwecken; zu diesen Dichtern, welche man liebt, indem man sie bewundert, gehört Homer, Horaz und La Fontaine.

Er selbst erklärt seine Ansicht der Poesie und seine Darstellungsweise am besten in der Vorrede zu einer von ihm veranstalteten Blumenlese; hier sagt er:

„Es ist schwer, allgemein gültige Regeln aufzustellen. Alle haben ihre Ausnahmen; alle sind in gewisser Hinsicht unrichtig, und nur diejenigen, denen der Verstand fehlt, sich über die Regeln zu erheben, halten sich immer und überall an die genaueste Befolgung derselben. Alle Regeln haben etwas Kaltes und Todtes, über das man sich erheben muß. Es frommt nicht, abstract und metaphysisch zu zergliedern, worin das poetische Schöne bestehe; man muß es fühlen und plötzlich auffassen und davon so stark und lebhaft durchdrungen seyn, daß man, ohne viel zu bedenken, alles verwirft, was nicht dazu paßt."

In einer, von den vorhergehenden vier Heroen der französischen Literatur sehr verschiedenen Gattung und Darstellungsweise glänzte Nicolas Boileau Despreaux, geboren im Jahre 1636. Er war Historiograph Ludwigs XIV., Mitglied der Académie des inscriptions und der Académie française, lebte in besonders freundschaftlicher Verbindung mit Racine, wurde aber auch von Vielen angefeindet, die er durch seine bittern Satyren und Kritiken beleidiget hatte. Er starb im Jahre 1711.

Boileau wirkte auf den Geist der Poesie seines Zeitalters viel durch seine Geschmacksregeln, die er in sehr correcten und eleganten Versen vorzutragen wußte. Diejenigen Seelenkräfte, welche den eigentlichen Dichter bilden: Phantasie und Gemüth,

besaß Boileau nicht, dafür aber in einem auszeichnenden Grade Verstand, Besonnenheit, Beobachtungsgeist und Witz. Die meiste Poesie zeigt sich in seiner komischen Epopee: der Chorpult, le Lutrin, zum Theile dem geraubten Eimer des italienischen Dichters Tassoni nachgebildet, wenigstens in Form und Manier. Es enthält sehr gelungene komische Schilderungen und treffende satyrische Züge. Die Sprache ist höchst rein und präcis. Ein Fehler dieses Gedichts ist dessen Überladung mit allegorischen Wesen; so kommen hier z. B. vor: die Zwietracht, das Gerücht, die Gemächlichkeit, die Nacht, der Tumult, die Chicane, die Frömmigkeit, und mehrere andere. Die Darstellungsweise selbst ist etwas zu geregelt, und entbehrt der leichtgeflügelten komischen Freyheit, daher sie manchmahl frostig und steif wird. Auf eine ähnliche Art fehlt es seinen didaktischen Satyren nicht an treffenden Schilderungen und witzigen Gedanken, doch aber an Genialität. Die Episteln Boileau's sind gut versificirte Räsonnements über interessante Gegenstände, zierliche Verstandesproducte, in einer reinen gefälligen Sprache vorgetragen, aber ohne Schwung und Wärme. Den meisten Beyfall erhielt sein Lehrgedicht: l'Art poétique, ein Gesetzbuch für den nüchternen Geschmack seiner Zeit. In der Folge hat Marmontel zuerst den Ton gegen ihn angegeben. Diese sogenannte Dichtkunst in Versen redet in allem dem Verstande das Wort, und beschäftiget sich vorzüglich mit einer Kritik der von dem Dichter zu vermeidenden Fehler. Die aufgestellten Regeln sind nichts weniger als tiefsinnig, sehr oft vielmehr oberflächlich und seicht. So z. B. empfiehlt er dem Dichter, das Niedrige im Styl, eben so auch das Schwülstige zu vermeiden, und bemerkt, daß ein guter Dichter die Gesetze seiner Sprache kennen und beobachten müsse. In der Folge behauptet er, die griechische Tragödie sey auf dem französischen Theater wieder aufgelebt. So wenig tiefe Blicke in das Innere der Kunst verräth dieses sogenannte Lehrgedicht durchgehends. Eleganz der Sprache und der Versification wird als das Vorzüglichste gepriesen, und die delicate Nüchternheit eines

gefälligen Styls als die Seele der französischen Poesie, welche dadurch in das Gebieth der schönen Prosa eingeschlossen wird. Die lyrischen Gedichte, denen die Begeisterung fehlt, sind unter Boileau's Werken der mißlungenste Theil. Außerdem hat man, nebst den kleinern kritisch-polemischen Schriften, auch eine französische Übersetzung von Longins Abhandlung über das Erhabene.

Mit den fünf berühmten Nahmen Corneille, Racine, Moliere, de la Fontaine und Boileau wird die Höhe bezeichnet, über welche sich die französische Poesie in ihrem goldnen Zeitalter nicht erhob. Von Corneille bis zu Voltaire, und insbesondere um den Thron Ludwigs XIV., wimmelte ein Gedränge von schönen — oder vielmehr Schöngeistern, deren größtes Verdienst in der Eleganz der Sprache, in der Feinheit der Wendungen, und in den schönen Versen und sorgfältig gedrechselten Reimen bestand.

Im Fache der galanten Lieder und artigen Tändeleyen zeichnete sich vorzüglich Isaac de Benserade aus, welcher vorzugsweise le poëte de la cour genannt wurde, und mehr als zwanzig Jahre hindurch die Hoffeste mit lyrischen und dramatischen Spielen versah. Mit dieser galanten Poesie wetteiferte zugleich eine Partey von poetischen Epikuräern in frivol-witzigen Liedern. An der Spitze der bessern poetischen Zeitgenossen stand Claude Emanuel Luillier, gewöhnlich la Chapelle genannt, nach seinem Geburtsort dieses Nahmens (geboren im Jahre 1626). Er war insbesondere ein Meister in der Reimkunst. Seine lyrischen Gedichte sind nicht ohne feinen Witz, die Episteln ziemlich komisch. Den ersten Rang unter seinen Poesien behauptet die versificirte Reisebeschreibung: Voyage de Chapelle et de Bachaumont, jovial und pikant. Chapelle's Zeitgenosse Alexander Lainez hatte die Gewohnheit, nur bey fröhlichen Gelagen lyrische Kleinigkeiten zu improvisiren. Seine Freunde brachten sie nachher zu Papier; viele dieser Gedichtchen werden als Migniatur-Meisterstücke gerühmt.

Bedeutender als diese beyden tritt Guillaume Anfrie de Chaulieu hervor, geboren im Jahr 1639. Er genoß ein for-

genfreyes glückliches Leben, und starb als achtzigjähriger Greis, ein zweyter Anakreon. Unter seinen Gedichten sind die frostigen, prosaischen Oden eben so der mißlungenste Theil, als die Episteln der gelungenste sind. Diese athmen den Geist echter Lebens-Philosophie, und enthalten eine pikante Mischung von Scherz und didaktischem Ernst, von Gedankenreichthum und reizender Nachlässigkeit; doch zeigt er sich manchmahl zu sehr als Egoist und Freygeist, manchmahl auch lasciv. Er ist ein Dichter irdischer Fröhlichkeit. Voltaire genoß als Jüngling den Umgang und die Aufmunterung des Greises Chaulieu, dessen späteste Gedichte auch seine interessantesten sind.

Chaulieu's nicht unwürdig war sein poetischer Freund La Fare. Um die eigentliche Ode machten sich erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts Joseph François Duché (und zwar um die geistliche), und Jean Baptiste Rousseau, verdient. Die Oden des letztern, welcher im Jahr 1669 geboren wurde, stehen zwar tief unter dem Ideal, haben aber wenigstens das bedeutende Verdienst, daß die französische Literatur keine bessern aufweisen kann. Sprache und Reflexion sind darin gut, doch fehlen Phantasie, Gemüthstiefe und Schwung, ein Mangel, welcher durch die schönsten Phrasen und Bilder sich nicht ersetzen läßt. Rousseau's Oden sind größten Theils geistlichen oder politischen Inhalts, mit manchen schönen Stellen ausgeschmückt. Seine musikalischen Oden und die allegorischen Cantaten sind nicht ohne poetischen Werth, manchmahl reizend und lieblich, die Episteln aber versificirte Predigten, welche nur der Reim von der Prosa scheidet. Besser sind seine Epigramme in der naiven alt-französischen Manier.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurden die leichten Witzspiele der sogenannten poésie fugitive immer beliebter. In dieses Verzeichniß frivoler Schöngeister gehören die Nahmen Pavillon, Des Ivetaux, St. Pavin, Liniere, Ferrand, Louis Petit, Regnier des Marais, Cotin und Bernard de la Monnaye. Im Lehrgedichte versuchte sich nur ein einziger Poet dieser Periode, Guillaume de Breboeuf,

welcher zwischen den Jahren 1618 und 1661 lebte, und ein didaktisches Gedicht: Entretiens solitaires, schrieb. Fabeln schrieb La Noble und Boursault; der erstere mißfiel durch seine breite Moral; des letztern Äsop am Hofe machte mehr Glück.

In der bukolischen Poesie glänzten Renaud Segrais, geboren im Jahr 1625, und Madame Antoinette Deshoulieres, geboren 1634. Segrais nahm sich den Virgil zum Vorbilde, und moderniſirte ihn mit romantischer Ausschmückung. Klagen unglücklicher Liebe und schwärmerischer Zärtlichkeit, sind derjenige Gegenstand seiner Schäfergedichte, den er am meisten und am besten schildert; doch wird er dabey manchmahl geschwätzig und einförmig. Sein Hauptwerk ist das epische Hirtengedicht Athis, in der Manier der Astrea. Die Schäfergedichte der Madame Deshoulieres sind durchgehends zart, sanft und sittig in hohem Grade, einfach und naiv. Die Idyllen des witzigen und eleganten Fontenelle sind im galanten Styl der großen Welt geschrieben. Segrais und Madame Deshoulieres, nebst der Gräfinn Henriette de la Suze (gestorben im Jahre 1673), schrieben auch Elegien, klagend und trauernd. In dieser Periode wurden auch epische Versuche begonnen. Den ersten unter fünfen wagte Jean Desmarets de St. Sorlin mit dem National-Heldengedichte Clodwig (Clovis). Demselben fehlt zwar Plan und verständige Composition, die epische Würde, und die Eleganz der Sprache; dafür aber findet man darin Gemüth, und insbesondere einen Reichthum der Phantasie, welcher bey den französischen Dichtern zu den Seltenheiten gehört. Die Maschinerie ist, wie in Tasso's befreytem Jerusalem, nicht nur aus Himmel und Hölle, sondern auch aus der romantischen Zauberwelt genommen. Tief unter diesem Gedichte blieb Chapelain's Epopee: „die Jungfrau (von Orleans), oder das befreyte Frankreich" zurück, ein mühsames aber geistloses Machwerk. Der poetische Vielschreiber George de Scudery dichtete ein Heldengedicht Alarich oder das besiegte Rom, eben so lang als langweilig. Mehr Werth als die Jungfrau und als Alarich hat das Heldengedicht: der heilige Ludwig oder die Wie-

dereroberung der heiligen Krone, von dem Jesuiten Pierre le Moine, welcher zwischen den Jahren 1601 und 1672 lebte. Es zeigt Phantasie und Begeisterung, doch herrscht in dem Ganzen zu viel Monotonie des Feyerlichen, und die Sprache ist incorrect, voll bombastischer Metaphern.

Limojon de St. Didier unternahm endlich eine neue Bearbeitung des Clodwig von Desmarets. Die Diction ist fein und elegant. Voltaire soll dieses Gedicht bey seiner Henriade benützt haben.

In dieser Zeit erschien auch ein Werk, welches durch Wichtigkeit des Inhalts und Höhe der Tendenz, wie auch durch Neuheit der Form großes Aufsehen erregte, und durch jene Vorzüge alle die genannten Dichter epischer Versuche weit hinter sich zurückließ; es ist das vortreffliche Werk: Les Avantures de Télémaque, geschrieben von François de Salignac de la Motte Fenelon. Dieser herrliche Mann, Erzieher der königlichen Prinzen und Erzbischof von Cambray, erfüllte durch jenes Werk seinen doppelt schönen Beruf auf die rühmlichste Weise; doch verfehlte man anfangs den richtigen Standpunct, und faßte daher eine falsche Ansicht, indem man dasselbe für eine förmliche Epopee erklärte, da doch nur die Einkleidung episch ist. Die rechte Stelle hat man diesem Werke erst später angewiesen, indem man es für einen Regentenspiegel erklärte, das ist, für ein didaktisches Werk, welches in der Form eines mythologischen Romans die wichtigsten moralischen und politischen Wahrheiten zur Anschauung bringt, und gleichsam in Beyspielen verkörpert. Die Dichtung in diesem Werke dient nur der Einkleidung, und dem hohen moralischen Interesse auch äußern Reiz zu verschaffen. Fenelon, geboren im Jahr 1651, starb im Jahre 1715.

Sehr differirend von diesem zeigte sich Jacques Vergier, gestorben im Jahr 1720. Er hatte Talent, und schrieb Erzählungen und Fabeln in der Manier des La Fontaine, deren schlüpfriger Inhalt noch mehr anzog als ihr poetischer Werth.

Zahlreicher als die Versificateurs aller übrigen Dichtungs-

arten im Zeitalter Ludwigs XIV. waren die dramatischen Dichter, und unter diesen wieder die Lustspieldichter. So fanden die Franzosen bald ihr eigentliches Element, und das komische Theater schwang sich über die Tragödie, das Schauspiel und die Opern hoch empor.

Zu den größern Theils verunglückten Tragikern jener Zeit gehörten: D'Aubignac, Nicolas de Pradon, Duché, Campistron, Longpierre, Pellegrin, Genet. Besser als diese waren de la Fosse und Quinault, welcher sich insbesondere als Operndichter berühmt machte. Zu ihnen gesellt sich Thomas Corneille, ein Bruder und glücklicher Nachahmer des bewunderten Pierre Corneille. Als ein neuer Stern am tragischen Himmel erschien den Franzosen Prosper Jolyot de Crebillon, geboren im Jahre 1674. Er gründete seinen Ruhm durch das im Jahre 1705 aufgeführte Trauerspiel Idomeneus, schloß als achtzigjähriger Greis glorreich mit dem Trauerspiele, das Triumvirat oder Cicero's Tod, und starb zehn Jahre nachher (1764). Sehr richtig charakterisirt Bouterweck diesen Dichter:

„Crebillons Trauerspiele, sagt er, gehören, dem Geiste und der Form nach, in eine und dieselbe Classe mit denen von Corneille und Racine. Sie unterscheiden sich von diesen nur durch die Vorliebe des Dichters für das Schreckliche in der Darstellung des Aufruhrs der Leidenschaften. Crebillon wollte mehr erschüttern als rühren. Der Plan seiner Trauerspiele ist mit vielem Verstande darauf berechnet, schreckliche Situationen herbeyzuführen, und die empörten Leidenschaften in ihrer furchtbarsten Stärke wirken und reden zu lassen. Besonders hat sich Crebillon eine seltene Fertigkeit in der Kunst erworben, sogleich zum Anfange eines Stückes gewaltsam auf das Mitgefühl zu wirken, und das tragische Interesse zu ergreifen und zu fesseln. Aber eben diese hinreißende Heftigkeit der ersten Scenen schwächt die Wirkung des ganzen Stückes. Die Steigerung des Interesse bis zur Katastrophe, also eine wesentliche Schönheit, geht darüber verloren. Um nun das tragische Pathos im Fortgang der Handlung nicht sinken zu lassen, übertreibt Crebillon dieses

Pathos so sehr, daß es unnatürlich wird, und selbst durch seine Monotonie ermüdet. Übertreibung ist daher der Fehler, den man ihm vorgeworfen hat; und dieser Fehler fällt um so unangenehmer auf, weil er nicht aus einem Übermaße von poetischem Enthusiasmus, sondern aus einem raffinirenden Verstande hervorgegangen, der sich mit aller Kunst nicht zu verstecken weiß. Übrigens sind die Charaktere in den Trauerspielen Crebillon's gewöhnlich interessant und gut gehalten. Die Sprache ist durch und durch cultivirt. Wahrscheinlich wäre Crebillon, wie Corneille, ein größerer Dichter geworden, wenn es ihm möglich gewesen wäre, aus dem Kreise der conventionellen Regeln, von denen das französische Trauerspiel seit seiner Entstehung umgeben war, herauszutreten. Aber nachdem Corneille und Racine sich an jene Regeln gebunden hatten, war der französische National-Geschmack mit Hülfe einer falschen Kritik schon so an sie gewöhnt, daß er ohne sie keine tragische Schönheit mehr gelten lassen wollte. Die Helden und Heldinnen des Crebillon schreiten also mit eben so gemessenen Schritten einher, wie die des Corneille und Racine. Auch im Sturme der Leidenschaften sind sie fast immer bey Hofe. Sie halten oft Reden an einander, als ob sie sie auswendig gelernt hätten. Sie mischen französische Galanterien in griechische und römische Empfindungen und Begriffe. Sie räsonniren über ihr Herz, wie nie ein Grieche oder Römer räsonnirt hat; aber sie tragen, wie bey Corneille und Racine, ihren halb antiken und halb romantischen Charakter in einer so reinen, kräftigen, bestimmten und schönen Sprache vor, daß man sich gern von ihnen tragisch unterhalten läßt, und in der Art, wie sie dargestellt sind, die Kunst und die Menschenkenntniß des Dichters bewundert." —

So ängstlich sich die Tragiker an die aristotelischen Regeln hielten, eben so frey bewegten sich die Lustspieldichter, welche ihre Sphäre sogar zu erweitern wußten, ohne jedoch die Gränzen willkührlich zu überschreiten. Die dramatische Poesie fand daher ein geräumigeres Feld von mehreren Gattungen des Komischen. Man achtete die Regel, aber man studierte noch mehr

die Natur, um sie darzustellen. So hatte man denn in dem Jahrhundert Ludwigs XIV.

a) Intriguen-Stücke im spanischen Geschmack;

b) Charakter-Stücke, und zwar fein-komische und burleske;

c) Pièces à scènes détachées, das ist, komische Scenen-Reihen, ohne Einheit der Handlung;

d) dramatische Sprichwörter;

e) Parodien;

f) komische Zwischenspiele, und

g) die Stücke des italienischen Theaters, welche sich von allen andern insbesondere durch drey Eigenheiten unterschieden, nähmlich durch ihre stehenden Charaktere (Harlekin ꝛc.). Vortrag aus dem Stegreife, und Beymischung von Tanz und Musik. Am Schlusse dieser Periode fing die sogenannte Comédie larmoyante sich zu bilden an.

Unter Moliere's Nachfolgern gebührt der erste Rang dem Jean François Regnard, geboren im Jahr 1647. Er vereinigte komische Kraft mit Feinheit. Seine theatralische Laufbahn begann er erst, als er im abenteuerlichen wirklichen Leben lang und viel herumgewandert war, und sich müde geschwärmt hatte. Er war sogar einige Zeit, gleich dem Cervantes, Sclave in algierischer Gefangenschaft. Seine Lustspiele sind Charakter- und Intriguen-Stücke zugleich. Er starb im Jahre 1709. Voltaire sagt, wem Regnard nicht gefalle, der sey nicht werth, den Moliere (Regnards Vorbild) zu bewundern. Für seine vorzüglichsten Stücke werden erklärt: der Spieler, der Universal-Erbe, und die unverhoffte Rückkehr. Auch der Zerstreute würde seinen gelungensten Lustspielen beyzuzählen seyn, wäre nicht der Charakter der komischen Hauptperson zu sehr carrikirt.

Eine eigene Art des Lustspiels bildete Dancourt (geboren 1661) durch seine, mit Tanz, Gesang und Scenen-Intermezzo's vermischten Stücke. Man rühmt seine reiche Erfindungskraft und die Lebendigkeit seiner Darstellung komischer Charaktere; doch wird getadelt, daß er oft ins Prosaische und Triviale herabsinke.

Le Grand's Lustspiele vermischen das Feinkomische mit der Posse. An Witz und komischer Kraft ist er reich, doch fehlen ihm Correctheit und Eleganz der Diction; auch wird er oft in den Späßen platt und roh. Er webte, wie Dancourt, in seine Stücke Tanz und Zwischen-Scenen. Wie kühn er im Burlesken war, beweis't sein Stück Belphegor, worin die ganze Hölle auf dem Theater vorgestellt wurde. Sein Lustspiel l'Ami de tout le monde wird noch jetzt aufgeführt. Er starb im Jahre 1728.

Baron wollte im feinern Charakter-Stücke glänzen. Sein Bestreben, alles possenhaft Ausschweifende zu vermeiden, ist ihm zwar gelungen, doch fehlt es seinen Stücken an komischer Lebendigkeit. Er starb im Jahr 1729.

Dufresny schrieb artige Conversations-Stücke, doch ermattet sein Witz sehr oft. Montfleury lieferte nebst gelungenen Lustspielen auch Stücke, in welchen das Komische mit dem Ernsthaften wechselt.

Le Sage (geboren im Jahre 1677) zeichnete sich in der Manier der spanischen Intriguen-Stücke aus; doch vermied er dabey das Lyrische, um dem französischen Geschmacke zu willfahren, dem dieß als Ausschweifung der Phantasie erschien, wofür er desto mehr die spanische Kühnheit in den Verwickelungen und Überraschungen benützte. Er starb im Jahre 1747.

Da es nicht der Mühe lohnt, hier, der genauen Vollständigkeit wegen, ein trockenes Nahmen-Register anzuführen, so übergehen wir die verunglückten oder unbedeutenden Lustspieldichter dieser Periode, und nennen nur den letzten ausgezeichneten, den Philipp Nericault Destouches, geboren im Jahre 1680. Er berücksichtigt in seinen Lustspielen die moralische Tendenz oft so sehr, daß die komische Kraft darunter verloren geht. Er neigt sich daher so häufig zum Rührenden. In der feinen Charakter-Zeichnung ist er ein Meister; nicht minder in der guten Anlegung der Plane. Treffende Züge der Menschenkenntniß finden sich überall. Mehrere seiner Charakter-Stücke gehören zu dem Gelungensten, was Frankreich in dieser Gattung je er-

hielt. Er starb im Jahre 1754. Seine Werke sind in zehn Bänden gesammelt.

In diese Periode fällt auch die erste Ausbildung der Oper. Den Weg zur ernsten und romantischen Oper bahnte Corneille durch seine Andromeda und das goldne Vließ. Im Jahre 1669 organisirte sich die sogenannte königliche musikalische Akademie, welche das Privilegium zu einem französischen Opern-Theater in Paris erhielt, deren Director Lulli im Jahre 1672 wurde, ein Tonkünstler von ausgezeichnetem Talente. Zu ihm fand sich auch ein — in diesem Fache — vorzüglicher Dichter, Philipp Quinault, geboren im Jahr 1634, gestorben im Jahre 1688. Quinault schrieb — von seinem achtzehnten Jahre an — Lustspiele und Tragödien, die mit großem Beyfalle aufgenommen wurden. Er hatte Phantasie und Gemüth. Seine eigentliche Sphäre war aber doch das lyrische Drama. Seine erste große Oper: Kadmus und Hermione, von Lulli, dem Italiener, in Musik gesetzt, wurde mit Entzücken aufgenommen. Beyde blieben nun vereinigt. Die Oper Armida wurde für ihr gemeinschaftliches Meisterstück erkannt. Als dramatischer Dichter überhaupt ist Quinault eben nicht bedeutend. Sind auch einzelne Scenen sehr gelungen, so fehlte es ihm doch insbesondere an ergreifenden Ideen. Dafür aber sind seine Verse sehr musikalisch, und die Plane seine Opern, in Hinsicht auf den Total-Effect, sehr theatralisch. Seine Rivalen: der jüngere Corneille, Duché, Campistron, Fontenelle und Houdart de la Motte, blieben daher immer hinter ihm zurück.

Die komische Oper entstand zuerst auf dem Théâtre de la foire (Jahrmarkts-Theater), aus rohen Possen, wobey wechselweise, gesprochen, gesungen und getanzt wurde. Da diese Stücke nach und nach selbst bey dem gebildeteren Publicum mehr Beyfall fanden, wurden die Eigenthümer der bessern Theater dagegen scheelsüchtig, und erwirkten im Jahr 1707 ein Edict, durch welches jenen das Sprechen in ihren Farcen verbothen wurde. Nun gaben sie die Liederspiele (Vaudevilles), und ersetzten den versagten Dialog durch Pantomime. Kaum wurde

in der Folge das Verboth des Sprechens wieder aufgehoben, so war nun schon die Opéra comique da, für welche sich, zu ihrem Glücke, im ersten Augenblicke schon vorzügliche Dichter fanden, unter welchen Le Sage, bekannt auch durch seine komischen Romane, oben an stand, da er Phantasie, Witz und Laune mit einander verband. Seine komischen Opern sind freye Nachahmungen der alten italienischen Comödien mit den stehenden Charakteren des Harlekin, Pierrot, Scaramuz, der Colombine ꝛc., vermischt mit mythologischen Gottheiten, morgenländischen Prinzen und Prinzessinnen. Dem Improvisiren ward dabey freyes Feld gelassen, da der Gesang mit dem Dialog stets wechselte, und die komische Kraft fand dabey ihre gute Rechnung.

In dieser Periode traten noch zwey Dichter mit Auszeichnung auf: Fontenelle und Houdart de la Motte, beyde in mehreren Dichtungsarten.

Fontenelle, geboren 1657, machte sich zuerst durch elegante Gedichte und Opern in Paris beliebt, bald auch durch wissenschaftliche Kenntnisse in Europa berühmt. Sein vorzügliches Verdienst war sein schönes Einkleidungs-Talent, womit er selbst den Mangel an Erfindungskraft und an poetischem Geiste geschickt zu verbergen wußte. Er wollte zugleich Dichter und Philosoph seyn, brachte es aber in beyder Eigenschaft nicht höher, als daß er durch seine poetischen Producte eine angenehmwitzige Unterhaltung, durch seine sogenannten philosophischen Werke aber eine halb populäre, halb galante Belehrung gewährte. Seine Schäfergedichte sind ländliche Toiletten-Stücke. Mehr gelungen sind seine Opern, und unter diesen die vorzüglichste Äneas und Lavinia. Verunglückt sind die Trauerspiele, den Lustspielen fehlt nichts als die komische Kraft. Seine Heroiden sind gut versificirt, es mangelt ihnen aber Leidenschaft und Wärme des Gefühls. Seine prosaischen Schriften zeigen durchgehends das Bestreben, auf eine pikante Weise als geistreich zu glänzen, daher man in denselben mehr feine Wendungen als treffende Bemerkungen findet, obschon er auf gute Ein-

fälle gleichsam Jagd macht. Unter seinen prosaischen Werken hat jenes über die Mehrheit der Welten den ersten Rang erhalten. Seine Fabeln und epigrammatischen Gedichte sind ganz unbedeutend.

Houdart de la Motte (geboren 1672) gerieth über das Durchfallen seines ersten Lustspiels in solche Verzweiflung, daß er in ein Kloster des strengen Ordens de la Trappe ging. Er blieb aber nur wenige Monathe, und schrieb nun ein Singspiel, welches Beyfall fand. Dadurch ermuntert, wurde er ein sehr fruchtbarer Dichter. Es fehlte ihm zwar an Originalität, dafür aber besaß er ein besonderes Talent, fremde Manieren nachzuahmen, und schrieb nun Opern, Tragödien, Lustspiele, Oden, Lieder und Fabeln, endlich wagte er sogar eine Umarbeitung der Iliade.

Auch der historische Roman fand im Jahrhundert Ludwigs XIV. rüstige Bearbeiter. Calprenede, mit reicher Phantasie begabt, nahm Stoffe aus der griechischen und römischen Geschichte zu romantischer Behandlung, die dann ein ziemlich barockes Ansehen bekamen. Zu dem Contrast zwischen Stoff und Form kam noch der Fehler der Gedehntheit. Der berühmteste unter diesen modern-antiken Romanen war die Cassandra, in nicht weniger als zehn Bänden, in welchen manche poetisch-schöne Parthien zu finden sind. Sein Ruhm unter seinen Zeitgenossen war groß, erlosch aber sogleich nach seinem Tode, welcher im Jahr 1663 erfolgte. Als seine Nachahmerinn trat das Fräulein von Scüderie auf, nicht minder breit und bändereich als ihr Vorbild. Sie schrieb sieben süßliche Romane, deren zwey, die Clölia, und der Cyrus, allein schon zwanzig Bände stark sind. Außer diesen hinterließ sie, nebst andern Schriften, auch zehn Bände: Conversations et entretiens. Sie starb 1701. Ihr Beyspiel erweckte eine Menge von schreibsüchtigen Damen, welche, Wahrheit und Dichtung vermischend, historische Romane, Novellen und Anecdoten schrieben, ja sogar romantische Memoires. Die vorzüglichsten unter ihnen waren: das Fräulein de la Force, die Madame de Villedieu und

die Gräfinn d'Aunoy. Die erste schrieb eine romanhafte Geschichte der Königinn Margarethe von Navarra, des Königs von Schweden Gustav Wasa, und eine sogenannte geheime Geschichte des Hauses Burgund. Die zweyte verfaßte ein Werk, betitelt: Les Amours des grands hommes, alter und neuer Zeit. Die Gräfinn d'Aunoy lieferte zuerst Feenmährchen, dann Memoires d'Espagne, mehr Roman als Geschichte.

Alle drey wurden von der Gräfinn La Fayette übertroffen, durch Geist, Zartgefühl und Eleganz des Styls. Ihre historischen Romane sind: Memoires des französischen Hofes; Geschichte der Herzoginn von Orleans, Henriette von England; die Prinzessinn von Cleve und Zaide, ihr bestes Werk.

Nebst diesen Damen machte sich noch der Graf von Bussi durch seine Histoire amoureuse des Gaules einige Celebrität.

Einer bessern Pflege hatte sich der komische Roman zu erfreuen, dem zwey geniale Dichter sich widmeten: Scarron und Le Sage.

Ersterer (geboren 1610, gestorben 1660, Gatte der berühmten Francisca d'Aubigné nachmahliger Marquise von Maintenont), gab seinem komischen Roman vorzugsweise den Titel: le Roman comique. Verkrüppelt und krank an Körper, behielt Scarron doch seinen heitern Witz bis an den Rand seines Lebens. Über ihn fällt Bouterwerk das folgende Urtheil: „Scarron gehört nicht zu den witzigen Köpfen vom ersten Range, nicht zu denen, die tiefer als Andere in das Innere des Lebens blicken, der menschlichen Natur ihre lächerliche Seite im Ganzen absehen, und uns durch komische Darstellungen der Sitten und Charaktere auf einen Standpunct heben, von welchem aus in dem Widersinne und der Thorheit Anderer, unsere Schwäche sich spiegelt. Man darf ihn keinem Lucian, keinem Cervantes, keinem Swift, oder Moliere, oder Voltaire zur Seite stellen. Auch hatte er weder die geniale Phantasie des Rabelais, noch dessen burleske Originalität. Sein Kopf begnügte sich gewöhnlich mit oberflächlichen Possen. Seine Einfälle sind keck, seine Darstellungen voll burlesker Wahrheit. Besonders

verstand er sich auf das Komische der Situationen. Aber sehr oft wird sein Muthwille platt, seine Tändeley geschwätzig und ermüdend. Wo es ihm fehlte, zeigte seine travestirte Äneide mehr, als sein komischer Roman."

Le Sage nahm eben so wie Scarron zu seinem komischen Romane spanische Vorbilder. Er verbindet komische Kraft mit psychologischem Interesse. Sein Vortrag ist zugleich zierlich und einfach. Sein gelungenstes Werk dieser Gattung ist der Gil Blas von Santilana. Unter seinen sieben übrigen Romanen sind die besten: Gusman von Alfarache, der Baccalaureus von Salamanca, der hinkende Teufel, und der neue Don Quixotte.

Auch die Feenmährchen wurden fleißig bearbeitet; zuerst mit Glück von Perault. Ihm folgte die schon genannte Gräfinn d'Aunoy. Einige Jahre nachher (1704) gab Galland eine Übersetzung der arabischen Mährchensammlung: tausend und eine Nacht, heraus. Diese verursachte eine Menge von Nachahmungen, größten Theils von Damen, worunter insbesondere die zwey Gräfinnen d'Auneil und Murat zu nennen sind. Frau von Beaumont verwebte auch in ihre Kinderschriften Feenmährchen. Aber auch Männer wetteiferten mit Galland und seinen Nachahmerinnen; so gab Petit de la Croix eine Sammlung: Tausend und ein Tag betitelt, heraus, und von Gueulette erschien eine Sammlung unter dem Titel: Tausend und eine Viertelstunde. Selbst Fenelon schrieb Contes des Fées pour l'éducation du Duc de Bourgogne. Die Mährchen des Grafen Hamilton (die vier Fakardine) übertreffen alle früher erschienenen durch Kühnheit der Erfindung im Wunderbaren und durch geniale Verwickelung.

Unter der nicht geringen Anzahl der Novellisten in der Manier der Spanier verdient der, auch als Idyllendichter bekannte Segrais genannt zu werden.

Einen neuen Umschwung erfuhr — nicht nur die französische Poesie, sondern die Literatur überhaupt, durch Voltaire, geboren im Jahre 1694. Das Verhältniß seiner Talente zu seinem moralischen Charakter bestimmt Bouterweck auf die fol-

gende Weise: „Wenn man Alles, was von Voltaire's Freunden und Feinden erzählt wird, ganz unparteyisch mit den unbezweifelbaren Zeugnissen vergleicht, die er selbst in seinen eigenen Schriften niedergelegt hat, wo er seine Denkart und Gesinnung nicht etwa geflissentlich verbergen will, so erscheint Voltaire im ganzen Laufe seines Lebens als ein Mensch ohne allen Charakter, bald äußerst gutmüthig, voll wahrer Humanität, bald eben so boshaft, besonders rachsüchtig und neidisch; jetzt voll edlen Eifers für Wahrheit und Vernunft, jetzt ein frecher Witzling, dem das Wahre so wenig wie das Gute heilig ist, wenn ihm der Mißbrauch seiner Talente Gelegenheit gibt, sie glänzen zu lassen; schwerlich irgend eines Menschen wahrer Freund, aber ein unversöhnlicher Feind des Vorurtheils, außer, wenn Eitelkeit und Gewinnsucht ihn zum Heuchler machten; fast noch mehr eitel als ehrgeizig; nicht selten liebenswürdig, aber niemahls groß; ein Mensch, zu dessen Bilde man, wie jener Grieche zu einer üppigen Statue des Adonis, sagen darf: „Es ist nichts Heiliges an dir!"

Als Dichter und Schriftsteller überhaupt hat sich Voltaire sehr vielgestaltig in der äußern Form gezeigt, einförmig aber in Hinsicht auf Geist und Tendenz seiner Schriften. Der Witz ist in allen die vorherrschende Kraft. Der Verstand hat Schärfe, doch ohne eigentlichen ernsten Forschungsgeist. Die Phantasie ist spielend; Gemüthstiefe fehlt gänzlich; dafür finden sich Geschmack, Gewandtheit und das Talent zum Lächerlichen, welches letztere jedoch in Spottsucht ausartet. Er ist elegant, aber flüchtig; unterhaltend, dabey aber oft frech und schamlos.

Seine Schriften, welche in der Ausgabe von Beaumarchais in siebzig Bänden gesammelt sind, lassen sich in vier Haupt-Classen abtheilen, zwey metrisch-poetische, eine prosaisch-poetische, und eine ernsthaft-prosaische; und zwar:

1) die größern poetischen Werke, nähmlich: die dramatischen und die epischen (die Henriade und die freche Pucelle).

2) Die kleinern Gedichte: flüchtige Poesien und versificirte Erzählungen.

3) Romane und prosaische Erzählungen.

4) Historische und philosophische Schriften: Die Darstellung der Weltgeschichte, die Geschichte der Jahrhunderte Ludwigs XIV. und XV., die Biographien Peters des Großen und Carls XII., die Darstellung von Newton's Theorie der Physik und der Astronomie, und kleinere Abhandlungen philosophischen und ästhetischen Inhalts.

Als dramatischer Dichter leistete er im Trauerspiel mehr und Besseres als im Lustspiel, doch hat er auch in ersterer Hinsicht keinen eigenen Weg betreten. Er folgte der von Corneille und Racine gebrochenen Bahn. Übrigens sind seine Tragödien Producte des Verstandes und der Beredsamkeit.

Das vorzügliche Verdienst der Henriade liegt in der Composition und in der reinen schönen Sprache; doch fehlt es ihr an echt poetischem Geist und an Kraft. In einem großen Theil des Gedichtes ist die Nachahmung der Äneide, vorzüglich im Gange der Handlung, unverkennbar. In der Maschinerie ist insbesondere die Einmischung der allegorischen Wesen (z. B. der Zwietracht, der Politik und der Wahrheit) höchst frostig, da sie der poetischen Illusion schadet. Die Pucelle liefert den Beweis, wie tief der komische Witz sich in den Sumpf der Schamlosigkeit versinken kann. Die kleineren Gedichte haben so viel Werth, als galante Spiele des Leichtsinnes haben können. In den komischen Romanen und Erzählungen sprudelt ein reicher Quell von pikantem und frivolem Witz. Voltaire starb im Jahre 1778. — Von ganz entgegengesetzter Art, und auf eine andere Weise gefährlich ist Rousseau's (geboren 1712, gestorben in demselben Jahre wie Voltaire) berühmter Roman, die neue Heloise, welcher zwar viel Gutes und Schönes enthält, die edlen moralischen Grundsätze aber dadurch wieder vernichtet, daß die handelnden Personen die Tugend im Munde führen, in der That aber häufig verletzen. Dieses Übel wird durch die schwelgende Leidenschaftlichkeit einer üppigen Phantasie vermehrt; viele schöne Worte, aber wenig schöne Beyspiele!

Rousseau's kleinere poetische Versuche, z. B. im Sing-

spiel, sind ganz unbedeutend. Sein Emil trägt im Gewande des Romans neue pädagogische Grundsätze vor, und hat — theils durch das Bizarre, theils auch durch Mißverständnisse und Irrthum in der praktischen Anwendung — mehr Übles als Gutes gestiftet, obschon einzelne Parthien das große Genie des Verfassers bewähren.

Dieser Vorwurf trifft auch die Romane Diderots (geboren im Jahre 1713). Sein Fatalist, und die Nonne, welche beyde erst nach Diderot's Tode gedruckt erschienen, haben wohl den Schein einer moralischen Tendenz, blenden und verführen aber durch Sophismen, welche das Wahre mit dem Falschen mit triegerischer Beredsamkeit vermischen. Besser sind seine rührenden Dramen: der Hausvater, und der natürliche Sohn, welche sich durch die Naturwahrheit der Darstellung und durch ihre moralische Tendenz empfehlen.

Im Fache der didaktischen Poesie wurde nach dem glänzenden Jahrhundert Ludwigs XIV. Einiges geleistet.

Der berüchtigte epikureische Philosoph Helvetius (geboren 1715) schrieb ein Lehrgedicht über das Glück, welches wenig poetischen und wenig moralischen Werth hat. Gilbert (gestorben 1780) ergoß seinen hypochondrischen Unwillen in didaktischen Satyren. Rühmlich zeigte sich der jüngere Racine (gestorben 1763) durch zwey Lehrgedichte: die Religion, und die göttliche Gnade. Beyde unterscheiden sich vortheilhaft von der Frivolität des damahligen Zeitgeistes durch Erhebung und Gefühl. Manchmahl ist das Dogmatisch-Didaktische zu sehr vorherrschend, und verursacht dann Monotonie. Originalität, verbunden mit talentvollem Gelingen einzelner Parthien, findet sich in Watelet's Lehrgedicht über die Mahlerey, und in Dorat's theatralischer Declamation. Ein ziemlich frivoles Lehrgedicht lieferte Bernard in seiner Kunst zu lieben, doch beleidigt er darin nicht die Decenz wie sein Vorbild Ovid. Außer diesen artistischen Didaskalien leisteten die Dichter dieser Periode auch einiges Rühmliche in der beschreibenden Poesie, erwärmt durch Thomsons, in ihrer Art meisterhafte Jahreszeiten.

So schrieben der Cardinal Bernis und St. Lambert, nach dem englischen Muster, Tags- und Jahreszeiten. Unter den Neuern haben sich ausgezeichnet: Le Gouvé durch sein Gedicht Le mérite des femmes, Esmenard durch das Lehrgedicht: über die Schifffahrt. Alle Vorhergehenden übertraf Delille durch seine didaktischen Gedichte: die Gärten, der Landmann, das Mitleid, die drey Reiche der Natur, die Unsterblichkeit. Großen Beyfall fanden die Meditations poétiques des la Martine ꝛc.

Im Trauerspiel hielt man sich um so mehr an die vereinigte Manier des Corneille und Racine, als die wenigen Neuerungen wenig Beyfall fanden. Nur Mercier erregte durch die Abweichung von den aristotelisch-französischen Regeln etwas Aufsehen und höhere Theilnahme. Ducis wagte es, Stücke von Shakspeare zu französiren. Dagegen blieben im gewöhnlichen Geleise, doch zu den Besseren in ihrer Art gehörend: Marmontel, La Harpe, Belloy, Chateaubrun, d'Arnaud, Chenier und Le Mierre. Unter den neuesten französischen Dichtern hat Raynouard viel Aufsehen gemacht, vorzüglich durch sein Trauerspiel, die Tempelherren, de la Vigne durch die Tragödie: der Paria. Schillers Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans haben französische Bearbeiter und Nachahmer gefunden.

Für die Ausbildung des rührenden Lustspiels und des rührenden Drama haben Diderot, Le Mierre (Verfasser des Barnevelt und der Witwe von Malabar), und La Chaussée viel gethan. Dem letztern verdankt diese Gattung eine eigentliche Veredlung durch Zartheit der Empfindung und Feinheit des Dialogs. Zu seinen vorzüglichen Stücken gehören: Mélanide, Cenie, le fils naturel, le père de famille, le Philosophe sans le savoir etc. Auch Madame Graffigny schrieb einige Stücke, die in ihrer Art zu den bessern gehören. Beträchtlicher ist die Zahl der Lustspieldichter. Marivaux (geboren 1688, gestorben 1765) ist uns durch Jüngers Bearbeitungen bekannter als manche seiner Mitwerber geworden. Sehr treffend charakterisirt Jacobs diesen Dichter in einer Abhandlung, aus welcher wir einige einzelne Hauptzüge herausheben. Eine außer-

ordentliche Beweglichkeit, ein lebhafter und reger Witz, ein scharfer, vorzüglich auf Kleinigkeiten gerichteter Beobachtungsgeist, und gerade so viel Einbildungskraft als erforderlich ist, um einen Gedanken zu schminken und ein Bild auszuführen, aber nicht genug, um lebendige Gestalten aus dem Innern herauszuschaffen; dieß sind im Allgemeinen die Grundzüge von Marivaux, als dramatischem und Romanendichter. Wenn Moliere das Genie eines großen Mahlers besaß, so hatte Marivaux dagegen das Talent einer Putzmacherinn, die denselben Stoff in mannigfaltige Formen zu drücken und immer einen Schein von Neuheit zu geben weiß. — Boissy (welcher vom Jahre 1694 bis 1758 lebte) glänzt vorzüglich durch die feine Charakterzeichnung; doch sind Plan und Ausführung meistens mangelhaft. St. Foix (gestorben 1776) wußte durch witzige Einfälle zu unterhalten. Sedaine verband Diderots Manier mit einer gefälligeren Leichtigkeit des Dialogs. In Collés Lustspielen findet sich viel pikanter Witz, lebendige Darstellung, und rascher Dialog; nur scherzte er manchmahl auf Kosten der Wohlanständigkeit. Fagan war Meister in niedlichen kleinen Nachspielen. Boissy spann Sprichwörter in kleine Dramen aus, und fand Beyfall und Nachahmer. Alle jetzt genannten Lustspieldichter übertraf Piron (geboren 1689) an komischer Kraft. Man rühmt von ihm, er habe noch mehr Anlage gehabt, ein neuer Aristophanes, als ein neuer Moliere zu werden. Für sein Meisterwerk wird die Metromanie erklärt. In diesem so wie in allen übrigen Stücken Pirons herrscht ein kecker, beißender Witz, welcher oft frech und ausschweifend wird. Große Sensation erregte Beaumarchais durch sein Lustspiel, die Hochzeit des Figaro, oder der tolle Tag, worin der lebendige Gang überraschender Intriguen, belustigende Anspielungen auf Ereignisse der Zeit, rascher Dialog, und komische Kraft gleich erfreulich anziehen.

Unter den neuesten Lustspieldichtern der Franzosen, haben sich ausgezeichnet: Fabre d'Eglantine, Champfort, Andrieux, Colin d'Harleville, Picard, de la Vigne ꝛc.

Für die große Oper geschah wenig, desto mehr für die

komische. Für diese arbeiteten mit Glück: Vadé, gestorben 1752; mit Auszeichnung: Favart, Sedaine und Marmontel. Der erstere starb 1772, der letztere 1799.

Im Fache der ernsten Epopée hat die französische Literatur nur ein einziges nennenswerthes Gedicht erhalten: La Colombiade, ou la foi portée au nouveau monde, von der Madame du Boccage. Wenige gelungene Parthien ausgenommen, besteht das vorzüglichste Verdienst dieses Gedichtes in Sprache und Versification. Eine wärmere Aufnahme als dieses fanden zwey romantische Epopeen: Der Olivier von Cazotte, in poetischer Prosa, und der Richardet von Mourier, eine Nachahmung des italienischen Rittergedichts Ricciardetto von Fortinguerra.

Viel wurde im Fache des Romans, besonders im Familien-Romane, nach Richardson und andern englischen Vorbildern, geleistet. Hierin glänzten Marivaux und Prevot d'Exiles, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Das Hauptverdienst der beyden Romane des Marivaux: Marianne und le Paysan parvenu, besteht in der feinen, aber nicht kräftigen Charakterschilderung; unangenehm wird oft das Detail zu kleinlicher Umstände, und der Mangel an tiefgreifenden Zügen. Prevot wußte romantische Erfindung mit Wahrheit der Charakterzeichnung zu verbinden. Er übersetzte zuerst die Clarissa und den Grandison von Richardson. Seine eigenen vorzüglichsten Romane sind: Mémoires d'un homme de qualité, qui s'est retiré du monde. — Histoire de Cleveland. — Le Doyen de Killerine. — Mémoires d'un honnête — homme. —

Eichhorn tadelt an diesen Romanen, daß es ihnen an Ordnung des Plans und an Einheit des Ganges zu einem festgesetzten Ziele fehlt. „Unbekümmert um den einmahl eingeschlagenen Weg, überläßt er sich dem Ungefähr, wohin dieses ihn führen mag; uneingedenk der Personen, die zu interessiren bereits angefangen haben, und immer begierig, neue vorzuführen, häuft er Personen auf Personen, ohne einen Charakter gehö-

rig zu vollenden: er ist zu oberflächlich, und dabey düster und schwermüthig, obgleich reich an moralischem Werth." — Madame de Graffigny schrieb, außer der Cenie, den ersten Roman in Briefen: Lettres Péruviennes, zwey Bände, ihr Meisterstück. Madame Riccoboni ahmte die Manier der englischen Familien-Romane nach. Ihre Werke wurden von der Lesewelt mit Heißhunger verschlungen. Die vorzüglichsten derselben sind: Ernestine, Lettres de Catesby, und le Marquis de Cressy.

Der historische Roman kam durch Marmontels Belisar, und durch die Incas neuerdings in Schwung. Auch Florians historische Romane: Numa Pompilius, und Gonsalvo von Cordova (eine Mischung von Roman und epischem Gedicht), wurden mit Enthusiasmus aufgenommen. Sie empfehlen sich vorzüglich durch Anmuth der Darstellung und Eleganz der Sprache. Am besten gelangen ihm Gemählde aus der Schäferwelt, die Estelle, und die Galathee, eine freye Bearbeitung nach Cervantes. Außerdem schrieb Florian auch Novellen, Erzählungen in Versen, Fabeln, eine Nachbildung des Don Quixotte ꝛc. Seine Novelle Bliomberis gab unserm Alxinger den Stoff zu einem trefflichen Rittergedicht. Marmontels moralische Erzählungen geben eine belehrende und veredelnde Unterhaltung. D'Arnaud's Erzählungen gewannen sich durch ihre Sentimentalität ein eigenes Publicum. Für den Ritter-Roman leistete der Graf von Tressau (gest. 1782) Vieles.

Unter den Romanen-Schriftstellerinnen dieser Zeit zeichneten sich, nebst den genannten, noch Madame de Tencin, Genlis und Stael, vorzüglich aus. Die Hauptwerke der erstern sind: Le Siège de Calais. Mémoires de Comminges, und les malheurs de l'Amour. Die vielen Romane und Erzählungen der noch lebenden Gräfinn Genlis, größten Theils für die Jugendbildung berechnet, empfehlen sich durch Feinheit der Nüancirung, gefällige Darstellungsweise und schöne Tendenz.

Der erste Platz unter diesen schriftstellerischen Damen ge-

buhrt unstreitig der geistreichen Baroninn von Stael-Holstein, einer Tochter des berühmten Finanz-Directors und Schriftstellers Neker (geb. 1768). Ihre beyden Romane: Delphine und Corinna, vereinigen männliche Kraft mit weiblicher Zartheit, Leidenschaft mit tiefer Reflexion. Über die witzigen Romane des, im Jahre 1777 gestorbenen, jüngern Crebillon (Verfasser der Romane: Le Sopha; Ah quel conte! Les égaremens du coeur et de l'esprit etc.) hat die Moral längst schon das Verdammungsurtheil ausgesprochen. In der neuern Zeit erregte der Vicomte de Chateaubriand (vorzüglich berühmt durch sein Werk: Génie du Christianisme; durch das religiöse Gedicht: die Martyrer; und durch seine Reise von Paris nach Jerusalem) großes Aufsehen mit seinem Roman Atala, oder die Liebe zweyer Wilden, dessen vorzügliche Schönheiten, nebst einzelnen Scenen der handelnden Personen, in der Beschreibung nordamerikanischer Gegenden bestehen.

Unter den witzigen Köpfen, welche Erzählungen, theils in Prosa, theils in Versen schrieben, sind insbesondere zu nennen: Dorat, Piron, Boufflers, Aubert, Colardeau und Imbert.

Zum Schlusse sind noch die neuern Fortschritte einiger weniger bedeutenden Dichtungsarten in der französischen Literatur anzuführen. Beträchtlich ist insbesondere der Reichthum an poetischen Episteln. In diesem Fache zeichneten sich, als würdige Nachfolger Boileau's und Chaulieu's, vorzüglich aus: der Freyherr von Bar, ein Deutscher, Louis Racine, Gresset, Dorat, Sedaine, Pezay, Voltaire, und Bernis. Die Heroide wurde zuerst durch Colardeau (gestorben 1776) in Frankreich eingeführt. Er selbst wurde für diese Dichtungsart durch Pope's Heroide der Heloise an den Abelard begeistert. Durch ihn kam die Heroide in Frankreich wirklich in Schwung, und man wetteiferte in ihrer Bearbeitung. So geschah es, daß keine Nation einen solchen Reichthum an Heroiden besitzt, als die französische. Den meisten Ruhm hierin erwarben sich Dorat, Blin de St. More und La Harpe.

Die idyllische Poesie erhielt in Frankreich durch Geßners

deutsches Vorbild eine beträchtliche Reform. Dieser Dichter fand unter den Franzosen viele Verehrer und Nachahmer. Nach seinem Muster bildeten sich:

a) Germain Leonard, gebürtig aus Guadaloupe in West-Indien, gestorben 1793. Er schrieb: Idylles morales, dann: Idylles et Poëmes champêtres.

b) Arnaud Berquin, gestorben 1791. Beyde zeichnen sich durch sanftes warmes Gefühl aus.

c) Le Clerc schrieb: Mes promenades, ou poésies pastorales; dann: Idylles et contes champêtres. Von den erstern gab Heydenreich im Jahre 1788 eine deutsche Übersetzung heraus, unter dem Titel: Gemählde aus dem goldenen Weltalter.

d) Jauffert, auch durch seine Kinderschriften berühmt, dichtete zarte Idyllen in dem: Charmes de l'enfance et plaisirs de l'amour maternel.

e) Mademoiselle Levesque machte sich durch schöne Erfindung und zarte Darstellung in ihren Idyllen schon als sechzehnjähriges Mädchen beliebt.

Die lyrische Poesie machte, vom achtzehnten Jahrhundert an, in Frankreich keine Fortschritte von Bedeutung. Zwar nicht Genialität, aber doch ein schönes Talent in der Ode zeigte der als Lehr- und Epistel-Dichter genannte jüngere Racine. Die Oden und Hymnen des Marquis Le Franc de Pompignan, empfehlen sich durch edles starkes Gefühl und mahlerische Sprachen. Als Meisterstücke in ihrer Art läßt man Racine's Ode auf die Harmonie, und Pompignan's Ode auf Rousseau's Tod gelten. Thomas ergreift in seinen Oden durch eine reiche, mahlerische Sprache, doch geräth er oft in falschen Pathos und in erkünstelte Begeisterung. Dagegen sind Le Brün's Oden voll Feuer und Stärke des Ausdrucks.

Die Fabel, bey den Franzosen immer beliebt, weil sie die Gabe einer anmuthigen Erzählung besonders hoch schätzen, fand einige wackere Bearbeiter, unter denen Imbert, Dorat, Didot, Aubert, Florian und der Duc de Nivernois, den ersten

Rang einnehmen. Dorat gab seinen Fabeln auch den hochklingenden Titel: Allégories philosophiques. Nivernois näherte sich der Manier des La Fontaine; Florians Fabeln haben Neuheit der Erfindung und Eleganz der Darstellung für sich.

Mit gleicher Vorliebe, wie die Fabel, wurden von den Franzosen auch die sogenannten Poésies fugitives cultivirt, lyrische Kleinigkeiten, welche in einem galanten Ton leichte Witzspiele und Phantasie-Tändeleyen behandeln. Hierher gehören: Sonette, Madrigale, Rondeau's, Epigramme, Stanzen, Chansons, Impromptu's, Charaden, Räthsel, Logogryphen u. dgl., deren die Franzosen eine unzählige Menge besitzen.

In den neuesten Zeiten haben in Frankreich die größern Melodramen, und die Criminal-, Rettungs- und Schauergeschichten überhand genommen. Wir wurden von allzeitfertigen Übersetzern und Bearbeitern mit diesem phantastischen Gräuelspuk leider nur zu freygebig beschenkt; daher nunmehr zu hoffen ist, daß die Periode der Übersättigung und der Sehnsucht nach etwas Besserem und Originellem wohl bald eintreten wird. — Überblicken wir nun diese historisch-ästhetische Skizze, so ergibt sich, daß die französische Poesie in fünf Hauptperioden zerfällt, und zwar:

1) Erster Zeitraum, von ihrem Beginne bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts: die Troubadours und ihre Nachahmer. Auf dem Theater Mysterien und Moralitäten.

2) Zweyter Zeitraum, von Marot bis Malherbe, zwischen den Jahren 1520 und 1600. Den Charakter dieser Periode bezeichnet zunehmende Correctheit und Eleganz der frühern Naivetät durch das Studium classischer Muster; also eine Verschmelzung des Antiken mit dem Modern-Romantischen, zum Theil durch die Bekanntschaft mit der italienischen und spanischen Poesie bewirkt. Tragödie und Komödie erhielt durch Jodelle die Form der griechisch-römischen, welche in der Folge bleibend wurde.

3) Dritter Zeitraum, von Malherbe bis Peter Corneille (1600 — 1650).

4) Der vierte Zeitraum begreift das glänzende Jahrhundert Ludwigs XIV., das sogenannte goldene Zeitalter der französischen Poesie. Endlich begann

5) eine neue Periode allerdings mit Voltaire. Obschon dieser im Jahre 1694, also noch im eigentlichen Jahrhundert Ludwigs XIV. geboren ist, so erscheinen doch in seinem Werke die Grundzüge des neuern Charakters der französischen Poesie, welche jedoch an Tiefe des Gefühls und freyem Aufflluge der Phantasie zum Idealen in dieser so wie in jeder andern Periode empfindlichen Mangel litt, und stets einen — mehr oder weniger — rhetorischen Charakter hatte.

Boileau Despreaux.

(Geboren 1636, gestorben im Jahre 1711).

Der Reiz, welchen die Dichtkunst für ihn schon in früher Jugend gewann, wirkte so mächtig, daß er das schon bekleidete Amt eines gerichtlichen Anwaldes wieder verließ, um den Musen allein zu leben. Die im Jahre 1666 erschienenen Satyren erregten sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit; erst späterhin fand man Voltaire's Bemerkung, Boileau sage in schönen Versen ganz gewöhnliche Dinge, sehr richtig. Nach den Satyren erschienen seine poetischen Episteln, hierauf das Werkchen l'Art poétique, und endlich das komische Heldengedicht: der Chorpult (le Lutrin). Den Stoff dazu gab ein Vorfall, der sich zu Paris wirklich ereignet hatte; es geschah nähmlich, daß die veränderte Stellung eines Chorpults in einem Capitel unter den theilnehmenden Individuen heftige Zwistigkeiten veranlaßte. Boileau wurde aufgefordert, diesen mit vieler Wichtigkeit betriebenen, geringfügigen Umstand poetisch zu behandeln; er führte den Wunsch lustig aus, und wurde mit dem größten Beyfalle für das gelungene Werk belohnt.

Boileau war der glücklichen Muße, in welcher er sein Leben zubrachte, als Schriftsteller und als Mensch in gleichem Grade würdig. So beißend seine Satyren stachen und brann-

ten, eben so sanft, edel und großmüthig war sein persönlicher Charakter. Man findet von seinen Biographen viele, ihm sehr ehrenvolle Züge, Äußerungen und Thaten aufgezeichnet.

Ungeachtet Boileau schon so viel literarische Celebrität sich erworben hatte, wurde er doch erst im Jahre 1684 zum Mitgliede der französischen Akademie aufgenommen, und auch jetzt nur durch besondere Mitwirkung des Königs, weil er unter den Mitgliedern dieser Akademie alle diejenigen zu Feinden hatte, die sich durch den Stachel seiner Satyre verwundet fühlten.

Bald nachher wurde er auch in die Akademie der Inschriften aufgenommen. Hier erwarb er sich ein zweyfaches Verdienst, theils dadurch, daß er zu Übersetzungen der griechischen und römischen Classiker aneiferte, theils durch den offenen Krieg, den er allen schlechten Schriftstellern erklärte, die, ihres Unwerths ungeachtet, sehr beliebt waren. Indeß fällte er doch auch so manches falsche Urtheil, daß man ihm den Sinn für den Geist echter Poesie, insbesondere der romantischen, keineswegs zugestehen kann. Hierzu wäre man schon dadurch vollkommen berechtigt, daß er es wagte, Tasso's befreytes Jerusalem ein Reimgeklingel zu nennen.

Mit dem Dichter Racine lebte er in freundschaftlichem Verhältnisse. Man erzählt hiervon eine artige Anekdote. Racine's Athalia fand bey ihrem ersten Erscheinen nicht die erwünschte günstige Aufnahme. Der gekränkte Dichter klagte dem Freunde seinen Schmerz, worauf dieser zu ihm die merkwürdigen Worte sagte: „Es ist ihr Meisterstück; glauben Sie mir, ich verstehe mich darauf. Das Publicum wird schon noch zu Verstande kommen!" — Die Folge bewies, daß Boileau Recht hatte. Den Moliere erklärte er für das größte Genie seiner Zeit. Nebst den bereits erwähnten poetischen Werken hat man von Boileau auch lateinische Gedichte und einige prosaische Schriften, z. B. Dialogen über Dichtkunst und Musik, über die Helden des Romans, dann auch eine Übersetzung von Longins Abhandlung über das Erhabene, sammt kritischen Bemerkungen darüber.

Sehr treffend charakterisirt Bouterweck den Boileau: „Wenn man den Werth eines Gedichtes nur nach dem schätzen will, was eigentlich poetisches Verdienst heißen soll, so nimmt Boileau, mit all seinem Verstand und Witz, selbst unter den Dichtern vom zweyten Range keinen der ersten Plätze ein. Es fehlte ihm nicht nur an originalem Erfindungsgeiste und an Talent zu den Dichtungsarten, durch welche sich die Poesie selbstständig von der Prosa scheidet; selbst in der Nachbarschaft der geistreichen Prosa, der Heimath seines Geistes, zeichnen sich seine Werke durch keine Originalität, weder der Ansichten noch der Manier aus. Nur das Verdienst bleibt ihm, in den subalternen Dichtungsarten, in denen er sich vorzüglich hervorthat, seine Vorgänger am französischen Parnasse durch Correctheit und Eleganz der Sprache und der geistreichen Darstellung überhaupt übertroffen zu haben. Den meisten Antheil hat die Phantasie an seiner komischen Erzählung, der Chorpult, die immerhin ein komisches Heldengedicht heißen kann." —

Boileau selbst sagt von diesem Gedichte: „Es ist eine neue Burleske, die ich in unserer Sprache einführe; denn anstatt daß in einer andern Dido und Äneas wie Fischweiber und Taglöhner reden, spricht hier ein Perrückenmacher und eine Perrückenmacherinn wie Äneas und Dido." — Den wesentlichen Inhalt dieses Gedichtes macht der Zwist, welcher dadurch entsteht, daß ein vor mehreren Jahren vom Chor einer Kirche in Paris weggenommenes Pult von den Feinden des Cantors, in der Nacht heimlich wieder an seine alte Stelle gesetzt wird. Die Maschinerie, beynahe die Hauptsache dieses Gedichtes, besteht aus allegorischen Wesen. So sehen wir die Zwietracht, die Fama, die Gemächlichkeit, und die Chicane in voller Thätigkeit. Unter den Hauptfiguren des Gedichtes erscheint ein Perrückenmacher und seine Ehehälfte. Der letztern verkündiget die Fama, daß ihr Gatte sich anheischig gemacht habe, des Pultes wegen eine Nachtwache zu halten. Sie eilt zu ihrem Gatten, den sie mit einem Hagel von Vorwürfen bedeckt, ohne ihn jedoch in seinem heroischen Entschlusse wankend zu machen.

Die Zwietracht freut sich ihres gelungenen Werkes und weckt durch ihr Jubelgeschrey die schlafende Gemächlichkeit. Diese stützt sich weinend auf einen Arm, schlägt ein müdes Auge auf, spricht mit schwacher Stimme, nicht ohne zwanzig Mahl inne zu halten, und hört endlich mitten in einem Satze auf, da sie merkt, daß ihre Zunge erstarrt. Sie seufzt, streckt die Arme aus, schließt die Augen und schläft ein. Außerdem, daß diese Schilderung mehr auf die Trägheit als auf die Gemächlichkeit zu passen scheint, kann man auch nicht umhin, an Ovids Beschreibung des Schlafes und sein iterum iterumque relabens sich dabey zu erinnern. Überdieß ist diese Gemächlichkeit im Gedichte ganz müßig, folglich auch eine überflüssige Person, so wie die Nacht, als allegorisches Wesen, welche nur zu einer einzigen komischen Scene Veranlassung gibt, indem sie in das Pult eine Eule versteckt, vor deren plötzlichem Aufflug und Geschrey die drey Helden, welche das Pult im Chor aufstellen sollen, erschrecken und fliehen, bis es der Zwietracht gelingt, ihnen wieder neuen Muth einzuflößen. Treffend ist die Schilderung der Chicane: „Für Billigkeit hat sie niemahls weder Augen noch Ohren. Ihre Kinder: die Dürftigkeit mit bleichem Gesichte, der traurige Hunger, die fressenden Sorgen und der schändliche Verfall, beunruhigen rings um sie her die Luft mit bangem Gewinsel. Immer blättert sie im Buche der Gesetze und des Brauches. Um Andere zu verzehren, verzehrt das Ungeheuer sich selbst, frißt Häuser und Palläste, und gibt für ganze Haufen Gold nichts als nichtswerthe Actenstöße." —

Aus dem ganzen Gedichte überhaupt leuchtet hervor, daß Tassoni's komisches Heldengedicht: der geraubte Eimer, dem Boileau als Musterbild vorschwebte. Bouterweck zieht daher auch eine sehr richtige Paralelle: „Verglichen mit diesem italienischen Gedichte, ist Boileau's Chorpult bey weitem nicht so reich an komischer Mannigfaltigkeit, an poetischem Muthwillen, und an kühnen Zügen, aber es ist regelmäßiger und sittsamer, und schwankt nicht, wie Tassoni's

Gedicht, zwischen der feinen Satyre und der derben Posse hin und her." —

Der nächste epische Dichter von Bedeutung nach Boileau war Voltaire. Der Zwischenraum wurde von einigen mißlungenen epischen Versuchen ausgefüllt, die wir nur kurz anführen. Jean Desmaret de St. Sorlin schrieb ein romantisches Heldengedicht: Clovis (Clodwig) ou la France chretienne, Jean Chapelain eine Pucelle (Jungfrau von Orleans), ou la France délivrée; George de Scudery einen Alaric, ou Rome vaincue; Pierre le Moine: St. Louis, ou la sainte couronne reconquise; und François Limojon de St. Didier gleichfalls einen Clovis, eine neue Bearbeitung des schon von Desmaret behandelten Stoffes. St. Didier war, seines sehr geringen poetischen Geistes ungeachtet, so geschätzt, daß er dreymahl von der Académie des jeux floraux, und zweymahl von der Académie Française gekrönt wurde. Fenelon's Werk: Les Avantures de Télémaque, ist keine Epopee, sondern vielmehr ein mythologisches Lehrgedicht.

Marie François Arouet de Voltaire,

geboren zu Chatenay bey Paris im Jahr 1694, Sohn des François Arouet, Notars und zuletzt Schatzmeisters der Rechenkammer. Seine erste Bildung erhielt er im Jesuiten-Collegium. Schon der dreyjährige Knabe erwarb sich Lob und Gunst durch das Declamiren von Fabeln und andern Gedichten. Das nach dem Willen des Vaters angefangene Rechtsstudium wich bald der Liebe zur Dichtkunst. Er schrieb zuerst religiöse Gedichte; seinen Dichterruhm gründete er als 19jähriger Jüngling durch das Trauerspiel Oedipe, welches bey der Vorstellung selbst seinen Vater so ergriff, daß er ihm von diesem Augenblick die Beschäftigung mit den Musen ganz frey ließ. Bald nachher aber wurde Voltaire durch seinen Hang zu Spott und Satyre in sehr unangenehme Lagen gebracht, ja selbst ins Gefängniß geworfen und aus Paris verbannt, worauf er längere

Zeit theils in England theils in Holland lebte, auch zu Brüssel. In den Perioden der gefänglichen Haft und der Verbannung schrieb er die vorzüglichsten unter seinen vielen Werken. Sein Poëme de Fontenoy verschaffte ihm die Stelle eines Historiographen und Kammerherrn Ludwig XV. Im Jahr 1723 erschien die Henriade, in jener ersten Ausgabe noch unter dem Titel: Le poëme de la Ligue. Im Jahre 1740 begann sein näheres Verhältniß mit dem König von Preußen, Friedrich II., der schon als Kronprinz ihm entgegen kam. Im Jahre 1750 erhielt er die Stelle eines Kammerherrn, eine Pensions-Versicherung von 22,000 Livres, freye Tafel und Equipage. Er arbeitete jetzt zu Potsdam gemeinschaftlich mit dem König an literarischen Werken, bis er sich, durch einen Streit mit Maupertuis, dem Präsidenten der Berliner Akademie, den Unwillen des Monarchen zuzog, der endlich eine völlige Trennung zur Folge hatte.

Voltaire, der sich indeß durch mehrere glückliche Speculationen ein großes Vermögen erworben hatte, kaufte nun das Landgut Ferney in der Nähe von Genf, wo er nun einige Jahre verlebte. Erst in hohem Alter kehrte er nach Paris zurück, wo er, mit Ehrenbezeigungen überhäuft, als vier und achtzigjähriger Greis den Geist aufgab, nachdem er während seines, an Thaten und Werken reichen Lebens, von Vielen in eben dem Grade war verehrt und erhoben, als von Andern gehaßt und verfolgt worden. Sein Tod fällt in das Jahr 1778.

Der Hauptfehler der Henriade (in zehn Gesängen) ist unstreitig der Mangel an wahrem epischen Geist, obschon sie dessen ungeachtet unter den epischen Gedichten Frankreichs immer noch den ersten Rang behauptet. Theils frostig, theils widrig ist die Vermischung der Maschinerie, von Wesen der christlichen Glaubenslehre mit allegorischen Personen, wie z. B. der heilige Ludwig, die Zwietracht, die Politik, die Wahrheit ꝛc. Auch ist eine ziemlich gezwungene Nachahmung der Äneis im Gange der epischen Handlung nicht zu verkennen, wie z. B. der Sturm, die Erzählung der Geschichte Frankreichs u. m. dgl. Dagegen

aber gebührt diesem Gedichte in Hinsicht auf Diction, Versbau und Schönheit einzelner Dichtungen und Beschreibungen viel Lob. Voltaire fällt in seiner Abhandlung über die epische Poesie hierüber selbst das richtigste Urtheil, indem er sagt: Il faut avouer qu' il est plus difficile à un François qu' à un autre de faire un poëme épique; mais ce n'est ni à cause de la rime, ni à cause de la sechesse de notre langue. Oserai-je le dire? c'est que de toutes les nations polies la nôtre est la moins poétique. —

Über Voltaire's zweytes episches Gedicht, welches den Sieg bey Fontenoy besingt, fällt Eichhorn das sehr richtige Urtheil, es sey eine eilfertige Rhapsodie, ein Flickwerk von immer neu eingeschobenen Gedanken und Schilderungen ohne Einheit, ohne Imagination, ohne reine Versification, des Verfassers der Henriade ganz unwerth.

Ein anderes episches Gedicht: la Guerre civile de Genève, ou les Amours de Robert Covelle, das im Jahr 1768, also zehn Jahre vor Voltaire's Tode erschien, brachte, als das matte Product des Greisenalters, zugleich niedrig und schmutzig, dem Publicum kein Vergnügen, dem Verfasser keine Ehre.

Eben so unheilig und unrein ist die übelberüchtigte Pucelle d'Orléans, ein komisches Heldengedicht in 21 Gesängen, ein schamloses Product, das zwar Religion und Sittlichkeit mit Füßen tritt, aber durch Witz und poetische Schönheiten im Einzelnen sich auszeichnet.

Plan der Henriade.

Heinrich III., mit Heinrich von Bourbon, König von Navarra, gegen die Ligue verbunden, hat schon die Belagerung von Paris angefangen, und sendet nun den letztern heimlich nach England, um von der Königinn Elisabeth Hülfe zu verlangen. Auf der See wird Heinrich von Bourbon von einem Sturm überfallen, und landet auf einer Insel, wo ein katholischer Greis ihm seine Bekehrung und die Thronbesteigung

vorhersagt. Nun folgt eine Beschreibung von England und dessen politischer Verfassung.

Im zweyten Gesang erzählt Heinrich der Königinn die Reihe der Unglücksfälle, die sich in Frankreich zutrugen, insbesondere die Gräuel der Bartholomäusnacht. Im dritten Gesange geht die Erzählung auf die bürgerlichen Kriege in Frankreich über, bis auf Heinrich III.

Die Königinn, für den Helden eingenommen, verspricht schnelle Hülfe, mit schmeichelhafter Antwort: *)

Allez, lui dit la Reine, allez, digne Héros,
Mes guerriers sur vos pas traverseront les flots;
Ce n'est point votre Roi, c'est vous, qu' ils veulent suivre:
A vos soins génereux mon amitié les livre.
Au milieu des combats vous les verrez courir,
Plus pour vous imiter que pour vous secourir!
Formez par votre exemple au grand art de la guerre,
Ils apprendront sous vous à servir l'Angleterre.

Häupter der Ligue sind Mayenne und d'Aumale. Der letztere ist schon so weit gekommen, daß König Heinrich ihm weichen muß; da kommt Bourbon aus England zurück und bringt das Kriegsglück mit sich. Mayenne wird von der Zwietracht getröstet, welche, hülfesuchend, nach Rom fliegt, daselbst die Politik trifft, und mit ihr nach Paris zurückkehrt, wo sie Alles in Verwirrung und Aufruhr bringt.

Der fünfte Gesang zeigt uns die Belagerten in großer Bedrängniß. Die Zwietracht erregt den Jacques Clement, aus Paris zu gehen, um den König zu ermorden. Sie ruft den Dämon des Fanatismus aus der Hölle, um den Mord durch ihn zu vollziehen. Die Liguisten opfern den höllischen Mächten. Heinrich III. wird ermordet, Heinrich IV. beym Heere als König ausgerufen. Gräßlich ist das Gemählde jenes höllischen Opfers:

*) Ich gebe diese Stellen in der Original-Sprache, theils weil bisher noch keine gelungene Übersetzung vorhanden, theils weil die französische Sprache selbst zu allgemein bekannt ist, um eine Übersetzung nothwendig zu machen.

Dans l'ombre de la nuit sous une voûte obscure,
Le silence a conduit leur assemblée impure.
A la pâle lueur d'un magique flambeau
S'élève un vil autel dressé sur un tombeau;
C'est-là que des deux Rois on plaça les images,
Objets de leur terreur, objets de leurs outrages.
Leurs sacrilèges mains ont mêlé sur l'autel,
A des noms infernaux, le nom de l'Eternel.
Sur ces murs ténébreux cent lances sont rangées,
Dans les vases de sang leurs pointes sont plongées,
Appareil menaçant de leur mystère affreux.

Sechster Gesang. Die Liguisten schreiten in Paris zur Wahl eines neuen Königs. Während sie in dieser Hinsicht versammelt sind, unternimmt Heinrich IV. einen Sturm auf die Stadt. Die Versammlung geht aus einander und eilt zum Kampf auf die Wälle. Schon dringt Heinrich vorwärts, da erscheint ihm der heilige Ludwig, und ermahnt ihn, vom fernern Blutvergießen abzustehen:

Du profond d'une nue
Un fantôme éclatant se présente à sa vue.
Son corps majestueux maître des élémens,
Descendoit vers Bourbon sur les ailes des vents.
De la divinité les vives étincelles
Etaloient sur son front des beautés immortelles.

Der Heilige versetzt den König durch eine Verzückung in den Himmel und in die Hölle, und läßt ihn den Pallast des Schicksals sehen, worin er seine Zukunft, seine Nachkommenschaft und alle großen Männer erblickt, welche Frankreich nach ihm hervorbringen soll.

Im achten Gesang kommt Egmont den Liguisten mit spanischen Truppen zu Hülfe; sie verlieren aber die Schlacht bey Ivry, worin Egmont getödtet wird. Glänzend erscheint Heinrich IV. durch Tapferkeit und Edelmuth, womit er seine Feinde mehr als durch die Waffen besiegt. Schön ist der Eindruck geschildert, den diese Tugenden hervorbringen:

Henri victorieux voyoit de tous côtés
Les Ligueurs sans défense implorant ses bontés.
Des cieux en ce moment les voûtes s'entrecouvrirent:
Les manes de Bourbons dans ces airs descendirent,
Louis au milieu du haut du firmament,
Vint contempler Henri dans ce fameaux moment. —

Ses soldats près de lui d'un oeil plein de courroux,
Regardoient ces vaincus échappés à leurs coups.
Les captifs tremblant conduits en sa présence
Attendoient leur arrêt dans un profond silence.
Le mortel désespoir, la honte, la terreur,
Dans leurs yeux égarés avoient peint leur malheur.
Bourbon tourna sur eux des regards pleins de grâce,
Où régnoient à la fois la douceur, et l'audace.
Soyez libres, dit-il; vous pouvez désormais
Rester mes ennemis, ou vivre mes sujets. — —
Esclaves de la Ligue, ou compagnons d'un Roi,
Allez trembler sous elle, ou triompher sous moi.
Choisissez. —

A ces mots d'un Roi couvert de gloire,
Sur un champ de bataille, au sein de la victoire,
On voit en un moment ces captifs éperdus,
Contens de leur défaite, heureux d'être vaincus.
Leurs yeux sont éclairés, leurs coeurs n'ont plus de haine;
Sa valeur les vainquit, sa vertu les enchaîne.

Indeß hat ſich die Zwietracht, über Heinrichs Siege aufgebracht, in den Tempel der Liebe begeben, und bittet die Göttinn, den Muth des Königs erſchlaffen zu machen. Dieſe willfährt der flehenden Unholdinn. Heinrich wird auf einige Zeit in die Netze der ſchönen Gabriele d'Eſtrées verſtrickt, aber Mornay befreyt ihn daraus, und er kehrt zu dem Heere zurück.

Das Gemählde des Tempels der Liebe hat ein ſo ſüdliches Colorit und ſo ſinnige Züge, daß Taſſo und Arioſt es nicht verſchmähen würden, ſie für ihre eigenen anzuerkennen. Nur einige derſelben zur Probe!

Sur les bords fortunes de l'antique Italie,
S'élève un vieux palais respecté par les tems;
La Nature en posa les premiers fondemens,
Et l'art ornant depuis la simple architecture,
Par ses traveaux hardis surpassa la nature. —
Par tout on voit meurir, par tout on voit éclore,
Et les fruits de Pomone, et les présens de Flore,
Et la terre n'attend pour donner ses moissons,
Ni les voeux des humains, ni l'orde des saisons. —

La flatteuse espérance, au front toujours sérain,
A l'autel de l'amour les conduit par la main.

Nahe am Tempel ſtehen die Grazien:

On voit à ses côtés le Mystère en silence,
Le sourire enchanteur, les soins, la complaisance,
Les plaisirs amoureux, et les tendres désirs,
Plus doux, plus séduisans encor que les plaisirs. —

Nach der Rückkehr des Königs beginnt die Belagerung von Paris neuerdings. Die Stadt wird von einer fürchterlichen Hungersnoth verheert, aber der edelmüthige König ſelbſt verſieht die unglücklichen Einwohner mit Lebensmitteln. Endlich werden ſeine herrlichen Tugenden anerkannt und vom Himmel belohnt. Paris öffnet ihm die Thore und der Krieg iſt geendigt.

Tout le peuple changé dans ce jour salutaire,
Reconnoît son vrai Roi, son vainqueur, et son père.

Unter Voltaire's Nachfolgern im Gebiethe der epiſchen Poeſie verdienen nur wenige eine beſondere Erwähnung, und zwar vorzüglich:

1) Marie Antoinette le Page du Boccage, geboren zu Rouen im Jahre 1710, geſtorben 1802. Sie war Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen. Ihre Gedichte wurden mit Enthuſiasmus aufgenommen; ſelbſt Voltaire und Fontenelle gehörten zur Menge ihrer Bewunderer. Sie ſchrieb ein epiſches Gedicht in zehn Geſängen, deſſen Gegenſtand die Entdeckung der neuen Welt iſt, unter dem Ti-

tel: La Colombiade, ou la foi portée au nouveau monde; außerdem noch zwey Nachahmungen epischer Gedichte, nähmlich eine von Miltons verlornem Paradiese, und eine von Geßners Tod Abels. Die Colombiade enthält einzelne gelungene Beschreibungen und poetische Stellen.

2) Jean Baptiste Louis Gresset, geboren zu Amiens im Jahr 1709, gestorben 1777. Verfasser der komischen Epopee: der Papagay (le Vert-vert) in 4 Gesängen; leicht und gefällig, aber sehr frivol.

3) Jacques Cazotte, geboren zu Dijon, im Jahr 1720; er starb durch die Guillottine, in den schrecklichen September-Mord- und Gräueltagen des Jahrs 1792, edel, heiter und rechtlich, wie er gelebt hatte, indem er das Mordgerüste mit den Worten bestieg: „Ich sterbe, Gott und meinem Könige treu!" — Sein Olivier, ein romantisches Gedicht in zwölf Gesängen, in poetischer Prosa geschrieben, gefällt durch Phantasie und Witz.

4) Mourier, (Geburts- und Todesjahr und Ort sind unbekannt). Er ist Verfasser des romantischen Gedichts Richardet, eines Werkes von Geist, Leben und Laune mit anmuthiger Darstellung; indeß nahm sowohl Cazotte als Mourier sich den Fortinguerra zum Vorbilde.

Geschichte der englischen Poesie.

Man nimmt in der Geschichte der englischen Poesie fünf Haupt-Perioden an: die erste von Chaucer (geboren im Jahr 1328) bis zum Jahr 1550; die zweyte vom Jahr 1550 bis 1630, worin Spenser und Shakespeare Epoche machten; die dritte vom Jahr 1630 bis 1680, deren Stern erster Größe Milton war; die vierte vom Jahr 1680 bis 1750, worin Pope, Congreve, Young, Gay, Glover ꝛc. glänzten; die fünfte vom Jahr 1750 bis zur neuesten Zeit. In die erste Hälfte dieser Periode fallen: Ogilvie, Akenside, Shenstone, Thomson, Armstrong, Langhorne u. a. Die Lieblinge der neuesten Zeit sind Bloomfield, Walter Scott, Lord Byron und Thomas Moore.

In den einzelnen Dichtungsarten zeichneten sich insbesondere aus:

In der Fabel: Gay und Eduard Moore. In der poetischen Erzählung: Chaucer, Spenser, Pope, Addison, Dryden, Prior, Mallet, Goldsmith, Jerningham ꝛc. In der Idylle machten die ersten Versuche Barklay und Spenser. Die bedeutendsten nach ihnen sind: Pope, Gay, Shenstone, Lyttleton, Collins. Im Epigramm: Harrington, Donne, Waller, Prior. Im Sonett: Spenser, Shakespeare, Carew, Milton, Knight, Charlotte Smith ꝛc.

Die meisten Dichter und vorzügliche Leistungen finden wir in allen Arten des Lehrgedichts, nämlich im artistischen und beschreibenden.

1) Im artistischen Lehrgedicht sind insbesondere zu erwähnen: Die Kunst zu übersetzen, vom Grafen von Roscom-

mon. — Versuch über die Dichtungsarten, vom Herzog von Buckingham. — Pope's Versuch über die Kritik. — Über die Schauspielkunst, von Aaron Hill. — William Hayley's Versuche über Mahlerey, Bildhauerkunst, Poesie und Geschichtschreibung. — Über die Zubereitung des Äpfelmosts (the Cyder), von John Philips. — Der englische Garten, von William Mason. — Die Jagd, von William Somervile. — Die Wolle, von John Dyer. — Das Zuckerrohr, von James Grainger. — Die Erhaltung der Gesundheit, von John Armstrong. — Der botanische Garten, von Erasmus Derwin. — Die Tanzkunst, von Soame Jenyns.

2) Im beschreibenden Lehrgedicht: Der Cooper-Hügel, von John Denham. — Der Edgehügel, von Jago. — Der Grongar-Hügel, von John Dyer; und die Ruinen von Rom, von demselben. — Pope's Wald von Windsor. — Die Jahreszeiten, von Thomson. — Das verödete Dorf, von Olivier Goldsmith. — Der Minstrel, von James Beattie. — Der Pachterknabe (the farmers boy), von Robert Bloomfield.

Im philosophischen Lehrgedicht: Die göttliche Liebe; die Furcht Gottes; die heilige Poesie, von Edmund Waller. — Salomon, über die Eitelkeit der Welt; und: über die Ausbildung des menschlichen Geistes, von Mathew Prior. — Pope's moralische Versuche; desselben Versuch über den Menschen. — Young's Nachtgedanken, die Macht der Religion, Resignation, das jüngste Gericht. — Die Vergnügungen der Einbildungskraft, von Mark Akenside. — Die Vorsehung, von John Ogilvie. — The triumphs of temper (wörtlich: die Triumphe des Temperaments, d. i. über das Glück und die Macht eines festen und ruhigen Charakters), von William Hayley. — Über den Fortgang der Cultur, von James Pye. — Die Humanität (gegen den Sclaven-Handel) von Pratt.

In der Satyre haben sich ausgezeichnet: John Wilmot, Graf von Rochester, Pope, Dryden, John Philips, Jonathan Swift (der Vorzüglichste unter Allen), Eduard Young, Charles Churchill, Samuel Johnson und John

Woolcot, bekannt unter dem angenommenen Nahmen Peter Pindar.

Die poetische Epistel wurde noch am gelungensten bearbeitet von Pope, Gay, Hayley und Lord Lyttleton.

In der Elegie leisteten das Vorzüglichste: William Shenstone, Thomas Gray, James Hammond, John Jerningham, Michael Bruce, Thomas Penrose, Richard Jago und James Beattie.

In der Heroide zeichnen sich aus: Pope's Heloise an Abälard, und Abälards Antwort, von Thomas Warwik. Jerninghams Brief: Variko an Yncle, und Lord Hervey's vier Heroiden: Monimia an Philocles; Flora an Pompejus; Arisbe an Marius; Roxana an Usbek. Der gelungenste unter diesen Heldenbriefen blieb der von Pope; nächst diesem wird der Preis der von einem Ungenannten verfaßten Heroide: Julia an Pollio, zuerkannt.

Die berühmtern Oden- und Lieder-Dichter Britanniens beginnen mit Abraham Cowley, der im Jahre 1667 starb. Ihm folgte ein zahlreicher Reigen bedeutender Sänger: Waller, Dryden, William Congreve, John Ogilvie, Ambrose Philips, Gilbert West, James Thomson, Mark Akenside, Thomas Gray, J. Langhorne, William Mason, William Haylay, William Collins, William Shenstone, Elisabeth Carter, Soame Jenyns, John Aikin, Anna Lätitia Barbauld u. a.

Größere Sammlungen der ältern lyrischen Gedichte sind:

Collection of Songs by Th. d'Urfey. 6 Vol.

Aikin's Essay on Song-Writing, with a Collection of english Songs.

Collection of Poems of several Hands, by Dodsley. 6 Vol.

A select Collection of Poems, by Nichols. 6 Vol.

A select Collection of english Songs, by Ritson. 3 Vol.

The lyric Repository. 3 Vol.

Orpheus. A Collection of 1974 of the most celebrated english and scotch Songs. 3 Vol. u. a.

An Balladen sind die Engländer reich. Unter den vielen Sammlungen der ältern Ballade ist die berühmteste von Percey; sie führt den Titel: Reliquies of ancient english Poetry. — Im Deutschen haben wir eine Sammlung altenglischer und altschottischer Balladen und Lieder von Ursinus, herausgegeben von Eschenburg.

Unter den spätern englischen Balladen-Dichtern sind die berühmtesten: Mathew Prior, Nic. Rowe, John Gay, Thomas Tickell, David Mallet, Oliver Goldsmith, Thomas Percy, Miß Barbauld, William Shenstone, Langhorne und Cartwright.

In der Cantate besitzen die Britten, außer Drydens Alexander-Fest, Congreve's Hymne auf die Harmonie, und Pope's Gedicht auf die Musik, nichts von Bedeutung.

Das erste epische Gedicht lieferte Spenser mit seiner zuerst im Jahre 1590 erschienenen Feenköniginn. Die darauf folgenden idyllisch- und allegorisch-epischen Gedichte sind sämmtlich mehr oder weniger mißlungen. Hierher gehören: die Arcadia, von Philipp Sidney; die Pastorals Britanniens, von William Browne; Gondibert, von William Davenant, und fortgesetzt von John Gay. — Richard Blackmore, gestorben im Jahre 1729, schrieb sechs verunglückte Epopeen: Prinz Arthur; zwey König Arthur; Elisa; die Schöpfung; der Erlöser. — Auch Thomson's allegorisch-episches Gedicht: die Burg der Trägheit, und die Britannia, können nicht gelungen genannt werden. Cowley entzückte seine Zeitgenossen (in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts) durch seine in Vergessenheit versunkene Davideis. Erst Milton's Genius vermochte in seinem verlorenen Paradiese ein episches Meisterwerk aufzustellen, das mit seinen großen Schönheiten auch große Fehler verbindet. Weniger gelungen und auch wenig bekannt geworden, ist sein zweytes episches Gedicht: das wiedereroberte Paradies, in 4 Büchern. Ihm folgten, wie jedem mit Glück aufgetretenen Genie, eine Menge von Nachahmern, die auch das gewöhnliche Schicksal der Nachahmer hatten. Diese verunglückten Versuche waren, nebst der Schöpfung und dem

Erlöser des schon genannten Blackmore, noch die folgenden Gedichte: Gideon oder der patriotische König, und der Stern des Nordens (Peter I.), von Aaron Hill. — Das wiederhergestellte Judäa, von Hayward Roberts. Der Messias, von Miß Scotts; und König Asa, von F. May.

Endlich trat der — zwar nicht geniale, aber doch talentvolle Richard Glover mit zwey historischen Gedichten auf. Das erste derselben, Leonidas, fand Beyfall; weniger Aufsehen erregte die Athenaide. Ihn nahm sich William Wilkie in seiner Epigoniade zum Muster, blieb aber hinter seinem Vorbilde zurück.

Die genialsten und harmonisch ausgebildetsten epischen Dichter erhielt England erst in unsern Zeiten an Walter Scott und Lord Byron. Ihre epischen Gedichte dürfen sich den vorzüglichsten aller Nationen und Zeiten an die Seite stellen. Im vollsten Glanze zeigt sich Walter Scott in seiner romantischen Epopee: das Fräulein vom See. Eben solches Aufsehen erregten Lord Byron's epische Gedichte: Childe Harold's Pilgrimage; the Bride of Abydos; the Corsar, u. a. Sein neuestes Werk ist das noch unvollendete epische Gedicht: der neue Don Juan. Gelungenes kann die brittische Literatur im Fache der komischen Epopee aufweisen, zuerst in Butlers Hudibras, der im Jahre 1663 erschien, dann in Pope's Lockenraub, und in Garth's Armen-Apotheke.

Die ersten Spuren der dramatischen Poesie zeigten sich schon in dem eilften Jahrhundert durch rohe Versuche in geistlichen Dramen und in weltlichen Possenspielen. Die erstern führten den Gattungsnahmen Miracles; die Possenspiele hießen Plays. Ihnen folgten die Moralities, moralische Schauspiele, worin Laster und Tugenden als allegorische Personen auftraten. Endlich erschienen die sogenannten Histories, historische Schauspiele. Eine Historie war die Darstellung einer ganzen Reihe durch die Zeitfolge mit einander verbundenen Begebenheiten, und unterschied sich von den Tragicomedies, worin nur eine einzelne tragische Begebenheit dargestellt wurde. Eine besondere Art der moralischen Komödie waren die Mas-

ken (Masks), sogenannt von der charakteristischen Costumirung der darin vermischt auftretenden allegorischen und mythologischen Personen.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fing mit dem Studium der alten Classiker, die man übersetzte, eine bessere Periode der dramatischen Poesie an. Das bekannte älteste englische Original-Lustspiel aus dieser Zeit, führt den Titel: Gammer Gurton's Needle, die Nähnadel der Frau Gurton, gleich reich an komischer Kraft und an rohen Zoten. Es ist schon regelmäßig in Acte und Scenen eingetheilt. Die Handlung besteht, nach Bouterwecks Erzählung, darin, daß die genannte Frau Gurton in der Eile ihrer Geschäftigkeit die Nähnadel verliert, mit der sie die Beinkleider ihres Hausknechts ausflickte. Ein lustiger Gesell benutzt dieses Ereigniß, die gute Frau mit ihrer Nachbarinn zusammen zu hetzen, welche die Nadel gestohlen haben soll. Das ganze Haus geräth in Aufruhr. Der Pfarrer und andere Personen mischen sich ins Spiel. In einer Folge von burlesken Scenen wird die Handlung immer verwickelter, bis der muthwillige Stifter dieses häuslichen Unfugs auf einmahl alle Räthsel lös't, indem er dem Hausknecht einen so tüchtigen Schlag auf den Theil gibt, der in den zerrissenen Beinkleidern steckt, daß die Nadel, die auch darin stecken geblieben war, tief genug in das Fleisch eindringt, um zu verrathen, wo sie sich bis dahin verborgen. Der Plan des Stückes beweißt zugleich die niedrige Rohheit der Ausführung.

Das erste regelmäßige Trauerspiel in englischer Sprache ist der Gordobuk, oder Ferrex und Porrex, von Thomas Sakville, das im Jahre 1561, zehn Jahre nach dem erwähnten Lustspiele, erschien. Der Stoff, aus der ältesten brittischen Geschichte genommen, ist folgender: der Brittenkönig Gordobuk theilt sein Reich, gegen das Herkommen, unter seine beyden Söhne Ferrex und Porrex, aus Liebe zu Porrex, dem jüngern. Der ältere fühlt sich dadurch gekränkt, und äußert seine Unzufriedenheit. Videna, die Königinn, nimmt die Partey ihres ältern Sohnes. Es kommt zwischen beyden Brüdern zum

Kriege. Der jüngere erschlägt den ältern. Die Mutter läßt aus Rache den jüngern ermorden. Das ganze Land empört sich. Der alte König büßt seine Übereilung mit dem Leben. Auch die Königinn wird ermordet. Die Oberhäupter des Volks versammeln sich und stiften eine neue Ordnung im Staate. —

Auf dieses Trauerspiel folgten von andern Dichtern mehrere größten Theils verunglückte Versuche, bald schale Nachbildungen der antiken Tragödie, bald schimmernde Gewebe von Witz und Gelehrsamkeit, bald chaotische Gemische von Tragödie und Posse. Eine bessere Periode begann mit Christopher Marlow, der kurz vor Shakespeare und noch gleichzeitig mit ihm, auftrat. Marlow zeichnete sich vortheilhaft aus durch eine edlere Sprache, kräftige Charakteristik und Situationen voll Wahrheit und Interesse; nur ist seine Manier etwas hart, und die tragische Würde fehlt. Dessen ungeachtet aber findet man zwischen Marlow's und Shakespeare's Geist und Darstellungsweise eine bedeutende Ähnlichkeit. Seine vorzüglichen Stücke sind die Tragödien: Faust, König Eduard II., Richard II., Tamerlan, die Pariser Bluthochzeit, und der Jude von Malta. Nebstdem übersetzte er aus dem Griechischen den Raub der Helena von Kobuthus, dann Hero und Leander von Musäus.

Endlich erschien die Sonne der dramatischen Poesie, Shakespeare, geboren im Jahre 1564, er, dessen geniale Herrlichkeit alle frühern dramatischen Dichter weit übertraf, und von keinem der nachfolgenden erreicht wurde. Seine Stücke zerfallen in vier Haupt-Classen: Historische Schauspiele, Trauerspiele, Lustspiele und eigentlich romantische Spiele. Zu den letztern gehören insbesondere der Sommernachts-Traum, und der Sturm. Man vermuthet, seine ersten dramatischen Werke seyen die von der historischen Gattung gewesen, und unter diesen wieder die ersten die drey Stücke, welche den Titel König Heinrichs VI. führen. Die meisten Trauerspiele sollen in die letzte Periode seines Lebens gehören. Bey der chronologischen Angabe seiner einzelnen Stücke widersprechen sich die

kritischen Herausgeber häufig. Im Ganzen haben sich sieben und dreyßig Schauspiele unter Shakspeare's Nahmen erhalten.

Die bedeutenderen unter den dramatischen Dichtern nach Shakspeare sind:

Benjamin Jonson, geboren im Jahre 1574 oder 1575; ein Zeitgenosse Shakspeare's, der jenem mit Rath und That an die Hand ging. Dessen ungeachtet aber fanden seine Stücke nur geringen Beyfall, und Shakspeare wurde von ihm nachher mit Undank belohnt. Jonson schrieb Tragödien, Lustspiele und Masken. Seine Tragödien sind zwar regelmäßig, correct und verständig, aber Phantasie, Gemüth und der geniale Funke fehlen. In den Lustspielen herrscht mehr Spott als komische Kraft. Die zwey Tragödien sind: Sejanus, und Catilina; die Lustspiele: der Alchymist, das stumme Mädchen, der dumme Teufel, Jedermann in seiner Laune, und das Gegenstück: Jedermann außer seiner Laune, Volpone oder der schlaue Fuchs, der Bartholomäus-Jahrmarkt, der Poetaster. Die handelnden Personen sprechen abwechselnd in Prosa und in Versen.

In den Masken läßt er nicht nur mythologische Personen auftreten, sondern auch allegorische. So findet man hier die Wahrheit, mit der Meinung disputirend. Die Vernunft erscheint in einem blauen, mit Sternen besäeten Gewande, eine Strahlenkrone auf dem Haupt, um den Leib einen mit mathematischen Figuren gestickten Gürtel, in der einen Hand eine Lampe, in der andern ein Schwert. Auch Dignitas, Perfectio und Harmonia treten auf, ja sogar Hexen. Als Dichter von höherem Range zeigten sich Beaumont und Fletcher, ersterer geboren im Jahre 1585, letzterer 1576. Beyde waren Shakspeare's Zeitgenossen, und so innige Freunde, daß man sie Kastor und Pollux nannte. Sie schrieben ihre Stücke gemeinschaftlich, so daß von keinem bekannt wurde, welchen Antheil jeder von ihnen daran habe. Man hat von ihnen drey und fünfzig Schauspiele; 51 derselben sollen die gemeinschaftlichen Producte beyder Dichter, eines von Beaumont und eines von Fletcher allein seyn. Ihre Vorzüge sind im We-

sentlichen: Gediegene Sprache, Wahrheit und Leichtigkeit des Dialogs, Erfindungskraft, dramatisches Leben und verständige Anordnung. Zu ihren Hauptfehlern gehört die öftere Beleidigung des sittlichen Gefühls, obschon sich dagegen auch schöne Züge moralischer Zartheit finden. Ihren Trauerspielen fehlt größern Theils das höhere Pathos und die tragische Größe. Haben ihre Charaktere gleich nicht die Tiefe der Shakespeareschen, so findet man doch in ihren Stücken schöne Gemählde starker Leidenschaften, und ergreifende Situationen. Mit dem Theaterpomp sind sie sparsamer als Shakespeare. Ihre Stücke zerfallen in drey Haupt-Classen: Trauerspiele, Tragikomödien und Lustspiele.

Zu ihren vorzüglichsten Trauerspielen wird gerechnet: die Maid's Tragedy (Jungfrauen-Tragödie) und Valentinian. Die erstere hat Gerstenberg unter dem Titel: die Braut, ins Deutsche übersetzt. Für ihre gelungensten Werke werden die Tragikomödien erklärt. Kannegießer hat die sämmtlichen Werke dieses poetischen Zwillingsgestirns zu übersetzen angefangen; es sind aber bisher nicht mehr als zwey Bände dieser gelungenen Arbeit erschienen.

Regelmäßiger und zugleich reicher an glänzenden Schönheiten als Beaumont's und Fletcher's vereinigte Arbeiten sind Massingers *) dramatische Werke. An ihnen wird insbesondere die gute Anlage des Plans, die schöne Mannigfaltigkeit der Scenen, die überraschende und doch gehörig vorbereitete Entwickelung gerühmt. Man hat von ihm siebzehn Stücke, Trauerspiele, Tragikomödien und Lustspiele: der Herzog von Mayland, das Bild, der Sclave, Dorothea die Märtyrinn, die unglückliche Aussteuer, die Bürgermadam u. a.

Nach diesen Männern, die entweder als wirkliche Genies glänzten, oder doch durch höhere Talente sich auszeichneten, folgte eine große Anzahl von Dichtern, denen es aber theils an poetischem Geist, theils an der Bildung fehlte, daher man in ih-

*) Geboren im Jahre 1584.

ren Werken eine chaotische Vermischung des Schönen mit dem Trivialen findet. Dodsley gab sie heraus unter dem Titel: Collection of old Plays. Die Nahmen der bedeutenderen unter diesen, bey uns ganz unbekannt gebliebenen Dichtern sind: John Marton; Thomas Decker; George Chapman; Thomas Heywood; Thomas Middleton; William Rowley; Thomas Goff; Lord Brook; John Day; Thomas May; Thomas Carew; William Cartwright; William Alexander; Graf von Sterling; John Suckling; John Ford; Richard Brome; William Cavendish, Herzog von Newcastle, und seine Gemahlinn Margarethe; Roger Boyle, Graf von Orrery; Robert Stapleton; William Habington; James Shirley; William Davenant; Katharina Philips.

Eine neue Periode begann mit Dryden, geboren im Jahre 1631, gestorben 1701. Dryden, obschon viel gerühmt und bewundert, war dennoch kein eigentlicher Dichter, denn ihm fehlte die lebendige Phantasie eben so als die Tiefe des Gemüths. Dagegen zeigte er Geschmack und einen hohen Grad von Correctheit. Er war Meister in der Poesie des Styls, und wußte zu gefallen durch Schönheit der Sprache, Zauber der Versification, Bilder und Beschreibungen. Er schrieb neun und zwanzig Theaterstücke, die sich zwar durch Verständigkeit der Composition, Wahrheit der Charaktere und Leichtigkeit des Dialogs auszeichnen, im Ganzen aber mehr Producte des kalten berechnenden Verstandes, als der schöpferischen Phantasie sind. Am wenigsten gelangen ihm die Lustspiele, denen es an komischer Kraft fehlt. Mehr wirkte er im Trauerspiele durch gut angelegte Situationen und durch die schöne Diction. Als die vorzüglichsten seiner Tragödien gelten: Alles für Liebe (die Geschichte des Antonius und der Cleopatra). Die indianische Königinn. Der indianische Kaiser. (Der Stoff dieser beyden Stücke ist aus der Geschichte der Eroberung von Mexiko und Peru genommen.) Die Eroberung von Granada. — Aufsehen erregten Dryden's Opern, als eine neu aufgekommene theatralische Erscheinung in England.

Thomsons fünf Trauerspiele haben in hohem Grade das Verdienst einer edlen Sprache, warmer Beredsamkeit der Leidenschaften und schöner Gemählde. Tancred und Sigismunde wird für das Vorzüglichste gehalten; diesem zunächst steht sein Agamemnon. Zu den dramatischen Dichtern vom ersten Range nach Shakespeare gehört Thomas Otway, geboren im Jahre 1651. Tiefes Gefühl, kräftige Phantasie, und ganz eigenthümliche lebendige Darstellungsweise charakterisiren die von ihm hinterlassenen neun Stücke. Seine Lustspiele stehen den Trauerspielen nach. Vorzüglichen Beyfall erhielten die beyden Trauerspiele: die Waise und das gerettete Venedig. Andere Stücke von ihm sind: Don Carlos, Alcibiades, Marius, der Atheist, Soldatenglück, die Freundschaft nach der Mode u. s. w. Seine Lustspiele beleidigen das sittliche Zartgefühl.

Nicht minder ausgezeichnet war Nathaniel Lee, geboren im Jahre 1657. Er hinterließ eilf Stücke. In allen findet man tragische Größe, kräftige Gedankenfülle und kühne Metaphernsprache; nur arten diese guten Eigenschaften manchmahl ins Ungestüme und Ungeheure aus. Seine vorzüglichsten Stücke sind: Brutus, Mithridat, Alexander der Große, Ödip, Theodosius, Cäsar Borghia, der Herzog von Guise, die Prinzessinn von Cleve.

George Farghar, geboren im Jahre 1678, bearbeitete das Lustspiel mit glücklichem Erfolge. Rasche Handlung, gut angelegte Situationen, Charaktere voll Wahrheit und Leben, komische Kraft und leichter Dialog, verschafften seinen Stücken die beste Aufnahme. Die beliebtesten derselben waren: das treue Paar, Sir Harry Wildair und der Werbofficier. — Auch — gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, — stand wieder eine Menge von dramatischen Dichtern auf, deren Nahmen zu geben, für diesen Überblick der englischen Poesie hinreichend ist. Sie sind: George Etherege; Thomas Shadwell; Miß Aphra Ben; die drey Brüder: Edward, James und Robert Howard; Charles Sedley; John Crowne; Edward Ravenscroft; Lord Villiers, Herzog von Buckingham.

Endlich erschien wieder ein Dichter von höherem Range, William Wicherley, geboren 1640. Er ist ein sehr treffender Sittenmahler, komisch, ohne, wie so viele seiner Vorgänger, in rohe Derbheit und Unanständigkeit auszuarten. Unter seinen vier Lustspielen*) erhielt das dritte den meisten Beyfall, und zwar in so hohem Grade, daß König Jacob, um ihn für dieses Meisterwerk zu belohnen, nicht nur seine Schulden bezahlte, sondern ihm noch einen Jahrgehalt von 200 Pf. aussetzte. Der einzige Tadel, den seine Stücke erfuhren, traf den Mangel an Handlung. Diesen Fehler vermied John Vanbrugh, der mit vieler Kunst zwey Intriguen mit einander zu verbinden wußte. In seinen Stücken herrscht mehr Conversations-Ton als in denen seiner Vorgänger. Für sein vorzüglichstes Lustspiel wird gehalten der Rückfall oder die Gefahr der Tugend.

William Congreve, geboren im Jahre 1671, machte sich insbesondere um die Verfeinerung des englischen Lustspiels verdient, und wurde schon als fünf und zwanzigjähriger Jüngling durch sein Lustspiel, der alte Hagestolz, berühmt. Sein erstes Trauerspiel, die Braut in Trauer, wurde mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen. Unter seinen nachfolgenden Lustspielen gefiel dasjenige, welches Liebe um Liebe betitelt ist, am besten; die übrigen machten kein Glück. Die genannten drey Stücke sind zwar nicht die Meisterstücke, als welche sie von Congreve's Zeitgenossen bewundert wurden, haben aber doch große Vorzüge. Erfindungskraft, Erhaltung des Interesse der Handlung bis zur Auflösung des Knotens, und Feinheit des Witzes, zeichnen seine Lustspiele aus; dagegen aber verfällt er oft in das Manierirte, Erkünstelte und Frostige, und den Charakteren fehlt manchmahl die Natürlichkeit. Das genannte Trauerspiel erregte hauptsächlich deßhalb so viel Aufsehen, weil es in seiner Art das erste war, welches

*) Die Liebe im Walde, der Edelmann als Tanzmeister, der Offenherzige, das Bauernweib.

strenge Beobachtung der drey Einheiten und edle Diction mit dem Theater-Effect vereinigte.

Congreve's Nebenbuhler war Nicholas Rowe, geboren im Jahre 1670. Auch er trat als Jüngling von fünf und zwanzig Jahren mit seinem ersten dramatischen Producte auf, mit dem Trauerspiele: die ehrgeizige Stiefmutter, welches vielen Beyfall erhielt. Außerdem gehören zu seinen vorzüglichern Werken die Trauerspiele, Johanna Shora, Johanna Gray und die schöne Büßende. Man rügt an seinen Tragödien den Mangel an Erfindungskraft und an tragischer Würde; seine Stärke liegt mehr in dem Rührenden. Seine Phantasie ist zwar weder reich noch kühn, dennoch aber wußte er seinen Trauerspielen einen romantischen Geist einzuhauchen.

Addison's *) Trauerspiel Cato, in der Form der strengsten Regelmäßigkeit geschrieben, nach den Regeln des Aristoteles und den Mustern der französischen Tragödien, wurde bald ein Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung in und außer England. Dagegen machte sein Lustspiel, der Trommelschläger, wenig Wirkung; besser gefiel das Singspiel Rosamunda.

Richard Steele, geboren 1676, verunglückte mit seinen ersten vier Lustspielen. Mißvergnügt hierüber verließ er die dramatische Laufbahn und wurde Mitarbeiter an den von Addison herausgegebenen Wochenschriften: der Zuschauer, der Aufseher, der Schwätzer. Nachdem er sich hier durch seine Beyträge viel Beyfall erworben hatte, kehrte er wieder zu dramatischen Arbeiten zurück, die jetzt gute Aufnahme fanden. Seine Stücke enthalten schöne Sitten- und Charakter-Gemählde, auch rührende Situationen; die Sprache ist edel. Dagegen aber fehlt es ihnen an dramatischem Leben und an komischer Kraft; auch ist der Dialog oft zu breit.

Colley Cibber, geboren 1671, Schauspieler, Schauspiel-

*) Geboren 1672.

dichter und Hofpoet, hinterließ fünf und zwanzig Stücke*), deren Werth er, so wie sich selbst, übermäßig schätzte. Für das Lustspiel hatte er mehr Talent als für das Trauerspiel; dessen ungeachtet werden auch seine Lustspiele nicht zu den vorzüglichen der englischen Bühne gerechnet, und haben die Mängel, die man an Richard Steele's Werken tadelt. Überdieß wurde er auch von seinen literarischen Zeitgenossen der Plünderung besserer Stücke angeklagt. Dabey ging er aber in seiner hohen Meinung von sich so weit, daß er es wagte, den Shakespeare übertreffen zu wollen, und nach ihm noch ein Trauerspiel, König Richard III., zu schreiben.

In dieser Periode begann neuerdings wieder ein besonders reges Treiben sowohl im Lustspiel als in der Tragödie. Mistris Susanna Centlivre, zuerst Schauspielerinn, dann die Frau eines königlichen Mundkochs, schrieb Stücke voll Leben und komischer Kraft, doch etwas flüchtig und leichtfertig. Ein Lustspiel, der geschäftige Narr, wurde dreyzehn auf einander folgende Abende aufgeführt. Ihre Lustspiele behaupten noch jetzt den Vorzug vor denen aller übrigen Dichterinnen.

Ein Thomas d'Urfey schrieb acht und zwanzig, größten Theils komische Stücke, unter diesen die ganze Geschichte des Don Quixote, in drey Lustspielen bearbeitet. Sogar ein Franzose, Peter Anton Motteux, trat als Verfasser von vierzehn englischen Schauspielen auf. Auch ein Lord Landsdown, Charles Johnson und James Miller, zeigten sich fruchtbar und mit Beyfall.

Mit gleichem Eifer wurde auch das Trauerspiel, doch nur von Dichtern des zweyten und dritten Ranges bearbeitet. Unter ihnen gehörten zu den Anhängern romantischer Regellosigkeit: John Banks und Thomas Southern, als die vorzüglichsten. Des letztern Trauerspiel Oronoko hat sich bis jetzt auf dem Theater erhalten, und gehört noch zu den beliebten Stücken. Trauerspiele im griechischen Geschmack schrieben: Lewis Theo-

*) Sie mochte und sie mochte nicht, die lustigen Liebhaber, der Liebe letzte List, Liebe macht den Mann, Liebe in einem Räthsel, Weiberwitz u. a.

bald, der zwey Tragödien des Sophokles, den Ödip und die Elektra, bearbeitete. Edmund Smith componirte ein Trauerspiel Phädra und Hippolyt, nach Euripides und Racine. Auszeichnung erhielt und verdiente das von John Hughes gedichtete Trauerspiel, die Belagerung von Damaskus. Elias Fenton's Trauerspiel Marianne wurde mit großem Beyfall gegeben. Aaron Hill beschäftigte sich mit Umarbeitung der Trauerspiele des Voltaire.

Endlich erschien George Lillo, seiner Profession ein Juwelier, geboren im Jahr 1693, mit dem ersten Versuche in einer neuen Art, dem bürgerlichen Trauerspiele. Sein Kaufmann von London wurde mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen. Weniger Glück machten seine folgenden Trauerspiele, obschon sie reich sind an schönen Parthien, wie z. B. seine heroischen Tragödien: der christliche Held (die Geschichte Skanderbegs) und Elmerich, dessen Stoff aus der ungarischen Geschichte genommen ist. Das vorzügliche unpoetische Gebrechen von Lillo's Tragödien liegt in einem zu fühlbaren Hinarbeiten auf moralische Tendenz.

Unter den drey Trauerspielen von Edward Young, dem Verfasser der Nachtgedanken, ist die Rache das vorzüglichste. Der epische Dichter Richard Glover lieferte auch zwey Tragödien: Boadicea (eine Heldenfrau aus der alten brittischen Geschichte), und eine Medea mit Chören. Pathos, Würde in den Charakteren, und eine edle Sprache zeichnen beyde Stücke vortheilhaft aus, doch fehlt es ihnen an ergreifender Lebhaftigkeit; sie lassen kalt. Mason versuchte in seinem Trauerspiel Elfride, einen romantischen Stoff mit der Einfachheit der griechischen Darstellungsweise zu behandeln, war aber dabey nicht sehr glücklich. Mallet's Tragödien nähern sich gleichfalls der antiken Form, sind aber voll Gefühl und reich an schönen poetischen Zügen. Für besonders gelungen werden erklärt die Eurydice und Elvira, eine Bearbeitung der bekannten Geschichte der Ines de Castro. — William Whitehead, königlicher Hofpoet, schrieb Trauerspiele im französischen Geschmack, eines

derselben, der römische Vater, mit antikem Chor. — Gustav Wasa, einem Trauerspiel von Henry Brooke, wurde vom Lord-Kämmerer, wegen einiger gegen die englische Constitution gerichteten Stellen, die Aufführung versagt, soll aber dem Dichter durch die Subscription für den Druck 800 Pfd. eingetragen haben.

Lillo hatte zwar, wie schon gesagt wurde, im bürgerlichen Trauerspiel mit großem Glück die Bahn gebrochen, dessen ungeachtet aber wenige Nachfolger gefunden, bis endlich Eduard Moore mit seinem Spieler hervortrat, im Jahre 1753. Dieses Stück hat einen gut angelegten Plan, richtige Charakter-Zeichnung, und einen angemessenen prosaischen Dialog. Da es aber im Ganzen mehr ein moralisches Sittengemählde als ein echt poetisches Product ist, so wurde es von den Moralisten mit Wärme, vom Publicum aber kalt aufgenommen.

Einen Ehrenplatz unter den Dichtern seiner Zeit erwarb sich John Hume, ein Verwandter des berühmten englischen Geschichtschreibers dieses Nahmens, durch drey Trauerspiele: Douglas, Agis und die Belagerung von Aquileja, besonders durch das erstere, welches sich durch poetischen Geist und tragische Kraft vortheilhaft auszeichnet. Aufsehen erregte Horace Walpole durch ein Trauerspiel: die geheimnißvolle Mutter.

Reicher als an Günstlingen Melpomenens war diese Periode (nähmlich von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit) an Lustspieldichtern. Für die vorzüglichsten unter diesen gelten: Samuel Foote, David Garrik, George Colman, Arthur Murphey, Richard Brinsly Sheridan, Mistreß Hen. Cowley, Mistreß Elisabeth Inchbald, Holcroft, Roberts, Macklin, Reynolds, Burgoyne.

Samuel Foote, geboren im Jahre 1719. Zuerst Schauspieler, errichtete er nachher ein eigenes Theater zu London auf dem Hay-Market, und zeigte sich hier als Schauspieler, Schauspieldichter und Schauspiel-Director zugleich. Er selbst trat hier nur in seinen eigenen Stücken auf, die ein Gemisch

von Posse und Lustspiel waren, satyrische Charakter-Gemählde. Weil er hier durch Dichtung und Spiel die Porträte lebender Personen auf die Bühne brachte, nannte man ihn den englischen Aristophanes. Zu seiner Ehre wird aber versichert, daß er hierin die Gränze der Anständigkeit nie überschritt, und nur Laster und Thorheiten züchtigte.

David Garrik, der berühmteste unter den englischen Schauspielern jeder Periode, geboren 1716, erwarb sich auch als dramatischer Dichter durch Farcen voll treffender Sittengemählde ohne persönliche Anzüglichkeiten vielen Beyfall. Als Schauspiel-Director beschäftigte er sich auch viel mit der Bearbeitung der Stücke anderer Lustspieldichter. Ein vorzügliches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er Shakespeare's Stücke häufig auf die Bühne brachte, und durch sein treffliches Spiel in den Hauptrollen derselben (z. B. als Hamlet, Romeo, König Lear, Richard u. a.) die Herrlichkeit der Dichtung noch ergreifender machte. Im Jahr 1776 trat er vom Theater ab.

George Colman, geboren 1730, Mitunternehmer des Theaters am Convent-Garten, nachher Eigenthümer des von Foote errichteten Schauspielhauses auf dem Hay-Market, stellte in seinen Lustspielen vorzüglich feine Charakter-Gemählde aus dem Familienleben auf, worin er den Mangel an komischer Kraft durch gebildeten Conversations-Witz ersetzt. Mit ihm begann das englische Lustspiel sich dem französischen zu nähern. Unter seinen Stücken, die in vier Bänden gesammelt sind, zeichnen sich aus: der englische Kaufmann, die Eifersüchtige, der Selbstmörder, der Teufel steckt in ihm, das musikalische Mädchen u. a. Vielen Beyfall erhielten auch Colman's Beyträge zu der beliebten Wochenschrift der Kenner, und seine Übersetzung des Terenz.

Arthur Murphey, gleichfalls im Jahr 1730 geboren, zuerst Schauspieler, dann praktischer Rechtsgelehrter, beschäftigte sich größern Theils mit Übersetzungen und Bearbeitungen französischer Theaterstücke, insbesondere von Moliere und Destouches. Man hat auch einige Trauerspiele von ihm.

Richard Cumberland, Verfasser des beliebten Wochenblattes, der Beobachter (the observer), arbeitete sehr flüchtig, seine Lustspiele gefielen aber dennoch sehr, weil er Menschenkenntniß besaß, und den Ton der großen Welt in seiner Gewalt hatte. Das Lustspiel der Westindier, ist von Bode ins Deutsche übersetzt.

Richard Brinsley Sheridan, geboren 1752, der Sohn eines Schauspiel-Directors und einer Schriftstellerinn*). Er war längere Zeit Miteigenthümer des Theaters in Drurylane, nachher aber verließ er die theatralische Laufbahn und trat in die politische. Unter seinen Lustspielen, die sich durch Witz und Menschenkenntniß auszeichnen, wird die Lästerschule für das vorzüglichste gehalten.

Mistreß Hen. Cowley machte sich zuerst im Jahre 1776 als dramatische Dichterinn bekannt. Ihre Stücke: Runaway, the town before you, a day in Turkey u. a., erhielten großen Beyfall.

Mistreß Elisabeth Inchbald, längere Zeit auch Schauspielerinn, ist bekannt als Schauspieldichterinn und als Roman-Schriftstellerinn. Schauspiele von ihr sind: Every one has his fault, the wise man of the east, Lover's vows u. a. Sie bearbeitete auch Stücke von Kotzebue. — Beyde geistreiche Frauen zeichnen sich durch feinen Witz und zarte Behandlung des Stoffes vortheilhaft aus.

Holcroft, Roberts, Macklin, Reynolds und Burgoyne bearbeiteten vorzüglich das in neuerer Zeit beliebt gewordene Gebieth der Familienstücke. In der neuesten Zeit erregte der, als epischer und lyrischer Dichter bewunderte Lord Byron, auch durch seine romantische Tragödie Manfred großes Aufsehen.

Wir kommen nun zur Geschichte des Romans.

Der Stoff der ältesten englischen Romane ist theils aus der griechischen Heroen-Zeit, theils aus dem fabelhaften Leben und den Thaten Carls des Großen, Arthurs und seiner Rit-

*) Seine Mutter schrieb mehrere Schauspiele; berühmter wurde sie durch ihre Romane: Miss Sidney Bidulph und Nourjahad.

ter an der runden Tafel genommen. Endlich lernte man den Reiz eigener Dichtungen kennen durch die italienischen und spanischen Novellen. Diese Werke einer reichen Erfindungskraft und der glühenden Phantasie des südlichen Charakters wurden bald eine ergiebige Quelle, woraus dramatische und epische Dichter ihren Stoff schöpften. Paynter's Pallast des Vergnügens, eine Sammlung ausländischer Novellen, soll Shakespeare's Schatzkammer gewesen seyn. Im siebenzehnten Jahrhunderte wurden die Schäfer-Romane beliebt, am Anfange des achtzehnten die satyrischen. Swift gab hier den Ton an, durch das Mährchen von der Tonne und durch Gullivers Reisen. Das erstere erschien im Jahre 1704, letztere im Jahre 1727.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stellte der Londner Buchhändler Samuel Richardson drey Muster des bis dahin unbekannten bürgerlichen und Familien-Romans auf. Im Jahr 1740 erschien die Pamela, 1748 die Clarissa, und 1753 der Grandison. Künstliche Anlage des Plans, meisterhafte Charakter-Zeichnung, edles Zartgefühl, und klare Besonnenheit der wahrhaft psychologischen Darstellung, geben diesen Romanen einen besondern Werth, und verschafften ihm viele Bewunderer und Nachahmer in allen gebildeten Ländern. Der vorzügliche Tadel, dem diese Romane sich aussetzen, trifft eine hier und da an Langweiligkeit gränzende Breite, zu welcher die Briefform so leicht verleitet.

Gleichzeitig mit Richardson lebte Heinrich Fielding, der jenem die Gemählde höherer Naturen und idealischer Gestalten überließ, und sich die treue Schilderung des, aus der Wirklichkeit aufgegriffenen häuslichen und bürgerlichen Lebens in einem leichten muntern Styl wählte. Die Originale der in seinen Romanen auftretenden Personen konnte man in England finden, wie sie leibten und lebten. Fielding hatte aus dieser Ursache auch ein zahlreicheres Lese-Publicum als Richardson. In seinem Tom Jones erreichte er den Culminations-Punct seines männlichen Alters und des gereiften Geistes. Bedeutend unter diesem Roman stehen die beyden früher geschriebenen Ro-

mane: Jonathan Wild, eine ungeregelte Dichtung voll wild-aufsprudelnden Witzes, und Joseph Andrews, reich an komischen Charakteren und Situationen, doch in der Darstellungsweise ohne Eigenthümlichkeit, dem Styl des Don Quixotte nachgebildet, hier und da auch trivial. Fieldings letzter Roman, Amalie, trägt in Erfindung und Ausführung die Spuren der Ermattung des alternden Geistes.

Lorenz Sterne führte den humoristischen Roman ein. Im Jahre 1759 erschien der erste dieser Art: Leben und Meinungen des Tristram Shandy; im Jahre 1767 folgte die empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Handlung findet man in diesem Roman sehr wenig; was aber an Erzählungsstoff mangelt, ersetzt Sterne reichlich durch originelle und sehr treffende Charakter-Zeichnung, rührende Scenen, Züge der feinsten Menschenkenntniß, Witz und Laune. Seine ganz eigenthümliche Manier erweckte viele Nachahmer, und veranlaßte in Deutschland eine eigene humoristisch-sentimentale Periode. Die genannten zwey Werke unterscheiden sich weniger in der Form als vielmehr durch das Vorherrschen einer Geisteskraft; denn im Tristram Shandy herrscht der Witz über das Gefühl, in der empfindsamen Reise das Gefühl über den Witz. Außer diesen Werken schrieb Sterne, der als Schriftsteller den Nahmen Yorick annahm, Predigten, Briefe an Elisa, einen Koran, und ein satyrisches Werkchen: Geschichte eines Wachtmantels. Sehr treffend charakterisirt Bouterweck die Darstellungsweise dieses originellen Schriftstellers. Ich hebe nur diejenigen Züge aus, die zweyfach wichtig sind, weil sie die Individualität des in seiner Art einzigen Schriftstellers und die Gattung selbst psychologisch genau angeben: „Die neue Bahn, die Sterne im Gebieth der Romanen-Dichtung gebrochen hat, ist ein Schlangenweg, der in unzähligen Krümmungen durch komische und rührende Verhältnisse des menschlichen Lebens, aber zu keinem Ziele fortläuft, wohin ihm die Kritik mit ihren gewöhnlichen Regeln folgen könnte. Sterne hielt die Regellosigkeit, der er sich geflissentlich hingab, für ein Merk-

zeichen des Genies. Er wollte schreiben, wie er schrieb. Darum ist ihm auch öfter Affectation vorgeworfen worden. Aber was er mit Bedacht wollte, war gerade dasjenige, wozu ihn die Natur bestimmt hatte. Glücklich fühlte er das Besondere seines Witzes heraus, brachte es in Harmonie mit seiner persönlichen Sinnesart, blieb immer sich selbst getreu, und wurde als Schriftsteller unnachahmlich. Humor oder Laune, wie man jetzt die paradoxe Mischung des Komischen mit dem Rührenden nennt, bedeutete vor Sterne jeder witzige Ausbruch der Jovialität, oder wohl auch jede unterhaltende Keckheit des Witzes. Sterne's Humor vereinigte sich mit der weichen Gemüthlichkeit seines Charakters, und mit seinem zarten moralischen Gefühle. Er löste den Widerspruch auf, der zwischen der Satyre und dem sanften Mitgefühle gewöhnlich Statt findet. In seiner natürlichen Ansicht des menschlichen Lebens gesellte sich das Rührende zu dem Komischen, und da der Unterschied zwischen beyden oft nur von der Gemüthsstimmung abhängt, mit der wir die Unvollkommenheit und Beschränktheit aller menschlichen Dinge ansehen, so war die witzige Empfindsamkeit, die man nach Sterne vorzugsweise Humor genannt hat, nicht sowohl seine Erfindung, als ein unmittelbares Erzeugniß der Natur selbst, die in Sterne vereinigte, was sie gewöhnlich trennt. Dadurch unterscheidet sich Sterne, selbst wo er nur tändelt, von den witzigen Köpfen, die das Lächerliche zufälliger Thorheiten verspotten, daß er das menschliche Leben mit allen seinen großen und armseligen Ansprüchen, Hoffnungen und Einbildungen als ein Ganzes in einer Menge von kleinen Zügen eben so fein als treffend darstellt, und uns fühlen läßt, daß dieses seltsame Ganze, zu ehrwürdig, um verlacht, zu lächerlich, um nur beklagt zu werden, nicht viel mehr als ein komisch-rührender Traum ist. Dadurch unterscheidet er sich besonders von Swift, daß bey ihm diese Betrachtung nicht, wie in Swift's stolzer Seele, zur Verachtung der menschlichen Natur wurde. Sterne lacht durch Thränen, söhnt unser Herz mit der Thorheit aus, die den Verstand beleidigt, und erhei-

tert uns da oft am meisten, wo er uns durch die einfachste Sprache des Gefühls am innigsten rührt. Aber freylich kann er auch nicht verbergen, daß er in seiner Art, witzig zu seyn, sich selbst nicht wenig gefiel. Und daß seine Manier unnachahmlich ist, kann man als ein Glück für die Literatur ansehen, weil diese Manier auf der einen Seite durch ihre Weichlichkeit und absichtliche Regellosigkeit, auf der andern durch die Annäherung zum Possenhaften in mehreren Zügen, den Nachahmer leichter, als irgend eine andere, auf Abwege leitet." —

Einer der vorzüglichsten und zugleich fruchtbarsten Romanen-Dichter, die mit Sterne zugleich lebten, war Tobias Smollet. Seine Romane sind reich an Erfindung und jovialer Laune, verfehlt aber in der Hinsicht, daß er das Komische nicht im großen Ganzen des menschlichen Lebens, sondern nur in einzelnen Charakteren und Situationen auffaßte und eben so darstellte. Auch persönliche Ausfälle, pasquillartig und sarcastisch, dann Scenen, bey denen die Schamhaftigkeit erröthet, sind Makel der Smollet'schen Romane. Übrigens fehlt es ihnen nicht an komischer Kraft und an Situationen, die mit burlesker Umständlichkeit nach dem Leben, besonders der niedern Stände, gezeichnet sind. Man hat ihn deßhalb mit einem niederländischen Mahler verglichen, der nur die gemeine Natur nachahmt, wie sie sich ihm zeigt, auch einem komischen Theaterdichter, der jede höhere Schönheit dem lustigen Effect aufopfert. „An triviale Charaktere — wird von ihm sehr treffend gesagt — verschwendete er dieselbe Kunst, die er an die Darstellung der interessanteren wandte. Cynische Einfälle und Beschreibungen müssen in seinen Romanen nachhelfen, wo das Interesse stockt; aber in der Ausführung seiner komischen Charaktergemählde ist er consequent, und in der Erfindung komischer Situationen und in der anziehenden Leichtigkeit des Styls allerdings ein Meister." —

Seine komischen Romane erschienen in der Zeitfolge, wie sie hier stehen: Im Jahre 1748 Roderick Random, hierauf Peregrine Pickle, dann Graf Fathom, nachher Sir Launcelat

Greaves, zuletzt Humphry Clinker. Auch hat man von ihm eine Übersetzung des Don Quixotte. — Ungeachtet ihrer Fehler sind Smollet's Romane in England sehr beliebt, und haben zu ihrer Zeit auch in Deutschland die beste Aufnahme gefunden.

Oliver Goldsmith, geboren im Jahre 1729, machte sich durch den einzigen ernsthaften Familien-Roman: Der Landprediger von Wakefield, in- und außerhalb England sehr berühmt. Die erste Ausgabe desselben erschien im Jahre 1766. Leben und Wahrheit der Charakter-Gemählde, das Gefühlvolle in der Darstellungsweise, und die schöne Einfachheit der reinen Sprache, sind besondere Vorzüge dieses Werkes. So gut aber auch dasselbe aufgenommen wurde, verließ Goldsmith dennoch die mit Glück betretene Bahn wieder, und schrieb nachher abwechselnd historische Werke, Lustspiele und kleinere Abhandlungen *). Er starb im Jahre 1774. Die vorzüglicheren neuern Romanen-Schriftsteller sind: Mistriß Sheridan, Richard Cumberland, Henry Mackenzie (der Verfasser der beliebten Romane: der Mann von Gefühl, und: der Mann von Welt), und Thomas Holcroft. Unter den neuern Feenmährchen und Ritter-Romanen, zeichnen sich aus: Tales of the Genii, Geistererzählungen von Charles Morell, im orientalischen Geschmack, und Walpole's Schloß von Ottranto.

Die Bearbeitung des ernsthaften Familien-Romans mit einem romantischen Anhauch, kam in der neuesten Zeit ganz in weibliche Hände. Hierin zeichneten sich vorzüglich aus: Miß Burney, Mistriß Robinson, Mistriß Charlotte Smith, Mistriß Radcliff, Rosalia St. Clair, Miß Edgeworth, Mistriß Lenon, Mistreß Brooke, Mrs. Inchbald, Opie u. a.

Epopeen der Engländer.

England hat zwar sehr viele epische Gedichte aufzuzeigen, aber nur sehr wenig gelungene. Das älteste von allen ist Spen-

*) Eine Geschichte von England in Briefen, eine Geschichte von Griechenland, eine Geschichte der Römer. Seine dramatischen

sers allegorisches Rittergedicht, die Feenköniginn, die zuerst im Jahre 1590 erschien; denn Philipp Sidney's einige Jahre früher erschienene Schäfer-Epopee Arcadia verdient, als gänzlich mißlungen, gar keine Erwähnung in ästhetischer Hinsicht. Im Jahre 1651 gab Ritter William Davenant ein romantisches Gedicht, Gondibert, heraus, worin er die Liebschaft dieses longobardischen Fürsten mit der schönen Rosalinde erzählt. Da es nicht geendet war, erschien im Jahre 1773 eine Fortsetzung desselben von John Gay. Ein unglücklicher, aber sehr fruchtbarer Dichter war der im Jahre 1720 verstorbene Richard Blakmore. Man hat von ihm vier weltliche und zwey geistliche Epopeen; und zwar: 1) Prince Arthur, in zehn Büchern. 2) King Arthur, ebenfalls in zehn Büchern. 3) Eliza, in zehn, und 4) King Alfred, in zwölf Büchern; 5) the Creation, in sieben, und 6) the Redeemer, in sechs Büchern.

Auch von Shakespeare haben wir zwey epische Gedichte: Lucretia, dann Venus und Adonis, die, obschon Miltons verlornes Paradies höher steht, an Genialität dennoch sowohl diesem als jedem andern epischen Gedichte der Britten vorgehen.

Außer den bisherigen sind hier noch folgende mehr oder weniger gelungene — aber nicht für Meisterwerke erkannte, ernsthafte und komische Epopeen zu nennen *):

The Castle of Indolence (die Burg der Trägheit), von Thomson, ein allegorisch-episches Gedicht in zwey Büchern; die Davideis, von Cowley; Gideon, von Aaron Hill; Judah restored, von Will. Hayward Roberts; the Messiah, von Miß Scott; King Asa, von F. May, Leonidas, historisches Heldengedicht in neun Büchern, und the Athenaid, von Richard Glover; the Epigoniade, in neun Büchern, von William Wilkie; Hudibras, komisches Heldengedicht von Samuel But-

und poetischen Werke (poetical and dramatick Works) sind in 2 Bänden gesammelt.

*) Die vorzüglichsten derselben werden in der Folge ausführlicher betrachtet.

ler; the Rape of the Lock, und die Dunciade, von Alexander Pope; the dispensary, von Samuel Garth.

Wir betrachten nun die vorzüglicheren dieser Gedichte etwas näher.

Edmund Spenser.

(Geboren zu London im Jahre 1510; gest. 1598).

Von armen Ältern abstammend, und schon bey seiner ersten Bewerbung um ein öffentliches Amt kränkend zurückgesetzt, zog der mißmuthige Jüngling sich zu armen Verwandten, und schrieb da in ländlicher Abgeschiedenheit seine, unter dem Titel: Schäferkalender, erschienenen Eklogen. Er zog dadurch die Aufmerksamkeit des Sir Philipp Sidney auf sich, des Verfassers des damahls allgemein bewunderten Schäfer-Romans Arcadia. Sidney unterstützte den Dichter, und verschaffte ihm sogar die Stelle eines Hofdichters der Königinn Elisabeth. Der Schatzmeister Lord Burleigh haßte ihn aber so sehr, daß er ihm sogar die mit jener Stelle verbundene Pension vorenthielt. Statt des in politischen Angelegenheiten abwesenden Sidney, fand Spenser einen andern Gönner in dem Lord Leicester, durch den er beym Vicekönig von Irland die Stelle eines Secretärs, und nachher auch ein kleines Landgütchen in Irland erhielt, das er aber bey einem Aufstande der Irländer wieder verlor. Das Unglück wiederhohlte nun seine Schläge auf den unglücklichen Dichter so sehr, daß sogar durch die Schuld eines Bedienten die letzte Hälfte vom Manuscript der Feenköniginn verloren ging. Er lebte noch einige Jahre, wie man zu vermuthen Ursache hat, in Kummer und Noth, wurde aber feyerlich in der Westminster-Abtey begraben, und zwar, wie er selbst es gewünscht hatte, neben Chaucer. Der Graf Esser ließ ihm ein Monument errichten.

Die Feenköniginn bestand aus zwölf Büchern, jedes Buch aus zwölf Gesängen; von den letzten sechs Büchern gingen aber, wie oben erwähnt wurde, deren vier verloren; die zwey erhaltenen erschienen unter der Aufschrift: Canto's of Mutability.

Den Aufschluß und den Zusammenhang des ganzen, gab erst das nebst drey andern in Verlust gerathene zwölfte und letzte Buch. Jetzt aber erfahren wir nur aus einem Briefe des Dichters Absicht und Schluß des Werkes. Der Inhalt jenes Buches war im Wesentlichen folgender:

Die Feenköniginn Gloriana feyert in ihrem Reiche das in jedem Jahre gewöhnliche zwölftägige Fest, wozu alle Ritter und Edlen geladen werden. Zwölf dieser Ritter, deren jeder eine personificirte Tugend vorstellt, werden von der Königinn abgesendet, um den bey ihr eingelangten Klagen Abhülfe zu leisten *). Die Heldenthaten und Abenteuer eines jeden derselben geben den Inhalt eines Buchs. Einige Mahle tritt auch König Arthur auf, der die zwölf Paladine durch die Größe seiner Thaten noch übertrifft.

Die Feenköniginn ist, wie sich schon aus der Haupt-Idee zeigt, ein moralisches Gedicht, in allegorischer Einkleidung, vielleicht durch Arioste romantisches Heldengedicht veranlaßt, in sich selbst doch ganz neu und originell. Spensers reiche Phantasie erfand die Abenteuer und Begebenheiten der zwölf Ritter größten Theils selbst, und nur selten zeigt sich eine Spur von Nachahmung fremder Originale. Die Darstellung ist durchgehends sehr einnehmend durch reine Gemüthlichkeit und milde Naivetät. Die Sprache ist leicht und anmuthig. Man hat in England mehrere Versuche gemacht, dieses Gedicht umzuarbeiten und zu moderniſiren; sie sind aber alle mißlungen. Das Herzliche von Spensers veralteter Sprache hat auch etwas so ganz Eigenthümliches, daß es durch jede Übersetzung nothwendig verlieren muß.

Eine der berühmtesten Stellen dieses Gedichts ist die allegorische Beschreibung von der Höhle der Verzweiflung. Von dieser Stelle wird folgende Anekdote erzählt: Sidney sing, da er von der Feenköniginn etwas kennen lernen wollte, zufäl-

*) So z. B. enthalten die ersten zwey Bücher die Thaten des Ritters von der Heiligkeit (Knight of Holyness) und des Ritters der Mäßigkeit (Knight of Temperance).

lig mit derselben an, gerieth aber schon bey der ersten Stanze in solchen Enthusiasmus, daß er seinem Hausverwalter den Befehl gab, dem Dichter fünfzig Pfund Sterling auszuzahlen. Die Bewunderung und das Entzücken des Lesenden stieg aber so rasch, daß er bey der dritten Stanze das Geschenk schon auf zweyhundert Pfund erhöhte, und dem Hausverwalter die schnellste Auszahlung dieser Summe auftrug, weil er sonst Gefahr laufe, dem trefflichen Dichter sein ganzes Vermögen zu schenken. Angenommen, daß diese Anekdote wahr sey, so waren die drey Stanzen, welche den Sir Sidney so entzückten, folgende:

Ere long they come, where that same wicked Wight
His dwelling has, low in a hollow Cave,
Far underneath a craygy Clift ypight,
Dark, doleful, dreary, like a greedy Grave,
That still for Carion Carcases doth crave:
On top whereof ay dwelt the ghastly Owl,
Shrieking his baleful Note, which ever drave:
Far from that haunt all other chearful Fowl:
And all about it wandring Ghosts didwail and howl.

* * *

And all about, old Mocks and Stubs of Trees,
Whereon nor Fruit, nor Leaf was ever seen.
Did hang upon the ragged rocky Knees;
On which had many Wretches hanged been,
Whose carcases ware scattered ou the Green,
And thrown about the Clifts, arrived there;
That bare-head Knight, for dread and doleful teen,
Would fain have fled, ne durst approachen near:
But th' other forced him stay, and comforted in fear.

* * *

The darksome Cave they enter, where they find
That cursed Man, low sitting on the ground,
Mussing full sadly in his sullen Mind;
His greazy Locks, long growing and unbound,
Disordered hung about his Shoulders round,
And hid his Face, throngh which his hollow Eyne
Mooked deadly dull, and staredas astound;
His raw-bone Cheks, throng Penury and Pine,
Where shrunk into his Jaws, as he did never dine.

Auch Shakespeare (geboren im Jahre 1564) schrieb, bald nachdem er seine dramatische Laufbahn begonnen hatte, folglich zur Zeit der Morgenröthe seines Genius und seines Ruhms, zwey epische Gedichte von kürzerem Umfang: Venus und Adonis, dann die Entehrung der Lucretia. Ungeachtet der Ungleichheit der Sprache, ungeachtet mancher rohen und gesuchten Ausdrücke, sind doch beyde Gedichte reich an herrlichen Stellen und Meisterzügen voll echt poetischen Geistes.

Das erste Gedicht beginnt sogleich mit der Ankündigung des ganzen Stoffes: „Eben hatte die Sonne mit purpurrothem Antlitz dem weinenden Morgen das letzte Lebewohl gesagt, als der rosenwangige Adonis hin zur Jagd eilte. Die Jagd liebte er; aber höhnend verlachte er die Liebe. Schnell naht sich ihm die schmachtende Venus, überhäuft ihn mit Lobsprüchen über seine Schönheit, und nöthigt ihn, vom Pferde abzusteigen und sich zu ihr auf die Wiese niederzulassen. Aber Adonis widersteht allen ihren Liebkosungen, und bleibt ohne Gegenliebe. Venus versucht neue Schmeicheleyen: O! welch ein Anblick war es, wie sie so zu dem widerwärtigen Jüngling hinschlich! den streitenden Kampf der Farben auf ihrem Gesichte zu bemerken, wie Weiß und Roth einander verjagten! Jetzt ward ihre Wange bleich und gleich darauf sprühte sie Feuer, wie die Luft Blitze, von sich. Gleich einem demüthigen Liebhaber kniet sie vor ihm hin; mit der einen schönen Hand hebt sie seinen Hut in die Höhe; die andere zarte Hand berührt seine schönen Wangen; und auf ihnen wird der Druck ihrer sanften Hand gleich so sichtbar, wie jeder Fleck auf frischgefallenem Schnee."

„Aber alle diese Zärtlichkeit thut nur die entgegengesetzte Wirkung; da versucht Venus das Äußerste, — sie sinkt ohnmächtig darnieder, und kommt nicht eher zu sich, bis der bekümmerte Jüngling sie küßt. Nur mit vieler Mühe läßt sie ihn endlich scheiden, wünscht aber, ihn am nächsten Morgen wieder zu sehen. Er kann ihren Wunsch nicht erfüllen, weil er einer Eberjagd beyzuwohnen versprochen hat. Venus schildert ihm die Furcht, welche eine Vorahnung des Todes sey, den

er dabey finden werde. „Auf dem bogenförmigen Rücken dieses Ebers," „sagt sie, steht eine ganze Schlachtordnung borstiger Speere, die immerfort seinen Feinden dräuen. Seine Augen funkeln wie Feuerwürmer, wenn er ergrimmt; sein Rüssel höhlt überall Gräber, wohin er geht. Gereizt, fällt er Alles an, was ihm in den Weg kommt, und wen er schlägt, den morden seine krummen Hauer. Seine muskelreichen Seiten sind zu stark, als daß deines Speeres Spitze sie durchdringen könnte. Sein kurzer dicker Nacken ist nicht leicht zu verletzen; ist er in Wuth, so wagt er sich an den Löwen selbst." Ihre erneuten verbuhlten Anträge verwirft er mit Unwillen. So ist Venus im ganzen Gedichte die personificirte Wollust, Adonis die reine ruhige Keuschheit des edlen Jünglings, der nach Höherem strebt. „Liebe dir auch die Liebe," ruft er der sich ihm aufdringenden Göttinn zu, „zwanzig tausend Zungen, und wäre jede dieser Zungen beredter als die deine, bezaubernd wie die Lieder der Sirene; so wäre doch der verführerische Gesang für mein Herz verloren. — Liebe erquickt wie der Sonnenschein nach dem Regen; aber Wollust gleicht dem Ungewitter nach dem Sonnenschein. Immer frisch bleibt der milde Lenz der Liebe; aber der Winter der Wollust tritt ein, ehe der Sommer halb geendigt ist. Liebe sättigt sich nie; Wollust stirbt vor Überladung; Liebe ist lauter Wahrheit, Wollust lauter trugvolle Lüge." —

Mit Gewalt reißt er sich von ihr los und eilt durch das Dunkel der Nacht hinweg: „Wie ein funkelnder Stern aus der Luft herabschießt, so schlüpft er in Nacht gehüllt aus den Augen der Venus." —

„Betäubt steht sie da, gleich einem, der unversehens einen kostbaren Edelstein in die Fluth fallen ließ; erstaunt, wie oft nächtliche Wanderer sind, wenn ihr Licht in einem unsichern Walde ausgeblasen wird; eben so verwirrt lag sie im Dunkeln da, indem sie ihren reizenden Wegweiser verloren hatte." — Bis zum Anbruche der Morgendämmerung seufzt sie ihre Wehklagen in die Lüfte; dann eilt sie zu einem Myrthenwalde,

wo sie das ferne Gebell seiner Jagdhunde vernimmt. Das immer lauter werdende, immer näher kommende Getöse läßt sie einen gefährlichen Kampf mit einem reißenden Thiere vermuthen. Angstvoll steht sie da, bis ihre Verzweiflung beym Anblicke des hervorstürzenden Ebers, noch mehr aber—des geliebten Leichnams, ausbricht. „Sie wirft einen Blick auf die weite Wunde, welche der Eber in seine Seite eingegraben, daß deren sonst gewöhnliches Lilienweiß in purpurfarbnen Thränen, die seine Wunde weinte, ersäuft war. Kein Blümchen war umher, kein Gräschen, kein Blatt, kein Kraut noch Unkraut, welches nicht von seinem Blute stahl, und nicht mit ihm zu bluten schien. Die arme Venus merkt auf diese feyerliche Sympathie. Ihr Haupt auf eine Schulter herabgesenkt, ergibt sie sich dem stummen Gram und der sinnlosen Leidenschaft. Sie glaubt, er könne nicht sterben, sey auch nicht todt. Gehemmt ist ihre Stimme, und ihre Glieder vergessen aller Biegsamkeit." — Die Göttinn schließt ihre Klage um den Todten, von dessen Schönheit ehemahls die ganze Natur bezaubert war, mit dem tragikomischen Zusatze: „der Eber habe ihn entweder nur deßhalb getödtet, weil das immer abwärts gesenkte Auge die holde Gestalt des Jünglings nicht gesehen habe; habe er aber sein Gesicht gesehen, so wollte er gewiß ihn küssen, und tödtete ihn darüber." Nach geendigter Klage spricht Venus über alle künftige Liebe Verwünschungen aus, die viele kräftige und schöne Stellen enthalten: „Weil du todt bist, so weißsage ich, daß künftig Kummer und Eifersucht alle Liebe begleiten soll; lieblich sey ihr Anfang, und herbe ihr Ende. Nie sey sie geordnet, immer zu hoch oder zu niedrig, so daß alle Freuden der Liebe nie ihre Schmerzen aufwiegen! Sie sey wankelmüthig, falsch, und voll Betrug, und werde schnell durch einen Hauch schon versehrt. Der Grund sey Gift, und die Oberfläche überstreut mit Süßigkeiten, die den schärfsten Blick täuschen;" ꝛc. —

Indem sie spricht, wird der holde Jüngling gleich einem Dunst vor ihrem Blick hinweggeschmolzen, und aus seinem Blute entspringt eine purpurne, mit Weiß gesprenkte Blume,

ein Ebenbild seiner bleichen Wangen, und des in Tropfen darauf stehenden Blutes. Venus, der Welt müde, besteigt ihren mit Tauben bespannten leichten Wagen, und eilt nach Paphos, wo sie sich in tiefe Einsamkeit verbirgt.

Wir betrachten nun Shakespeare's zweytes episches Gedicht, die Entehrung der Lucretia. Am Anfange sehen wir den Tarquin aus dem Lager nach Collatium eilen, um dort seine Absichten auf Lucretien auszuführen. Mit Pathos ruft der Dichter hier aus: „O Glückseligkeit! nur von Wenigen genossen, und wenn man dich hat, so schnell dahin und verschwunden, wie des Morgens Silberthau vor dem goldnen Strahl der Sonne dahinschmilzt! Ein Zeitpunct, der eher verflossen und verstrichen ist, als er noch recht den Anfang nimmt! Ehre und Schönheit sind in den Armen ihres Besitzers gegen eine Welt voll Störungen zu schwach beschützt!" —

Lucretia empfängt den Tarquin ehrerbiethig, ohne Arges zu ahnen. Er erfüllt ihr Herz mit der lebhaftesten Freude, indem er ihr erzählt, welchen Ruhm ihr Gemahl im Felde sich erworben habe. Nun kommt die Nacht des beschlossenen Frevels; nach vollbrachter That flieht der Verbrecher noch in derselben Nacht. Einen großen Raum des Gedichts nehmen die nun folgenden Klagen und Betrachtungen Lucretiens ein. Sie meldet dem Gatten durch ein Schreiben ihr Unglück. Er eilt herbey nebst Brutus und ihrem Vater. Sie finden Lucretien jammernd und in Trauerkleider gehüllt, und werden aufgefordert, ihre Schmach zu rächen. Nun ersticht sie sich, und das Gedicht endigt sich mit dem Racheschwur der Umstehenden.

An moralischen Betrachtungen, in bilderreiche Sprache gekleidet, ist dieses Gedicht besonders reich, wie z. B. die folgende über die Schwäche der weiblichen Natur:

„Männer haben marmorne, Weiber wächserne Seelen, die sich daher nach dem Willen des Marmors formen. Leicht ist auf sie der seltsamste Eindruck durch Gewalt, Trug oder List gemacht. Man schelte sie also nicht Urheberinnen ihres Unglücks; das sind sie eben so wenig, als man es dem Wachse verargen

kann, wenn das Bild eines Teufels ihm eingeprägt wird. Wie auf einer anmuthigen Ebene, sieht man auf ihrer glatten Fläche alles kleine kriechende Gewürm. In Männern verbergen sich, wie in dichtverwachsenen Wäldern, höhlenbewohnende Übel, die im Dunkeln schlafen. Durch krystallene Wände blickt jeder kleine Fleck hindurch; und wenn Männer ihre Verbrechen mit dreisten Blicken verdecken können, so sind die Blicke armer Weiber offene Bücher ihrer eigenen Fehler."

„Niemand schelte auf die verwelkte Blume, sondern er zürne auf den rauhen Winter, der die Blume getödtet hat! Nicht das Verschlungene, sondern das, was verschlingt, verdient Vorwürfe."

Psychologisch und poetisch schön ist die Schilderung des Zustandes, in dem Lucretia an ihren Gemahl schreibt: „Ihr Nachdenken und ihr Schmerz kämpfen lebhaft mit einander; was ihr Verstand niederschreibt, das löscht ihr Wille stracks wieder aus. Dieß ist allzu ausgesucht gut, jenes ist einfältig und schlecht. Gleich einem Volksgedränge an einer Thür drängen sich ihre Gedanken. Endlich beginnt sie so: „Du würdiger Gemahl des unwürdigen Weibes, das dich grüßt, Heil sey dir! Und wenn du, mein Theurer, deine Lucretia noch einmahl sehen willst, o so eile, und komm schleunig zu mir! Und so empfehle ich mich dir aus unserm in Trauer versetzten Hause. Meine Leiden sind langwierig, wenn gleich meine Worte kurz sind."

John Milton.

Er war der Sohn eines Notars und wurde zu London geboren im Jahre 1608. Nach dem ersten häuslichen Unterrichte kam er in das Christ-College zu Cambridge im Jahr 1624, wo er sich bald rühmlich auszeichnete. Als er das Collegium nach vollendeten Studien verließ, lebte er einige Jahre auf einem Landgute seines Vaters. Mit dem Jahr 1634 begann seine ausgezeichnete poetische Laufbahn mit dem dramatischen Spiel:

The Mask of Comus. Im Jahre 1638 machte er eine Reise durch Frankreich und Italien, kehrte aber, auf die Nachricht der in England ausgebrochenen Unruhen, schon nach fünfzehn Monathen wieder nach London zurück, wo er nun seine übrige Lebenszeit zubrachte, und insbesondere an den herrschenden Religionsstreitigkeiten sehr eifrig Theil nahm. Durch den republikanischen Geist seiner politischen Schriften gewann er die Gunst Cromwells, der ihn zum Secretär des Staatsraths ernannte. Einige Jahre nachher erfolgte seine Erblindung, wodurch er sich aber weder von der Verwaltung seines Amtes, noch von seinen literarischen Arbeiten abhalten ließ. Nach der Rückkehr Carls II. verlor er zwar sein Amt, hielt sich einige Zeit verborgen, wurde aber, obschon die früher von ihm verfaßte Schrift: Defensio pro populo Anglicano von Henkershand verbrannt worden war, wieder in so fern begnadigt, daß er sich öffentlich zeigen durfte. Im Jahr 1665 vollendete er seine große Epopee: das verlorne Paradies, dessen erste Auflage im Jahr 1667 erschien, und dem Verfasser ein Honorar von zehn Pfunden trug. Erst Addison vermochte es, die Nation auf die Schönheiten dieses, zuerst mit vieler Gleichgültigkeit aufgenommenen Gedichtes aufmerksam zu machen.

Milton verheirathete sich drey Mahl. Nach seiner Erblindung verwendete er seine drey Töchter bey seinen literarischen Arbeiten, und gab ihnen zu diesem Ende selbst Unterricht in der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache. Er starb im Jahr 1674. Außer der genannten Epopee, schrieb er noch eine zweyte, das wiedergefundene Paradies, an Werth der vorigen weit nachstehend. Sonst hat man, nebst lateinischen und englischen Gedichten, von ihm ein Trauerspiel: Samson Agonistes. Seine vorzüglichsten gelehrten Werke in Prosa sind: Mehrere politische Abhandlungen, eine Geschichte von England bis zur normännischen Invasion, eine Logik, Gespräche über die wahre Religion.

Ich gebe nun den Plan des verlornen Paradieses in einem Auszuge nach der Erzählung des Professors Pries, von dem

wir im Jahre 1813 die neueste Übersetzung dieses Gedichtes erhalten haben.

Erster Gesang. Von den zur Hölle gestürzten Engeln erwachen Satan und Beelzebub zuerst. Diesem erklärt Satan seinen Entschluß, der Gottheit noch ferner zu trotzen. Sie erwecken die übrigen betäubten Engel. Rathsversammlung über die von Satan vorgelegte Frage: was gegen Gott zu unternehmen sey? — Die gefallenen Engel erbauen zu dieser Berathung eine eigene Burg.

Zweyter Gesang. Satan eröffnet die Berathung mit der Frage: Ob gegen Gott List oder Gewalt zu gebrauchen sey. Belial räth zur Ruhe, bis auf günstigere Zeit. Moloch stimmt für die Gewalt. Mamon schlägt vor, durch Kunstfleiß die Hölle zur Nebenbuhlerinn des Himmels zu machen. Beelzebub faßt Satans Gedanken auf, die Gottheit in dem, was sie liebt, in der neugeschaffenen Welt und deren Bewohnern, zu kränken. Satan übernimmt, hinzuwandern und Alles zu erkunden. Er gelangt an das Höllenthor, von Sünde und Tod bewacht. In ihr erkennt er seine Tochter, in ihm seinen Sohn. Sie öffnet sich. Satan steigt auf, gelangt durch die Kluft zum Thron des Chaos und der Nacht, und nähert sich endlich der Oberwelt.

Der dritte Gesang beginnt mit der berühmten schönen Anrede an das Licht. Gott verkündet den Himmlischen den Fall des Menschengeschlechts und ihre Erlösung. Indeß gelangt Satan zum äußern Rund der neuen Welt, von da in das Narren-Paradies. Endlich fliegt er zur Sonne auf, und erkundigt sich, in einen Engel des Lichts verwandelt, bey dem Seraph Uriel nach dem Wohnort der Menschen. Belehrt schwingt er sich zur Erde, erhebt sich im vierten Gesange in das Paradies und setzt sich auf den Lebensbaum, wo er die Gespräche des ersten Menschenpaars behorcht und daraus erfährt, daß ihnen der Genuß von der Frucht des Erkenntnißbaumes bey Lebensstrafe verbothen sey. Uriel, der den Satan erst erkannte, da er die Sonne schon verließ, warnt den Seraph Gabriel, den höchsten der Wächter des Paradieses. Dieser befiehlt zwey En-

geln, ihn aufzusuchen und sich seiner zu bemächtigen. Sie finden ihn

Als Kröte kauernd, dicht an Evens Ohr;
Bemüht, dem Werkzeug ihrer Phantasie
Durch Teufelskunst zu nah'n, nach Lust mit ihm
Zu wirken Blendwerk, Träume, Täuschungen.

Ithuriel berührt ihn mit dem Speer;

Denn nichts Erheucheltes besteht,
Wenn Himmlisches es nur berührt.

So muß Satan in seine eigene schauderhafte Form zurück.

Das schöne Engelpaar wankt, halb erstaunt,
Als es so schnell den grausen König sieht.

Sie reden ihn an; er will ihnen trotzig widerstehen. Endlich gebiethen sie ihm, aufzuschauen, und sein Loos im Himmelszeichen zu erblicken.

Der Feind schaut auf, erkennt
Die Schale, die ihm stieg; nichts mehr; er flieht
Murrend, und mit ihm flieht die dunkle Nacht.

Im fünften Gesang erzählt Eva dem Adam ihren Traum. Der Seraph Raphael, von Gott zu ihnen gesendet, sie vor Satans Tücke zu warnen, erzählt dessen böses Beginnen. Die Fortsetzung dieser Erzählung füllt auch den folgenden Gesang, und geht noch auf den siebenten über, da der Engel auf Adams Bitte die Schöpfungsgeschichte vorträgt. Im achten Gesange kommt die Reihe des Erzählens an Adam, der dem Seraph sein erstes Erwachen und seine Liebe erzählt. Zartheit und Würde sind in dieser Erzählung auf das innigste verschmolzen. Nur einige Stellen zur Probe!

Eva verläßt die Sprechenden; sie

Ersteht vom Platz mit edler Züchtigkeit
Und Anmuth, —
Und eilt zur Obstschul', eilt zum Blumenflor,
Zu seh'n, wie jedes fortkeimt, Knosp' und Blüth',
Ihr Pflegkind. Ihrem Nah'n sprießt Alles auf,
Und wächst so schöner Wartung freudiger.

Doch geht sie nicht, weil solch Gespräch nicht Lust
Ihr bringt, noch weil ihr Ohr nicht fassen kann
Erhabnes: jene Freude spart sie sich,
Bis Adam ihr erzählt, nur sie ihn hört.
Sie ziehet, als Erzähler, ihren Mann
Dem Engel vor, und jenen fraget sie
Viel lieber: er, sie weiß es, mischet ein
Abschweife voller Reiz, löst hohe Zweifel
Durch eh'lich Kosen; seinen Lippen steht
Noch mehr, als Rede, wohl. — Ach, wo ist jetzt
Solch Paar, das Lieb' und Wechselachtung eint?
Sie geht, in göttinnähnlicher Gestalt,
Nicht ungeleitet: ihr, als Königinn,
Folgt, liebewirkend, stets ein Grazien-Chor,
Und sendet um sie her der Sehnsucht Pfeil'
In jedes Aug', und Trieb sie stets zu schau'n.

Raphael selbst macht den ersten Menschen mit seiner eigenen Herrlichkeit näher bekannt, indem er zu ihm spricht:

Nicht reizlos ist die Lippe, Menschenahn,
Nicht unberedt die Zung' auch dir; denn Gott
Goß seine Gaben reichlich auch auf dich,
Auf Geist und Körper, sein so schönes Bild.
Du redest oder schweigest, Anmuth, Huld
Folgt dir, gestaltend jedes Wort und Werk.
Dich, Erdner, halten wir, die Himmlischen,
Für unsern Mitknecht auch, und forschen froh
Den Wegen nach, die Gott den Menschen führt.
Denn Gott, wir seh'n es, ehret dich, und weiht
Dem Menschen gleiche Liebe.

Schön erzählt Adam sein erstes sich selbst Bewußtwerden:

— Wie neuerwacht vom tiefsten Schlaf,
Fand ich mich auf beblümtem weichen Gras
Im Balsamdunst. —
Zum Himmel warf ich, wundernd, schnell den Blick,
Und staunt' ins weite Luftreich; bis, erregt
Vom schnellen innern Trieb', ich mich erhob,
Als strebt' ich dort empor, und aufrecht stand
Auf meinen Füßen. Rings gewahrt' ich Berg,

Thal, Schattenhain' und sonnige Gefild'
Und klaren Sturz schwatzhafter Ström'; um sie
Geschöpfe, lebend, webend, fliegend, gehend;
Auf Zweigen Vögel, zwitschernd; alles lacht',
Es schwellte Wohlgeruch und Lust mein Herz.
Mich selbst durchspäht' ich dann, und Glied für Glied
Beschaut' ich, ging oft, lief mit schmeidigen
Gelenken oft, wie rege Kraft mich trieb; u. s. w.

Eben so reich an Zügen voll zarter Schönheit ist Adams Erzählung von der Bildung Evens:

Gebeugt that's links die Brust mir auf, und nahm
Dort eine Rippe, warm vom Herzensgeist
Und frischem Lebensblut; — —
Und in des Schöpfers Hand wuchs ein Geschöpf,
Manngleich, doch anderes Geschlechts, so schön
Daß, was im All sonst schön erschienen war,
Jetzt schlecht schien, oder aufgefaßt, vereint
In ihr und ihrem Blick, der jetzt ins Herz
Mir süße niegefühlte Triebe goß,
Und jedem Ding, erfüllt von ihrem Reiz,
Der Liebe Geist, der Lieb' Entzücken lieh. — —
Anmuth in jedem Schritt; in ihrem Aug'
Ein Himmel; Würd' und Lieb' in jedem Zug.
— — — — — — — — —
Nicht ihr so schön gebautes Äußeres
Entzückt mich so, wie all ihr lieblich Thun;
Der tausendfache Reiz, der täglich strahlt
Aus jedem Wort und Werk, vereint mit Lieb'
Und holder Folgsamkeit, die zeigt, wir sind
Im wahren Seelenbunde, sind Ein Geist.

Den Engel frägt Adam: „Ist Lieb' im Himmel nicht? Wie drücken Engel sie aus?"

Der Geist, mit Lächeln, das von Morgenroth
Des Himmels glüht, — der Liebe eigner Farb', —
Erwiedert: schon genug, daß du beglückt
Uns weißt, und ohne Liebe gibt's kein Glück. —

Der Engel verläßt das Menschenpaar, und kehrt in den Himmel zurück. Im neunten Gesange erscheint Satan aber-

mahl, im Paradiese, verführt, in Schlangengestalt, zum Genusse der verbothenen Frucht die Eva, diese den Adam. Nach dem Vergehen gibt Eva dem Adam Schuld, er sey Ursache des Fehlers. Adam entgegnet ihr, zum ersten Mahl erzürnt, und schließt mit den Worten:

— — — So wird's dem ergeh'n,
Der auf des Weibes Werth zu sehr vertraut,
Und ihr die Herrschaft läßt! Sie trägt nicht Zwang,
Und waltet sie, und Unglück geht hervor,
Gibt seiner Schwäche sie zuerst die Schuld. —
Mit gegenseitigem Vorwurf schwindet so
Die Zeit; indeß, da Kein's sich selbst verklagt,
Erscheinet ihres eiteln Zanks kein Ziel.

Zehnter Gesang. Gott sendet den Sohn zum Gericht über Adam und Eva. Satan verkündet den höllischen Scharen das Gelingen seines Plans, allein dem Bösen folgt die Strafe; Satan und seine Gefährten werden in Schlangen verwandelt.

Er fühlt, daß sein Gesicht sich spitzt und kürzt;
Die Arme wachsen an, es zieh'n in Eins
Die Füße sich, bis er zu Boden fällt,
Als grause Schlang, auf seinen Vorderleib,
Sich sträubend, doch umsonst, denn größ're Macht
Zwingt, straft ihn in der Form, worin er fehlte,
So wie das Urtheil hieß. Er spräche gern,
Doch Zischlaut tönt auf Zischlaut, Gabelzung'
Auf Gabelzunge, denn verstellt sind jetzt
Sie All' in Schlangen, als Verbrüderte
Im kühnen Frevel. — —
Aufs neue tönt Gezisch'; die große Form
Pflanzt wie die Pest sich fort. An Frevel eins,
Eint sie die Strafe. — So ward Hohngezisch'
Ihr Beyfall, ihr Triumphlied ward zur Schmach,
Die sie sich selber gaben.

Sünde und Tod erscheinen in der Welt. Der paradiesische Zustand der Natur hört auf. Adams Klagen und die Versöhnung mit Eva schließt den Gesang.

Im Beginne des eilften Gesanges erblicken wir das erste Menschenpaar reuig und in Demuth bethend. Ihr Gebeth dringt himmelwärts zum Throne Gott-Vaters. Gott der Sohn bittet für sie:

— — — Neige jetzt dein Ohr
Dem Flehen, hör' auch stumme Seufzer an.
Er (der Mensch) weiß nicht recht zu sprechen sein Gebeth;
Laß mich ihm Deuter seyn, Verwender mich
Und Sühner; all' sein Thun — mir rechn' es zu,
Das Gute wie das Böse: mein Verdienst
Soll jen's vollenden, sühnen dieß mein Tod. —

Der Erzengel Michael wird abgesendet, um das sündige Menschenpaar aus dem Paradiese zu bannen, doch spricht Gott selbst mildernd zu ihm:

Treib aus dem Paradies
Erbarmungslos hinweg das Sünderpaar,
Vom heil'gen Boden die Unheiligen. —
Doch daß sie nicht vergeh'n
Beym herben Spruch, wenn du ihn streng vollziehst,
(Ich seh' sie weicher und den Fehl bereu'n
Mit Thränen!) so verbirg, was schrecken mag.
Befolgen sie geduldig dein Geboth,
So sende sie nicht ohne Trost hinweg.

Der Engel befolgt den Befehl, steigt mit einer Himmelsschar von einer Jaspis-Wolke auf's Paradies herab, geht dann allein zu Adam und Eva, verkündet ihnen den Beschluß der Gottheit, und zeigt dem Adam in Gesichten die künftigen Ereignisse bis zur Sündfluth. Diese Erzählung füllt noch den größten Theil des zwölften und letzten Gesanges mit den Ereignissen der heiligen Urwelt, von der Sündfluth an. Nach geendigter Erzählung geht Adam zur Laube, wo Eva während der Zeit in Schlaf versunken lag. Sie empfängt ihn gefaßt mit der schönen Rede:

„Ich weiß, woher du kommst, wohin du gehst:
Im Schlaf ist Gott auch, Träume lehren uns;
Er hat sie gütig mir gesandt, ein Heil
Verheißend, als ich einschlief, matt von Sorg'

Und Herzensqual; doch führe jetzo mich,
Ich zögre nicht, denn mit dir gehen ist
Hier bleiben; und hier bleiben ohne dich,
Gewaltsam hier verbannt seyn. Alles bist
Hienieden du mir; jeder Ort bist du,
Den ich vertrieb durch überlegte Schuld. —

Schon naht sich die, zur Verbannung des ersten Menschenpaars bestimmte Schar von Cherubim.

— — — Hoch an der Spitze naht,
Geschwungen, Gottes Schwert, und sprüht vorauf,
Wild wie ein Schweifstern; seinem heißen Brand
Und Dampfen, wie es Libyen's Himmel sengt,
Entglüht die milde Luft. Es faßt darauf
Der Engel eilig unsre zögernden
Urältern bey der Hand, und führt sie g'rad
An's Ostthor, und gleich schnell den Fels hinab,
Zur untern Ebne; dann verschwindet er.
Sie schau'n zurück, und seh'n den ganzen Ost
Der Lustau'n, ihres Wonnesitzes jüngst,
Bedeckt vom Flammenbrand; es drängt das Thor
Von Schreckgestalten und von feur'ger Wehr.
Menschliche Thränen strömen — bald verwischt:
Vor ihnen liegt die Welt, den Ruheplatz
Zu wählen, und die Vorsicht führt sie selbst.
Sie, Hand in Hand, fortwandernd langsam, geh'n
Durch Eden ihren stillen Pfad dahin.

Das verlorne Paradies ist keine eigentliche Epopee, sondern ein episches Gedicht, zum Theil auch didaktisch und lyrisch. Eine eigentliche Epopee ist dieses Gedicht nicht, aus zwey Gründen: 1) weil die zum Grunde liegende Begebenheit, obschon groß, doch im strengen Sinne genommen, keine *epische Handlung*, sondern mehr *tragisch* ist, da Satan am Schlusse doch Sieger bleibt, die Erlösung des Menschengeschlechts aber nur als eine *künftige* Begebenheit von einem Engel verkündet wird. 2) Können Adam und Eva nicht wohl als die Helden des Gedichts angesehen werden, weil sie nur in sündiger Schwachheit erscheinen; eben so wenig kann

das hölliſche Ungeheuer Satan als der Held desſelben gelten. Das Gedicht hat alſo gar keinen eigentlichen Helden, und muß daher als ein Gedicht von einer neuen Art, als ein ſehr geniales Werk betrachtet werden, wodurch die bemerkten Fehler aufhören, Fehler zu ſeyn. Dafür glänzt es durch eine Menge von Vorzügen: Kraft, Schönheit und Kühnheit der Sprache, Reichthum der Phantaſie, Originalität der Dichtung, hinreißende Lebendigkeit in den Beſchreibungen, und in der Charakteriſtik der Höllengeiſter. Die eingeflochtenen Reden werden als Meiſterſtücke der Beredſamkeit bewundert. Mit Recht hat man dagegen an dieſem Gedichte getadelt: die zu grelle Vermiſchung von Bildern der chriſtlichen Religion mit den heidniſchen Mythen, die Ausartung des Furchtbaren ins Ungeheure und Groteske*), die Überladung mit gelehrten Anſpielungen u. ſ. w.

Zum Gegenſtande ſeines zweyten epiſchen Gedichtes, des wiedergewonnenen Paradieſes, wählte ſich Milton die bibliſche Erzählung von der Verſuchung des Heilands in der Wüſte. Der Stoff ſelbſt veranlaßte den Dichter zu Ähnlichkeiten in den Beſchreibungen, beſonders in jenen des Himmels und der Hölle. Es fehlt dem Gedichte zwar nicht an Würde und Poeſie des Styls, wohl aber an Kraft und poetiſchem Geiſt. Die Urſache dieſer Gebrechen mag zum Theile wohl auch in dem hohen Alter zu ſuchen ſeyn, worin Milton das Gedicht unternahm. Er ſchrieb auch, war es entweder, daß er ſelbſt die Liebe dazu verlor, oder daß er die Unzulänglichkeit des Stoffes und das Ermatten ſeiner Phantaſie fühlte, — nicht mehr als vier Geſänge, aus denen die didaktiſche Tendenz noch mehr als aus dem verlornen Paradieſe hervorleuchtet, nähmlich das Beſtreben, dem Menſchen die Vorſehung und die Wege Gottes anſchaulich zu machen. Dieſes Gedicht fand auch allgemein eine ſehr kalte Aufnahme, und iſt auch jetzt noch wenig bekannt.

*) Z. B. die Erfindung des Schießpulvers und die Ausſtattung der gefallenen Geiſter mit Kanonen zur Belagerung des Himmels.

Samuel Butler,

geboren zu Strensham in der Grafschaft Worcester, im Jahre 1612. Nach vollendeten Studien erhielt er bey einem Friedensrichter die Stelle eines Schreibers, die ihm wenig eintrug, aber doch so manche Muße gewährte, daß er sich nebenbey mit Musik und Mahlerey beschäftigen konnte. Nachher trat er in die Dienste einer Gräfinn Kent, deren Haus von vielen Literatoren besucht wurde; zuletzt erhielt er ein Amt bey Sir Samuel Luke, einem eifrigen Verfechter der Independenten in Cromwell's Diensten. In dieser Periode seines Lebens begann Butler sein komisches Heldengedicht Hudibras, in drey Theilen, dessen Absicht dahin geht, die religiösen Secten und die politischen Parteyen, welche während der Regierung Carls I. ihr Unwesen trieben, zu verspotten. Die Verspottung der Independenten verschaffte dem Gedicht eine gute Aufnahme bey Hofe. Man sagt, König Carl II. soll daraus öfter ganze Stellen recitirt haben. Dessen ungeachtet aber scheint für das zeitliche Wohl des Dichters sehr wenig geschehen zu seyn; er erhielt weder ein öffentliches Amt, noch eine Pension. Er heirathete eine ziemlich reiche Frau, starb aber dennoch in größter Dürftigkeit. Sechzig Jahre nach seinem Tode, der im Jahre 1680 erfolgte, wurde ihm ein Monument in der Westminster-Abtey errichtet. Auf diese Errichtung wurde ein satyrisches Epigramm gemacht, das mit dem Verse schließt: „Der Arme bat um Brod, — man gab ihm einen Stein." — Das komische Heldengedicht Hudibras ist zum Theil eine Nachahmung des Don Quixotte, den Zeitumständen und der Localität angepaßt. Der Friedensrichter Hudibras und sein Gehülfe Ralph, die Helden des Gedichtes, sind Copien des Don Quixotte und des Sancho Pansa. Das Ganze hat wohl eine Fülle von Komik, Witz und Satyre, allein der eigentliche poetische Geist, der das Werk des Cervantes beseelt, mangelt hier. Den ungemeinen Beyfall, welchen dieses Gedicht in England erhielt, verdankt es größern Theils seiner politischen Tendenz, denn es hat, bey

einem Reichthum an komischem Witze, sehr wesentliche Gebrechen; so z. B. zeigt sich in den Situationen, worein der Held versetzt wird, zu wenig Erfindungskraft; es fehlt an Handlung; die Reden und Disputationen sind zu lang und breit, der gelehrten Anspielungen zu viele. Insbesondere aber wird das Interesse, vorzüglich für Nicht-Engländer dadurch sehr geschwächt, daß ein beträchtlicher Theil dieses Gedichtes ohne umständliche historische Erklärungen gar nicht zu verstehen ist. Wir begnügen uns daher mit einer summarischen Inhaltsanzeige und einigen wenigen Probestellen *). Nach einer Schilderung der politischen Zeitumstände, in welchen Hudibras auf Abenteuer auszieht, folgt eine lange Beschreibung der Eigenschaften und der Gestalt des Helden, wovon ich nur einige Züge hier mittheile:

Sein Ansehn war voll Drang und Kraft,
Ein wahrer Spiegel der Ritterschaft;
Gleich groß auf seiner Richterbank,
Und wenn er sich auf's Streitroß schwang.
Krieg oder Friede galt ihm gleich,
Wie Wassermäusen Feld und Teich. — —
Manchem schien er ein Werkzeug gar
Für Schelme, scilicet ein Narr.
Doch die so denken, irren sich;
Er war kein Pinsel sicherlich.
Wahr ist's, so reich an Witz er war,
So hielt er dennoch ihn so rar,
Als wär's ihm leid, ihn abzutragen;
Daher er nur an Feyertagen,
Und so wie einen feinen Schmuck,
Sein Quentlein Witz zu Markte trug.
Wie Raben krächzen, so natürlich
Sprach er das Griech'sche schön und zierlich,
Und wie im Weinberg Älstern schrey'n
Floß ihm vom Maule das Latein.

* * *

Er war ein feiner Logiker
Und tiefer Analitiker.

*) Die deutsche Übersetzung ist von Soltau.

Er unterschied und klob ein Haar,
Das zwischen Süd und Südwest war;
Darob er stritt und gegenstritt,
Auch oft mit Schlüssen klar bewies,
Ein Strohwisch sey kein goldnes Vließ,
Ein Lord könn' aber wohl ein Schwein,
Ein feistes Kalb ein Rathsmann seyn,
Ein Rabe Vormund, Gänse Richter,
Ein Schaf Mäcen, ein Langohr Dichter.

* * *

Mehr in der Mathematik that er,
Als Tycho Brah' und Erra Pater.
Er maß durch Logarithmen schier
Den Inhalt ganzer Kannen Bier;
Durch Sinus und Tangent' erwog
Er, ob die Butter richtig wog,
So wie er durch Algebra wußte,
Wie viel der Seiger schlagen mußte.
Er hatt', als tiefer Philosoph,
Jedweden Text und Gloss' im Kopf;
Verstand durch blinde Zuversicht,
Was der abstract'ste Autor spricht.
Für eines jeden Zweiflers Warum
Fehlt' ihm niemahls ein kräft'ges Darum.

* * *

In welchem Grad' das Paradies
Gepflanzt war, wußt' er ganz gewiß;
Was Adam einst im Traum gedacht,
Als ihm in einer Sommernacht
Sein Weiblein aus der Seite kroch;
Ob Satan hochdeutsch mit ihr sprach;
Ob einst die Schlange Klau' und Beine
Vor Adams Fall hatt' oder keine:
Das wußt' er ohne Commentar
Und Glossen, alles auf ein Haar
In hohlem Bauchton vorzutragen,
Als steckt' bey ihm das Maul im Magen.

Auf das geistige Porträt folgt die Beschreibung der körperlichen Figur des Helden; da aber Butler alles zu sehr in

die Länge und Breite dehnt, so hebe ich auch von der letztern nur einige Musterzüge aus, um den Leser mit des Dichters Witz und Manier etwas näher bekannt zu machen:

Sein Witz, so wie sein Antlitz, ward
Geziert durch einen Kupferbart.
Der Obertheil war molkenblau,
Der Untertheil pom'ranz und grau.

* * *

Den mächt'gen Berg auf seinem Rücken
Schien eigne Last ganz krumm zu drücken. —
Zum Gleichgewicht hing vorne her
Ein Wanst, der war nicht minder schwer,
Den unser Ritter Hudibras
Auch wohl zu füllen nie vergaß.

* * *

Von Büffelshaut war seine Weste',
Nicht stichfest, aber prügelfest;
Denn Streiche, die den Rücken bläuen,
That Hudibras am meisten scheuen.
Sein Hosenpaar von grobem Flauß
Hielt schon seit Heinz dem Achten aus;
Daher denn mancher Mann sich irrt,
Und meint, sie hätten ihm gehört.
Sie waren immer voll gestaun't
Mit Ammunition an Brot,
Speck, Käs' und Blutwurst, ein Gericht
Für den, der oft mit Blutdurst ficht.
Denn, wie gesagt, Sir Hudibras
Trug in den Hosen immer Fraß;
Drum zogen oftmahls Ratt' und Maus
Dahin auf's Fouragiren aus.
That er von ungefähr die Hand
In's Magazin, so widerstand
Der kleine Feind ihm oft mit Muth,
Und zapfte von dem Ritter Blut,
Bis er mit Sturm und Kriegsgewalt
Ihn trieb aus seinem Hinterhalt.

* * *

Des Ritters Schwert, ein mächtig Ding,
Ihm dicht am tapfern Herzen hing.
Das hohle Heft war zum Gefecht
Und Suppenteller gleich gerecht;
Auch pflegt' er Kugeln drin zu gießen
Um Feind' und Hühner todt zu schießen;
Denn diesen war der Held so gram,
Daß keins von ihm Quartier bekam.
Die Klinge war von Azevedo,
Dem besten Meister in Toledo,
Wiewohl sie, seit sie stille saß,
Vor Gram und Rost sich selbst zerfraß.
Die fromme Scheide, ihr Quartier,
Litt sehr von ihrer Mordbegier;
Sie hatte schon zwey Spannen lang
Dran abgenagt, vor lauter Drang
Und Unmuth, weil man sie, gleich feigen
Memmen, ihr Antlitz nie ließ zeigen.

* * *

Zwey Puffer steckten im Arrest
Am Sattelknopf seit Jahren fest
In Halftern, nebst dem Proviant,
Der nicht Platz in den Hosen fand.
Somit fing das Pistolen-Schloß
Beym Fouragiren manche Maus,
Die, wenn der Hahn war aufgespannt,
Sich plötzlich in der Falle fand.

Nun folgt eine eben so lange Beschreibung seines Knappen Ralph. Beyde zusammen nehmen gegen siebenhundert Verse ein. Endlich werden sie in Activität gesetzt. Es soll eine Bärenhetze gehalten werden; der gewissenhafte Hudibras, als gewesener Friedensrichter, hält sich verpflichtet, zwischen dem Bären und den Hunden Frieden zu stiften. Der nächste Gesang zeigt uns den Helden im Kampf mit einer Schar von Feinden, die sich im dritten Gesange wieder versammeln, den vorher siegreichen Hudibras gefangennehmen und in ein Gefängniß einschließen. Hier wird er im vierten Gesange von einer

Dame besucht, die von dem Gerüchte die Nachricht von dem Unfall des Hudibras erfuhr. Die Beschreibung des Gerüchts ist reich an komischen Zügen. Ich hebe nur einige derselben hier aus:

Es gibt ein schlankes langes Weib,
Zwar groß, doch federleicht von Leib,
Heißt Fama; lebt von leerem Ton
Und Wind, wie ein Camäleon.
Zwey Flügel sie am Rücken trägt,
Wie pohlnische Ärmel, ausgelegt
Mit Ohren überall und Augen,
Laut Zeugniß großer Mythologen.
Mit diesen sie die Luft durchfliegt,
Oft wahr spricht und noch öfter lügt;
Fliegt wie die Taubenpost herum,
Trägt Brief, Mercur und Zeitung um;
Vertheilt Journale und Kalender
Durch weit entleg'ne fremde Länder,
Womit sie Lügen wohlfeil macht,
Weil sie der halben Welt sie sagt.
Ein Briefsack hängt ihr unterm Kinn
Mit alt- und neuen Mährchen drin,
Von Todten, die umher spazieren,
Von Kühen, die mit Eseln stieren,
Von Hagel, gleich Haubitzen-Steinen,
Von Ferkeln mit vier Hinterbeinen,
Und wie ein Stern mit Schwanz und Bart
Von Nachbar Kunz gesehen ward.
Sie bläst zwey Hörner auf einmahl,
Jedoch von ganz verschiednem Schall,
Woher denn die bekannten Nahmen
Von gutem Ruf und bösem kamen.

Die Unterredung des Hudibras mit der fremden Dame hat viel Komisches. Er trägt ihr seine Liebe mit einem, im höchsten Grade aufrichtigen Geständnisse an, da die Dame vorher ganz satyrisch zu ihm sagt:

„Die Liebe bey euch Männern scheint
Ein Gleichniß, das was And'res meint;

Denn Liebe schreyt zwar alle Welt,
Doch mythologisch meint man Geld;
Das ist der Körper von dem Schatten,
Mit dem ihr Herr'n Euch wünscht zu gatten." —
Kommst du mir so (denkt Hudibras),
So mess' ich dir mit deinem Maß.
Wie Amor seinen Bogen spannt,
Ihn von sich beugt mit einer Hand,
Und zieht ihn mit der Andern an,
So muß man auch die Weiber fahn.
„Wohl wahr (versetzt er), Geld und Gut
Schürt mächtig an die Liebesgluth. — —
Geld kann mit Sonn' und Mond es wagen,
Und sie mit ihren Waffen schlagen;
Reizt in Romanen und Balladen,
Zu allen Minn' und Heldenthaten.
Geld ist Witz, Tugend, Schönheit, Werth,
Kurz, Alles, was man liebt und ehrt;
Denn was ist jedes Dinges Werth,
Als was es gilt an Geldeswerth?
Gibt's außer Reichthum sonst noch was,
Das stets der Mensch allein besaß,
Und vor dem Vieh voraus behielt,
Excipe daß er lacht und schielt?
Ich muß gesteh'n, mit Gut und Land
Nähm' ich ein Weib aus zweyter Hand,
Zum Beyspiel Euch. Person ist's nicht,
Worauf ich bin so sehr erpicht;
Eu'r besser Theil, Eu'r Land und Geld,
Ist, was mein Herz gefesselt hält.
Gebt mir Euer Geld und Gold,
Und mit Euch selbst macht, was Ihr wollt;
Ja, wollt' Ihr Euch dem Teufel schenken,
Ich will's als Christ Euch nicht verdenken!" —

Weit entfernt, durch die derbe Freymüthigkeit dieser Liebeserklärung sich beleidigt zu fühlen, gesteht die Dame vielmehr, daß eine solche Aufrichtigkeit ihr sehr wohl gefalle; sie erklärt, daß sie auch von ihm nur ein Einziges verlange, das er ihr zu Liebe und zum Ruhme ihrer Schönheit thun müsse,

nähmlich sich für sie — erhenken oder ersäufen. Sie schließt mit den Worten:

„Was ich begehr', ist Kleinigkeit,
Und ist der beste Weg, wie man
Sich recht verliebt beweisen kann;
Denn wer sich aufhenkt und erschießt,
Der thut's, mein Treu'! nicht bloß aus List." —

Diese Prüfung findet Hudibras zu hart. Sie schlägt ihm darauf nochmahl vor:

Hängt Euch nur sacht' mit diesem Strick,
(Ich schneid' Euch los den Augenblick);
Oder quetscht ein halb dutzendmahl
Euer achtbar Haupt an diesem Pfahl,
Zu zeigen, daß Ihr herzhaft seyd,
So bin ich zum Accord bereit.

Da Huldibras auf seiner vorigen Weigerung beharrt, wird endlich als Bedingung festgesetzt, daß er ihr schwören muß, sich zu geißeln. Im folgenden Gesange regen sich in Hudibras Gewissenszweifel, ob er diesen Schwur halten dürfe, was denn zwischen ihm und seinem Knappen eine große Discussion über eidliche Verpflichtungen veranlaßt, voll Satyre auf die Grundsätze der Secten jener Zeit. Im nächsten Gesange sucht Hudibras die schmollende Schöne wieder zu gewinnen. Um sein Schicksal zu erfahren, reist er zu einem Rosenkreuzer, mit dem er aber in einen Streit über Schwarzkunst und Astrologie, endlich in ein Gefecht geräth, worin er den Rosenkreuzer besiegt.

Hudibras und Ralph begeben sich zur Dame, und fliehen wieder. Hudibras will die Dame verklagen, versucht aber vorher noch den Weg der Güte durch einen Brief. Dieser und die Antwort der Dame machen einen großen Theil des achten Gesanges aus. Nun folgt ein Streit der Heiligen über weltliche Dinge. Das Gedicht ist nicht vollendet.

Samuel Garth,

aus Yorkshire, geboren im Jahre 1670, gestorben im Jahre 1718, lebte zu London als allgemein geschätzter Arzt. Er ist der Verfasser eines komischen Heldengedichts: Die Armenapotheke (the Dispensary), wobey er die Absicht hatte, die Errichtung einer Apotheke durchzusetzen, aus welcher die erkrankten Armen mit Arzneymitteln versehen werden sollten. Da gewinnsüchtige Apotheker und Ärzte diesem menschenfreundlichen Institut entgegen wirkten, bediente sich jener achtungswürdige Mann gegen die Lieblosen der Waffen einer sehr sarcastischen Satyre, und fand allgemeinen Beyfall.

Das Gedicht beginnt mit einer Beschreibung des Wohnsitzes der Göttinn der Trägheit, die uns, auf einem Flaumenbette liegend, gezeigt wird *). „Angenehme Träume, das Rauschen sanfter Bäche, und flisternde Bäume wiegen die Göttinn in Schlaf. Mohn und jede andere einschläfernde Pflanze breiten ihre betäubende Kraft und dumme Unthätigkeit aus; keine Leidenschaften stören ihre gemächliche Herrschaft, keine Probleme verwirren ihr schlafsüchtiges Gehirn; sondern finstere Vergessenheit bewacht ihr ruhiges Bette, und träge Nebel schweben langsam über ihrem Haupt."

Sie wird aufgeweckt durch die Bauleute, die ihre Wohnung zu einer Apotheke umzugestalten anfangen. Sie läßt den Neid auffordern, dem Werke Einhalt zu thun; dieser findet sich sogleich dazu bereit, nimmt die Gestalt des Apothekers Kolon an, und eilt zum Doctor Horoskop, dem er die Gefahr jenes Unternehmens vorstellt. Die Schilderung dieses Arztes schließt mit den Worten: „Ohne Gewissen bestürmt er die Ohren der Kranken, und mordet mit Gewäsch, wenn seine Arzneyen fehl schlagen." — Des Doctors Abgott ist der Reichthum, dessen Aufenthalt, eine Bude, gleichfalls beschrieben wird. Die Nachricht des falschen Kolon zieht dem entsetzten Doctor eine Ohnmacht zu. Er kann die ganze Nacht nicht schlafen, obgleich er Mohn auf seine Augen, und die Werke eines mit

*) Die übersetzten Stellen sind von Dusch.

S. bezeichneten schlechten Schriftstellers unter seinen Kopf legt. Bey anbrechendem Morgen bringt er der Göttinn Krankheit ein Opfer, und läßt alle Apotheker zusammenrufen. Man beschließt, sich an den Doctor Mirmillo zu wenden, und ihn um Beystand zu bitten. Dieser Mann ist sehr sarkastisch geschildert durch das Lob, welches einer von der Gesellschaft ihm ertheilt: „Jedes Wort, was du sagst, hat etwas Tödtendes, wie deine Kunst. Wie viel wir deiner Freundschaft zu danken haben, können unsere Bindfäden sagen, und deine Recepte beweisen *). Deine Tinte ergießt sich so reichlich, daß du offenbar keines Andern Gesundheit achten kannst, als unsere. Indem Stümper sich über der Krankheit nur den Kopf zerbrechen, erscheinst du und gibst den Gnadenstoß."

Horoskop stimmt dafür, die Sache im Rechtswege auszufechten, da erscheint aber die Göttinn Krankheit, durch das ihr gebrachte Opfer geneigt gemacht, und räth ihm, die Fortuna um Beystand anzuflehen. Horoskop, von einem Wirbelwinde fortgetragen, macht selbst die Reise zur Glücksgöttinn, die in den sogenannten glücklichen Inseln wohnt, und dem Fragenden die Entscheidung ertheilt, daß beyde Parteyen zwar siegen, aber dennoch ihre Absicht nicht erreichen würden. Indeß hat Doctor Mirmillo sich entschlossen, Zank und Streit lieber zu vermeiden: „Mein Ansehen in der Stadt," sagt er, „war allgemein. Niemand konnte mit gehöriger Feyerlichkeit sterben, wenn er nicht erst von mir einen Paß hatte. Niemand konnte den langweiligen Ehestand ertragen, aber ich mache, um ihn zu erleichtern, daß er kurz dauert. Ich setze die mißvergnügten Matronen in Freyheit, und erlöse Ehemänner aus der Gefangenschaft."

Da nimmt nun der Dichter seine Zuflucht wieder zu einer neuen allegorischen Figur; die Zwietracht muß erscheinen, und den Mirmillo wieder zum Kriege auffordern. So kommt es denn zwischen beyden Parteyen zu einer förmlichen Schlacht. Die

*) Die Recepte werden von den Apothekern an Bindfäden aufgezogen und gesammelt.

Helden sind sämmtlich mit chirurgischen und Apotheker-Werkzeugen als Waffen versehen, die zum Theil eben nicht sehr lieblich sind, wie z. B. Deckel von Nachtstühlen, Bettpfannen, Harngläser, Lanzetten u. dgl. Die Schlacht bleibt unentschieden, bis im sechsten Gesang abermahls eine neue allegorische Person erscheint, die Gesundheit. Diese befiehlt, eine Gesandtschaft in die elisäischen Felder zu schicken, um daselbst einen berühmten Arzt zu befragen. Der Großbothschafter Celsus macht die Reise durch den Tartarus. Hier begegnet er unter anderm einem Arzte, der von einer Menge verstümmelter Schatten verfolgt wird. Dieser gibt sich zu erkennen und sagt: „Ich bin Quaicum, verdammt, in Mißvergnügen auf dieser unfruchtbaren Küste zu bleiben, bis die zürnenden Götter versöhnt sind. Diese Gespenster voll Narben, die hier drohen, sind die Opfer meiner ehemahligen schlechten Behandlung. Sie stören mit unaufhörlichem Gewinsel meine Ruhe; dem einen fehlt der Gaum, der andere fordert seine Nase. Hier vollziehen sie den Willen des unerbittlichen Pluto, und quälen mich jeden Augenblick mit einer Pille."

Der große Arzt, den Celsus, in Gesellschaft der Gesundheitsgöttinn, befragen muß, thut nichts anderes, als beyde wieder in die Oberwelt zurückschicken und sie an den Minister Atticus adressiren, der alle Wunden heilen und die Arzneykunde wieder zu ihrer ehemahligen Höhe erheben wird. Hierauf wird diesem Minister und dem König Wilhelm, die am Anfange des Gedichtes schon gepriesen wurden, neuerdings eine tüchtige Dosis Weihrauch gestreut, worauf die Gesandtschaft Abschied nimmt, und das Gedicht ziemlich unerwartet und frostig schließt.

Wir finden in dieser komischen Epopee zwar viele schöne Beschreibungen und sehr treffende satyrische Züge; dem Ganzen fehlt aber doch Leben und Bewegung, ein Gebrechen, das durch die Dürftigkeit der Erfindung desto mehr hervorstechend wird. Die allegorischen Personen verursachen eine matte Einförmigkeit und der Ausgang läßt ganz unbefriedigt, da statt

einer thätigen Entscheidung und Lösung eine luftige Prophezeyung eintritt.

Alexander Pope.

(Geboren zu London im Jahre 1688; gest. 1744.)

Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der, nachdem die Stuarte vom englischen Thron ausgeschlossen wurden, die Hauptstadt verließ, und sich in die ländliche Einsamkeit zurückzog. Hier entwickelte sein poetisches Talent sich sehr frühzeitig, und er gab sich sogar, ohne einen fremden Unterricht zu genießen, seine eigene Bildung. Eine gelungene Ode an die Einsamkeit, eine metrische Übersetzung des ersten Buchs der Thebais des Statius, und die im Jahre 1704 erschienenen Hirtengedichte empfahlen den Jüngling vortheilhaft. Seine Celebrität stieg durch die Beschreibung des Waldes bey Windsor und durch das Lehrgedicht über die Kritik, noch mehr aber durch die komische Epopee, der Lockenraub; diese Werke waren die Früchte, die der fünf und zwanzigjährige Jüngling seinem Vaterlande brachte. Aufgefordert von Mehreren, unternahm er die Übersetzung des Homer, die er in fünf Jahren vollendete. Diese Arbeit, die er auf Subscription herausgab, fand solche Abnahme, daß das dadurch erworbene Vermögen ihn in die Lage der Selbstständigkeit versetzte. Dabey traf ihn das Schicksal aller ausgezeichneten Talente, eben so viele Verehrer und Freunde, als Tadler und Feinde zu haben. In der glücklichen Muße, deren er sich seit jenem letzten Werke nach dem Ankaufe eines schönen Landhauses in dem Dorfe Twickenham erfreute, schrieb er das große Lehrgedicht über den Menschen, und die moralischen Versuche. Sein letztes Werk war die Dunciade, eine satyrisch-komische Epopee, ein bitteres Spottgedicht auf seine Gegner.

Immer schwächlich und kränklich, klein und hager, nährte Pope von früher Jugend auf einen hypochondrischen Hang zur einsamen Lebensweise. Obschon von friedlichem und gutmüthi-

gem Naturell, reizte er doch sehr die rege Galle seiner Gegner durch den bittern Spott, womit er sie seine Superiorität fühlen ließ. Auch würdigte er sie immer nur einer leichten beyläufigen Widerlegung. Als Katholik ausgeschlossen von allen öffentlichen Ämtern, starb er, ohne je eines derselben bekleidet zu haben, folglich vom Staate unbelohnt, im Jahre 1744, im 56. Jahre seines Lebens."

An Pope's Lockenraube wird zwar vorzüglich und mit Recht der Mangel an schöpferischer Originalität getadelt; es ist kaum zu zweifeln, daß wir ohne Boileau's Pult auch keinen Lockenraub erhalten hätten. Sey aber das französische Heldengedicht auch immerhin das Vorbild des englischen Dichters gewesen, so hat das Werk des letztern doch immer bedeutende Vorzüge vor dem ersten, und zwar insbesondere dadurch, daß Pope, statt der von Boileau und Garth gebrauchten Maschinerie frostiger allegorischer Personen, die heitern Luftwesen der Geisterwelt des Grafen Gabalis, Sylphen u. dgl. benützte, wodurch das Gedicht ein freundliches, liebliches Colorit erhielt. Die übrigen Schönheiten dieser komischen Epopee, die einen höchst unbedeutenden Vorfall bloß durch die reizende Erzählungsweise sehr anziehend macht, bestimmt Bouterweck am richtigsten: „Alle Parthien des anmuthigen Ganzen greifen harmonisch in einander. Jede Situation ist interessant geworden durch die Art, wie der Dichter mit ihr scherzt. Die Darstellung der kleinen Begebenheiten ist immer pikant und nie gesucht. Die Phantasie des Dichters arbeitet unermüdet dem geselligen Witze vor. Ein lächelndes Bild folgt dem andern. Die muntern Einfälle sind nur selten derb oder unanständig. Die ganze Manier ist toilettenmäßig und doch nicht tändelnd. Ein männlicher Geist herrscht selbst in den frivolen Scherzen, ohne die ein solches Werk nicht gelingen konnte. Die reinste Eleganz der Sprache und Versification vollendet die Schönheit des Gedichts."

Lord Peter fand bey einer gesellschaftlichen Unterhaltung Gelegenheit, der schönen Miß Arabella Fermor eine Locke abzu-

schneiden. Dieses Factum aus der wirklichen Welt gab dem Dichter die Veranlassung zu der komischen Epopee: The Rape of the Lock, welches zuerst in zwey Gesängen, ohne Maschinerie, erschien, nachher in fünf Gesängen mit Maschinerie.

Im ersten Gesange erblicken wir Belinden, die Heldinn des Gedichtes, bey der Toilette. Ihr Putztisch ist ein Sammelplatz aller Kostbarkeiten. Die Sylphen versehen dabey die ihnen zugetheilten Ämter. Diese, so wie die Geister überhaupt, sind Frauenzimmer, die nach Verschiedenheit der Temperamente in diese Wesen verwandelt wurden: „Die Geister der Feurigen und Zanksüchtigen," sagt der Dichter, „steigen in der Flamme auf, und bekommen den Nahmen Salamander. Weiche, sanftmüthige Seelen gleiten in's Wasser, und trinken mit den Nymphen den Thee ihres Elements. Die steife Sprödе wird zu einem Gnom erniedrigt, und schwärmt noch immer auf der Erde, um Unheil zu stiften. Leichtsinnige Coketten erheben sich als Sylphen wieder in die Höhe, und spielen und flattern in den Gefilden der Luft *)."

Im zweyten Gesange macht der Baron seinen Anschlag zu dem Raub der Locke. Die Schöne wird vom Sylphen Ariel gewarnt; der Baron aber trifft indessen gewaltige Anstalten: „Ehe Phöbus aufging, hatte er schon den Himmel um seine Gunst gebethen, und alle Götter, besonders die Liebe, angebethet. Ihr hatte er einen Altar von zwölf ungeheuern französischen, nett vergoldeten Romanen erbaut. Auf diesem lagen drey Strumpfbänder, ein halbes Paar Handschuhe, und alle Trophäen seiner vorigen Geliebten. Mit zärtlichen Liebesbriefen zündet er den Scheiterhaufen an, und bläst mit drey verliebten Seufzern das Feuer auf."

Den größten Theil dieses Gesanges füllt die verhängnißvolle Lustfahrt auf der Themse aus. Im dritten Gesange finden wir die reizende Belinde am Spieltisch, mit einer Parthie L'hombre. Die Charakteristik der Kartenfiguren und die Beschreibung des Spiels als einer Schlacht, hat viele lustige und

*) Übersetzung von Dusch.

pikante Züge. Belinde ist zwar Siegerinn, aber dennoch ruft ihr der Dichter (das bevorstehende Unglück des Lockenraubes ahnend) warnend zu: „Bald soll diese Ehre dir entrissen werden, bald sollst du diesen siegreichen Tag auf ewig verwünschen!" — Belinde setzt sich an den Theetisch, wo alle Sylphen ihre Dienste verrichten, bis endlich der unglückliche Augenblick erscheint; vergebens bemüht sich die ganze Geisterschar zum Schutze der schönen Locke; sie wird von der Schere ab- und ein vertheidigender Sylphe bey dieser Operation mitten entzwey geschnitten.

Im vierten Gesange kommen wir in die unterirdische Wohnung der Göttinn Spleen, die sehr ausführlich beschrieben wird. Bösartigkeit und Affectation sind ihre Dienerinnen. Sie verursacht eine Menge eingebildeter Krankheiten. Umbriel, ein tückischer Gnom wendet sich an die Göttinn. Belinde erscheint trostlos.

Im fünften Gesange machen die Damen gemeinschaftliche Sache zur Wiedereroberung der geraubten Locke. Die Schlacht beginnt; die Waffen der Heldinnen sind: Blitze der Augen, zürnende Mienen, eine Prise Schnupftabak, und eine Haarnadel. Der triumphirende Umbriel schlägt voll Schadenfreude seine Flügel, auf einem Wandleuchter sitzend, und sieht dem Gefechte zu. Die Locke verschwindet endlich, und wird unter die Sterne versetzt, selbst ein neues Gestirn. Die Sylphen folgen der auffliegenden vergnügt durch den Himmel.

Die Dunciade, eine Satyre in Form eines epischen Gedichtes, hat Pope als schweres Geschütz gegen seine Feinde abgebrannt. Sie enthält zwar viel Witziges und Sinnreiches, aber noch mehr Gesuchtes und Erzwungenes; vorzüglich leuchtet überall das grimmige Bestreben einer persönlichen und kleinlichen Rachsucht hervor. Zur Probe werde ich von den vier Gesängen dieses Gedichtes nur einen Theil des Inhalts nebst einigen Stellen mittheilen:

Das Gedicht beginnt mit der Erzählung vom Ursprung des großen Reichs der Dummheit, nebst der Ursache von der

Fortdauer desselben. In der Stadt hat diese Göttinn ein eigenes Collegium, und insbesondere eine Privat-Akademie für Poeten. Die Göttinn selbst wird hierauf geschildert, wie sie die lange Reihe ihrer Söhne überdenkt, endlich ihre Augen auf den Bays richtet, den sie zum Werkzeuge der großen Begebenheit brauchen will, die der Inhalt des Gedichtes ist. Bays sitzt tiefsinnig unter seinen Büchern, überlegt lange, und erbaut endlich, aus Besorgniß über das bevorstehende Ende des Reiches und der Herrschaft der Dummheit, einen Altar von Büchern, und will darauf seine eigenen Schriften verbrennen. Dem Opfer schickt er ein feyerliches Gebeth voraus: „Große Bezähmerinn aller menschlichen Kunst! die ich über Alles liebe und immer am Herzen habe, o Dummheit! deren alte Sache ich noch jetzt verfechte, mit der meine Muse schon damahls anfing, als ich mir das erste Lob erwarb, mit der sie aufhören soll, wenn ich das Ziel getroffen und die letzte Ehre des Kranzes errungen habe! O du leitende Seele der Geschäfte, die du unserm Kopfe das bist, was der Schwung der Kugel, welche sicherer trifft, je schwerer sie ist, indem sie quer nach dem Ziele wackelt: O fahre fort, dem verwirrten Menschen gnädig zu seyn! breite einen heilsamen Nebel vor der Seele aus, und setze uns durch die Nacht, in der wir geboren sind, in Sicherheit, daß wir uns nicht durch das falsche Irrlicht des Witzes in die Irre führen lassen! Wie selbst Bley, aus Windbüchsen fortgeschnellt, fliegen kann, und schwere Kugeln schnell die Luft durchschneiden; wie Glocken ihren hurtigen Schlag der Schwere zu danken haben: so laß Leerheit und Dummheit mich begeistern, und meine Elasticität und mein Feuer seyn!" ꝛc.

Die Göttinn der Dummheit erblickt die Flamme des auflodernden literarischen Scheiterhaufens, eilt von ihrem Sitze herbey, und löscht das Brandopfer aus, erscheint dem verzweifelnden Scribler, versetzt ihn in ihren Tempel, weiht ihn in ihre Geheimnisse ein, und bringt ihn endlich in die Stelle des verstorbenen gekrönten Hofpoeten.

Bey jener Einweihung zeigt sie ihm z. B. wie Gedanken

auf Gerathewohl jetzt von ungefähr einen Verstand finden, jetzt alle gesunde Vernunft vergessen, wie durch Index-Gelehrsamkeit kein Studirender bleich wird, wie mit geringerm Genie, als Gott einem Affen gibt, aus einem alten Stück ein neues gemacht werden kann, u. s. w. Dann gießt sie, unter mystischen Worten, das geweihte Opium auf sein Haupt.

Nachdem der König ausgerufen ist, ordnet die Göttinn der Dummheit im zweyten Buche feyerliche Spiele an, die von Poeten, Recensenten und Buchhändlern begangen werden und durchaus eine sarkastische Tendenz haben. So z. B. stellt sie den Buchhändlern das Gespenst eines Poeten auf, das sie zu erhaschen suchen. Den Recensenten werden zwey lange und höchst langweilige Werke vorgelesen, wobey alle Anwesende einschlafen, womit das Buch schließt. Im vierten Buche führt die Göttinn den König in ihren Tempel, wo er, auf ihrem Schooße liegend, einschläft, von einer verrückten poetischen Sibille in die elysäischen Felder, und von hier auf den Berg der Erscheinung gebracht wird, wo er das ganze Reich der Dummheit in seiner vormahligen, gegenwärtigen und künftigen Herrlichkeit erblickt. Mit dieser Vision endet das Gedicht im vierten Gesang.

James Thomson.

Von James Thomson, dem berühmten Verfasser der Jahreszeiten (geboren im Jahre 1700, gestorben 1748) existiren zwey erzählende Gedichte, die aber nur der äußern Form nach zu den epischen gehören. Die Burg der Trägheit (the Castle of Indolence) ist ein romantisch-allegorisches Gedicht in Spensers Manier. Ein Zauberer lockt sehr viele Menschen, die sich nach bequemen und weichlichem Lebensgenusse sehnen, in sein Schloß, wo sie sich in üppigem Müßiggange allen Wollüsten bis zur völligen Erschöpfung überlassen. In diesem elenden Zustande werden sie dann in den Thurm der Reue und des Ekels eingeschlossen, bis endlich ein thatkräftiger, edler Ritter

dem Zauberer und seinem ganzen Unwesen ein Ende macht. — Das Gedicht: die Freyheit, in drey Theilen, ist episch-didaktisch, eine Vision mit allegorischen Figuren. Die Freyheit selbst trägt die, sie betreffenden politischen und moralischen Betrachtungen historisch vor. Der erste Theil liefert Gemählde von Rom und dem alten Italien, der zweyte von der Freyheit des alten Griechenlands; der Gegenstand des dritten ist das neuere Italien bey und nach der Völkerwanderung, hauptsächlich aber des Dichters brittisches Vaterland. Dem letztern gemäß lautet auch die Beschreibung der Göttinn selbst: „Nicht, wie in alter Zeit, die Mütze und den Stab in ihrer Hand, womit sie den verdienstvollen Sclaven berührend in Freyheit setzte; sondern ihre glänzenden Schläfe umwunden mit brittischem Eichenlaube, und Navalzeichen winkten um ihre Stirne. Erhaben war ihre Miene; frey spielte über ihren Schultern, mit Gestirnen geschmückt, ihr meergrüner Mantel. Als eine Inselgöttinn stand sie jetzt da, und ihre hohe Sorge war die Königinn der Inseln, die Beherrscherinn des Meeres." —

Das Gedicht hat allerdings mehrere vorzüglich schöne Stellen; im Ganzen aber doch etwas Trockenes, Schwerfälliges und Einförmiges. Wir begnügen uns daher mit einer kurzen Probe aus dem ersten und zweyten Theile. Roms Entartung im ersten Theile:

„So gaben Schwelgerey, Uneinigkeit, eine vermischte Wuth von gränzenloser Wollust und gränzenlosem Reichthum, Mangel, welcher Veränderung wünschte, und Krieg, der das Verschwendete ersetzte, Raubsucht, welche auf ewig untüchtig ist zu friedlicher Arbeit, unbestraftes Verbrechen, blutverschwendende Rache, offenbare Bestechung und widergesetzliche Macht, sich einander Kräfte, und erschütterten zusammen den Staat. Inzwischen verachtete Ehrgeiz, an der blendenden Spitze abgehärteter Legionen, allen Gehorsam, stürzte alle Ordnung um, und riß die große Republik von ihrer Grundfeste herunter. Erbaut durch Tugend, berührte sie die Wolken, und breitete über die gedeckte Erde eine weite Obhut. So lange Tugend

sie unterstützte und in festem Gleichgewichte hielt, brauste jeder Sturm schadlos über sie hin, oder stärkte ihre Kräfte; als aber durch eine plötzliche, und abscheuliche Veränderung die besten Menschen sich in die bösesten verwandelten, die, wie vormahls höchst tugendhaft, so jetzt äußerst lasterhaft waren; so löseten sich die Bande dieses Gebäudes, welches die Erde umfaßte, vor der Wuth des Ehrgeizes; es sank endlich donnernd nieder, und zermalmte unter seinen Ruinen eine Welt." —

Ein Landschaftsgemählde aus dem zweyten Theil:

„Hier brach sich die von der Sonne erleuchtete Wolke: die sich verkleinernde Aussicht und das blaue Gebirge verschwand in Luft; der schreckliche Abhang hing drohend; der fallende Strom stürzte beschäumt vom Felsen herab; die Sonne schien zitternd über dem entfernten Meere; das stürmende Meer schäumte unermeßlich; der treibende Sturm machte den Himmel traurig, und aus der tiefern Finsterniß fiel der geflügelte Blitz in die gespaltene Eiche; im umschlossenen Thal oder da, wo der Bach sich schlängelte, blies der einsame Schäfer seiner weidenden Heerde vor, rings um ihn her Friede und Liebe und Unschuld; und neben ihm lächelten glückliche Ältern ihre jungen Nachkommen an, und Freunde, die der Tod lange getrennt hatte, unterredeten sich." —

Richard Glover.

Geboren zu London im Jahre 1712. Er war Kaufmann und trieb die Poesie als Dilettant; daher auch die Veranlassung zu seinem Gedichte: London, or the progress of commerce. Außer diesem schrieb er noch zwey große Epopeen: 1) Leonidas, zuerst in neun, dann in zwölf Büchern. (London 1770. Zwey Bände.) 2) The Athenaid, in drey Bänden. Dieses Gedicht vollendete er erst kurz vor seinem im Jahre 1785 erfolgten Tode.

Plan und Darstellung im Gedicht Leonidas, sind allerdings einfach, edel und würdig, geistreich und groß; dessen un-

geachtet ist das Ganze, bey allen seinen Vorzügen, doch mehr historisch und prosaisch, als echt poetisch. Das letztere wird es nur in mehreren beschreibenden Parthien. Eine besondere Eigenheit dieses Heldengedichtes besteht darin, daß es gar keine epische Maschinerie enthält. Die Ursache, warum Glover diese verschmähte, scheint in seiner geistigen Wesenheit begründet zu seyn, die, ohne lebhafte Phantasie, ihre Werke vorzüglich durch Verstand und Gemüth schuf; daher mögen denn auch die poetischen Gebrechen dieses Heldengedichtes rühren; daß z. B. die Charaktere zu sehr in allgemeinen Umrissen gezeichnet sind, daß die Schlachtgemählde mehr historisches und taktisches, als dichterisches Interesse erregen, daß die Moral sich größten Theils zu sichtbar hervordrängt, u. s. w. Die Athenaide ist noch viel prosaischer und matter. Wir begnügen uns daher, wenige Proben des erstern Gedichtes zu geben.

Ein Landschaftsgemählde: „Die Ebene jenseits Thermopylä ist halb mit Bergen umgürtet, halb wird sie vom Meere bespühlt. Der Rücken des Gebirges ist in tiefe Klüfte zerspaltet, welche durchsichtigen, schnell hinrauschenden Strömen eine Bahn öffnen. Der erste im Ruhm, Spercheas, der einst mit seinen hohen Pappeln prangte, schäumt durch ein steiniges Bett hinab. Auf dieser ganzen breiten Fläche sind zahllose Gezelte der Barbaren errichtet. Diese erstrecken sich längs der geschlängelten Fluth bis an des reichen Thessaliens Gränzen. Diese erfüllen die Thäler, die noch vor Kurzem mit den mannigfaltigen Schönheiten der Natur gesegnet waren. Nun starren aus ihren matten Gesträuchen feindselige Speere hervor. Unter wilden Fußtritten sterben ihre bleichen Blumen. Der umschlingende Epheu wird von seinen Felsen gerissen. Die Wiese trauert, von ihrem Grün entkleidet. Die Pappelwälder, von den Ufern ausgerottet, lassen den Strom schattenlos und öde. Prächtige Tempel, in dunkeln Hainen den Göttern geheiligt, hatten die rauhe Gewalt gefühlt, die für Geschmack und Kunst unempfindlich und blind ist. Alle die Bilder, aus Marmor gehauen, die geschnitzten Gefäße, liegen verstümmelt neben den Trümmern ge-

meißelter Säulen, ihrer ausgegrabenen Friese, ihrer Architraben und Carnise. Doch ist in diesem tiefen Thale noch ein Ort unentweiht geblieben, das väterliche Erbtheil alevadischer Fürsten, die, mit Xerxes verbündet, in Thessalien regierten. Dort blühen die Büsche, vom Frevel unverletzt. Dort strecken des Waldes Söhne ihre üppigen Äste zum Himmel empor. Über weichem Moose winden sich sanfte, mit Wohlgeruch erfüllte Lustgänge, hier licht und breit, dort in Myrthen eingeschlossen und mit Geißblatt bedeckt, zu anmuthigen Einsamkeiten hin, zu Grotten, zu ländlichen Hütten und Lauben, und kühlenden Höhlen, und alles erschallt von dem lieblichen Gesange unzähliger, in mannigfaltigem Gefieder glänzender Vögel. Aus stets rinnenden Quellen rollen krystallene Bäche mit schlummereinladendem Gemurmel von Fall zu Fall über die Kiesel hinab. Hier wohnte die Königinn, mit Persiens edlen Frauen. Hier schwebt Darius schöne Tochter, Ariana, die unglücksvolle, von der Liebe gequälte Fürstinn, hier schwebt sie unergetzt, mit gesenkter Stirn über melodischen Gewässern. Ihrem traurigen Ohre sind die befiederten Chöre ganz unharmonisch. Vergebens bemühen sich zärtliche Sclavinnen zu der Laute süßen Tönen, ihre Stimme gesellend, die Betrübniß hinwegzuzaubern." —

Die unglückliche reizende Ariana finden wir im neunten Buche wieder, wo sie in das Lager des Leonidas kommt, um den Leichnam ihres Geliebten bittet und über demselben sich ersticht. Diese Episode gehört zu den schönsten Parthien des Gedichts: „In schwarzem gestirnten Gewande bestieg die Nacht nun ihren Thron. Vom Streite zurückgerufen, vergessen die Griechen ihre langwierige Arbeit, in stillem Schlummer aufgelöst; alle, außer denen, die wider die ungewissen Gefahren der Finsterniß auf der Hut stehen; hundert Krieger, deren Haupt Agis war. Hoch auf der Mauer saß der wachsame Held. Aber plötzlich beunruhigt ihn der Schall von Fußtritten, die durch die Enge herkommen, und er ruft laut: „Wer sind diese, die den wiederhallenden Boden des Felsen betreten? Antwortet, und reizet nicht den unvermeidlichen Tod!" Ihm antwor-

tet eine Stimme: „Wir kommen nicht als Feinde, sondern bitten demüthig um den Zutritt." — Der Spartaner erwiedert: „Welches Vorhaben führet euern Fuß durch den mitternächtlichen Schatten hierher?" — Der Fremdling spricht: „Wir sind Gräciens Freunde, und wünschen durch deinen Beystand zu Lacedämons König zu kommen." — Noch steht der behutsame Feldherr unentschlossen, bis eine zarte Stimme mit harmonisch-süßen Tönen sein erstauntes Ohr bezaubert: „O großmüthiger Kriegsheld, hör' auf das Flehen einer Elenden, die der Schmerz allein durch mitternächtliche Schatten zu diesen siegreichen Gezelten brachte, und die keinen Betrug kennt." —

„Nun stieg der Grieche durch das geöffnete Thor hinab, und hielt eine flammende Fackel empor. Das Licht entdeckte zuerst einen Mann in knechtischer Kleidung. Neben ihm stand ein anmuthsvolles und majestätisches Weib. Ihr Angesicht wetteiferte nicht mit der Macht der verderblichen Helena, noch mit den bestrickenden Reizen der wollüstigen Königinn der Liebe; aber es übertraf gar weit alle die bald verwelkenden Reizungen, welche die Lilie, mit der Rose vermischt, auf der Wange der Schönheit verbreitet; der Abdruck eines Geistes, der von der Weisheit beherrscht, von der Holdseligkeit gemildert ward; der reinste Glanz der Tugend bestrahlte das göttliche Antlitz. Und dennoch konnte dieses Alles das harte Verhängniß nicht erweichen, noch das boshafte Glück reizen, die Unschuld zu verehren, welches oft ein unbeflecktes Herz mit Qualen zerreißt, und oft die Verzweiflung zur Weisheit gesellt." —

„Jetzt begann der Feldherr mit diesen liebreichen Worten: „Erhabene Schöne, deren Gestalt die Nacht so ziert, o tadle nicht die Wachsamkeit des Krieges. Seine strengen Gesetze verbothen mir, eher gegen dich willfährig zu seyn. Nun aber will ich nicht länger zögern, diese deine sichtbare Hoheit und Würde vor das Angesicht unsers Königs zu stellen." — Er schweigt, und führt sie. Auf seines theuern Bruders Rufen erhebt sich Leonidas von seiner Lagerstatt. Mit Verwunderung betrachtet er die hohe Jungfrau, welche, von der Gegenwart

des göttlichen Mannes mit Ehrfurcht erfüllt, ihr Auge demüthig zur Erde niedersenkt. Sein Blick und seine Stimme zerstreuen ihre Angst, indem er gastfreundschaftlich sie also anredet: „Deine liebenswürdigen und erhabenen Züge, o schöne Unbekannte, bezeichnen eine Seele, die von allen die höchste Achtung heischt. Erzähle mir, o Edle, durch welches unbarmherzige Schicksal gezwungen, dein zarter Fuß die Pfade der Finsterniß betritt! Entdecke mir die Leiden, durch welche deine Tugend trauert!" —

„Auf ihrer bleichen Wange entstand eine plötzliche Schamröthe, gleich dem ersten Anbruche des Tages über der blassen Dämmerung." Endlich drangen diese in Gram gehüllten Worte aus ihrem Munde:

„Wenn man das Mitleid des Helden dadurch verdienen kann, daß man höchst unglücklich ist, und sich von der Hoffnung auf immer verlassen sieht; daß man groß und elend ist: so schau, o glorreicher Führer eines unbesiegten Heeres, schaue Darius Tochter, die betrübte Ariana! nimm mein Flehen erbarmend an, und verschmähe meine Thränen nicht! Zuerst bekennt dir mein schuldloses Herz ohne Scheu, daß ich den Besten der Menschen liebte, der tapfer, weise, mit jeder Kunst geschmückt war. In griechischen Waffen prangend, focht er heut', und heute fiel er. Und ach, mit dem letzten Odem, den er in meines Bruders Armen aushauchte, offenbarte er eine lang verhehlte Liebe zu mir. O! ich will meinen Jammer hemmen, will meinen Augen verbiethen, vor dir zu strömen, und in meiner vom Schmerz beklemmten Brust die Seufzer ersticken! Denn warum sollte deine Menschlichkeit durch mein Unglück gekränkt werden? Vernimm denn, o König, und gewähre mir mein einziges Verlangen, seinen Leichnam unter den Haufen der Erschlagenen zu suchen!" —

„Also flehte die königliche Jungfrau dem Helden. Eine Zeitlang heftete Leonidas den starren Blick auf Ariana, indem er diesen zärtlichen Gedanken in seine Seele zurückrief: Solche Schmerzen fühlest du, o ewig Theure, die du nun zu Lacedä-

mon meine immerwährende Entfernung beweineſt! — Dann wendet er ſich ſeitwärts und ſeufzt. Bald ermannt er ſich wieder, und ſpricht zu ſeinem Bruder: „Du, o menſchenfreundlicher Mann, begleite dieſe Fürſtinn, und hilf ihr!"

„Die Finſterniß entweicht vor dem purpurgeflügelten Morgen. Eine Kriegsſchar wird herbeygerufen. Sie finden den unvergeſſenen Ort, wo ſie aus Teribazus ſterbender Hand ſein furchtbares Schwert hinfallen ſahen. Sogleich ziehen ſie unter einem Hügel perſiſcher Todter den an ſeiner Rüſtung erkannten Helden hervor."

„Welche unſägliche Pein empfandeſt du nun, welch ein banges Grauſen durchdrang dich, Ariana! Doch die Liebe war in deinem zärtlichen Herzen noch immer am mächtigſten. Vom Schmerz der Sinne beraubt, warfſt du deine ſchönen Glieder auf Teribazus kalte Bruſt. Das geronnene Blut entſtellte deinen ſchneeweißen Buſen. Über ſeine Wunden floß dein zerſtreutes Haar, und aus deinen Augen quellend wuſch ungeſtüme Betrübniß den blutigen Leichnam. Dann brachen ächzend dieſe Klagen aus: „O du, dieſen weinenden Augen auf ewig entriſſen! der du aus Verzweiflung, ein Herz, das dich damahls am heftigſten liebte, zu gewinnen, dein Leben zu früh dem unvermeidlichen Pfeile des Todes für ſie hingabſt, die nun in Martern ihre Zärtlichkeit entdeckt, die nun ihre Wünſche deinem tauben Ohre vorſagt, die von Liebe trunken, deine kalte fühlloſe Wange mit der ihrigen vereint. Ach! bemerken wohl dieſe ſtarren gräßlichen Kreiſe meine ſtrömende Wehmuth? Kann wohl dieſes Herz, von meinem Wimmern gerührt, das Eis des Todes ſchmelzen, um mein Leid mit mir zu theilen? Nie, nie wird Ariana mehr auf deine zauberiſchen Reden ein horchendes Ohr herabneigen, noch ihren Geiſt aus deinem lehrreichen Munde mit Weisheit ſpeiſen. O bitteres, unerträgliches Elend!" —

„Sie konnte nicht weiter. Unüberwindliche Verzweiflung erdrückte jeden Laut. Wie ein Marmorbild über dem Grabmahl eines Helden, den ſein Vaterland liebte, das ſchweigende

Haupt in nachgeahmter Traurigkeit niedersenkt: also hing die Fürstinn, von Schmerz verzückt, über dem entseelten Körper. Eine Zeitlang schaut sie die schreckliche Wunde, woraus ihm das Leben entflossen war, stumm und unbeweglich an. Darauf spricht sie mit fester Stimme: „Königlicher Pomp, du Feind meiner Ruhe, empfange mein letztes Lebewohl! Es gibt eine Welt, wo die Tugend allein die höchste Würde hat. Dort muß mein Teribazus von seinem hohen Range zu meinem herunter-steigen. — Mit nicht zitternder Hand, mit unveränderter Geberde, zog sie nun einen Dolch hervor, den ihr Gewand verbarg, stieß den Stahl in ihr Herz, und sank auf den getödteten Geliebten sterbend nieder."

Kräftig und voll wahrhaft schöner Züge ist Leonidas letzte Rede, da er den Musen opfert. Der Opferherd flammt empor; die Griechen drängen sich im Kreise um ihn; jeder hält einen Feuerbrand. Die strahlenden Spieße, die blankgeschliffenen Sturmhauben und Panzer vermehren den Glanz im Dunkel der Nacht. Leonidas spricht: „Schaut hernieder, o Musen, und verschmähet nicht, die unsterblichen Zeugen unsers Verhängnisses zu seyn! Aber bringt die schöne Freyheit mit, die von Zeus und euch verehrt wird. Laßt ihre heiligen Augen ihre sterbenden Griechen loben, laßt ihre Stimme dem Himmel und der Erde frohlockend sagen, daß diese ihre Söhne sind. — — Laßt denn, o Göttinnen, die Nacht auf jenem Feldlager schwer liegen! Laßt einen Todesschlaf Asiens Auge niederdrücken! O gießt in unsere Brust einen kühlen und ruhigen Geist, der unsere heldenmüthigen Schritte ungehört leite, unsere Wuth zähme, und das günstige Dunkel durch kein wildes Getümmel erschrecke, bis das Röcheln erwürgter Tyrannen die mitternächtliche Stille zum Grausen weckt. Dann laßt das Verderben sich aufmachen; dann laßt Entsetzen und Verwirrung umhertoben, und die barbarischen Scharen mit ihren Rossen und Kriegswagen in einem großen Ruine vermischen! Laßt den Streithengst seinen Huf in Blut tauchen, und die zertrümmerten Wagen mit ihrer ehernen Last die niedergestürzten Nacken der Kö-

nige und Heerführer mitten unter ihren erschlagenen Nationen zerschmettern. Ihr aber, meine Mitbürger und Freunde, merkt auf meine letzten Befehle! Eures Führers Stimme redet Euch noch einmahl an, nicht um die Tapfern anzufeuern, noch um entschlossene und unverzagte Seelen zu befestigen. Ich sehe bey dieser verlöschenden Flamme zu deutlich aus jedem Aug' ungeduldigen Muth hervorblitzen. O mäßigt diese Hitze wohl, und verschließt eure Lippen über der heraufdringenden Freude! Seht! der Schlaf hat Millionen mit seinen schwarzen Armen umfangen. Kein Laut kommt uns von dem unzählbaren Feind entgegen. Selbst die Winde schweigen. Alles vereinigt sich zu diesem großen Opfer, wo bald Tausende nur erwachen sollen, um zu sterben. Vielleicht wird ihre Schar in dieser Nacht zu Plutons traurigen Schatten von Xerxes Geiste selbst hingeführt, wo nicht dieser aufbehalten wird, noch größere Schmach zu beweinen, wann Griechenland jene Macht zu Boden wirft, die wir erschüttern wollen. Aber seht! der untergehende Mond verbirgt über unserm dunkeln Pfade die abnehmenden Hörner. Jeder bekränze sein Haupt mit wohlerworbenen Lorbern! Dann theilt das Opfer, dann kränzt den Becher! Nehmt euer letztes Mahl ein! das nächste werdet ihr mit euren Ahnen und den Helden der Vorwelt in den seligen Wohnungen halten!" —

Große und ergreifende Züge enthält die schauerliche Erzählung vom Tode des Leonidas, der die Perser bey Thermopylä nochmahl angreift, nach unzähligen Beweisen der höchsten Tapferkeit, mit Wunden bedeckt, zu Boden sinkt, und unter allen griechischen Befehlshabern zuletzt stirbt:

„Aber Hyperanthes thürmt sich aus Asiens zitternden Reihen empor, fest entschlossen, den persischen Ruhm zu retten, oder zu fallen. Von Arbeit entkräftet, erhebt der Spartaner noch einmahl seinen Arm, und erwartet den unverzagten Fürsten. Nun stehen die Helden gegen einander. Eine Zeitlang hält jeder seinen Muth zurück. Bewundernd sieht jeder seinen göttlichen Feind an. Endlich fordern ihre geschwungenen Lanzen den Streit auf, der bald die lange dauernden Schreckniße

des Tages enden soll. In Furcht und Entsetzen, unbeweglich und still, ruht Asiens Heer auf seinen Schilden. Also trotzet in Indiens Wüsten, indem die Erd' unter ihm ächzt, der Elephant, seinen gewaltigen Rüssel windend, dem starken Rhinoceros, dessen schweres Horn eben an einem Felsen gewetzt ist. Unverzüglich stoßen beyde Ungeheuer zusammen. Die Erde verdoppelt ihr Ächzen. Von fern und bebend schauen aus ihrem Gebüsche die wilden Bewohner der umringenden Wälder zu. Lange ward des zweifelhaften Kampfes großer Ausgang durch jenes Feldherrn immerwechselnde Kunst verzögert. Nun trieb Lakoniens König seinen Speer weit durch den feindlichen Schild. Der Perser schwang den Arm zur Seite. Das Geschoß flog unter ihm hinweg, und hing lastend an der Tartsche. Hoffnungen der Ehre und des Sieges erheben sein Herz. Plötzlich richtet er seinen schnellen Wurfspieß gegen die Gurgel des Spartaners. Aber der hebt seinen behutsamen Schild empor, und wendet über seine Schulter den streifenden Stahl. Dann sammelt er seine zerstreuten Kräfte noch zu Einer letzten That, zielt und schleudert mit unaufhaltsamer Macht des dicken Kreises ehernen Rand grade an des Persers Stirne. Niedersinkt er, ohne einen Seufzer sterbend, wie von einem Marmorstücke zu Boden geschlagen, welches der Wirbelwind, über den Rücken eines hohen Schlosses hinfahrend, aus seinem Sitze riß. Edelmüthiger Fürst! was konnte seine Tapferkeit mehr thun? Er stellte seine Stärke allein dem großen Leonidas entgegen, und fiel vor seines Landes Scharen. Nun steht Sparta's König einsam. Seine getödteten Kriegsgefährten liegen all' in Haufen um ihn her. Die entfernten Feinde regnen auf seine Scheitel unzählige Pfeile. Die Lebensbäche quellen überall hervor, und benetzen seine ohnmächtigen Glieder. Dennoch ist seine Stirne nicht mit Schmerz bewölkt, sondern mit der heitersten Freude betrachtet sein sich schließendes Auge jene schönen Wunden, die heiligen Pfänder seiner eigenen Ehre und der spartanischen Wohlfahrt. Der Ruhm kann sein Haupt mit keinen glänzendern Lorbern umwinden; das Verhängniß verbiethet seiner Tugend länger

zu arbeiten, und legt ihn nun in glorreiche Ruhe nieder, damit er seines Vaterlands Freyheit durch seinen Tod versiegle." —

William Wilkie,

(geboren zu Echlin in Schottland im Jahr 1721, gestorben 1772). Nach vollendeten Studien trieb er die Landwirthschaft; im Jahre 1753 erhielt er eine Predigerstelle, im Jahre 1759 die Professur der Naturwissenschaft auf der Universität St. Andrews. Zu Ratho gründete er eine Societät zur Beförderung und Verbesserung des Ackerbaues und der Feld-Ökonomie. Seine Epigoniade, ein episches Gedicht in neun Büchern, erschien im Jahr 1757. Es soll die Frucht einer mühsamen vierzehnjährigen Arbeit seyn.

Obschon dieses Gedicht eine Nachahmung des Leonidas, und oft noch prosaischer als dieses ist, auch gleich anfangs ziemlich kalt aufgenommen wurde, so erwarb es doch seinem Verfasser den Beynahmen des schottischen Homer. Da es in Deutschland äußerst wenig bekannt ist, so füge ich hier einen Auszug vom Inhalt desselben bey, wie Kosegarten in seinem brittischen Odeon ihn erzählt:

„Der Dichter setzt voraus, daß Alexander, König von Pelignium in Italien, eine wunderschöne Tochter habe, Nahmens Cassandra. — Echetus, Anführer einer benachbarten Horde, wirbt um sie, wird abgewiesen, ergrimmt, überfällt das Reich, und vertreibt den König und seine Tochter. Diomedes, König von Ätolien, nimmt die beyden Flüchtlinge schützend auf. Aber auch er wird bald von der Liebe entzündet, und findet Gegenliebe. Schon soll die Vermählung gefeyert werden, als Pflicht und Ehre ihn zur Mitwirkung bey der Belagerung von Theben auffordern. Er glaubt Cassandren zurückgelassen; diese aber folgt ihm, in männliche Kriegertracht gehüllt, heimlich nach, und kämpft, ihm unbewußt, an seiner Seite.

Nach dieser Vorgeschichte beginnt die Handlung des Ge-

dichtes selbst. Die Epigonen erscheinen vor Theben, auf das nun alle Götter vom Olymp herabblicken. Juno und Pallas sind gegen die belagerte Stadt, Venus für sie. Letztere hält die Entfernung des Diomedes für das zweckdienlichste Mittel zur Aufhebung der Belagerung. Dieß zu bewirken, entflammt sie im Diomedes die Gluth der Eifersucht, indem sie ihn, durch eine von Cupido und Alecto entsprungene Nymphe überreden läßt, Cassandra begünstige heimlich dennoch den Echetus, und dieser breche in Ätolien ein, um jene zu entführen. Diomedes versammelt sogleich die sämmtlichen Fürsten, und sucht sie zur Aufhebung der Belagerung unter dem Vorwande zu bereden, daß diese Unternehmung zu gefahrvoll, und gar nicht ausführbar sey. Indem die Versammelten theils für, theils gegen diesen Antrag heftig streiten, tritt Ulysses ein mit der Nachricht, daß die Thebaner schlachtfertig anrücken. Von einem Abzuge kann nun keine Rede mehr seyn. Das Treffen beginnt; die Thebaner siegen. Nur Diomedes, von Pallas und Jupiter begünstigt, wehrt der gänzlichen Niederlage der Belagerer durch Wunder von Tapferkeit ab. Ein siebentägiger Waffenstillstand wird von beyden Heeren eingegangen, um den Gebliebenen die letzte Ehre zu erzeugen. Indessen entsteht in Diomedes der unedle Gedanke, die Thebaner während der beschwornen Waffenruhe meineidig zu überfallen. Sein Freund und Erzieher Deiphobus widersetzt sich diesem schändlichen Vorsatze mit so kühner Freymüthigkeit, daß Diomedes, von der Heftigkeit seines Temperaments hingerissen, ihn todtet. Kaum ist der mörderische Streich geführt, als der König auch schon von schneller Reue ergriffen wird, und in trostlosen Schmerz versinkt. In dem Augenblicke, da er, ein Raub der Verzweiflung, in seinem Zelte liegt, auf den Boden dahingestreckt, tritt Cassandra ein, vermag, von Besorgniß ergriffen, sich nicht länger zu verstellen, und wird von ihm erkannt. Seine Reue über den begangenen Mord ist jedoch so groß, daß selbst die Liebe ihr erliegen muß, und Cassandrens Zärtlichkeit ihn ungerührt läßt; ja, er betrachtet sie, in dieser dustern Stimmung, sogar als

die unschuldige Ursache der Mordthat. Mit Grimm ruft er der Liebenden die bösen Worte zu:

Die Augen seh' ich, deren mildes Licht
Mir, still bezaubernd, meinen Frieden raubte;
Sie, deren holde Blicke, Unschuld lügend,
Zur Raserey mein thöricht Herz entflammten.
Dahin ist Deiphobus, jammernd irrt
Sein Schatten an des öden Styx Gestaden,
Und tadelt meine Wuth. O daß die Sonne,
Die dich beschien, als du geboren wurdest,
Gesunken wär' auf deinem frühen Grabe
Und Deiphobus lebte! Leblos, ach!
Liegt mein Geliebter, meinem Grimm entfloh'n! —

Cassandra, vor Schmerz außer sich, flieht in einen nahen Tempel der Ceres. Jene feindselige Nymphe, die früher den Diomedes zur Eifersucht entflammte, naht ihr auch hier verderblich, aber Minerva erscheint der Liebenden in der Gestalt ihrer abgeschiedenen Mutter, und entkräftet die Macht der bösen Nymphe. Cassandra beschließt, zu ihrem Vater zurückzukehren, geräth aber in die Hände der Thebaner, deren einige auf ihren Tod dringen, indeß andere sie erhalten wollen. Beyde Partheyen werden so heftig, daß sie schon zum Schwerte greifen. Der Streit wird durch Clytophon ausgeglichen, der den Vorschlag thut, daß man durch sie, als ein theures Unterpfand, auf Diomedes wirken und ihn dahin bringen müsse, seine Macht von Thebens Mauern wegzuziehen. Dieser ist indessen auch von Reue über seine Härte gegen das liebende Mädchen ergriffen, und forscht allenthalben nach ihr. Da erscheint ein thebanischer Herold, berichtet ihm Cassandrens Gefangennehmung, und kündigt ihm an, daß Cassandra sterben müsse, wenn er nicht mit den Thebanern Frieden schließe. Diomedes, hierdurch erschüttert, schlägt sogleich einen zwanzigstündigen Waffenstillstand vor, den die Thebaner annehmen. Nun tritt Creon, König von Theben, gleichsam in die Rolle des Diomedes. Durch den Tod seiner Söhne bis zur Raserey gereizt, beschließt er, die Belagerer während des Waffenstillstandes zu überfallen. Diese

müssen zwar dem ersten Anfalle weichen; endlich aber werden die Thebaner zum Rückzuge gezwungen. Nun gibt Creon den Befehl, Cassandra zu tödten. Nun folgt eine rührende Scene. Die Königinn von Theben mit ihren Mädchen sitzt trauernd bey der schönen Gefangenen. Alle wetteifern, sie zu trösten und durch angenehme Hoffnungen zu erheitern; allein Cassandra, durch einen Traum auf ihr Schicksal vorbereitet, rüstet sich mit hochherziger Entschlossenheit, und da der Mörder mit gezücktem Schwerte vortritt, ist sie in der weinenden Schar die einzige Gefaßte.

Des Streichs gewärtig jetzt, entblößte sie
Mit beyden Händen ihren Marmor-Nacken,
Ein Purpurschleyer floß ihr Haupt herab,
Gestickt mit Silberlaub und goldnen Blumen.
Hoch blitzt das Schwert, schwebt drohend über ihr,
Fährt schnell herab, und nieder sinkt ihr Haupt.
Ein Strom von Blut, vertheilt in Purpurströme,
Färbt rings die Wand und überschwemmt den Estrich.

Indem während dieses Opfertodes Diomedes sich mit den Fürsten wegen eines Hauptsturms berathschlagt, erblicken sie auf den Mauern der Stadt Cassandrens blutiges Haupt an der Spitze einer Lanze. Von diesem Anblick zur Wuth hingerissen, bricht Diomedes auf, bestürmt und erobert die Stadt. Creon wird getödtet, der um Mitleid flehenden Königinn aber schenkt Diomedes das Leben, obschon Ulysses sie dem Schatten der Cassandra zu opfern anträgt. — Die Vorzüge und Mängel dieses Gedichtes gibt Kosegarten sehr treffend an: „Man sieht, daß diese ganze Fabel sich mehr der Romanze als dem Epos nähert, daß die Sitten um Vieles modernisirt sind, daß der Charakter der Hauptperson keineswegs mit gehöriger Kraft gehalten ist, u. s. w. — Für so viele und noch mehrere Mängel entschädigt einiger Maßen die Schönheit der Ausführung, die Poesie des Styls, die vollendete Versification, die Freyheit, Leichtigkeit und Sicherheit der ganzen Darstellung." —

Im siebenten Buche wird der Tod des Herkules erzählt. Da diese Episode viele erhabene und kraftvolle Züge enthält, und die Zierde des ganzen Gedichtes ist, so theile ich sie dem Leser hier mit.

Umsonst both Juno jede Arglist auf,
Den Heros zu erdrücken. Schimmernder
Nur strahlt in ihrem Hasse seine Tugend,
Und stärker grollte deß die grimme Göttinn.
Durch Eifersucht, durch Wuth gekränkter Liebe
Beschließt sie jetzt den Edlen zu verderben.
Sie flößt das Gift in Dejanirens Adern.
Öchaliens Tochter, wähnt die Thörichte,
Hab' ihr entwandt das Herz, das ihr gehöre.
Sie wahrt' in ihrem Schrein, und Juno wußt' es,
Ein giftgeschwängertes Gewand, das ihr
Der sterbende Centaur einst hinterlassen,
Arglistig lügend: „dieß Gewand vermöchte
Des Gatten Lieb' ihr wieder zuzuwenden,
Und aufzuschüren die erloschne Flamme;"
Doch ach, der Liebe Leben aufzuwecken
Vermochte nicht das giftige Gewebe,
Wohl aber der Natur den Tod zu bringen.
Gespornt von Eifersucht eilt die Bethörte,
Des Zaubers Kraft zu prüfen. Nichts befahrend
Bringt Lychas das unselige Geschenk
Ans cönische Gestade, wo Herakles,
Der jüngst den trotzigen Eurytus schlug
Und seine Rotten von der Erde tilgte,
Den Mächten, die ihm Kraft und Sieg verliehen,
Dankvolle Hekatomben schlachtete.
Nichts Arges ahnend freuet sich der Held
Des schimmernden Gewands, der lieben Gabe,
Er tauscht mit ihm des Löwen zottig Vließ,
Das ihn bisher in jeder Arbeit deckte.
Weichschmeichelnd schmiegt sich das Gewand ihm an,
Bald aber, von des Opfers Gluth entzündet,
Entwickelt sich das eingehüllte Gift.
Ein grimmer Brand ergreift des Helden Fleisch,
Und leckt es weg bis auf das Mark der Knochen.
Das höllische Gestrick hinweg zu streifen

Versucht der Starke, und zerfleischt sich selbst,
Sein eigen Fleisch, die eigne Haut. Es quillt
Sein Blut aus tausend Wunden. Dampfend braust
Es mit dem Blut der Opfer auf den Boden.
In seiner Raserey ergreift er jetzt
Den sündelosen Lychas, welcher zitternd
Zu seiner Seite stand. Er packet ihn
Am dünnen Schenkel, schwingt ihn hoch empor,
Und schleudert ihn an einen Felsenzacken,
Daß Blut und Hirn sein weißes Haupt bepurpurt. —
Er aber stürmt zu den geweihten Flammen,
Zerstreut die Opfer, wirft die Scheiter um,
Stürzt dann zu Boden, wo das laue Blut
Erschlagner Stiere rings die Erde schwärzte.
Im Blut und Staube wälzt der Herrliche
Die göttergleiche Bildung, stöhnt und brüllt,
Daß jede Echo des Gebirgs erwachte.
Jetzt springt er wüthend auf, sein lodernd Blut
Zu löschen in des Oceans Gewässer.
Doch unauslöschlich flammt der wilde Brand.
Hinweg vom Ufer schwimmt er auf die Höhe.

Nun landet Herkules am Fuße des Öta, und ruft zürnend dem Himmel zu:

O du, des Himmels und der Erde Herr,
O du, des Menschen unbeschränkter Herrscher!
Wenn je Alkmenens himmlische Gestalt
Aus deinen Höhen dich hernieder zog;
Wenn's wahr ist, was die Völker rings verkünden,
Wenn's wahr ist, daß Herakles dir entsproß —
Woher der Jammer dann, der mich umfängt?
Mich, dessen Leben keine Schuld befleckt,
Mich, dessen Glorie keine Schandthat trübt?
O warum hat der Ungethüme Ein's,
Die ich erschlug, nicht längst mein Blut getrunken?
Warum hat Cacus nicht, der Götter Feind
Und Menschen Feind, die schauerliche Kluft
Mit meinem Blut getränket? Solches wäre
Mir rühmlicher gewesen, als zu fallen
Von eines Weibes Argliſt übermannt.

Herbey ihr Winde, die ihr niederbraust
Von eisgepanzerten Gebirgen, von
Gestaden, die ein ew'ger Schnee vergräbt,
Herbey und kühlt mein siedend Blut! Umsonst!
All euer Eis kann diesen Brand nicht löschen;
Die Furien flechten Fackeln um dieß Herz.
Schau nun herab vom Himmel, Jovis Weib!
Genieß die Rache der gekränkten Liebe!
Des Donn'rers Schuld büßt, siehe, meine Qual!
Alkmena stöhnt, in ihrem Sohn gezüchtigt!
Bald wird der Vorwurf deines Grimm's erblassen!
Ein feurig Netz umspinnet meine Schultern.
Den keine Mühe, keine Fahr bezwang,
Ihm auferlegt von dir und von Eurisstheus;
Den kein Tyrann, kein Ungeheuer zähmte,
Was in den Wüsten, in den Fluthen hauset;
Den Hellas nicht, der Länder keins besiegte,
Die Phöbus je mit goldnem Strahl umglänzte —
Den hat ein Weib gefällt! Ein Weib, ihr Götter,
Hat den belistet, der der Stärke trotzte.
Sind dieß die Arme noch, die einst zu Brey
Des Riesen Eisenrippen krachend drückten?
Die Phlius Löwen aus dem Lager schleppten,
Und Lerna's Drachen im Verließ erwürgten?
Weh mir! weh mir! von acheront'scher Qual
Ist jeder Muskel, jeder Nerv gelöst.
Weh mir! weh mir! in feigen Strömen schmelzen
Die Augen hin, die nie zu fließen wußten.
Erwache, meine Kraft! du, die sonst nie,
In keiner Fahr, in keinem Tod mir fehlte;
Erwach! ermanne dich! erdulde nicht,
Daß so viel glorievoll bestand'ne Mühen
Der Mühen letzte, lastendste vertilge!
Stark, unverrückt besteh' auch dieser Sturm.
Noch einmahl triumphir', und dann ruh' ewig!" —
So sprach der Held, und in der Angst umfaßt' er
Mit beyden Armen eine Felsenspitze.
Zu Staub zerkrümmelt ihm der feste Quarz.
Er aber warf sich nieder auf die Brust,
Und hemmte männlich jede weit're Klage.
Schwer wandelnd zogen Wolken nun herauf

Und hüllten Berg und Thal in schwarze Schatten.
Die Winde hielten ihren Athem an,
Und leise grollten die geschwärzten Fluthen.

Nun setzt sich Herkules, das Haupt in seine Hände geneigt, und die Ellenbogen auf das Knie gestützt:

Ein Dunst umwirbelt ihn, den seinen Adern
Das giftgetränkte Kleid entschöpfte. Dick
Sah man den Dampf aus dem Gewebe dringen,
Wie Dampf des Opfers aus geweihten Flammen.

Nun thut sich der Himmel auf; Blitze zucken, Donner rollen.

Wie wenn der Meister seinem Jünger ruft,
Der Jünger schnell aus tiefem Schlaf sich aufrafft,
Rafft sich Herakles auf. Gewandt zum Berge,
Auf dessen Wolkenzinnen Blitze flammten,
Sprach er gefaßten Sinns: „Gelass'nen Muths,
Geduldig und gehorsam hör' ich, Vater,
Die Stimme, die mir ruft. Erfüllt wird nun
Der Götterspruch, der einstens aus Dodonens
Geweihten Eichen niedersäuselte:
„Daß ich nach zwanzig arbeitsvollen Jahren
„Auf Öta's Zinnen Ruhe finden soll."
Verhüllt war mir bisher des Spruches Sinn;
Doch jetzt enträthselt mein Verhängniß ihn.
Auch murr' ich nicht, daß du mit längern Tagen
Zu kränzen meine Stirne mir verweigerst.
Genug der Mühen trug ich. Lebenslang
Hab' ich das Recht beschützt, bekämpft die Tücke.
Umhergeirrt bin ich in öder Fremde,
Der Fels mein Bett, der Himmel meine Decke.
Doch schmeckt' ich mehr der Freuden, als der Weichling,
Als Könige auf ihren Thronen schmecken.
Dir, Hocherhabner, dir gebührt mein Preis,
Dir meine Liebe, dir mein regster Dank,
Der du mir jegliche Gefahr besteh'n,
Mir bänd'gen jeden meiner Gegner halfst,
Und wenn ich gleich besiegt durch Weibeslist
Und Weibesbosheit meine Laufbahn ende, —

Mich schändet's nicht, durch ein Geschlecht zu fallen,
Das stark in Lastern ist und schwach in Tugend." —
Er sprach's, und wandte sich zur finstern Höh',
Zum schwarzbehang'nen Sitz des Ungewitters.
Er schritt den Abhang unverzagt hinan;
Die Erd' erbebt in ihren Eingeweiden;
Vom Ufer floh die bange Fluth zurück.

Von allen seinen Freunden folgt Philoktet allein dem Heros bis an das Todesziel nach, und erhält den letzten Auftrag des Sterbenden, indem er mit ihm den Berg besteigt.

Und jetzt erschien der Wildniß steilste Zinne,
Ein enger Fels, mit Bäumen dünn bewachsen.
Herakles hob die starken Händ' empor,
Herakles bethete zum großen Vater:
„Hör' mich, Furchtbarer, dessen Wink die Himmel
Erschüttert, dessen Blick die Blitze schleudert, —
Ein Labsal nur gewähre meiner Qual!
Laß deinen Donnerkeil dieß Herz zerspalten!
Er spielt umsonst um mein gebanntes Haupt,
Und schürt die Gluth, die mir das Herz verzehrt.
Stets enger, grimmer, quälender umstrickt
Dieß stygische Gewand die welken Glieder,
Umringelt mir die Schultern drachengleich
Und peinigt mich mit Scorpionenstacheln;
Ach höre, Vater! hör' und endige
Mit Einem schnellen Schlag des Sohnes Qualen!" —

So bethete der Held. Der Blitz erlosch,
Und schwarze Finsterniß umfing die Höh'n.
Verworfen sah er sein Gebeth. Verzweifelnd
Riß er die Fichten mit den Wurzeln aus,
Und die geweihten Cedern. Aus den Spalten
Des Felsen riß er mit Gigantenkraft
Den ungeheuern Eichbaum. Alles häuft er
Zusammen auf des Berges höchster Scheitel. —

Hier spricht er nun zu seinem trauernden Freunde die letzten Worte:

Du siehst es, Freund! der droben wohnt, verschmäht
Das Flehen meiner Todesangst. Fürwahr!

Erfüllt wird nun der Götterſpruch, der einſt
Mir zugeliſpelt ward aus Dodons Eichen:
„Hier, hier, und bald! wird meine Arbeit enden;
„Hier, hier, und bald! werd' ich in Frieden ruh'n."
Ruh' kann der Tod mir nur verleih'n. Die Qual
Die mich durchfoltert, ſpottet jedes Arztes.
Der Kräuter keines, die den Anger ſchmücken,
Der Stauden keine, die die Berge nähren,
Der Salze keines, die die Erd' erzeugt,
Kann dieſes Feuer löſchen. Drum vernimm
Des Freundes letzte Worte! Säume nicht,
Was ich dich heiße, raſtlos zu vollführen!
Wenn du mich ſiehſt auf dieſem Rogus ruh'n,
So bebe nicht zurück! Erdulde tapfer,
Was Hemmung nicht, noch Widerſtand erträgt!
Tritt näher und mit zuckungsloſer Hand
Steck' einen Brand in dieſes Rogus Mitte!
Nicht länger darf ich dieſen Qualen trau'n.
Mit Einer raſchen That könnt' ich den Ruhm
Von zwanzig glorievollen Jahren ſchänden.
Erſchlug ich nicht den Lykas ſchon, der wahrlich
Nicht wußte, welche Unglücksgab' er trug?
Geflohen wär' er, ſeiner Schuld bewußt,
Nicht harrend, bis durch meine Raſerey
Die grimme Mähre jähling ihn ergriffe.
Auch Dejanirens That will ich nicht richten!
Sie richten mag, wer in die Herzen ſchaut,
Ob ſie aus Haß und tückiſchem Gemüth
Das ſtygiſche Gewand dem Gatten ſandte?
Ob ſie, berückt durch eines Feindes Argliſt,
Nur fremder Rachgier unvorſichtig diente?
Sey dieß, ſey jenes, — nicht beſteh' ich drauf,
Von deinen Händen ihren Tod zu fordern.
Was ich von dir als letzte Gabe heiſche,
Iſt dieß: daß du mein lebenlos Gebein
Dem ſtillen Grabe ehrlich überlieferſt! —

So ſpricht mit hohler Stimme und mit mattem Blicke der Held in ſeiner Todesangſt. Sein tapferer Freund Philoktet, nun in Thränen zerfließend, entfernt ſich, um aus dem

schon entzündeten Walde einen Zweig zu brechen, mit dem er nun auch den Rogus anzündet.

Bald loderte die Flamme rings empor;
Doch ehe Dampf und Rauch den Rogus hüllten,
Sieht er den Heros auf dem Gipfel ruhn';
Erhaben heiter, wie wenn Mittags jemand
Am Quelle ruht und sich der Kühle freut.
Es zischte laut das giftige Gewand.
Es zu berühren meidend, wich die Flamme
Ihm schüchtern aus, die Zunge rückwärts beugend,
Rings um das brennende Gebäude lief
Die Flamme sausend, wölbte sich, stieg höher,
Erreichte siegreich jetzt des Rogus Gipfel.
Gefaßten, sichern Muthes sahe sie
Der Heros über sich zusammen schlagen.
Entfesselt schwebete sein Geist empor,
Der Sel'gen Wohnungen empfingen ihn,
Und hoch willkommen hießen ihn die Götter.

Sein Übriges, so schließt Philoktet die Erzählung mit Pathos, —

Sein Übriges hab' ich mit frommen Händen
Der Erde anvertraut. Die heil'ge Stätte
Zu offenbaren, wird mich nichts bereden;
Damit Tyrannen nicht, die jetzt sein Arm
Nicht ferner schreckt, nicht ungerechte Menschen
Mit schnödem Hohn den heil'gen Staub entweihen.
Seitdom bewoh'n ich diese Wildniß nun.
Der Menschen vielbesuchte Straßen meidend,
Durchirr' ich Wald und Berg und Schluft, und nähre
Den Gram des Herzens mit verwandten Schauern.

Ossian*).

Unter diesem, von ungewisser Sage aufbewahrten Nahmen eines kaledonischen**) Barden, der ungefähr drey hun-

*) Ich bediene mich der eigenen Nahmen in dieser kurzen historisch-literarischen Notiz, so wie Ahlwardt sie gibt, der Ossians Werke unmittelbar aus dem gälischen Originaltext übersetzte.

**) Hoch-schottischen.

dert Jahre nach Christi Geburt gelebt haben, und ein Sohn Fionghal's, Fürsten von Morven, gewesen seyn soll, haben wir mehrere epische Gedichte, deren Stoff aus der Heldengeschichte seiner Zeit und seines Vaterlands genommen ist. Ossian, dessen Gesänge noch jetzt im Munde der von ihm entzückten Bergschotten und Bewohner der hebridischen Inseln leben, war zugleich Held und Heldensänger. Unter uns wurden seine Gesänge erst im Jahre 1760 bekannt, da Macpherson ein Bändchen derselben in englischer Sprache, in Prosa übersetzt, herausgab, nachdem er sich längere Zeit unter den Bergschotten aufgehalten hatte. Hierauf erschienen die übrigen Gedichte nach und nach, insbesondere zuerst Fingal, dann Temora. Im Jahre 1764 erschien endlich eine vollständige Sammlung in zwey Bänden. In der Folge erhob sich ein heftiger Streit über die Echtheit, wobey vieles dafür und dawider geschrieben wurde, doch kam man von keiner Seite zu einer vollen Gewißheit. Das Wahrscheinlichste an der ganzen Sache ist, daß Macpherson dem gälischen Original nicht streng treu blieb, sondern theils einige kleinere epische Gedichte in ein großes Ganzes vereinigte, theils auch hier und da Einiges verschönerte*). Im Deutschen haben wir viele Übersetzungen von Ossians (oder Ossians) Gedichten: eine prosaische von Harold, eine von Denis in Hexametern, eine in freyen Versen von Rhode, eine von Schubart in Prosa, eine in Hexametern mit lyrischen Stellen von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg; und einige andere. Die gelungenste von Allen ist unstreitig die metrische von Ahlwardt, zwar weniger modernisirt, folglich auch weniger gefällig als die früheren, aber desto getreuer dem Original in Form und Geist; denn Ahlwardt übersetzte das Original unmittelbar aus der gälischen Sprache.

Das Beste, was über Ossian bisher gesagt worden ist, sprach Herder, der seine Eigenthümlichkeiten durch Verglei-

*) Es gab eine Zeit, da man auch über die Echtheit und Einheit der homerischen Gesänge ähnliche Zweifel aufwarf.

chung mit Homer am bezeichnendsten hervorhebt, in der folgenden classischen Stelle:

„Schon das — sagt dieser große Kunstrichter — unterscheidet Homer und Ossian ganz und gar, daß Jener rein objectiv, dieser rein subjectiv dichtet. Jener ist bloß ein Erzähler; sein Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. — An diesem gleich gehaltenen Hexameter haftet auch die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen, auf Erden und im Orkus; mit ihm mißt er Götter, Helden und Menschen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die ihn belebt, entsprang jener Styl Griechenlands, der von der heitern Denkart dieses Volkes zeugt." — — —

„Bey Ossian geht alles von der Harfe der Empfindung, aus dem Gemüth des Sängers aus; um ihn sind seine Hörer versammelt, und er theilt ihnen sein Inneres mit. In diese Welt zieht er sie hinein; diese Zauberwelt verbreitet er rings um sich. Daher die Einleitungen in seine Gesänge, durch welche er die Seelen der Zuhörer in seinen Ton gleichsam stimmt und füget. Er mahlt die Gegenstände umher, den Ort, die Tages- und Jahrszeit. Meistens sind es Töne des Ohrs, durch die er sie mahlt; denn diese stimmen das Gemüth mehr, als Ansichten des Auges. Nun hebt er an; jede Sage ist mit seiner eigenen individuellen Empfindung, wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet, und sobald er kann, wird die Begebenheit selbst Stimme, Klage der Wehmuth, Harfengesang. Auch in den großen Gedichten Fingal und Temora, geht alles von den Tönen der einsamen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hangen alle Gefühle des Herzens, so wie die verlebten Schicksale der Väter. Und der Gesang ändert sich nach jeder Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Abwechselung des sanften traurigen oder wilden und kühnen Sylbenmaßes nicht genug preisen, von wel-

chem allen Homer nichts weiß. Unermüdet irrt dieser immer auf derselben lieblichen Saite, und ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen. Er ist ein rein-epischer, Ossian, wenn man will, ein lyrisch-epischer Dichter."

„Mit dieser verschiedenen Art des Gesanges unterscheidet sich auch der ganze Genius beyder Dichter. Bey Homer treten alle Gestalten wie unter freyem und heiterm Himmel in hellem Lichte hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, leibhaft, in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit Theil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewig festen Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist, als das Feld vor Troja; unter dem immer heitern asiatischen Himmel geht Eine Heldengestalt nach der andern hervor, und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen, kein Glied, mit welchem sie wirkt, in ungewisser Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorgt, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibt. Und was den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte."

„Bey Ossian ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebelgestalten, und sollten es seyn; aus dem leisen Hauch der Empfindung sind sie geschaffen, und schlüpfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnende Geister, durch welche die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und mahlte. Man höret ihren Tritt oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt sanft im Winde; so schlüpfen sie her, so vorüber. Gleichergestalt mahlt er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie er-

scheinen und verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, statt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt sich bewegt. In ihm sieht man die Handlung, die man in Ossian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur ahnet. Was endlich die Exposition der Gedichte betrifft, so hätten Macpherson und Blair sich hüten sollen, hierin beyde Dichter auch nur zu vergleichen. Bey Homer erzählt sich alles selbst; Eines folgt aus dem Andern unaufhaltbar; dagegen sind Fingal und Temora dunkel zusammengereihte Gedichte, voll Episoden, denen sinnlich zu folgen, hier und da schwer wird. Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, sich dem Drama nähern. In solchen zeigt sich seine geistige Schilderey, sein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unschuld. Eine epische Fortleitung, die vielleicht Macpherson in die größern Gedichte gebracht hat, scheint ihr ganz fremd."

„Es ist ungerecht, von einem Baume Früchte zu erwarten, die er, seiner Art nach, nicht bringen kann. Ossian sey an seinem Orte das, was Homer war; nur stand er auf einer ganz andern Stelle. Er, der letzte des Heldenstammes seiner Väter, Zeuge der Thaten des ruhmreichen Fingal und seiner Mithelfer, jetzt in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt; dieß ist der Standpunct des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führt. Er ist die Stimme voriger Zeiten, aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet."

„In jedem Lande bildet sich der Volksgesang nach innern und äußern Veranlassungen der Nation; auf Einem Puncte steht er sodann stille und gewinnt Charakter. Bey den Griechen gab diesen Charakterpunct der trojanische Krieg, und Homer war der Sänger, der ihn feststellte; unter den Gälen war es der Ausgang des Heldenstammes, und Ossian dessen trauriger Verkünder."

„Wie es mancherley Jahreszeiten in der Natur gibt, so

gibt es deren auch in der menschlichen Geschichte. Auch Völker haben ihren Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Ossians Gedichte bezeichnen den Herbst seines Volkes. Die Blätter färben und krümmen sich, sie fallen und fallen. Der Lufthauch, der sie ablöset, hat keine Erquickung des Frühlings in sich; sein Spiel indessen ist traurig angenehm mit den sinkenden Blättern. In Homers Gedichten hingegen weht Odem des Frühlings; die Saat der Helden blüht; fröhlicher Hoffnung voll sieht man auf die Zukunft."

Ossians zwey große Epopeen sind: Tighmora (Temora) und Fionnghal (Fingal). Ich theile hier den Inhalt dieser beyden Hauptwerke nach Ahlwardts Angabe mit.

Tighmora.

Erster Gesang. Cairbre, Fürst von Atha, — einem Gebieth in Alnékma, dem jetzigen Connaught, — einer der mächtigsten Häuptlinge der Bolgen, ermordete in der Burg zu Tighmora den minderjährigen König Cormac, Artós Sohn, nachdem Cuchullin, Beherrscher der hebridischen Insel Sky, der bisher als Vormund das Reich verwaltet hatte, in einem Kriegszuge gegen Torlath, einen Häuptling der Bolgen, der in Connaught sich empört hatte, gefallen war. Fionnghal, König von Morbheinn (Morven), ein naher Verwandter des ermordeten Cormac, beschloß hierauf, mit einem Heere nach Eirinn (Ireland) hinüber zu gehen, um diesen Mord zu rächen und die königliche Familie wieder auf den Thron zu setzen. Cairbre, frühe hiervon benachrichtigt, brachte in der Eile einige seiner Clanns zusammen, und gab seinem Bruder Cathmor Befehl, ihm mit seinem ganzen Heere schleunig von Tighmora zu folgen. Gerade in diesem Zeitpunct landete Fionnghals Flotte auf Ullin (Ulster).

Mit dem Morgen dieser Landung beginnt das Gedicht, das einen Zeitraum von vier Tagen und Nächten umfaßt. Cairbre, von Gewissensangst gepeinigt, hat sich vom Heere entfernt, um seinen Gedanken nachzuhängen. Kundschafter bringen ihm Nachricht von Fionnghals Ankunft. Cairbre hält Rath mit sei-

nen Führern, beschließt Oscar, Oisian's Sohn, zum Mahle einzuladen, Streit mit ihm anzufangen und ihn zu ermorden. Oscar kommt. Der Zwist beginnt. Cairbre und Oscar greifen sich mit ihrem Gefolge an, und fallen durch wechselseitige Wunden. Fionnghal hört in der Ferne das Kriegsgetümmel, eilt Oscar zu Hülfe, und schlägt Cairbre's Scharen, die zu Cathmors Heer, das schon von Tighmora ausgerückt ist, zurückfliehen. Fionnghal betrauert seinen Enkel, und läßt dessen Leichnam durch den Barden Ullin nach Morbheinn zur Beerdigung abführen. Beym Anbruche der Nacht erzählt der Barde Althan dem Könige die Umstände von Cormac's Ermordung. Fillean, Fionnghal's Sohn, wird abgeschickt, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Der Schauplatz dieses Gesanges ist eine Ebene in der Nähe des Berges Mora, an welchen die Heide Lena, oder Moilena, stößt.

Zweyter Gesang. Die Handlung dieses Gesanges beginnt um Mitternacht. Oisian hat sich vom Heere entfernt, um seinem Gram über Oscar's Tod nachzuhängen. Apostrophe des Dichters an Treunmor, Fionnghal's Urgroßvater, Oscar's Geist in die Wolkenhalle aufzunehmen, und Klagen über den zu frühen Tod des Helden. Oisian hört das Getöse des sich nähernden feindlichen Heeres, und wird für Fillean besorgt, der den Feind zu beobachten gegen die Nacht ausgesandt ist. Er findet ihn, und hält ihn ab, die Feinde noch mehr in der Nähe zu belauschen. — Oisian zündet Wachfeuer an, und hindert dadurch Cathmor am weitern Vordringen. Cathmor ruft die Häuptlinge zum Kriegsrath zusammen, und macht Foldath Vorwürfe, daß er bey der Überlegenheit der Bolgen an Kriegern, und bey der Wachsamkeit in Fionnghal's Heer, zu einem nächtlichen Überfall gerathen. Foldath's Vertheidigung und Prahlerey, daß er, bloß mit seinem Clann, auch bey Tage Fionnghal schlagen und ihn selbst tödten wolle, werden von Cathmor mit harten Verweisen beantwortet. — Die Häuptlinge der Bolgen legen sich zur Ruhe, und Cathmor übernimmt unterdeß die Bewachung des Heeres. Beym Umhergehen stößt er auf

Oisian. Unterredung der beyden Krieger. Oisian verspricht, dem erschlagenen Bruder Cathmor's, Cairbre, durch die Barden ein Trauerlied am Grabe singen zu lassen. Cathmor beschenkt Oisian mit seinem Schwerte, und entfernt sich. Der Morgen des zweyten Tages bricht an. Oisian begegnet dem Barden Carull, der den Aufgang der Sonne mit Gesang begrüßt. Oisian trägt ihm auf, an Cairbre's Grabe das Todtenlied zu erheben, um dessen Geist zur Ruhe zu bringen.

Dritter Gesang. Mit dem Anbruche des zweyten Tags ermuntert Fionnghal sein Heer zum Kampfe, und fordert die Führer zur Übernahme des Oberbefehls in der heutigen Schlacht auf. Mehrere wünschen es, besonders Fillean, der wegen seiner Jugend sein Verlangen nicht zu äußern wagt. Fionnghal überträgt Gall die Leitung der Schlacht, und zieht sich mit Oisian auf den Berg Mora zurück, von welchem er das Treffen übersehen kann. Das Heer rückt an unter dem Kriegsliede der Barden. Cathmor, der Fionnghal auf Mora erblickt, entfernt sich nach dessen Beyspiel vom Heere, und überträgt Foldath den Oberbefehl. Die Bolgen brechen auf. Foldath sendet Cormul mit seinem Clann auf einem Seitenwege ab, um Fionnghals Heer in den Rücken zu kommen, und es so ganz zu vernichten. Gall, der dieß bemerkt, schickt Fillean ab, um Cormuls Unternehmung zu vereiteln. Die Schlacht beginnt. Gall zeichnet sich durch Tapferkeit aus und tödtet den Führer Turlath. Eben so tapfer ist auf der andern Seite Foldath, welcher Conall tödtet. Gall stürmt auf Foldath an, wird aber beym Angriff zufällig verwundet. Fillean, der eben von seinem Streifzuge gegen Cormul zurückkehrt, deckt Gall mit dem Schilde des erschlagenen Cormul, und drängt die Feinde zurück. Die Nacht bricht an. Cathmor und Fionnghal geben das Zeichen zum Zurückzuge. Barden begrüßen das zurückkehrende Heer mit Gesang. Die Führer lagern sich zum Mahl. Fionnghal vermißt Conall. Dieß führt die Episode von Conall und Dubhcarthonn herbey, die Oisian erzählt. Fionnghal schickt Carull ab, Conall zu begraben, und den Todtengesang an dessen Grabe singen zu

lassen. Eine Ermahnung Fionnghal's an Fillean, sich durch seine Tapferkeit, die gebührend gepriesen wird, nicht verleiten zu lassen, zu feurig in den Feind einzudringen, beschließt den Gesang, und den zweyten Tag der Handlung des Gedichts.

Vierter Gesang. Fionnghal erzählt beym Mahle seinen ersten Kriegszug nach Eirinn, und seine Vermählung mit Roscranna, der Tochter Cormac's, des Königs dieses Eilands. Carull kommt mit den Barden von der Leichenfeyer zurück. Die Häuptlinge der Bolgen versammeln sich um Cathmor. Episode von Suilmhall, der Tochter Conmor's, welche, als Krieger verkleidet, Cathmor gefolgt war. Foldath kömmt später als die übrigen Führer bey Cathmor an. Hidala räth, die Nacht beym Mahl und Bardengesang froh hinzubringen. Hierüber fährt Foldath ihn bitter an, und der Zwist mit Malthos erneute sich. Cathmor verweis't sie zur Ruhe. Sie gehen weg. Die übrigen Führer setzen sich zum Mahl, und hören auf den Gesang Fonars des Barden. Cathmor entfernt sich vom Heer, um unter einem Baume zu ruhen. Seines Bruders Cairbre Geist erscheint ihm, und deutet dunkel den Ausgang der Schlacht an. — Der Morgen des dritten Tages bricht an. Cathmor sieht Suilmhall am Rand eines Baches schlafen. Er nähert sich ihr, wendet sich aber schnell und in Thränen von ihr weg, schlägt das Schlachtschild, und weckt seine Krieger. Suilmhall's Selbstgespräch schließt den Gesang.

Fünfter Gesang. Die Handlung dieses Gesangs beginnt mit dem Morgen des dritten Tages. Anruf des Dichters an die Harfe von Cora. Beschreibung der Stellung beyder Heere, die gegen einander stehen. Sie rücken an. Schlacht. Fillean schlägt den einen feindlichen Flügel. Unterdeß bedrängt Foldath den andern, bringt alles zum Weichen, und ruft voll Stolz dem Malthos zu, nach Cathmor zu eilen, und ihn aufzufordern, den Fliehenden den Rückzug zum Meere abzuschneiden. Malthos wendet sich finster und schweigend weg, und stürzt sich in's Treffen. Um Foldath im Vordringen aufzuhalten, fordert ihn Dearmud zum Zweykampf, wozu ihm Gall seinen

Schild leiht. Beyde erheben schon die Speere zum Kampfe, da eilt Fillean herbey, dringt auf Foldath ein, durchbohrt ihn, und stürmt, ohne weiter auf ihn zu achten, unaufhaltsam in die Feinde. Malthos edles Betragen gegen den sterbenden Foldath. Die Bolgen fliehen vor Fillean. Cathmor setzt sich auf der Anhöhe in Bewegung. Apostrophe des Dichters an Clatho, Filleans Mutter.

Sechster Gesang. Fionnghalls Selbstgespräch, da er Cathmor seinem Heere zu Hülfe kommen sieht, ob er Fillean unterstützen soll oder nicht. Er schickt Ossian nach Fillean ab, und zieht sich hinter einen Felsen zurück, um von dem Kampfe nichts zu sehen. Ossian eilt hin. Beschreibung der Annäherung Cathmor's, der die Flüchtlinge wieder sammelt, das Treffen erneuert, und, noch ehe Ossian anlangen kann, Fillean angreift. Bey Ossians Ankunft hört der Zweykampf auf. Cathmor schreitet unerschrocken gegen Ossian, aber die plötzlich einbrechende Dunkelheit verhindert den Kampf, und beyde Heere ziehen sich zurück. Ossian kommt nach der Stelle zurück, wo Cathmor und Fillean fochten. Er findet Fillean, tödtlich verwundet sich an einen Felsen lehnen. Der Brüder Gespräch. Fillean stirbt. Ossian legt seinen Leichnam in die nahe Felskluft. Ossian's Selbstgespräch. Fionnghal gibt das Zeichen zum Rückzuge. Bey der Rückkehr erfährt er Filleans Tod, kündigt dem Heere an, daß er es morgen selbst anführen wolle, und zieht sich nach dem Berge Mora zurück. Die Bolgen dringen weiter vor. Cathmor kommt zu der Höhle, wo Fillean liegt, und findet Bran, Fionnghal's Hund, vor derselben neben Filleans zertrümmertem Schilde liegen. Cathmors Selbstgespräch. Er kehrt voll Schwermuth zu seinem Heere zurück. Malthos sucht ihn durch das Beyspiel Borbar's, seines Vaters, aufzuheitern. Die Krieger entfernen sich von Cathmor, um auszuruhen. Suilmhall's Gesang zur Harfe schließt diesen Gesang.

Siebenter Gesang. Die Handlung beginnt um die Mitte der dritten Nacht. Beschreibung einer Art von Nebel, der bey Nacht zuweilen vom See Lego aufsteigt, und der ge-

wöhnliche Aufenthalt der Todten ist, bis Barden ihnen den Todtengesang an ihrem Grabe singen. Das Heer schläft. Filleans Geist erscheint. Fionnghal hört seine mahnende Stimme. Er schlägt dreymahl Treunmors Schild, ein Zeichen, daß er selbst in den Streit ziehen will. Beschreibung der außerordentlichen Wirkung des Schildklangs. Suilmhall fährt dadurch vom Schlaf auf, und eilt zu Cathmor, der durch das Fallen ihres Helms erwacht. Ihr Gespräch. Sie bittet ihn, Frieden zu machen. Er ist fest entschlossen, den Krieg fortzusetzen, und räth ihr, zu dem Barden Claonmhol in das nahe Thal Lona zu gehen, und dort den Ausgang der Schlacht zu erwarten. Ihre zärtlichen Besorgnisse zu erheben, erzählt er ihr die Geschichte Sonmors und Suilaluinns. Cathmor weckt seine Krieger durch das Schlagen des Schlachtschildes. Beschreibung des Schildes. Cathmor weckt die Barden. Sie eilen herbey. Auf Cathmor's Verlangen singt Fonar die erste Seefahrt Learthonns nach Eirinn, und die Niederlassung der Bolgen. Der Morgen bricht an. Suilmhall entfernt sich traurig nach Lona. Wehmüthige Empfindungen des Dichters schließen den Gesang.

Achter Gesang. Die Handlung dieses Gesangs beginnt mit dem Anbruche des vierten Morgens seit Eröffnung des Gedichts. Fionnghal ist noch auf Mora, wohin er sich am vorigen Abend begeben hat. Dann und wann erblickt man ihn durch den Nebel, der die Höhen umhüllt. Er sendet Gaul mit zwey andern zu dem Barden Condan, der im Thale Cluna wohnt, um den dort verborgenen Artho, Cairbre's Sohn, den einzigen noch übrigen Sprößling von dem Königsstamme Conar's, nach der Ebene von Moilena herzuführen. Fionnghal trifft Oisian, der über Oscar betrübt ist, tadelt ihn wegen dieser unzeitigen Trauer, und muntert ihn zum Kampf auf. Fionnghal ordnet die Schlacht und rückt an. Er kommt zu der Höhle, wo Filleans Leiche ruht. Der Anblick seines Hundes Bran, der den Eingang bewacht, versetzt ihn in tiefe Wehmuth. Fionnghal geht mit seinem Heere über den Lubar. Cathmor stellt sein Heer in Schlachtordnung und greift an. Das Treffen wird allgemein.

Fionnghals und Cathmors Thaten. Es entsteht ein Gewitter mit heftigem Sturm. Cathmor und Fionnghal kämpfen mit einander im Nebel. Gespräch der Könige nach dem Kampfe. Cathmor stirbt. Fionnghal tritt Treunmors Schlachtspeer an Oisian ab. Beschreibung der Gebräuche bey dieser feyerlichen Handlung. Cathmors Geist erscheint Suilmhall. Ihr Gram. Der Abend bricht an. Man zündet die gewöhnlichen Feuer an. Artho kommt und wird mit Jubel empfangen. Bardengesänge beym nächtlichen Mahl. Fionnghal befiehlt, daß Oisian mit dem Anbruche des Morgens Artho nach Tighmora führen und als König einsetzen soll. Fionnghal's Rede beschließt das Gedicht.

Hier folgen einige Probestellen aus diesem Gedichte:

Der Barde Fonar erzählt die Geschichte Crothars und Caomhlamh's *).

Crothar wohnte, sang der Bard',
In Atha der bläulichen Bächlein.
Aus tausend Bäumen vom hohen Carn
Stieg des Mahles Hall' empor.
Hier war der große Sammelplatz
Zum Schmaus des Herrschers, blaues Augs:
Wer unter den Helden des Siegs
War Crothar vergleichbar an Ruhm?
Die Krieger erglühten vor ihm;
Es seufzten heimlich die Jungfrau'n
Dem Helden der Höhe,
Dem Haupt der Stämme von Bolg.

Einst verfolgt' er auf Ullin die Jagd
Am Saum des Mooses von Druimard.
Es blickte hervor aus dem Wald
Cathmans Tochter, der Barden Preis,
Blaues Auges, zarter Hand.
Heimlich tönt ihr Geseufz' um den Held;
Sie senkte die Wange voll Schmerz,
Umwallet vom braunen Gelock.

*) Crothar tönt in der Aussprache Krohar, Caomhlahm Kühlaw.

Nächtlich schaute der volle Mond,
Wie sie die weißen Arme rang.
Sie dacht' an Erothar des Ruhms
In den düstern Stunden des Traums.

Drey Tag' hält Cathmin ein Mahl,
Stürmt das Wild am vierten auf.
Caomhlahm schwebte zur Jagd im Gebirg',
Ihr Schritt, wie des Lieds Melodien.
Ihr begegnete Erothar der Fürst
Am schmalen Pfad der freyen Höh'n.
Der Bogen entfiel ihr der Hand.
Langsam wandte die Wange sie weg,
Von Locken halb verhüllet.
Schnell erwachte dem Helden die Liebe,
Und er führte die Holde nach Atha.
Vor ihr scholl Bardengesang;
Freud' umschwebte die Tochter von Cathmin.

Drob entbrannte Turloch in Zorn,
Ein Jüngling, dem die Lieb' erglühte
Für die Schneehand, sanftes Aug's;
Und er kam mit Krieg gen Atha,
Gen Alnecma des röthlichen Wilds.
Zum Streit zog Cormul aus,
Er, der Bruder des Königs.
Er zog aus; doch es fiel der Fürst,
Am Hügel erseufzte sein Volk.
Schweigend und kühn, durch den Strom kam
König Erothars finstre Kraft,
Stürmte die Feinde hinweg,
Von Alnecma der Waldung, und kehrte
Zur Wonne Caomhlahms des Lieds.

Krieg kam auf Krieg, Blut strömt' auf Blut;
Der Geister tausend sah man Nachts
Am Saume der Wolken von Eirinn.
Südens Fürsten versammelten sich
All' um Erothars hallenden Schild,
Der sich naht', und Tod mit ihm,
Den schmalen Pfaden seiner Feinde.
Es weinten die Mädchen von Ullin,

Schauten sie auf zu den stürmischen Höh'n.
Kein Jäger entstieg dem Gebirge;
Trüb ruhete Still' auf dem Land.
Langsam, traurig wehte der Hauch
Im spärlichen Grase des Grabs. —

Wie aus den Wolken der Aar
Im Sausen der Flügel sich stürzt,
Wann er freudig entschwebet dem Luftstrom,
Nahte sich Conar, der Held,
Treunmor's Sohn, der Arm des Tod's,
Vom tapferen Morbheinn des Walds.
Über Eirinn goß er sein Heer;
Schwarz folgt dem Schwerte groß der Tod,
Halbsichtbar, mit mächtigen Schritten.
Bolg's Sproß' floh vor dem Sohne des Schwerts,
Wie der Wandrer fleucht vor dem Strom,
Der stürzt aus der Wüste des Sturms,
Und reißt von dem Hügel das Land
Mit ragenden Bäumen des Halls. —

Zum Kampf macht Crothar sich auf;
Traurig entfloh Alnecma den Höh'n.
Crothar schied, doch langsamen Schritts,
Gramgebeugt, die Seele voll Grimm.
Schimmer erglänzt ihm im Süden nachher,
Gleich der schwachen Sonn' im Herbst,
Wann sie in wolkiger Hüll' erscheint
Auf Lara der Ström' und des Sturms;
Thau deckt das dürre Gefild',
Schwach schimmert und traurig ihr Strahl. —

Der Barde Carull begrüßt den Aufgang der Sonne mit Gesang:

Es branden die Wogen hinweg,
Gedrängt von inn'rer, großer Furcht,
Hören sie, wann du prasselnd entsteigst
Der Wellenbehausung, o Sonne!
Furchtbar bist du in deiner Kraft,
O Himmelssproß', wann Tod sich senkt
Aus deines Haupthaars Strahlenpracht;

Wann Graungewölk du vor dir sendest,
Zu tilgen ein mächtiges Volk.
Doch hold ist dein Schimmer dem Jäger,
Der sitzt im wilden Sturmgebrüll,
Wann aus zerriss'nen Wolken du blickst,
Im Regen beglänzend sein Haar,
Wann er niederschaut auf's Thal
Voll Bächlein des hellsten Stroms,
Und das Wild entstürzet den Carn.
Wie lange steigst du auf zu Kriegen,
Einem Schild gleich, voll von Blut?
Der Tod der Führer, ich seh's,
Irrt über dein Antlitz wie Nebel.
Warum irren Carull's Worte?
Trübt Trauer das Strahlenaug'?
Nie umhüllt die Pfad, ihm Nachtgraun,
Voll Freud' in seiner Gluthen Kraft
Ob dem unbewölkten Licht.
Doch du entweicheſt dereinst auch,
Dir kommt zermalmend die Zeit,
Und schwindend durchbebst du den Luftraum! —

Cathmor ruht, vom Heere entfernt, unter einem Baum. Der Geist seines Bruders Cairbre erscheint ihm, und deutet dunkel den Ausgang der Schlacht.

Still saßen die Führer am Mahl,
Auf Cathmor zu Zeiten den Blick,
Der schritt auf der felsigen Höh,
Die Seel' in Ruhe vom Streit.
Rings am Blachfeld lag das Heer.
Schlaf senkt sich auf den Hang Moilena's.
Die Stimme Fonar's scholl allein
Vom Baum daher, der fern erragt;
Scholl so süß zu des Königs Preis.
Nicht hörte Cathmor sein Lob,
Gelagert am Brausen des Stroms,
Umrauscht vom Getöse der Nacht
Und dem leiseren Säuseln der Locken.

Cairbre erschien ihm im Traum
Halbsichtbar durch den Wolkenspalt.

Trüb lächelte Freude sein Antlitz;
Schon hallt' ihm Carull's Gesang.
Schwarz wallt' am Wind ein Saumgewölk;
Er ruft' es vom Busen der Graunnacht,
Und stieg im Preise der Thaten
Zur Wohnung der Väter im Lichtglanz.
Halbhörbar im Wassergebrauf'
Ergoß sich dumpf sein Laut:
Freud' umschwebte die Seele dir, Held;
Ich vernahm die Mahnung im Feld,
Barden gaben mein Ziel mir aus Zwang.
Mein Schritt ergeht sich am Wind;
In düstrer Hall' ist mein Geist,
Dem Blitze des Graungewölks gleich,
Wann er schräg hinzuckt an der Höh',
Und Nachts herstürzet der Nordsturm.
Fern deinem Grab soll seyn kein Bard',
Wann du einst hinsinkst in den Staub!
Gern preist den Held der Sohn des Lieds.
Dein Nahme tönt wie linder Hauch.
Ein Trauermurmeln summt im Thal,
Fernher tönt ein Laut am Lubar.
Noch lauter ihr Schemen der Carn,
Held war, der starb, des Ruhmes Sohn!
Langsam schwillt das ferne Getös'
In dem dumpferen Sausen des Walds.
Schnell sankst, ein Schemen, in Nacht du, Cathmor! —

In sich gerollt die grause Gestalt,
Schwebt' er am stürmischen Himmel dahin.
Eichen bebten dem Flug im Gebirg,
Der sie flammenlos umpfiff.
Vom Traum springt Cathmor empor;
Den Todesspeer faßt seine Hand.
Öffnend die Augen schaut er umher,
Nichts erblickt er, als Sturmgewölk.

Kämpfe einzelner Helden in der Schlacht.

Dearmud schreitet langsam zur Höh',
Sieht in wüster Verwirrung die Schlacht,
Gesunken des Kampfes strahlenden Glanz,

Und gedämpft ausbrechen umher.
Wie Nachts die Flamm' in dem Thal, —
Sie rollt aus ferner Heide her, —
Bald sich mit Dampf umnachtet das Haupt,
Bald den Gluthstrom wüthend erhebt,
Wie steiget und sinket der Wind:
So erschien die Schlacht den Augen
Dearmud's mit breitem Schlachtschild.
Vor seinen Scharen schreitet Foldath,
Gleich dem Schiff auf thürmender Fluth,
Das, im Sunde der Inseln schwebend,
Vorwärts schießt, rückkehrend vom Meer,
Wann Wolken umwogen den Mond.

Zürnend sah ihn Dearmud sich nah'n,
Strengt' an alle noch übrige Kraft.
Matt wanket sein Schritt auf der Höh';
Dem Tapfern entstürzet die Thrän'.
Es tönte das ahnliche Horn;
Er schlug dreymahl den Schlachtschild,
Dreymahl er rief das Haupt des Volks.
Foldath drüben vernahm den Ruf
In Mitte der tobenden Feldschlacht.
Foldath sah mit Freude den Held,
Hob empor zum Kampf den Speer
Halbgebadet in triefendem Blut.
So wie ein Fels, an dem der Sturz
Der Bäche roth sich geußt im Sturm,
So stand von Blut beströmt der Held,
Der lenket die Männer der Wehr.
Beide Heere treten zurück
Dem Zweykampf ihrer Gebiether.
Sie erhoben die Waffen zugleich:
Rasch kam in der Rüstung von Selma
Fillean vom fernesten Heer.
Drey Schritte zog zurück sich Foldath
Dem Strahl, der schräg ihm traf die Augen,
Und kam, wie aus Wolken ein Blitz,
Dem wunden Helden zum Schirm;
Stand dann wieder, in Stolz hochschwellend,
Sie all' aufforderud zum Schwertkampf.

Wie breiter, starker Schwinge sich
Zwey Adler begegnen im Wind,
Schwer kämpfend im Schwunge der Flügel:
So stürmten die Helden zum Unheil.
— — — — — — — — —
Es sank auf den Schlachtschild Foldath,
Durchbohrt von Fillean's Speer. — —
Malthos sah, wie Foldath fiel,
Und finster ergriff ihn der Schmerz;
Dem Herzen entfloh der Haß.
Er glich dem Felsen der Wüste,
Den der Wasser Geträufel umkreis't,
Wann der Nebel langsam sinkt;
Ihm dorren die Bäume dahin
Im düstern Sturm der Höh'n.

Beschreibung einer Art von Nebel, der zuweilen vom See Lego aufsteigt, und der gewöhnliche Aufenthalt der Todten ist, bis Barden ihnen den Todtengesang an ihrem Grabe singen:

Vom See, dem umwaldeten,
Steigt zu Zeiten blauer Nebel,
Wann sich schließen die Thore der Nacht
Dem Adleraug' der Sonne.
Weit um Lara der Ströme
Geußt mit grausiger Nacht ein Gewölk sich.
Wie ein Schild durchs Wolkengewog
Schwimmt langsam der nächtliche Mond hin.
Hiemit kleiden die Schemen der Vorwelt
Ihr gediegenes Gebild am Winde,
Von Windstoß hüpfend zu Windstoß
Über's düstre Antlitz der Sturmnacht.
Hin am Lüftchen zur Helden Behausung
Gießen sie Nebel des Himmels,
Der Schemen bläulichen Sitz,
Bis die Saite den Todtengesang tönt. —

Schrecken der Krieger vor der Schlacht, bis der Anblick Fionnghals sie mit Muth erfüllt:

Wie wenn der Sturm mit Frost ergreift
Die schilfige Fläche des Bergsees,

Ergreift mit Gebraus in der Nacht
Der kalten Wellen spitzes Haupt,
Sie einhüllend in Eisgewand;
Dem frühen Auge des Jägers
Rollt weiß das Naß der rauhen Anhöh'n,
So scheint's ihm, mit wogenden Wellen;
Erstorben dem Ohr ist das Rauschen,
Schweigend schimmert jede Welle,
Mit Laub und rothem Gras bestreut,
Das zittert und pfeifet im Wind,
Fest haftend im Grimme des Frosts:
So schweigend, so bleich war das Volk
Am Morgen, der nahet von Osten,
Als jeder Krieger aus dem Helm
Zu Fionnghal's Hügel in Wolken
Der Grimm im Nebel niederschritt.
Zu Zeiten erschien er, der Heerfürst,
Halbsichtbar im Schimmer der Stahlwehr,
Ihm rollt von Gedank' auf Gedanken
Die Größe der Schlacht vor den Geist,
So trat hervor zum Kampf der Held;
Hoch flammte Luno's Schlachtschwert.
Lang ragt der Speer aus der Wolke;
Halbsichtbar erglänzte der Schild ihm.
Als herschritt die ganze Gestalt
Mit dem grauen Gelock' am Wind
Im Thau, der umher sich ergoß:
Da erhob sich der Jubel des Heers
Durch die Stämme, die stürmten zum Kampf
Und umher verbreiteten Glanz
Mit hallenden Schildern um Fionnghal.
So wallet grau empor das Meer
Um einen Geist von Felsenhöh'n,
Wann im Wald er sich senkt auf die Fluth. —

Es folgt nun die Inhalts-Anzeige des Gedichts Fionnghal.

Erster Gesang. Die Geschichte dieses Gedichts — sagt Ahlwardt — fällt in Zeiten, wo Schottland und Irland (Gälisch Alba und Eirinn), bewohnt von einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte, in eine Menge

Clanns oder Stämme getheilt war, die von Häuptlingen, oder kleinen Fürsten, regiert wurden. Diese Fürsten waren von einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, dem man den Ehrentitel König beylegte, abhängig, der die Clanns zum Kriege zusammenrief, und den Oberbefehl im Treffen führte, ohne weiter auf die Regierung der einzelnen Clanns Einfluß zu haben. Ein Oberhaupt dieser Art, Artho, König von Eirinn, war zu Tighmora, dem königlichen Wohnsitz, gestorben, und hatte einen minderjährigen Sohn, Cormac, hinterlassen. Cuchullin Beherrscher der Nebel-Insel, — der Insel Sky, einer der Hebriden, — berühmt durch Weisheit, Tapferkeit und andere große Tugenden, befand sich bey Artho's Tod gerade in Ullin, dem jetzigen Ulster, und ward von den zu Tighmora versammelten Häuptlingen einstimmig zum Vormund des jungen Königs und Verwalter der Regierungsgeschäfte erwählt. Er hatte diesem Amte noch nicht lange Zeit vorgestanden, als er Nachricht erhielt, daß Suaran, König von Lochlin (Jütland oder Norwegen, wie man glaubt), mit einem Kriegszuge gegen Eirinn beschäftigt sey. Sogleich schickte er einen Häuptling Eirinns, Munan, an Fionnghal ab, den König von Morbheinn (Morven) und der westlichen Küste Alba's, ab, um schnelle Hülfe zu erbitten. Fionnghal, der Beschirmer der Unterdrückten, durch Bande des Bluts mit dem Königsstamme Artho's nahe verbunden, willigte sogleich in die Bitte, und rüstete sich zu einem Zuge nach Eirinn. Unterdessen brachte Cuchullin zu Tura, einem mit Mauern befestigten Platze in Ullin, den Kern des Clanns eilig zusammen, und stellte Kundschafter längs der Küste aus, um von der Ankunft des Feindes und Fionnghals so schnell als möglich Nachricht zu erhalten. Suaran landet noch vor Fionnghal's Ankunft. Mit dieser Landung beginnt das Gedicht, welches einen Zeitraum von fünf Tagen und Nächten umfaßt. Der Schauplatz der Handlung ist die Heide von Lena oder Moilena, in der Nähe des Gebirges Cromleak, oder Cromla, auf der Küste von Ullin. Cuchullin, der Heerführer des Clanns, sitzt, während die andern Häuptlinge auf dem Cromla jagen, unter

einem Baum nahe bey Tura, und erhält durch Moran, einen Kundschafter am Meer, Nachricht von Suarans Landung. Er versammelt die Häuptlinge und hält Kriegsrath, worin heftig gestritten wird, ob man Suaran eine Schlacht liefern soll oder nicht. Carull, Cuchullin's vertrauter Freund, räth, Fionnghals Ankunft abzuwarten. Calmar stimmt für unmittelbaren Angriff. Cuchullin tritt Calmars Rathe bey. Während der Zurüstung zum Marsch vermißt Cuchullin drey Führer. Fearghus kommt und erzählt den Tod der beyden andern. Cuchullin rückt an. Suaran stellt sein Heer in Schlachtordnung. Beschreibung des Kriegswagens und der furchtbaren Annäherung Cuchullins. Schlacht. Die einbrechende Nacht läßt den Sieg unentschieden. Cuchullin läßt, nach der gastlichen Sitte der Zeit, durch den Barden Carull den König Suaran zum Mahl einladen. Suaran schlägt die Einladung ab. Carull singt als Episode die Geschichte von Cridhmor und Braighsoluis *). Krieger werden abgeschickt, um den Feind zu beobachten. —

Zweyter Gesang. Der Geist Cruthgheals (ausgesprochen Kruhjul), eines von Suaran im Treffen getödteten Führers, erscheint dem Conall, der vom Heer entfernt an einem Waldstrom ruht, verkündet ihm Cuchullin's Niederlage in der bevorstehenden Schlacht, und räth zum Rückzuge. Conall theilt Cuchullin diese Erscheinung mit; doch dieser besteht auf der Fortsetzung des Krieges, und läßt das Heer sich zur Schlacht rüsten. Suaran macht Vorschläge zum Frieden, die als entehrend verworfen werden. Schlacht. Eirinn wird endlich zurückgedrängt. Am Abend erscheint Fionnghals Flotte. Cuchullins Schwermuth über den Verlust. Der Barde Carull, um ihn zu trösten, erzählt eine ähnliche traurige Geschichte.

Dritter Gesang. Kaum hat der Barde geendet, als der verwundete Calmar vom Schlachtfelde kommt und Suaran's Vorhaben erzählt, den Rest des Heeres zu überfallen. Rückzug und Kampf. Fionnghal's Flotte erscheint; Suaran wendet sich gegen die See, um die Landung zu hindern. Cuchullin, be-

*) Wird ausgesprochen Krimohr und Brasolliſch.

schämt, nach einem verlornen Treffen vor Fionnghal zu erscheinen, entweicht in die Höhle von Tura. Fionnghal landet, und läßt Suaran durch den Barden Ullin zum Mahle laden, mit dem Antrage, die Schlacht auf den folgenden Tag zu verschieben. Suaran schlägt das Anerbiethen trotzig ab, und will sogleich schlagen. Treffen, unentschieden beym Anbruch der Nacht. Fillean und Oscar werden von Fionnghal abgeschickt, den Feind während der Nacht zu beobachten. Gesänge der Barden beschließen den Tag. —

Vierter Gesang. Die Handlung beginnt nach der dritten Mitternacht. Apostrophe an Malmhina, die Gattinn Oscars und treue Gefährtinn des durch Blindheit, Alter und Unglück gebeugten Dichters. Suarans Heer nähert sich. Bey dem Getöse erwacht Fionnghal vom Traum. Schlacht. Oscar, von Oisian unterstützt, siegt auf dem einen Flügel, indeß der andere, von Gall geführt, ins Gedränge kömmt. Fionnghal sendet den Barden Ullin ab, um Gall durch einen Schlachtgesang anzufeuern, doch Suaran siegt, und Gall muß mit den Seinigen die Flucht ergreifen. Fionnghal eilt von seiner Anhöhe herab. Die Fliehenden halten beschämt Stand. Bey Fionnghals Anblick läßt Suaran vom Verfolgen ab, und zieht sich zurück. Fionnghal greift an, und drängt die Feinde zurück. Cuchullin hört in seiner Abgeschiedenheit das Schlachtgetümmel, sieht, daß Fionnghal siegt, will zu ihm eilen, wird aber gehindert. Er sendet einen Barden, dem König zu dem Siege Glück zu wünschen. Cuchullins Klagen über seine Niederlage beschließen den Gesang.

Fünfter Gesang. Fionnghal und Suaran treffen auf einander. Beschreibung des Kampfes. Suaran wird besiegt, ergibt sich, und wird von Gall und Oisian bewacht. Fionnghal befiehlt vom Verfolgen der Feinde abzulassen und erfährt, daß Roinne, sein jüngster Sohn, gefallen sey. Fionnghals Klage über ihn. Cuchullin kehrt zur Höhle von Tura zurück. Ein Gespräch der Barden beschließt den Gesang.

Sechster Gesang. Die Nacht bricht an. Fionnghal gibt seinem Heere ein Mahl, dem auch Suaran beywohnt, und befiehlt dem Barden Ullin, den traurigen Helden durch Gesang aufzuheitern. Ullin singt die Thaten Treunmors, des Urgroßvaters von Fionnghal, und dessen Vermählung mit Ineabhaca, der Tochter des Königs von Lochlin, eines der Ahnen Suaran's. Diese Erinnerung, und der Gedanke an seine Liebe zu Suarans Schwester, bewegen Fionnghal, Suaran mit seinen noch übrigen Kriegern die Freyheit zu schenken, und sie nach ihrer Heimath segeln zu lassen. Suaran verspricht freywillig, nie wieder als Feind gegen Fionnghal zu erscheinen, und biethet ihm die Schiffe an, die ihre Mannschaft im Treffen verloren. Das Geschenk wird nicht angenommen. Suaran reicht Fionnghal die Hand der Freundschaft, und bittet, seine Todten begraben zu lassen. Auf Fionnghal's Befehl singen die Barden. Durch ihren Gesang wird Suaran erheitert. Carull übergibt Fionnghal das Schwert Cuchullins, der allen Kämpfen für die Zukunft entsagt. Fionnghal nimmt es nicht an, und erzählt die episodische Geschichte Grumals, um zu beweisen, daß es den Tapfern nicht entehrt, wenn er auch einmahl besiegt wird. Der Morgen des fünften Tages bricht an. Suaran ruft seine Krieger zusammen, und segelt ab. Fionnghal geht mit seinen Söhnen und Führern auf die Jagd nach dem Cromla. Ein Hirsch fällt auf Roinne's Grab, und versetzt Fionnghal in tiefe Trauer. Fionnghal, von der Jagd zurückgekehrt, befiehlt, Cuchullin zu hohlen. Er kommt, indem jene abgehen wollen. Fionnghal tröstet ihn, und läßt ein Festmahl bereiten. Unter Bardengesängen, die Cuchullin erfreuen, verschwindet die Nacht, und mit dem Anbruch des Morgens segelt Fionnghal nach Morbheinn zurück.

Um den Leser in den Stand zu setzen, ähnliche und doch verschiedene Arbeiten zu vergleichen, habe ich die folgenden Stellen in andern gleichfalls berühmt gewordenen Übersetzungen — von Fr. L. Grafen zu Stolberg, und Rhode, hier aufgenommen.

Komal und Galbina.

(Episode aus dem zweyten Gesang.*)

Des Albion Sohn war Komal, von hundert Hügeln
Der König; es trank ihm das Wild aus tausend Bächen,
Aus tausend Felsen erscholl antwortender Laut
Dem Gebell von seinen Hunden; sein Antlitz war
Der Jugend Milde, sein Arm der Helden Tod!
Er liebte Eine, schön war die Eine, das Kind
Des mächtigen Konloch; gleich dem Strahle der Sonn'
Erschien sie unter den Frauen; schwarz war ihr Haar
Wie Rabenfittig; geübt zu der Jagd die Hunde
Der Jungfrau, im Wind erscholl die Sehne des Bogens.
Geheftet auf Komal war ihr des Herzens Sinn,
Und oft begegnet der Blick des einen dem Blick
Der andern, und oft gesellt sich ihr Lauf zur Jagd.
Und selig war in Geheim ihr flüsterndes Wort.
Doch Grumal, der düstere Fürst des dunkelnden Ardven,
Entbrannte für sie, belau'rt den einsamen Tritt
Des Mädchens auf öder Flur, und war Komal's Feind!
Von der Jagd ermattet kamen dereinst zugleich
In Ronan's Höhle das Kind von Konloch und Komal,
Als nebelnder Dunst umher die Genossen barg,
Oft rastete Komal dort. Mit Gewehren war
Behangen die Kluft; der ledernen Schilde sah
Man hundert, von tönendem Stahl der Schilde hundert.
Ruh hier, o Geliebte! ruh', o Galbina, hier,
Du Licht in der Kluft von Ronan! Auf Mora's Höh'
Erscheinet ein Wild; ich geh', und ich kehre bald
Zurück! — „Ach," sprach sie, „es ist mir vor Krumaln bang!
Er ist mein Feind, und besucht die Höhle gar oft.
Wohl will ich allhier, umringt von den Waffen, ruhn,
Doch kehre mir bald, o meine Liebe, zurück!"
Er ging zu dem Wild auf Mora. Des Konlochs Kind
Gedenkt zu prüfen den Sinn von Komal, sie hüllt
Die schönen Glieder ins Erz des Geliebten, geht
Hervor aus der Kluft von Ronan. Er wähnt zu sehn'
Den Feind, und es schlägt ihm hoch das Herz, es entfärbt
Sich sein Angesicht, es trübt sich der Blick. Er spannt
Den Bogen, es fleucht der Pfeil, und Galbina stürzt

*) Übersetzung von Stolberg.

In Blut! Nun läuft er mit wilden Schritten, er ruft
Des Konlochs Tochter, kein Ruf antwortet da
Aus der öden Kluft. „Wo bist du, Geliebte, wo?"
Auf einmahl sieht er sie da! noch klopfet ihr Herz
An seinem Geschoß. „O Tochter von Konloch! du!"
Er sank auf des Mädchens Brust! Es fanden Jäger
Das unglückselige Paar. Doch bestieg er seitdem
Die Hügel. Oftmahl auch ging er schweigend umher
Um die finstre Gruft, die Behausung seiner Liebe.

Fionnghal's und Suarans Kampf.

(Fünfter Gesang. *)

Schau den König von Morven dort in dem Thal,
Er wallt, ein Feuerpfeiler, einher! wie der Strom
Von Lubar ist seine Kraft! wie der Sturm, wenn Cromla
Ihn wiederhallt, und bey Nacht, von Felsen herab.
Er ästige Waldung stürzt! O Fingal, beglückt
Ist dein Volk! dein Arm führt aus und endet den Krieg,
Du bist in Gefahr der Erste! Vor Allen du
In Tagen des Friedens weise! du sprichst, und dir
Gehorchen deine Tausende! Rasselt dein Stahl,
So zittert der Feinde Heer! Beglückt ist dein Volk,
O Fingal, du Fürst des hallenden Selma! — Wer
Ist jener, der düster kommt, und im Donner des Laufs
Entsetzlich! wer, als der Sohn von Starno! Er kommt
Zu begegnen Morvens König. O schau den Streit
Der Häupter! Er ist ein Sturm auf dem Ocean,
Wo der Geist fernher begegnet dem Geist, zum Kampf
Um Macht, wer wälzen werde die Fluth! Das Getös'
Vernimmt der Jäger von fern auf dem Hügel, sieht
Die Wogen gethürmt und brandend zu Ardvens Strand. — —

So begegnen die Helden sich im Kampf.

— — Laut war der Waffen Klang.
Ein jeglicher Streich erscholl wie von hundert Hämmern
Der Schlag. Der Könige Schlacht ist furchtbar, ihr Blick
Grausvoll; sie spalten die Schild' einander, es fliegt
Von zerschellten Helmen der Stahl; sie werfen hin
Die Waffen, jeglicher schwingt sich, faßt mit dem Arm

*) Übersetzung von Stolberg.

Den Gegner, schmiegt sich ihm an mit der Sehnen Kraft;
So wenden sie hin und her, gedehnt und gestreckt,
Gewaltiger Glieder Macht; doch als jetzt der Stolz
Der Kraft sich erhob, den Hügel erschütterten da
Sie mit Ferſenstoß. Es rollten oben herab
Die Felsen, und umgestürzt, mit belaubtem Haupt,
Die Stauden; endlich erlag des Swaran's Kraft,
Und gebunden wird der Waldungen Fürst. — —
So sah ich am Kona vordem — den Kona seh' ich nicht mehr! — *)
So sah ich vordem zween Hügel, mit dunklem Hain
Gerissen aus ihrem Ort von dem Sturz des Stroms;
Sie wandten sich hin und her in dem Fall, und oben
Begegneten hoch sich erhabner Eichen Wipfel,
Es stürzten zusammen Wald und Felsen, es wichen
Die Ström', es erschien von fern die falbe Trümmer! —
„Ihr Söhne des fernen Morvens," so sprach jetzt Fingal,
„Bewacht den König von Lochlin! Stark, wie die Fluth
„Von seinen tausend Wogen, ist Er! Zu dem Krieg
„Geübt sein Arm, und aus alter Zeit sein Geschlecht.
„Du erster meiner Helden, o Oual, merk' auf,
„Und Ossian, du, der Gesänge Fürst! Er ist
„Der Bruder von Agandekka! In Freude wandelt
„Ihm seinen Harm!" —

Beschreibung des Kriegswagens und der furchtbaren Annäherung Cuchullins. Beginn der Schlacht.

(Aus dem ersten Gesange.**)

— — Der Wagen der Schlacht kommt daher
Gleich einer Flamme des Todes — der reissende Wagen
Cuchullins, Semo's edlen Sohnes!
Er wölbt sich hinten, wie die Welle am Felsen,
Wie goldner Nebel auf der Heide.
Seine Seiten sind mit Steinen besetzt

*) Ossian hatte mit Homer und Milton das gleiche Schicksal der Blindheit.

**) Die Übersetzung dieser und der nachfolgenden Stellen ist von Rhode.

Und schimmern wie das Meer um ein Boot der Nacht.
Die Deichsel ist eine geglättete Eibe,
Sein Sitz von geschliffenem Bein. Die Seiten
Sind mit Speeren gefüllt, der Boden
Ist die Fußbank der Helden. Zur Rechten
Vor dem Wagen erscheint das schnaubende Roß,
Der hochmähnige, breitbrustige, stolze,
Hochsetzende, starke Wieh'rer des Hügels;
Laut ist der Klang seines Hufs; seine Mähne
Strömt über ihn hin wie ein Dampfstrom der Heide.
Glänzend sind die Seiten des Rosses,
Sein Nahm' ist Sulin-Sifadda. Zur Linken
Vor dem Wagen erscheint das schnaubende Roß,
Der schwarzmähnige, hochhäuptige, schnelle
Reissende Sohn des Hügels. Sein Nahme ist
Dusronnal unter den stürmigen Söhnen des Schwerts.
Tausend Barden tragen den Wagen hoch —
Blanke Gebisse schimmern in einem
Strudel von Schaum — schmale Riemen,
Glänzend geschmückt mit Steinen, beugen
Sich um den stattlichen Nacken der Rosse,
Der Rosse, die gleich Wirbeln von Nebel
Über die strömigen Thäler fliegen;
In ihrem Lauf ist die Wildheit des Hirsches,
Die Stärke des Adlers, welcher herabstürzt
Auf seine Beute. Ihr Brausen ist gleich
Dem Wintersturm am Hange
Des schneehäuptigen Gormals. —

Im Wagen erscheint der Fürst, der starke
Stürmige Sohn des Schwertes; der Nahme
Des Helden ist Kuchullin, der Sohn
Semo's, des Königs der Muscheln! Seine
Rothe Wange gleicht einer geglätteten Eibe,
Der Blick seines blaurollenden Auges
Ist tief unter dem schwarzen Bogen
Seiner Stirn. Gleich einer Flamme
Fliegt sein Haar vom Haupte, wenn er
Sich vorwärts beugend die Lanze wiegt. —
— — — — — — — — — —

Fingal ruft den Seinigen zu:

Auf zur Schlacht, meine Tausende!
Umströmt mich wie das hallende Weltmeer!
Sammelt euch um den blitzenden Stahl eures Königs,
Stark, wie die Felsen meines Landes,
Welche mit Freuden dem Sturme stehen,
Und strecken empor die schwarzen Wälder dem Winde! —

Wie düstere Stürme des Herbstes
Von hallenden Bergen strömen,
So nahen die Helden einander!
Wie zwey schwarze Ströme von hohen Felsen
Sich begegnen, und auf der Fläche
Sich mischen und brüllen, — so laut, so stürmisch und dunkel
Begegnen im Kampf sich Lochlin und Inisfoil.
Der Fürst wechselt mit Fürsten Streiche,
Der Mann mit dem Manne. Der Stahl sauft klingend
Auf Stahl; hoch werden Helme gespalten,
Blut stürzt herab und dampft umher,
Die Sehne klingt am geglätteten Bogen,
Pfeile rauschen durch die Lüfte,
Speere fallen, gleich Kreisen des Lichts,
Welche das stürmige Antlitz der Nacht vergolden.

Wie das verwirrte Rauschen des Meeres,
Wenn hoch die Wogen sich wälzen; wie das
Letzte Brüllen des Donners am Himmel:
So war das Rauschen der Schlacht! Und wären
Kormaks hundert Barden zugegen
Zu singen den Krieg, — schwach wären die Stimmen
Der hundert Barden, die Todten der Nachwelt zu senden!
Denn wie viele der Helden waren gefallen!
Weithin strömte das Blut der Tapfern.

Klagt, ihr Söhne des Liedes, den Tod
Des edeln Sithallin! laßt Fiona's Seufzer
Auf den schwarzen Heiden ihres geliebten
Ardans ertönen! Beyde fielen
Gleich zwey Hirschen der Wüste, durch die Hände
Des mächtigen Swarans, da er, umringt
Von Tausenden, brüllte, gleich dem schnellen

Geist eines Sturms, wenn er dunkel
Auf Gormals Gewölken sitzt und jauchzt
Über den Tod eines Schiffers.

Auch schlief deine Hand nicht an der Seite,
Du Fürst der Nebelinsel! Viel waren
Der Todten deines Arms, Cuchullin,
Semo's Sohn! — Sein Schwert glich dem Strahle des Himmels,
Wenn er die Söhne des Thales erschlägt,
Wenn das Volk weggeweht wird und fällt,
Und alle Hügel umher sich entzünden!
Dusronnal schnaubt über Leichen der Helden,
Sifadda badet im Blute den Huf.
Die Schlacht lag hinter ihnen, wie umgestürzte
Wälder auf Cromla's Wüste, wenn der Sturm
Über die Heide fährt,
Beladen mit Geistern der Nacht! —

Weine auf deinem Felsen der rauschenden Winde,
O Mädchen von Inistore! Neige
Dein schönes Haupt über die Wogen,
Du — schöner wie der Geist des Hügels,
Wenn er am Mittage über das schweigende Morven
In einem Sonnenstrahle wandelt!
Er ist gefallen! dein Jüngling ist todt —
Erblichen von Cuchullins Schwerte!
Nicht mehr wird der Muth den Jüngling reizen,
Das Blut der Könige zu vergießen;
Trenar, der liebliche Trenar starb,
Du Mädchen von Inistore!
Seine grauen Doggen heulen zu Hause
Und sehen seinen wandelnden Geist,
Ungespannt liegt sein Bogen in der Halle.
Kein Geräusch ist auf der Heide der Hirsche! —

Als wälzten sich tausend Wogen gegen Felsen,
So kam Swarans Heer heran —
Als ständ' ein Fels gegen tausend Wogen,
So stand Inisfoil gegen Swaran!
Der Tod brüllt umher mit all seinen Stimmen,
Und mischt sie unter den Klang der Schilde;

Jeder Held ist ein dunkler Pfeiler,
Ein Feuerstrahl sein Schwert in der Hand.
Das Feld wiederhallt von Flügel zu Flügel,
Wie von hundert Hämmern, welche
Wechselnd sich heben, und fallen auf
Das glühende Kind der Feueresse.

Mit großen Zügen ergreift uns das folgende Gemählde der Nacht:

Wallend kamen die Wolken der Nacht herab,
Und ruhten auf Cromla's dunkelbraunem Gipfel.
Über dem Gewoge der Wellen Ullins
Stiegen die Sterne des Norden empor,
Und zeigten ihre Häupter von Feuer
Durch die fliegenden Nebel des Himmels.
Ferne rauschte ein Wind im Walde,
Doch schweigend und schwarz war die Flur des Todes!

Zu den lieblichsten Eigenheiten der Gesänge Ossians gehören die schönen elegischen Eingänge und Schlüsse derselben, von denen ich hier noch einige Stellen als Probe gebe. Sie enthalten bald wehmüthige Ahnungen, bald moralische Betrachtungen, bald Anrufe irgend eines Gegenstandes der — dem Dichter befreundeten Natur.

So apostrophirt Ossian im Gedicht „die Lieder von Selma" den Abendstern:

Stern der sinkenden Nacht,
Schön ist dein Licht im Westen!
Du hebst dein lockiges Haupt
Empor von deiner Wolke;
Deine Schritte sind edel auf deinem Hügel!
Was siehst du auf der Flur?
Die stürmigen Winde sind still,
Gemurmel des Waldstroms
Kommt aus der Ferne;
Brausende Wogen schlagen
An entfernte Felsen!
Die Fliegen des Abends
Auf wankenden Schwingen

Durchsummen die Flur —
Was siehst du, schönes Licht?
Doch — du lächelst und fliehst!
Die Wogen taumeln mit Freude um dich
Und baden dein liebliches Haar!
Fahre wohl, du schweigender Strahl!
Laß aufgeh'n in Ossians Seele
Das Licht! —

Das Gedicht „Darthula" beginnt der Dichter mit einem Ruf an den Mond:

Schön bist du, Tochter des Himmels!
Hold auf deinem Antlitz das Schweigen!
Du wandelst in deiner Lieblichkeit her,
Die Sterne begleiten
Deine blauen Schritte im Osten.
Die Wolken jauchzen in deiner Gegenwart
Und ihre dunkeln Seiten glänzen.
O Mond, wer ist dir gleich am Himmel,
Du Tochter der Nacht?
Die Sterne sind beschämt
In deiner Gegenwart,
Und wenden hinweg
Ihre grünfunkelnden Augen.
Wohin weichst du von deinem Pfade,
Wenn auf deinem Antlitz
Der Schatten wächst?
Hast du deine Halle wie Ossian?
Wohnst du im Schatten des Grames?
Fielen deine Geschwister vom Himmel?
Sind sie nicht mehr, welche mit dir
Der Nacht sich freuten?
Ja! sie sind gefallen,
Schönes Licht!
Und oft kehrst du zur Trauer zurück!
Aber auch du wirst fallen
In irgend einer Nacht,
Und deinen blauen Pfad
Am Himmel verlassen!
Dann heben die Sterne

Empor die grünen Häupter,
Sie, die noch jetzt deine Gegenwart
Beschämt, sie werden jauchzen. —
Noch bist du umgeben mit Glanz;
Blicke herab von den Thoren des Himmels!
Spalte die Wolken, o Wind!
Daß herabblickt die Tochter der Nacht,
Daß die schattigen Berge glänzen,
Und das Weltmeer rolle
Seine blauen Wellen im Licht.

Das Gedicht „der Krieg von Inisthona" beginnt mit elegischer Wehmuth über die Flüchtigkeit der Jugend:

Unsere Jugend
Gleicht dem Traume des Jägers
Am Hügel der Heide.
Er entschläft
Im milden Strahl der Sonne,
Und erwacht im Sturme.
Um ihn fliegen rothe Blitze,
Die Bäume schütteln ihr Haupt im Winde.
Er blickt mit Freude zurück
Auf den sonnigen Tag
Und die freundlichen Träume seiner Ruhe! —

Das Gedicht „Karthon" schließt mit einer Anrede an die Sonne voll herrlichem Pathos über irdische Vergänglichkeit:

O du, die du rollest da oben,
Rund wie der Schild meines Vaters,
Woher deine Strahlen, o Sonne,
Dein nie versiegend Licht?
Du kommst in heil'ger Schöne,
Die Sterne entfliehen im Himmel,
Der Mond, kalt und bleich,
Sinkt in die westliche Woge.
Aber du wandelst allein, und wer kann
Auf deiner Bahn ein Gefährt' seyn?

Die Eichen der Berge verschwinden,
Die Berge vergeh'n mit den Jahren,
Das Weltmeer sinkt und steigt,

Der Mond verliert sich im Himmel;
Nur du bist immer dieselbe:
Und jauchzest im Glanz deines Laufs!
Ist dunkel die Erde von Stürmen,
Und rollen die Donner,
Und fliegen die Blitze —
Du blickst in deiner Schöne
Von deinem Gewölk, und lächelst dem Sturme! —

Aber auf Ossian blickst du vergeblich,
Er sieht deine Strahlen nicht mehr!
Nicht deine gold'nen Locken, fließend
Auf östlichen Wolken; nicht wenn du zitterst
An den Thoren des Westen!
Doch du bist vielleicht, wie ich, vergänglich,
Und deine Jahre werden enden —
Du wirst in deinen Wolken schlafen,
Unbesorgt der Stimme des Morgens! —
Jauchze dann, o Sonne!
In der Kraft deiner Jugend.
Unlieblich ist das Alter und düster,
Ist gleich dem glimmenden Lichte des Mondes,
Wenn er scheint durch gebrochne Wolken,
Wenn der Nebel auf den Hügeln ist,
Und der Hauch des Nordens auf der Flur;
Der Wand'rer erstarrt auf der Hälfte der Reise!

Walter Scott.

Er, nebst Lord Byron der berühmteste der jetzt lebenden Dichter in England, ist der Sohn eines Rechtsgelehrten in Edinburg, wo er auch seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, und gegenwärtig als Mitglied des Justiz-Hofes und Unterscherif der Landschaft Selkirk lebt. In der literarischen Welt machte er sich zuerst durch die im Jahr 1799 herausgegebene Übersetzung von Göthe's Schauspiel: Götz von Berlichingen, bekannt; Aufsehen erregte er aber erst durch seine epischen Gedichte im alten Balladen-Styl. Sein Gedicht: The lady of the Lake (das Fräulein vom See) wurde mit

solchem Enthusiasmus aufgenommen, daß im Jahre 1810, da es zuerst erschien, binnen vier Monathen 16,000 Exemplare davon verkauft wurden. Eben so viele Exemplare wurden in gleichem Zeitraume von dem im Jahr 1813 erschienenen Gedicht Rokeby abgesetzt. Die übrigen poetischen Werke dieses höchst fruchtbaren Dichters sind: Sir Tristam, a metrical romance. The lay of the last Minstrel. Fünf Bände Poetical Works. The Vision of Don Roderik. The Lord of the Isles; u. m. a. Fast in allen seinen Werken finden wir getreue Schilderung der Natur und Nationalität in Schottland. Mehr als die metrischen Gedichte sind in Deutschland Scott's zahlreiche Romane bekannt geworden. Von dem Fräulein vom See haben wir im Deutschen eine Bearbeitung von Willibald Alexis und von Henriette Schubart, die auch eine freye Verdeutschung von Scott's Balladen herausgab. Getreu und schön zugleich ist das Fräulein vom See in unsre Muttersprache übersetzt von Professor Adam Stork. Von dem englischen Original existiren gegenwärtig vierzehn Auflagen *).

Scott's Eigenthümlichkeit wird von dem genannten Übersetzer sehr richtig charakterisirt: „Seine Vorliebe für die Hel-

*) Über Scott's Persönlichkeit führt Stork die folgende interessante Stelle aus einer Reisebeschreibung vom Jahr 1811 an: „Wir wünschten sehr den caledonischen Sänger zu sehen, dessen unerschöpflicher, lebhafter und glänzender Geist Gedichte mit der Schnelligkeit des Gedankens erzeugt, und wir hatten dieß Vergnügen. Hr. Scott ist 40 Jahre alt, groß und stark, aber von Jugend auf lahm und hinkt sehr. Sein Gesicht gleicht auf den ersten Anblick nicht dem Bilde, welches man sich unwillkührlich von einem berühmten Manne, besonders von einem Dichter, macht. Dieser Dichter nun hat eine eingedrückte Nase, einen großen Raum zwischen Mund und Nase, wenig Kinn, große, breite, blasse Wangen ohne Bart, dunkle Haare und weiße Augenbraunen. Das ganze Gesicht ist plump und gemein. Doch wenn er spricht, welches er selten thut, und lebhaft wird, so hellt dieß dicke Gesicht sich auf, und seine Augen glänzen mit aller Entzückung des Dichters." —

den seiner Nation, und für die Naturschönheiten seines mahlerischen Landes macht es begreiflich, daß er nur ein schottischer Dichter seyn wollte, und dadurch der vergötterte Dichter seiner Nation geworden ist. In Walter Scott erscheint der Dichter überall mit der Natur eins; da ist nichts Angelerntes, nichts Angezwungenes. Wir finden in seinen Gedichten das alte, patriarchalische Leben der hochländischen Häuptlinge unter ihren in Noth und Tod getreuen Clansleuten, die Gesänge der Minstrels, die gastlichen Hallen, mit Trophäen der Jagd und des Krieges geschmückt, die Clansgenossen und andere Gäste auf Heidekraut um den erwärmenden Herd die nordische Nacht durchruhend, die Wüsteneyen, die öden Heiden, die tiefen aber hellen Gebirgsseen, und wie sich das Alles in verschiedenen Tageszeiten darstellt, die brausenden Wasserstürze des Hochlandes, die tausend Kämpfe der Clans gegen die Könige, und die erschütterndsten Schlachtgemählde." —

Die Scene im Gedicht, das Fräulein vom See, ist in den westlichen Hochlanden. Die Zeit der Handlung begreift sechs Tage, und jeder Tag hat einen Gesang. Was die äußere Form dieses Gedichts betrifft, so ist es, dem angenommenen alten Balladen-Styl gemäß, in vierfüßigen jambischen Versen geschrieben.

Der erste Gesang führt den Titel: die Jagd, welche auch dessen Inhalt macht. Ein Hirsch wird verfolgt, von Fitz-James, einem fremden Jüngling. Hier erblickt er die schöne Ellen, das Fräulein vom See, das mit einem Kahne herbeyeilt, den Verirrten aufnimmt und in ein bezaubertes Waldhaus geleitet, wo er die Nacht zubringt. Aus diesem ersten Gesange ist zu ersehen, wie einfach die Handlung, und wie ruhig ihr Gesang ist. Ein Beyspiel, wie herrlich Scott Natur-Scenen zu mahlen versteht, sey die folgende Stelle:

Auf ebner Bahn fortwälzend zogen
Des ebbenden Tages westliche Wogen
Hin über das Thal; gebadet in Fluthen
Von lebendem Feuer gar herrlich da steh'n

Die purpurnen Kuppen, die felsigen Höh'n.
Doch von der Abendsonne Gluthen
Hinab in die finstern Schluchten dringt
Kein einziger erfreuender Strahl,
Wo gehüllt in Nacht der Pfad sich schlingt
Rund um die starrenden Felsenwipfel,
Die steil herauf aus dem dunkeln Thal
Erheben den blitzzerschmetterten Gipfel;
Rund um so manche vereinzelte Masse,
Das natürliche Bollwerk am engen Passe,
So groß wie auf Schinars Ebene schaut
Der Thurm, den vermessene Menschen gebaut.
Die Felsenspitzen, zerrissen, zerfetzt,
Sie bildeten Thürmchen, Dom und Zinnen,
Mit Minaret und Kuppel besetzt
So wild und phantastisch noch andre schienen,
Als je des Orients Architekt
Pagode oder Moschee überdeckt.
Die Burgen aus der Erd' entsprossen,
Sie trugen den Scheitel nicht bloß und bar,
Nicht ohne manch Fähnlein die Zinne war,
Denn auf der zersplitterten Stirne schossen
Und wehen weit über die tiefe Schluft
Die wilden Rosen von Thautropfen blinkend,
In grünen und röthlichen Kränzen absinkend,
Und spenden der Wildniß den herrlichen Duft,
Und tausendfarbig kriechend Gesträuch,
Den Boden verhüllend dicht und reich,
Webet im Seufzer der Sommerluft.

Freygebig von Mutter Natur gespendet,
Regt in den Abendlüften lind
Sich Pflanz' und Blume, des Berges Kind.
Hier seine Balsamdüfte sendet
Das Geisblatt; dort drängt dicht verworren
Mit Haseln sich der Hagedorn;
Das Veilchen blau, die Primel bleich,
Die enge Klippe ist ihr Reich.
Und wo der Felsen wilder und wilder
Vom Wetter gepeitscht sich schwarz emporstreckt,
Da blühen, der Straf' und des Stolzes Bilder,

Nachtschatten und Fingerhut seltsam gefleckt.
Und Birk' und Espe läßt hängen die Zweige,
Sie beben und wanken von jedem Windstoß,
Und stolz wirft die Esch' und die krieg'rische Eiche
Den Anker tief in der Felsen Schooß.

Noch höher hinauf hängt die finstere Fichte
Mit zerschmettertem Stamm hinaus in die Luft,
Und wirft die Zweig' entgegen dem Lichte,
Verbindend die schmale Felsenkluft.
Am höchsten, wo weiße Felsenspitzen sich heben,
Wo grüne Fahnen tanzen und weben,
Da konnte der Wanderer sehen genau
Des Sommerhimmels köstliches Blau.
Und Alles erscheinet so wunderbar wild,
Wie von Feen gesendet ein Traumgebild.

Und weiter aus des Waldes Hülle
Blickt auf ein Wasser tief und stille,
Kaum findet auf der schmalen Fluth
Zum Schwimmen Raum der Ente Brut.
Dann unsichtbar, durch's Dickicht weiter
Sich krümmend, scheint's hervor dort breiter;
Es können Felsen, Waldeshöhen
Im dunkeln Spiegel sich besehen,
Und wie der Jäger fürder schreitet,
Sich mehr und mehr der Spiegel weitet.
Der Felswall ragt aus dem Dickicht nicht mehr,
Die Well' umzirkelt ihn ringsumher,
Als säh't ihr ein Schloß vom Graben umzogen,
So trennen vom Land ihn die kreisenden Wogen,
Und jede vom Wasser umgebene Höh,
Sie bildet für sich eine Insel im See.

Umsonst aus dieser Felsenschlucht
Nach einem Pfad der Wandrer sucht;
Hinauf den steilen Felssturz muß
Er klettern mit vorsicht'gem Fuß.
Des Ginsters Wurzeln biethen die Leiter,
Am Haselstrauch zieht er sich weiter;
Und als er endlich die Höhe gewonnen,
Da lag im Glanz der Abendsonnen

Wie ein Gewand von lebendigem Gold
Loch-Katrine*) unter ihm aufgerollt.
Es windet weithin sich der See,
Um Vorgebirg und in Buchten sich krümmend,
Und von dem Abendstrahle glimmend
Hebt sich der Inseln purpurne Höh',
Im hellern Golde der Fluthen schwimmend,
Und Berge stehen Riesen gleich,
Zu bewachen ein bezaubertes Reich.
Es ragt im Süden hoch und graus
Der Benvenue weit in die Wolken hinaus;
Gestürzt bis in den See hinein
Von seinem Scheitel liegt Fels und Stein
In verworrenen Massen zerstreut und zerschellt,
Die Trümmer einer frühern Welt;
Gewäld und Dorn und Strauch bekleiden
Das greise Haupt, die zerriss'nen Seiten;
Und nordwärts her grau, unbelaubt,
Erhebt der Venan hoch sein Haupt.

So lebendig, wie der Dichter das große Landschaftsgemählde, als vorragende Einzelnheit zu einem herrlichen Ganzen vereinigend, vor uns hinstellt, eben so lieblich zeichnet er das reizende Fräulein vom See, auf ihrem Kahn hinter einer verbergenden Höhe nach dem Jäger hervorlauschend:

Sie hob das Haupt, es flog das Haar
Zurück, der Mund halb offen war,
Und scharf so Blick als Ohr gewandt,
Bewegungslos, mit Huld erfüllt,
Schien sie ein griechisch Marmorbild,
Und horchend gleich einer Najade sie stand,
Die sorgsam bewachet den einsamen Strand.

Doch solcher Schönheit sanfte Wellen,
So zierliche Form, so holdes Gesicht
Gelang einem griechischen Künstler nicht
In Paros Marmor darzustellen.
Ob von der Sonne leicht gebräunt
Des Mädchens Wange auch erscheint,

*) Ein See in der Gegend von Pertshire.

Sie blüht doch nun in höh'rer Gluth,
Da rascher strömt des Herzens Blut,
Von leichter Müh' erregt und heiß;
Und wie in hastigerem Schwellen
Leicht heben sich des Busens Wellen,
Blickt's oft hervor, wie Schnee so weiß.
Obwohl nicht höfisch zierlich der Schritt
Sich bewegt nach Tact und Regel genau,
So hat doch wohl nie ein leichterer Tritt'
Vom Heideblümchen gestreift den Thau;
Das Veilchen hebt das Köpfchen blau
Elastisch unter dem luftigen Gange.
Ob Hochlands Red' in fremdem Klange
Ertönet aus dem Mund der Schönen,
Doch hält der verirrte Jägersmann,
Zu horchen diesen Silbertönen
So rein, so süß, den Athem an. —

Eines Häuptlings Tochter schien die Maid,
Die seidene Kappe, der seidene Plaid
Und der goldene Gürtel verkünden's klar;
Und selten ein Stirnband verhüllet war
Von solchem wild-üppigen Lockenhaar,
Das glänzend schwarz sich ringelnd nieder
Beschämt des Raben Nachtgefieder.
Nie hat einen Busen von hold'rer Gestalt
In sittsamer Hülle der Plaid umwallt;
Es hat wohl nie der Gürtel geruht
Auf einem Herzen so rein und gut.
Und wollt ihr das edle Gemüth erspähen,
Ihr braucht nur Ellens Augen zu sehen,
Denn Katrine's blauer Spiegel mahlt
Das steile Ufer nicht so treu,
Wie aus den Blicken froh und frey
Die schuldlose Regung des Herzens strahlt.
Ob in dem Blick aufjauchze die Lust,
Ob fromm Gefühl Gebethe hauche,
Ob Schmerz oder Mitleid hebe die Brust,
Ob kindliche Liebe das Auge feuchte,
Ob es von Zorn über freche Schmach
In nordischem Grimme leuchte:

Ihr seht's. Nur eins verhüllt sie dem Tag:
Die Gluthen, die rein im Busen ihr brennen,
Brauch' ich der Leidenschaft Nahmen zu nennen?

Der zweyte Gesang ist: die Insel, überschrieben. Der Ritter hat sein Nachtlager verlassen, und schifft von der Insel, während das Morgenlied eines alten Minstrels ertönt. Wir erblicken den Greis, an einen Baum gelehnt, voll Sehnsucht zum Morgenhimmel aufblickend;

Still saß er, die Hand auf den Saiten ruht,
Als erwartete sie des Gesanges Lust;
Still saß er, als dürfe der Morgenluft Regen
Die graue Lock' ihm nicht bewegen,
Als wär' mit der Harfe letztem Ton
Aus seiner Brust das Leben entfloh'n. —

Bey ihm sitzt Ellen auf einem bemoosten Gestein. Mit Wehmuth sieht sie den unbekannten schönen Jäger verschwinden. Für ihn fühlt sie Liebe, aber Malcolm Graeme, die Blume der hochländischen Ritterschar, ist ihr zum Gatten bestimmt. Sich gegen die neue Liebe zu verwahren und zu stärken, verlangt sie von dem Minstrel ein Heldenlied. Aus diesem und dem darauf folgenden Gespräche geht hervor, daß Ellen die Tochter des einst berühmten und mächtigen Douglas ist, der vertrieben und flüchtig umherirrte, bis Roderik, einer der gefürchtetsten schottischen Peers, in seinem Lande ihm Aufenthalt und Schutz gibt. Hier lebt nun Ellen auf einer einsamen Insel des stillen Sees. Der wilde Roderik wirbt um das Mädchen; der Minstrel sagt von seiner Leidenschaft zu ihr:

Der Roderik liebet dich
So innig, daß am Seidenband
Den grimmen Häuptling deine Hand
Nach deinem Willen könnte führen. —

Doch Ellen erwiedert mit Heftigkeit:

Mein Blut könnt' ich zum Dank ihm geben,
Doch nimmer, nimmer Herz und Hand.
Nimmer geb' ich mich dem Mann,
Den dieses Herz nicht lieben kann. —

Wohl kenn' ich seinen Löwenmuth,
Doch wild wie Bracklinns donnernde Fluth
Ist sein Gemüth, und Rachsucht heiß
Kocht auf im schnell empörten Blut.
Fest hält er an dem Freundschaftsband,
Fest wie am Schwerte seine Hand.
Erbarmen mit dem Feind durchdringen
Mag eh' den Stahl als diesen Mann. —
Kann ich Arme ohn' Erblassen
Eine Hand mit Liebe fassen,
Die von des Landmanns Blute raucht,
Der wimmernd seinen Geist aushaucht?
In seiner Tugend wildem Gefunkel
Wogt düsterer die Leidenschaft,
So wie beym Blitz im nächt'gen Dunkel
Des Meeres Abgrund tiefer klafft. —

Der greise Minstrel ermahnt das Mädchen, sich wohl zu hüten, daß der eifersüchtige Roderik weder gegen Malcolm Graeme, noch gegen den fremden Gast in Zorn entbrenne. Während dieses Gesprächs erschallt plötzlich ferner Stimmen Chor, der hochländische Schlachtgesang. Vier Barken, mit Kriegern bemannt, geführt vom kühnen Sir Roderik, steuern nach der Insel, wo sie endlich landen.

Des Helden Mutter geht ihm mit einer Schaar rosig blühender Jungfrauen entgegen; Ellen aber hört das Hifthorn ihres Vaters;

Rasch, glänzend wie ein Sonnenstrahl
Flog windschnell sie hinab zum Kahn,
Und lenkt ihn auf die feuchte Bahn.
Als Roderiks Aug' die holde Maid,
Der Jungfrau'n schönste, innig sucht,
Lag hinter ihr schon das Eiland weit,
Und gelandet war sie in ferner Bucht. —

Schon liegt sie an der Brust des Vaters, der sie fest umschlingt, und, da er der verschwundenen Tage seiner Herrlichkeit gedenkt, freudig ausruft:

Der Glanz, der mir dahin geschwunden,
Hat nie mich wie mein Kind entzückt.

In des Vaters Gesellschaft befindet sich der edle Jüngling Malcolm Graeme. Seine Schilderung ist ein schönes Gegenstück zu dem Gemählde des düstern Roderik:

Wie schlank die Pappel sich erhebt,
Und stark des Waldes Eiche strebt,
So steht da in der Jugend Pracht
Der Jüngling in des Hochlands Tracht.
Sein Haar, wie Sonnenstrahl so licht,
Kräuselt um's blaue Barett sich dicht;
Sein Adleraug' mocht' auf der Jagd
Ein Schneehuhn selbst im Schnee erspäh'n. —
Wie die Gestalt, so sein Gemüth,
Das in der Jugend Offenheit
Von Edelmuth und Freundschaft glüht;
Es hatte der Liebe Glück und Leid
Noch nie sein freyes Herz gefühlt.
Es tanzt in heller Jugendlust
So leicht, so froh in seiner Brust,
Wie auf dem Helm die Feder spielt.
Doch in dem Jugendsinn erkannten
Die Freunde, die ihm am nächsten standen,
Für Recht und Wahrheit hohen Muth,
Und gegen Unrecht Zornesgluth. —

Während des Rückweges erzählt Douglas seiner schönen Tochter, wie er heute den Malcolm auf der Jagd antraf:

Bedrohet rings war meine Bahn,
Von Jägern und Reitern durchzogen war
Der Grund, und obwohl noch in Königs Hut
Wagt er doch für mich Land und Blut,
Und leitete mich nicht ohne Gefahr
Durch des Waldes Pässe treue und gut.

Douglas selbst führt seinen jungen Retter zu Roderik. Dieser erhält bald nachher die Kunde: der stolze König James habe mehrere schottische Häuptlinge auf der Jagd überfallen und ermorden lassen; auch werde dem Douglas, dessen Aufenthalt man ahne, nachgespürt. Douglas will, da er dieß vernimmt, seinen edlen Beschützer keiner Gefahr aussetzen,

sondern besteht darauf, seinen Zufluchtsort sogleich zu verlassen, mit Ellen in eine einsame Waldgegend zu fliehen, und dort so lange verborgen zu bleiben, bis der Kriegessturm vorüberziehe. Roderik schwört dagegen, ihn nicht von sich wegzulassen, ergreift die Gelegenheit, und fordert Ellen's Hand:

Wenn die schmetternden Pfeifen mein Brautlied verkünden,
Dann soll's den Wachen in Stirlings Hallen
Graunvoll wie Todesglocken schallen;
Wenn wir die Hochzeitfackel zünden,
Soll'n tausend Dörfer in Flammen aufsteigen,
Und König James den Schlaf verscheuchen! —

Der Gemüthszustand des, über diesen wilden Liebesantrag bestürzten Mädchens wird durch ein äußerst schönes und treffendes Gleichniß ausgedrückt:

Wohl mancher im Traum der Mitternacht
Steigt auf eines Thurmes schwindlichte Höh';
Es schnalzt, es brüllt, es prallt mit Macht
Wohl an das Gemäuer die fluthende See;
Der Traum wird ruhig fortgeträumt,
Bis früh der Morgen die Wolken säumt.
Den Träumer weckt des Morgens Strahl,
Da starrt er entsetzt ins fluthende Thal,
Da wird's ihm so seltsam, wird ihm so bang,
So rastlos klingt ihm der Wogen Drang,
Wie Spinnengeweb' im Windesschauer,
Zu wanken scheinet des Thurmes Mauer,
Und es dreht sich ihm der Kopf so wirr,
Er wird so schwindlicht, wird so irr,
Es lockt ihn das Drehen, das Wirbeln, der Hall,
Zu stürzen hinab in der Wogen Schwall:
So fühlt auch Ellen ein schwindlichtes Drehen,
Sie meint in den gähnenden Abgrund zu sehen,
Es faßt sie ein entsetzlicher Schmerz,
Sie will um ihres Vaters Leben
Die Hand dem wilden Häuptling geben,
Verzweiflung krallt in's edle Herz.

Douglas bemerkt der Tochter Todesqual, und erklärt dem Roderik:

Nie, nimmer wird sie deine Braut!
Es kann nicht seyn; nicht ferner wage
Dich kühn für uns, denn ich entsage
Dem Schutz, den deine Hand uns beut. —

Roderik, hierüber ergrimmt, verläßt schweigend die Halle.

Er gleicht dem bösen Geist der Nacht,
Der seiner Tittige dunkle Macht
Auf des irrenden Pilgers umnachteten Pfad,
Entsetzend ihn, verbreitet hat. —

Im Freyen treffen sich die erbitterten Nebenbuhler:

Wie Flammen züngeln in den Rauch,
Der lang, schwarz, schwer sich wälzt empor,
Bis plötzlich durch der Wogen Nacht
Zum Himmel schlägt der Flamme Macht:
So der Verzweiflung Qual ausbrach
Von Eifersucht zur Flamm' entfacht.

Beyde greifen zu Dolch und Schwert, und werden nur mit Mühe getrennt. Malcolm verläßt das Haus; Roderik will großmüthig seyn, und biethet ihm einen Nachen zur Rückreise in sein Gebieth. Malcolm aber spricht:

„Er soll mich nie zum Schuldner machen,
Selbst nicht mit diesem kleinen Nachen" —
Rasch springt er in die klatschende Fluth,
Das Haupt hoch über die Wellen strebt;
Er steuert hinaus mit frischem Muth,
Er dunkelt durch die Wellen hin,
Die silbern der holde Mond beschien. —

Der dritte Gesang hat die Überschrift: das Aufgebot. In Roderiks Brust tobt so wilder Sturm, daß er die ganze Nacht hindurch, das Schwert in der Hand, am Strande auf und nieder rennt. Am Morgen läßt er alle Vasallen und Häuptlinge gegen den König aufbiethen. Ein Feuer ist das Kriegeszeichen; ein wahnsinniger Mönch läßt dumpfe Zaubersprüche dabey erschallen.

Gar mancherley verdorrte Zweige
Gehäuft zusammen wir da lagen,

Gemischt mit Splittern von der Eiche,
In die noch jüngst der Blitz geschlagen.
Brian, der Mönch, darneben stand
Barfuß, in Kapp' und Mönchsgewand,
Vom grauen Bart, zerzausten Haar
Sein wild Gesicht verdunkelt war.
Die nackten Arm' und Beine zeigen
Wahnsinniger Kasteyung Zeichen.

Grauvoll herrlich ist die Beschreibung eines Knochenfeldes, auf dem die Mutter des Zaubermönchs einst eine gräßliche Nacht durchwachte; hier schimmert zerstreutes Menschenbein

Aus alter unbekannter Schlacht
So gräßlich im matten Mondesschein,
Das weiß gebleicht hat Wind und Regen. —
Das Riedgras fesselt hier die Hand,
Die einst zerriß ein eisern Band,
Und unter jenem Brustgebein
Das aus dem Grase breit herschaut,
Das einst ein furchtlos Herz umfaßt,
Hat nun ein schwacher, banger Gast,
Die Drossel, ihr niedrig Nest gebaut.
Und manch Gewürm sich träg bewegt
An diesem bleichenden Gebein,
Das einst so flink und stark sich geregt.
Der Schädel, der dort ragt allein,
Mag wohl des Führers Schädel seyn,
Umkränzet vom vollblühenden Kranz;
Denn Heideglöckchens Purpurglanz,
Mit zartem Blätterwerk umlaubt,
Statt Kapp' und Feder schmückt das Haupt. —

Der Zaubermönch erhebt nun das glühende, in Blut getränkte Kreuz, das Zeichen zum allgemeinen Aufgeboth. Wer es erblickt, muß alsogleich Alles Andere lassen und die Waffen ergreifen. Dieses Kreuz wird nun durch Bothen von Ort zu Ort, eiligst wie im Fluge gebracht.

Schnell wie forteilt das Kriegeszeichen,
In Waffen die Hütten und Dörfer steigen;

Herab von der Höh', aus dem Thal herauf
Strömt zu der Landmann Hauf' bey Hauf',
Nicht steht der Bothe, rennt fort und fort,
Er zeigt das Kreuz, er nennt den Ort,
Und wie er windschnell weiter stürzt,
Kreischt ihm das Landvolk nach bestürzt.
Der Fischermann verläßt den Strand,
Der schwarze Schmid nimmt's Schwert zur Hand,
Der Mäher wirft bey dem Geschrey
Die Sens' ins halbgemähte Heu,
Der Ack'rer mitten in dem Pflügen
Den Pflug läßt in der Furche liegen,
Die Heerden irren hirtenlos,
Der Falkner läßt den Falken fliegen,
Und in der dunkeln Wälder Schooß
Der Weidmann läßt in Ruh' das Wild;
Und wie das Zeichen fliegt umher,
Clane-Alpines Söhne muthersüllt
Ergreifen rasch die blanke Wehr. —

So stellt uns der Dichter durch eine Menge von einzelnen Bildern ein großes Bild vom höchsten Grade allgemeiner Beweglichkeit und Eile vor die Anschauungskraft. Alles rührt sich, alles fliegt in die Wette. Der Mönch trägt das Zeichen selbst an das erste Ziel. Todtenklage schallt ihm aus dem Hause entgegen. Witwe und Kinder weinen um den Gatten und Vater:

Der Tag erhellt die Halle nicht,
Nur bey der Fackeln bleichem Licht
Ruht Duncan auf der niedern Bahre,
Erblaßt im Glanze seiner Jahre;
Die Witwe mit gebrochnem Herzen
Ergießt in Thränen ihre Schmerzen;
Der größre Sohn steht traurig stumm,
Der jüngste weint, weiß nicht warum;
Von Frau'n und Mädchen ertönet bang
Der schauerliche Todtensang.

Der Mönch zeigt das mit Blut befleckte Kreuz, und — der Sohn muß vom Leichnam des Vaters und aus dem Kreise

der trauernden Mutter und Geschwister forteilen, um das Zeichen weiter zu tragen:

Noch auf den Todten einen Blick,
Dann drängt er die schwellende Thräne zurück,
Und athmet aus die beklemmte Brust;
Er wirft umher der Augen Blitze,
Er rücket stolz die Federmütze;
Und wie in frischer Jugendlust
Von edlem Stamm ein junges Roß,
Wenn ihm vergönnet ward die Flucht,
Sein Feu'r und seine Kraft versucht:
So rasch auch über Moor und Moos
Fort mit dem Kreuz der Jüngling schoß. —

Über Berg und Thal fliegt er, durchschwimmt Gewässer, und kommt am nächsten Morgen zu einer Capelle. Hier tritt ihm ein Hochzeitzug entgegen. Die Feyer muß unterbleiben; der Bräutigam übernimmt das Kreuz,

Blickt zögernd nach der Braut bey Seit',
Doch als er sieht, daß Thränen thauen,
Herausgepreßt von inn'rer Qual,
Da wagt er nicht zum zweyten Mahl
Hin nach der holden Braut zu schauen,
Stürzt eilig an dem Bach hinauf,
Blickt erst zurück auf seinen Lauf,
Als er gekommen war so weit,
Wo aus dem Lubnaig strömt der Teith.

Douglas, der nunmehr Roderiks Schutz verschmähte, verbarg sich mit seiner Tochter in einer abgelegenen Höhle. Die Beschreibung dieser einsamen Gegend ist ein mahlerisches Meisterstück:

Der Ort war seltsam anzuschauen;
Es webt ob ihm ein nächtlich Grauen.
Des goldnen Tages milde Luft
Erheitert nie die tiefe Kluft,
Sie gähnet aus dem Felsenschlunde
Wie in des Kriegers Brust die Wunde;
Es hat die Kluft in ihren Spalten
Gar manchen Felsenblock gehalten,

Der in der grauen Vorzeit Tagen
Hoch auf dem Benvenue mocht' ragen.
Der Berg erbebt, gleich Hagelwettern
Die Riesenstein' hinunter schmettern;
Und wo die Tiefe hemmt den Lauf,
Da thürmen sie verworren sich auf,
Der steht, der liegt und droht hinab:
So bilden sie der Höhle Grab;
Und drüber her vermischt sich gatten
Der Eichen und der Birken Schatten.
Um Mittag selbst ist Dämmerlicht,
Wenn plötzlich nicht ein schneller Schein,
Seltsam erhellend Klipp' und Stein,
Verirret durch das Dunkel bricht,
Schnell wie der Seher tief entzückt
In deine Tiefe, Zukunft, blickt. —
Den Todesschlaf der dunkeln Stelle
Weckt nur das Murmeln einer Quelle;
Doch wenn der Wind zürnt mit dem See,
Dann dringt ein dumpfer Ton in die Höh',
Dann spricht der Brandung hohle Stimme
Von der wilden Winde tobendem Grimme,
Vom ewigen Krieg zwischen Fels und See.
Überhängender Klippen Schreckgestalt
Scheint in feindseliger Gewalt
Über die graue Höhle herrschend zu nicken
Und sinnverwirrend hinab zu blicken.

Roderik mit seinen gesammelten Kriegern zieht durch diese Gegend. Seine Vermuthung, die Geliebte hier zu finden, täuschte ihn nicht. Im Kampfe zwischen Stolz und Liebe überfällt ihn die Nacht, er sehnt sich, sie noch einmahl zu sehen, aber —

Sein stolzes Herz kann's nicht ertragen,
Der Theuern Lebewohl zu sagen.

Während er schwankt und horcht, tönt ihm feyerlicher Harfenklang entgegen, und ein frommes Lied, welches Ellen singt. Noch lange horchend aufs Schwert geneigt, steht er, da das Lied verhallt ist; ein Page weckt ihn aus seinen wachen Träu-

men, da rafft er sich auf, gequält von Lieb' und Grimm, stürzt hastig fort mit des Wahnsinns Eile, und fliegt zu seinen Kriegsscharen.

Vierter Gesang: Die Prophezeyung. Es ist Nacht. Im Thale schlafen die Krieger, graunhaft zeigt sich der Zaubermönch:

Wo stürzt hinab die donnernde Fluth,
Dicht unterm Rand der Klippe ruht,
Umstöhnt vom Geklüft, im Stromesgebrüll,
Durchnäßt vom rastlos spritzenden Schaum,
Der Zauberer erwartend prophetischen Traum.
Roderik liegt noch bey ihm. —
Sieh! langsam, wie mit schwebendem Schritt
Auf die Klippe gleitet der Eremit
Durch Busch und Nebel; da steht er und schaut
Auf die schlummernde Schar hinab. Mir graut!
Gleicht er nicht einem Geist,
Der über erschlagnem Heere kreißt?
Dem Raben nicht, der niederblickt
Vom Baum auf's Wild, das man zerstückt,
Und unaufhörlich krächzt und kreischt
Und gierig seinen Antheil heischt?

Das schreckliche gespenstische Wesen verkündet dem forschenden Roderik ein nächtliches Gesicht, das er hatte:

Als ich da lag voll Angst und Graus,
Sah ich Gestalten zu mir schweben. —
In Flammenzungen erschien sofort
Vor mir des Schicksals ernstes Wort;
Von Aug' und Ohr ward's nicht erkannt,
In meine Seel' war's eingebrannt:
„Der Sieg wird dem Theil beygelegt,
Der einen Feind zuerst erschlägt." —

Der wilde Roderik beschließt sogleich, einen feindlichen Späher noch vor Sonnenuntergang tödten zu lassen.

Indeß sitzt Ellen tiefbetrübt in ihrer Höhle. Douglas, ihr Vater, ging fort, sie weiß nicht wohin; auch Graeme's Schicksal ist ihr unbekannt. Für beyde bebt das schöne zärtliche Mädchen; nur Allan, der graue Barde, ist bey ihr, und singt, sie

zu trösten, ein Lied zur Harfe. Als der Sänger kaum geendet hat, tritt Fitz-James ein. Mitten durch die Gefahren des von Kriegern besetzten Landes wagte er sich hierher, um die reizende Ellen aus dieser Wildniß nach Stirling, der Hauptstadt des schottischen Hochlandes, zu führen. Das Geständniß seiner Liebe erwiedert sie mit dem Bekenntniß:

Vernimm! mein Vater ist ein Mann,
Verjagt, geächtet, unterm Bann;
Der Blutpreis steht auf seinem Haupt,
Wer mich erhält, ist ehrberaubt.
Noch nicht genug? So hör' mich an!
Es liebet mich ein edler Mann,
Wenn er noch lebt — er weihet sich
Für uns den tödtlichsten Gefahren.
Sieh, alles hast du nun erfahren;
Vergib, sey edel, entferne dich! —

Fitz-James scheidet denn, nöthigt sie aber einen Ring von ihm anzunehmen, den ihm der König einst mit den Worten gab:

Willst eine Gnade du begehren,
So komm zu mir und zeige ihn,
Und fordre kühn;
Ich werde, was du willst, gewähren. —

Mit diesem Ringe soll nun Ellen zum Könige geh'n und verlangen, was ihr nur gefällt. Fitz-James geht, von einem Führer geleitet. Am Rande eines steilen Abgrundes erblickt er plötzlich eine verwelkte Weibesgestalt mit verworrenem Haar und zerrissenem Gewande, ihre Augen rastlos umherdrehend. Da sie den Ritter gewahr wird, kreischt sie, lacht laut auf, ringt die Hände, schluchzt, weint und singt. Der wilde Roderik erschlug einst ihren Bräutigam; darüber wurde sie wahnsinnig. Im Augenblick, da die Unglückliche ein warnendes Lied singt, fliegt aus einem Hinterhalt ein feindlicher Pfeil, der den Ritter, dem er galt, verfehlt, und in die Brust der wahnsinnigen Blanche fährt. Auch der Führer sinkt durchbohrt zu Boden. Blanche erhält in der Stunde des Todes ihren Verstand wieder, gibt dem

Ritter eine Locke ihres getödteten Geliebten, und beschwört ihn, an dem Mörder Roderik sie und ihn zu rächen. Der Ritter gibt der Sterbenden sein Wort, nimmt die blonde Locke ihres Bräutigams, und eine von ihrem eigenen Haupte dazu, taucht beyde ins Blut, das ihrem Busen entquoll, und steckt sie ans Barett mit dem Ausrufe:

O höre mich, du, dessen Wort
Die Wahrheit ist, wenn ich hier schwöre,
Die Locke bleibt an diesem Ort,
Bis ich sie in das Herzensblut
Des wilden Roderik Dhu getaucht!

Mit diesem Worte geht er, den Mörder aufzusuchen, stoßt aber, vom langen beschwerlichen Wege ganz ermüdet, beym Einbruche der Nacht auf einen von Roderiks Kriegern. Er gibt sich dem Feinde offenherzig als Feind zu erkennen, bittet ihn aber dennoch um Nahrung und Nachtlager. Der Gesang schließt mit einem schönen Beyspiel der edlen schottischen Gastfreyheit; der feindliche Krieger gewährt dem Ritter seine Bitte mit den Worten:

Ein einz'ger Hornstoß ist genug,
Du bist von Feinden gleich umgeben;
Ja selbst, wer könnte mir es wehren,
Mein Schwert hier gegen dich zu kehren?
Wie leicht wär mir's dich zu erlegen,
Du kannst ja kaum die Glieder regen!
Doch das Geboth der Ehre spricht
Mir kräft'ger zu als Clansmanns Pflicht.
Kampf mit dem Müden wäre Schande;
Den Fremdling schlingen heil'ge Bande
An uns; nie darf er unerhört
Um Feuer, Kost und Führer bitten;
Dieß sey von mir auch dir gewährt. —

Fünfter Gesang: Der Kampf. Nachdem die beyden Feinde die Nacht hindurch, ruhig wie ein Brüderpaar, zusammen geschlafen haben, geleitet der Schotte, Nahmens Gael, den Ritter, der ein Sachse ist, um ihm den Weg aus Roderiks Gebiethe zu zeigen. Der Ritter erklärt ihm aber, daß er durch ein

heiliges Versprechen gebunden sey, sich an dem Wilden zu rächen. O — fährt er fort —

Wann werd' ich die Stunde sehen,
Wo der Rebell wird vor mir stehen
Und seine Schar! des Schäfers Brust
Hat nie den Augenblick der Lust,
Den ihm die Schäferinn verheißen,
So innig hergesehnt! —

Gael erwiedert: dein Wunsch sey dir erfüllt. Er gibt mit einem Pfiff das Zeichen, und plötzlich wimmelt die Gegend von Kriegern. Ein Gemählde voll Leben und Bewegung stellt sich nun dar:

Rasch wie auf des Windes Flügel tönt
Von Fels zu Felsen das Signal,
Und Bogen, Mützen und Speere erhoben
Aus Heid' und Busch sich auf einmahl,
Und rechts und links, von unten und oben
Sprang rasch der lauernde Feind empor;
Aus grauen Steinen starren vor
Die Lanzen, aus dem Busche fährt
Der Wurfspieß, aus Binsen und Weiden streben
Gedrängt heraus Streitaxt und Schwert. —
Wie loser Steine drohende Masse
Nickt grausig über'm hohlen Passe,
Als würde sie, von Kindeshand
Berührt, die steile Felsenwand
Hinunter stürzen, poltern, springen:
So schwebend an dem Berge hingen
Die Kriegergestalten, das Schwert gezückt,
Den Fuß voran gestellt. —

Einer von ihnen tritt vor mit den Worten: „Ich bin Roderik Dhu!" — Fitz-James lehnt an einen Fels sich an, setzt fest und kühn den Fuß voran, und ruft mit fürchterlicher Stimme:

Komm Einer gegen mich, kommt Alle,
Mit diesem Felsen steh' und falle
Ich nur! —

In Roderiks Augen mahlt sich über diese Rede Erstaunen, Ehrfurcht und Kampflust. Er winkt, und sogleich verschwindet seine ganze Kriegerschar. Nun zeigt auch der wilde Roderik sich groß: Du bist mein Gast, sagt er, ich gab dir mein Wort zu sicherm Geleit bis an die Gränze meines Gebieths, und ich erfülle mein Versprechen; ich wollte dir

Nur zeigen, auf welch schwaches Rohr
Du dich gestützt, als unbeschirmt
Durch mein Geleit, du dieses Thor (den engen Paß)
Zu durchwandern meintest ohne Gefahr.

Als sie an der Gränzscheide stehen, wirft er Mantel und Schild weg, und stellt sich ihm entgegen mit der hohen Rede: Der Roderik hat gelöst sein Wort, ja der Mann,

Der Mörder, den kein Jammer rührt,
Der anführt einen rebellischen Clan,
Hat sicher dich durch Berg und Thal
Und alle Posten durchgeführt
Bis über Alpines äußerste Wache.
Mann gegen Mann, Stahl gegen Stahl!
Sieh, ohne Vortheil steh' ich hier,
Bloß mit dem Schwert bewehrt, gleich dir. —

Es folgt nun ein Streit der Großmuth; bald aber gerathen sie in Hitze, und ein hartnäckiger wüthender Schwertkampf beginnt. Die Schilderung desselben ist ein Meisterstück von Kraft und Kühnheit, bis in die feinsten Züge ausgemahlt. Ich führe nur einige derselben an:

Des Sachsen Schwert
Trank dreymahl schon des Schotten Blut;
Es rann hervor nicht karge Fluth,
Blutströme färben schon das bunte
Gewand, er fühlt die böse Wunde.
In raschern Schlägen, gleich wilden Wettern,
Will Roderik seinen Feind zerschmettern:
Wie wenn des Winters stürzender Regen
Herab aus düsterm Himmel stürmt,
Und unversehrt dem Sturz entgegen
Der Fels sich und das Burgdach thürmt:

So steht auch fest mit weisem Muth
Der wundenlose Held und wehrt
Von sich des Feindes wilde Wuth.
Ein Schlag! und wie Gewitter fährt
Dem Roderik aus der Hand das Schwert;
Da steht er wüthend ohne Waffen,
Schutzlos, zurückgedrängt, verloren. —

Vergebens fordert Fitz-James ihn auf, sich zu ergeben. Er verschmäht dem Feinde sein Leben zu danken, lauert den Augenblick ab, und —

Wie die Natter zusammen im Knäul verschlungen
Blitzschnell vorschießt, wie die Katz' im Wald,
Die eifersüchtig verwahrt ihre Jungen,
Wie der wüthende Wolf das Netz durchbricht:
So schießt empor mit des Wahnsinns Gewalt
Der Häuptling an des Sachsen Kehle,
Wird schwer verwundet, er achtet's nicht,
Als er mit den Armen ihn wüthend umflicht.
— — — — — — —
Sie ziehen — sie drücken
Stets tiefer, tiefer — sie stürzen nieder;
Fitz-James, der Brave, auf dem Rücken
Und über ihm der Roderik,
Der kniend auf ihm mit starker Faust
Die Kehl ihm schnürt; er wirft zurück
Die schwarzen Locken, wild zerzaust,
Er streicht den Nebel und das Blut
Von seinen Augen, des Dolches Gluth
Blitzt rasch empor, — doch war die Fluth
Des Lebensstroms schon am Verrinnen,
Nicht mehr vermochte Haß und Wuth
Den Todeskampf ihm zu gewinnen.
Indem der Dolch erhoben schimmert,
Bricht Seel' und Sinn, das Taglicht flimmert
Vor seinem wirren Aug', der Stoß
Irrt seitwärts; es findet in der Heide
Der sinkende Dolch unblutige Scheide.

Fitz-James steht unverletzt auf, und stoßt ins Horn. Sogleich eilen vier seiner Reiter herbey; er befiehlt ihnen, den

schwer verwundeten Roderik zu pflegen und nach dem Schlosse Stirling zu bringen, wohin er vorauseilt. Auf dem Wege vor sich erblickt er den alten Douglas. Den Zweck seines Hierherkommens gibt sein folgendes Selbstgespräch kund:

Ja, wahr verkündet hat mein Bangen,
Es liegt der edle Graeme gefangen,
Bald gegen den feurigen Roderik kehrt
Der König auch sein Rächerschwert.
Der theuern Feinde edles Leben
Vermag zu retten ich allein;
O Gott, laß es zu spät nicht seyn!
Mir hat die Äbtissinn ihr Wort gegeben,
Mein Kind zu weihen zur Himmelsbraut;
Verzeih' mir, Gott, die Thräne heiß,
Die klagend mir vom Auge thaut!
Der mir die Tochter gab, er weiß,
Wie theuer, herrlich — doch die Freuden
Des Lebens haben ausgefluthet,
Der Douglas muß den Tod nun leiden. —

Indeß bemerkt er, daß in Stirling Waffenspiele gefeyert werden, da erwacht in ihm der Gedanke:

Auch ich will um den Preis hier kämpfen,
Und König James dann bemerke,
Ob dieser Nerven Eisenstärke
Das Alter hat vermocht zu dämpfen,
Worüber er gern in schönerer Zeit
Sich kindisch verwundernd oft gefreut. —

Er geht in die Stadt, und mischt sich unter das Volksgedränge. Nun folgt eine schöne umständliche Beschreibung des königlichen Einzuges und der verschiedenen Feyerlichkeiten, Tänze und Spiele. Im Bogenschießen, Ringen und Schleudern übertrifft der alte Douglas alle Übrigen, und erhält die Preise. Einen Beutel voll Geld, welchen ihm der König gibt, wirft er unter das Volk. Alles staunt ihn an, und manche sagen schon:

So starke Hand, so edler Muth
Gehört gewiß dem Douglasblut. —

Aber weder der König noch die Höflinge erkennen ihn;

er wird nicht einmahl beachtet. Nun wird ein Hirsch gejagt. Der Hund des Douglas eilt dem königlichen vor und fängt allein den Hirsch. Darüber ergrimmt des Königs Jäger und schlägt den Hund. Die Schmach, welche dem treuen Thiere widerfährt, das er aufgezogen hat, das sein Lager in der Nacht bewacht, und Ellens Spielgenosse war, empört den alten Douglas mehr als die ihm selbst widerfahrne Kränkung:

Der erstickte Zorn schwillt an und glüht,
Es dunkelt die Stirn' und Blitzstrahl sprüht
Aus seinem Aug'; die Menge zieht
Vor seinem Schritt sich zurück, wie die Fluth
Vom Kahn; ein Faustschlag fest und gut:
Der Jäger liegt leblos in seinem Blut.
Keine andere Hand, von Stahl selbst umgeben,
Vermögte solchen Schlag zu geben. —

Die Höflinge ziehen gegen den Erkannten die Schwerter. Der König läßt ihn verhaften; Aufruhr tobt. Des Festes Heiterkeit verwandelt sich in wilden Streit: das Volk will den Douglas befreyen. Er selbst aber verweist den Empörern ihre Pflichtverletzung, ermahnt sie mit gebietherischer Rede zur Ruhe, und schließt mit den gewichtigen Worten:

„Verflucht mich, denn ich trage die Schuld,
Daß ihr sprecht den Gesetzen Hohn!" —
Da sank des Haufens wildes Toben
In Thränen, wie niederschmilzt in Regen
Der Sturm, und Aug' und Hand erhoben
Fleh'n sie herab in heiliger Gluth
Auf's edle Haupt des Himmels Segen,
Auf's Haupt des Helden, deß höchstes Gut
Der Schotten Wohl ist, der ihr Blut
Viel höher als das eigne schätzt;
Ihn, der sich selbst zum Opfer weihte,
Ihn, der verderblichem Bürgerstreite,
Sich selbst beherrschend, ein Ziel gesetzt,
Ihn segnen sie. —

So zieht der gesegnete edle Greis ins Gefängniß; selbst die erweichten Krieger folgen dem Verhafteten gesenkten Blickes, wehmuthvoll, als zögen sie hinter einer theuren Bahre einher.

Nur der König ist ergrimmt, und wird es noch mehr, als er von einem Eilbothen die Nachricht erhält, daß der Aufruhr der rebellischen Clans immer wachse und die Gefahr sich nähere.

Sechster Gesang. Die Wachtstube. Wir sehen sie angefüllt mit königlichen Soldaten von roher Gemüthsart. Sie haben die Nacht beym Weine durchtobt. Da wird ein Minstrel und ein Mädchen gebracht; es ist Allan und Ellen. Das schüchterne Mädchen

— — Schaudert zurück; die Arme scheut
Die lärmenden Krieger, das wüste Wesen.

Der Krieger, welcher die beyden Gefangenen bringt, erzählt den Cameraden die zwischen den königlichen Truppen und den Rebellen vorgefallene Schlacht, deren Ausgang unentschieden blieb. Die Krieger verspotten den grauen Minstrel, der, darüber ergrimmt, gegen sie den Dolch zückt. Da diese gegen ihn losfahren, im Augenblick der Gefahr — tritt Ellen vor sie hin,

Läßt plötzlich ihre Hülle fallen,
Und das Soldatenvolk ward stille.
So schwebt hinter Morgengewölk hervor
Im Thau gebadet die Morgensonne
Aus des östlichen Himmels purpurnem Thor,
Und weckt die Welt zu Lust und Wonne.
Die Krieger starren mit Staunen und Beben, —
Als sähen sie einen Engel vom Himmel schweben. —

Solche Schilderungen von der Macht der Schönheit wirkten mehr als alle Beschreibungen derselben. Homer zeigt uns die Schönheit der Helena am kräftigsten durch den Eindruck, welchen sie selbst auf die erstaunten Greise macht.

Ellen, mit Klugheit und Würde sprechend, trifft sogleich den rechten Punct im Herzen der Soldaten. Kühn sagt sie:

— — — „Krieger, hört mich an!
Mein Vater war stets dem Krieger gut,
Im Lager sein Freund, auf dem Marsche voran,
In der Schlacht vergoß er mit ihm sein Blut.
Nie sollte vom tapfern, vom starken Mann
Des Verbannten Tochter Schmerz erfahren."

Der Hauptmann wird gerufen. Er tritt in die Halle, ein tapferer Jüngling, aber leichten Sinnes und keck; deßhalb wendet er sich sogleich mit freyer Rede witzelnd an das schöne Mädchen. Sie zeigt den von Fitz-James erhaltenen Ring, und bittet, vor den König geführt zu werden. Der beschämte Hauptmann erkennt das Siegel, und willfahrt sogleich ihrem Verlangen. Im Weggehen vertheilt sie ihre kleine Habe unter die Soldaten. Allan bittet zu Douglas, seinem Herrn, gebracht zu werden. Man führt ihn in einen dunklen Kerker; er tritt ein, findet aber zu seinem Erstaunen hier nicht den Gesuchten, sondern Roderik, der schwer erkrankt an seinen Wunden darnieder liegt. Er muß diesem erzählen, was mit den Seinigen, und insbesondere mit Ellen und ihrem Vater Douglas geschehen ist. Endlich verlangt er auch einen Bericht von der vorgefallenen Schlacht, wornach seine Heldenseele dürstet. Mahle sie mir, spricht er, die Schlacht, laß die Minstrel-Gluthfunken der Begeisterung sprühen!

Zuhorchen will ich, daß mein Inneres höre
Den Klang der Schwerter, das Krachen der Speere!
Dann sollen die Mauern, die Gitter verschwinden,
Und meine begeisterte Seele füllt
Der kühne Kämpfer, das Schlachtgefild.
Dann wird mein freyer Geist sich entbinden
Den Fesseln, er wird sich schwingen zum Himmel,
Als schwebt' er hinauf aus dem Schlachtengetümmel
Zu der Vorzeit Helden herrlichem Chor,
Zum Lande ewiger Freyheit empor! —

Der Minstrel beginnt furchtsam; bald aber steigt mit der entglühenden Begeisterung sein Muth.

Es reißt ihn fort mit Macht, mit Macht,
So wie ein Kahn vom Ufer ab
Erst wankend, scheu und langsam schleicht,
Sobald er aber die Mitte erreicht
Wie Blitzstrahl schießt den Strom hinab.

Das nun folgende große Schlachtgemählde, in episch-lyrischer Form, ist hinreißend, und hat so lebendige, kühne und

herrliche Züge, daß es den herrlichsten Schlachtgemählden Homers und Ossians an die Seite gesetzt werden kann. Die Wirkung dieses Gesangs auf den horchenden Roderik ist so ungeheuer, daß er während desselben, wie zerrissen von Grimm und Entzücken über das wechselnde Kriegsglück, den Geist aufgibt. Wie wahr und schauderhaft ist Roderiks Benehmen beym Gesange gezeichnet:

Erst hatte, die Hand erhebend schwach,
Zur Melodie der kranke Held
Den Tact gegeben; bald ließ er nach,
Doch aus den Augen wechselnd drang
Ein stark Gefühl, wie sich wendet der Sang;
Zuletzt vernimmt sein taub Gehör
Die Minstrelmelodie nicht mehr.
Spitz war sein Antlitz, krampfhaft ballt
Sich die Hand, als wenn ein entsetzlicher Schmerz
Gewaltsam zusammen ihm schnürte das Herz;
Geklemmt sind die Zähne, erloschen und kalt
Ins Leere hinaus sein Auge stiert,
Und der Mund nicht stöhnt, und kein Glied sich rührt:
So schied hinweg aus dieser Welt
Sir Roderik Dhu, der kühne Held! —

Voll Entsetzen bemerkt der Minstrel, wie grimmig still des Helden Geist entflieht; er hält inne, die Harfe entfällt seinen Händen; da er sich endlich überzeugt, daß Roderik wirklich todt ist, ergreift er die Harfe wieder, und singt über ihn die Todtenklage. Eine schauerliche, erhabene Situation! —

Indeß harret die schüchterne Ellen des Augenblicks, da sie vor den König treten soll. Fitz-James erscheint, sie abzuhohlen. Er führt die Bebende in ein Prunkgemach, in dem die Höflinge versammelt sind.

Im Innern strahlt's wie Sonnenlicht,
Gedräng von glänzenden Gestalten;
Vor Ellens verblendetem Gesicht
Wohl tausend glühende Farben walten.

In dem Gedränge aller der schimmernden Ritter sucht Ellen den König vergebens!

In der schimmernden Schar
Sah sie wohl manche Fürstengestalt
Von herrlichem Gewand umwallt, —

Betroffen wendet sie sich jetzt um, da sie alle mit entblößten Häuptern voll Ehrfurcht dastehen sieht; Fitz-James allein hat das Haupt bedeckt,

— Er ist Schottlands König.
Wie ein Kranz von Schnee auf Bergesrand
Abgleitet von der Felsenwand,
So gleitet Ellen schnell herab
Von dem, der Führer ihr war und Stab.
Sie sinkt vor dem Monarchen nieder,
Als wären ihr aufgelöst die Glieder,
Als wenn der Mund kein Wort mehr fände!
Sie zeigt den Ring, sie faltet die Hände. —

Der König hebt sie empor, ermuthigt ihre Bangigkeit und spricht:

Den du verirrt und arm gekannt,
Ist keines armen Ritters Sohn,
Er sitzt auf Schottlands Königsthron.
— — — — — — — —
Ja, unter ärmlicher Verkleidung
O Ellen, schweif' ich oft durch's Land
Auf niedern doch viel schönern Pfaden,
Um meinen Stand nicht zu verrathen.
— — — So verhüllt pfleg' ich
Den, der in frecher Sicherheit
Das Böse thut, still zu bewachen,
So kann ich Unrecht gut oft machen.

Er fordert sie nun auf, da sie seinen Ring als Unterpfand besitze, ihren Wunsch auszusprechen. Doch, fügt er sogleich hinzu,

Fleh' nicht um deines Vaters Leben!
Wir haben Alles uns vergeben. — —
Fortan steht Bothwells edler Lord
Als Freund, als Bollwerk, Schutz und Hort
Am nächsten mir an Schottlands Thron. —

Sie soll nun ihre Bitte aussprechen. Die Liebe drängt sie, für Graeme zu bitten, aber das höhere Pflichtgefühl bestimmt

sie, die Bitte für das Leben dessen zu wagen, der ihrem Vater so lange Schutz gab, — des Roderik Dhu. Vom König erfuhr sie erst seinen Tod. Sie soll nun um die Freyheit eines andern Gefangenen bitten. Da die Erröthende den Nahmen des Geliebten auszusprechen nicht den Muth hat, ruft der König selbst den Jüngling hervor, schilt ihn einen Treulosen und Rebellen, und schließt mit den Worten: Fesseln und Wache für den Graeme. Sehr rasch folgt jetzt in vier Versen der Schluß des Gedichts, denn der König —

Er lös'te der goldnen Kette Haken,
Und warf sie um des Malcolms Nacken,
Dann schloß er zusammen das schimmernde Band,
Und legte das Schloß in Ellens Hand.

Mit so wenigen Mitteln, so einfach an Handlung, mit einer so geringen Anzahl von Personen, schuf Walter Scott eines der schönsten epischen Gedichte voll Leben und Wahrheit, voll reicher Gemählde, großer Situationen und athmender Gestalten.

Den Epilog macht ein Lebewohl an seine Harfe.

Lalla Rookh.

Ein Gedicht, welches eigentlich zwischen dem orientalischen Roman und dem westlichen Heldengedichte mitten inne steht. In demselben sind insbesondere wieder vier poetische Erzählungen, als für sich bestehende Ganze, eingeschaltet.

Der Verfasser dieser Dichtung ist Thomas Moore, welcher gegenwärtig, nebst Walter Scott und Lord Byron, am brittischen Dichterhimmel als Stern der ersten Größe glänzt. Eine freye metrische Übersetzung des Ganzen hat uns Baron de la Motte Fouqué geliefert, die einzelne Erzählung aber, welche sich in B's. brittischen Dichterproben befinden, scheint viel gelungener und glücklicher übertragen zu seyn. Über den Geist der Dichtung und Darstellung spricht der Übersetzer der einzelnen Erzählug das folgende, theils eigene, theils fremde Urtheil aus: „In der Lalla Rookh ist (nach dem Zeugnisse des Recensenten im

Edinburgh Review N° LVII. 1817) kein Gleichniß, keine Beschreibung, kein historischer Zug und keine Anspielung zu finden, welche europäischer Dichtung oder Erfahrung angehorten, und die nicht aus dem innersten Leben, der Natur und der Wissenschaft des Osten entlehnt wären, wogegen Charaktere und Empfindung, obschon rein poetische Schöpfung, doch dem westlichen Geiste verwandt sind." —

Gegen den von demselben Recensenten gemachten Vorwurf der Verschwendung in Farben und Bildern, scheint sich der Dichter schon durch die Bezeichnung seines Romans „als eines orientalischen" verwahrt zu haben. Griechische Einfachheit — wie sie der Beurtheiler als Regel verlangt — würde mit dem, für das Gedicht gewählten Boden und Costume nicht vereinbar gewesen seyn. Der Dichter wollte nicht bloß den Schmuck des Orients leihen; er wollte sein Werk ganz in jene Eigenthümlichkeit übertragen und verpflanzen, und eben dieses, nur in einem reichen beschaulichen Leben mögliche, Überströmen ist das Gepräge derselben. Wie die angeführte Recension strafend auf die Werke der griechischen Baukunst verweiset, möchten wir die indischen und persischen Palläste und Tempel als wahren Maßstab echt orientalischer Dichtung anführen. Was bey weniger gelungener Übertragung, oder musivischer Nachahmung orientalischer Gedichte, als Überladung und Übertreibung erscheint, geht hier natürlich aus dem Ganzen hervor, worin jede Einzelnheit den ihr gebührenden Platz einnimmt, und in dieser Beziehung dürfte Lalla Rookh für die, bey den Engländern vorzüglich beliebte, beschreibende Dichtungsart als Muster gelten. So einfach der Stoff ist, so kunstreich erscheint bey näherer Prüfung die Ausführung, in welcher wir alle einzelnen Functionen des Mahlers wieder zu finden glaubten, ohne die des Dichters zu vermissen; Licht und Schatten, Zeichnung, Perspective, Wahl und Gruppirung der Gegenstände, würden sich, neben dem Zauber der Farbengebung, leicht im Einzelnen nachweisen lassen.

Was die Erzählung: „das Paradies und die

Peri"*) insbesondere betrifft, so erklärt der Übersetzer B. dieselbe für die gerundeste und in sich geschlossenste unter den vier eingeschalteten.

Die Sühne einer Peri und ihre Aufnahme in Eden, nach vollbrachter Sühne, macht den Inhalt dieser lieblich-schönen und zarten Dichtung aus, welche durch den Reiz der fremdartigen Farbengebung noch anziehender und pikanter wird. Es folgen hier einige Parthien derselben als Probe. —

Im Beginne des Gedichtes sehen wir die Peri am Thore des Paradieses stehen:

Da sie der Lebensquelle lauscht,
Die hier wie Saitentöne rauscht
Da durch die Pfort' auf ihren Schwingen
Des Paradieses Strahlen dringen,
Weint sie, daß solcher Wohnung Recht
Verscherzt ihr sündiges Geschlecht. —

Der Klagenden gibt ein Engel, der das lichte Thor bewacht, den Trost, daß ihr die Wiederkehr zu Theil werden könne, wenn sie eine Gabe bringe, die dem Himmel das Theuerste sey. Er schließt mit den Worten:

„So eile, dich hinab zu schwingen,
„Und mir die Gabe herzubringen;
„Denn gern laß ich Versöhnte ein!" —
Und wie Kometen liebeheiß
Hinstürzen nach dem Sonnenkreis,
Wie jäh herabfällt Sternenbrand
Geschwungen von der Engelhand,
So fliegt vom blauen Himmelszelt
Die Peri herab zur niedern Welt,
Und schwebet, gleich dem Morgenstrahl,
Schon über'm düstern Erdenthal. —

Indem sie über Indien schwebt, wo die Schrecken des Krieges toben, erblickt sie einen sterbenden jungen Krieger, wel-

*) Die Perien sind anmuthvolle und zarte weibliche Gestalten, zunächst den Elfen ähnlich, Abkömmlinge halbgefallner Geister, von dem Paradiese so lange ausgeschlossen, bis sie ihre Sühne vollendet haben.

cher für sein Vaterland kämpft und fällt. Als das Schlachtgewühl ausgetobt hat, nähert sie sich dem edelgefallenen Jüngling, faßt den letzten Tropfen seines Blutes auf, fliegt empor, und bringt ihn dem Engel.

„Froh" — sprach der Engel, als entnommen
Die Gab' er hielt in der schimmernden Hand —
„Froh heißen wir die Helden willkommen,
„Die fielen für das Vaterland.
„Doch, ach, noch immer öffnet sich
„Die Himmelspforte nicht für dich.
„Weit heil'ger muß die Gabe seyn,
„Die du dem Himmel mögest weih'n!"

Ihr erstes Hoffen war dahin,
Da steigt die Peri mit trübem Sinn
Bey mondlich schimmernden Alpen nieder
Und taucht die luftgewohnen Glieder
In jenen Strom, deß Knabenwiegen
Vor sterblichen Augen verhüllet liegen,
Tief in der waldumkränzten Schlucht,
Von Wassergeistern nur besucht,
Die tanzend dort den jungen Riesen —
Ägyptens stolzen Nil — begrüßen.

(So kommt sie in Rosetta's Palmenhaine.)

Da lauscht sie dem Gegirr' der Tauben,
Und schaut wie von den weh'nden Düften
Der Pelikane Gefieder schwellen,
Dort auf des Möris blauen Wellen,
Die Mondesschimmer sanft erhellen.
Nie hatte solches Anblicks Pracht
Ein menschlich Auge wo gewonnen:
Wie sich im heitern Licht der Nacht
Die heitern Früchte im Thale sonnen;
Wie sich des lieblichen Dattelbaums
Umlaubte Krone schmachtend neigt,
Gleich Mädchen, wenn der Gott des Traums
Am seidnen Pfühle niedersteigt;
Wie jungfräulich, die Nacht entlang,
Sich Lilien baden in den Seen,
Um in der Frühe frisch und schlank

Mit ihrer Sonne aufzustehen;
Wie da gefallner Tempel Trümmern
Gleich zauberischem Traumgebilde,
Weit durch die Öde der Gefilde
So feenhaft herüberschimmern.
Laut tönet nur der Schrey der Eule,
Indeß in ungewissem Licht
Des Mondes, der durch Schatten bricht,
Dort glänzt von der gebrochnen Säule
Des Königsvogels Purpurschein
Bewegungslos, als ob von Stein! —
Wer ahnte wohl, daß eben dort
Am friedlich schönen, stillen Ort,
Des Seuchen-Dämons glüh'nde Hand
Der Pfeile tödtlichsten geschwungen,
Die jemahls aus dem Flammen-Sand
Der rothen Wüste hergedrungen!
So daß die Menschen rings im Land,
Berührt von seinen giftigen Streichen,
Wie Blumen vom Samum verbrannt,
Schwarz niederfallen und erbleichen!
Wohl Mancher sah, noch frisch und blühend,
Die Sonn' am Abend untergeh'n,
Der jetzt, vom Gift der Pest erglühend,
Den Aufgang nimmermehr wird seh'n.
Mondlichter, scheu aus Wolken streichen
Hin über unbegrabne Leichen;
Die Geyer selbst, erfaßt von Grausen,
Verschmäh'n bey solchem Raub zu hausen,
Und in der Städte öden Plätzen
Streift — gierig sich am Mord zu letzen —
Nur der Hyäne Wuth, zum Schrecken
Für die Halbtodten, wenn das Funkeln
Der blauen Augen in den dunkeln
Verlass'nen Straßen sie entdecken.

„Wie schwer mußt du den Sündenfall büßen,
„Du armes Geschlecht" — spricht Peri bewegt —
„Denn gibt's auch Blumen, dein Leid zu versüßen,
„Die Schlange doch alle darnieder schlägt." —

Sie weint; da hell ihre Thräne fließt,
Scheint sich der Luftkreis rings zu verklären;
Denn magisch ist die Kraft der Zähren,
So ein freundlicher Geist für Menschen vergießt! —

Jetzt unter den Orangenzweigen,
Die, schwelgend in der kühlen Luft,
Die Früchte bey der Blüthen Duft,
Ein Spiel der Jahreszeiten, zeigen, —
Da, aus dem dunkeln Hain am See,
Vernimmt sie tief erseufzend Weh,
Vom Kranken, welcher schon beklommen
Von Todesangst daher gekommen.
Wo er auch sonst sich hinbegeben,
Hat' er die Herzen angezogen;
Jetzt, als ob keins ihm sey gewogen,
Scheidet er einsam aus dem Leben;
Niemand wacht um ihn, niemand stillt,
Wenn ihn die Fiebergluth durchfliegt,
Den Durst ihm aus dem See, der mild
Und kühl vor seinen Augen liegt;
Kein wohlbekannter, lieber Laut
Läßt, wenn das Auge nicht mehr schaut,
Ihn — wie Musik von fernen Chören —
Des Abschieds sanfte Worte hören;
Kein Lebewohl, das in dem Port
Der rauhen Welt den Geist erquickt,
Indem den Nachen er beschickt
Zur Fahrt nach unbekanntem Ort! —

Verlass'ner Jüngling! Eins allein
Versüßet dir die Todespein;
Das Mädchen deiner Zärtlichkeit,
Um das du hoffnungsvoll gefreyt,
Ward nicht berührt vom gift'gen Hauch.
Du weißt sie in des Vaters Hallen,
Wo die Springbrunnen kühlend fallen,
Und wo balsamisch Weiherauch
Die Wangen ihr so rein umfächelt;
Wie sie im Schlummer athmend lächelt. —
Doch sieh, wen führt jetzt ein Verlangen
Zur Trauerstätte, heimlich schleichend,

Der Göttinn der Gesundheit gleichend,
Mit Rosenschmucke auf den Wangen?
Sie ist's! beym Mondenlichte schaut
Er die verlobte, holde Braut,
Die lieber hier will mit ihm sterben,
Als ohne ihn ein Leben erben.
Schon hält ihr Arm sein Haupt umfangen;
Sie drückt ihn kosend an die Wangen,
Sie löst der schwarzen Locken Schlingen,
Ihm Kühlung in die Gluth zu bringen.
Erstaunt, und wie im Traum befangen,
Neigt zur Geliebten sich der Kranke,
Da weckt ihn schaudernd der Gedanke — — —
Und jene Arme, heilig ihm
Wie Wiegen junger Seraphim,
Die Küsse, die jetzt ungescheut
Die sonst verschämte Braut ihm beut,
Strebt er — als ob sie giftig wären —
Erschrocken von sich abzuwehren.
Umsonst — er fühlt sich fest umschlungen
Und von des Flehens Ton bezwungen:
„O laß mich deinen Odem theilen,
„Den süßen Hauch aus deiner Brust, —
„Mag er mich tödten oder heilen,
„Ist beydes mir doch gleiche Lust.
„Laß meine Thränen auf dich fließen!
„O wäre Balsam doch mein Blut,
„Du weißt, ich würd' es gern vergießen,
„Zu lindern deine herbe Gluth.
„Nein, wende nicht von mir die Blicke!
„Bin ich nicht dein, nicht deine Braut,
„Erwählt für jegliche Geschicke,
„Für's Leben, für den Tod betraut?
„Meinst du, daß die, die nur erwacht,
„An deines Lebens Licht zu hangen,
„Die freudenleere, lange Nacht
„Ertrüge, wenn du heimgegangen?
„Daß ich dich, Trauter, könnte missen,
„Mein einzig Leben, dich — o nein!
„Mag, wenn der Stamm der Erd' entrissen,
„Sein Herzzweig länger blühend seyn?

„Geliebter, drum laß dich umschlingen,
„Bevor auch mich die Gluth erreicht,
„Laß Küsse dir den Odem bringen,
„Der rein noch meiner Brust entsteigt!" —

Da sinkt sie hin, wie in der Gruft
Die Todtenlampe zitternd bricht,
So plötzlich löscht die gift'ge Luft
Der holden Augen süßes Licht.
Ein Seufzer — und dem ird'schen Haus
Mag ihres Theuern Seel' entschweben,
Dem letzten Kusse hingegeben,
Haucht auch die Magd das Leben aus! —

„Schlaf," — sprach die Peri sanft, und stahl
Den Abschiedshauch, dem treusten Herzen
Entfloh'n am Ziele seiner Schmerzen, —
„Schlaf, ruhe nach des Lebens Qual,
„Umspielt von freundlich süßen Träumen,
„Wie dort in den durchwürzten Räumen
„Auf seines Zauberherdes Gluth
„Der alte Phönix einsam ruht,
„Und mit dem Lied, das sich erhebt,
„In süßen Duft gelöst entschwebt." —

Der Lipp' entfloß mit Peri's Wort
Ein Himmelsodem auf den Ort,
Es fällt ihrer wallenden Locken Licht
Hell auf der Todten bleich Gesicht,
Daß sie, vom geist'gen Strahl umschwommen,
Zwey Heil'gen gleichen, der Grabesnacht
Am Tage des Gerichts entnommen,
Indeß ihr Schutzgeist freundlich wacht,
Bis auch die Seelen neu entglommen.

Und bey des rosigen Morgens Erscheinen
Erhebt Peri zum Himmel die Schwingen,
Das letzte Liebesopfer, den reinen
Und köstlichen Seufzer hinaufzubringen.
Und als sie an Edens Pforte kam,
Und lächelnd der Engel die Gabe nahm,

Schlug hoch ihr das Herz im frohen Bangen:
Ob sie die Palm' nun mög' erlangen.
Sie höret schon von Edens Bäumen
Kryſtall'ner Glocken ſüßen Ton
Erſchallen in den ambroſiſchen Räumen,
Beym Geiſterweh'n um Alla's Thron.
Sie ſieht die Sternenbecher blinken
Rings um des lichten See's Wogen,
Woraus, die dort ſind eingezogen,
Den Ruhm in ſüßen Zügen trinken.

Ach! Peri's Hoffen war ein Wahn;
Noch iſt die Sühne nicht gelungen. —
Der Engel ſpricht zu ihr:
„Noch heil'ger muß die Gabe ſeyn,
„Die du dem Himmel mögeſt weih'n!" —

Die bekümmerte Peri eilt nun, eine beſſere Gabe zu ſuchen.

Sanft ruhet auf dem Roſenhain
Von Syrien jetzt der Abendſchein;
Wie eine Glorie ſtrahlt die Sonn'
Ums Haupt des heil'gen Libanon,
Das hoch ſich thürmt, ſo glänzend weiß
Bedeckt vom ew'gen Wintereis,
Indeß im Thal zu ſeinen Füßen
Des Sommers holde Blumen ſprießen. —

Hier läßt ſich die Peri in einem wunderlieblich geſchilderten Thale nieder, und erblickt ein Kind,

Beym Buſch der wilden Roſen ſingend,
Selbſt wild und roſig, wie ſie's ſind.
Die muntern Blick' und Händchen jagen
Nach der Libellen blauem Schein,
Dort flatternd am Jasminenhain,
Gleich einem beſchwingten Edelgeſtein
Und Blumen von Flügeln fortgetragen.

Ein Reiter ſprengt herbey, und tränkt ſein Roß im nahen Quell. Aug' und Antlitz des Verwilderten verrathen den mit Frevelthaten belaſteten Verbrecher;

Dieß alles steht in des Blickes Gluth
Geschrieben, der Verdammniß Fluch,
Eh' Gnade gelöst den Richterspruch.
Doch ruhig, als ob der duftende Abend
Die rohe Seele besänftigt hätte,
Steht der Verbrecher am Rosenbette
Des Kinds, an seinem Spiel sich labend.
Nur, wenn er dem umwölkten Licht
Der fröhlichen Augen begegnet, bricht
Ein Schimmer aus seinem Blicke, so scheu
Wie Fackelschein, der in langer Nacht
Dem Schwelger geleuchtet, wenn auf's neu'
Erscheint des strahlenden Morgens Pracht.

Jetzt sinkt des Tages lichter Ball,
Und süß ertönt der Vesper Schall
Von Syriens tausend Minareten,
Den Gläubigen ein Ruf zum Bethen.
Der Knabe hört ihn, schnell erhoben
Vom Blumenlager kniet er hin,
Die Hände gefaltet, den Blick nach oben,
Und lallet mit kindlich-reinem Sinn,
Wie er des Cherubs Lippe weiht,
Den Nahmen des Gottes in Ewigkeit.
Es glänzt das Kind im Abendlicht
Wie eines Engels Angesicht,
Der, eben aus dem Paradiese
Verirrt auf diese Blumenwiese,
Den Pfad zur Heimath sucht im Licht!
Ja, wär's dem Geist der Hölle beschieden,
Den Himmel, dieses Kind zu schau'n,
Ein Sehnen faßte den Stolzen, traun,
Nach dem verlornen Himmelsfrieden!

Was fühlt erst der verstörte Mann,
Der dort lehnt, überdenkend weit
Zurück die blut'ge Schuld, den Streit
Worin sein Lebensstrom verrann,
Wenn er nun keine lichte Stelle
Erblickt, und keine Gnadenwelle?

„Wohl gab's eine Zeit, du Engelskind" —
Sprach er zerknirscht in sich, doch mild,
„Da ich wie du so mild und rein
„Noch bethen konnte, doch jetzt — ach nein!" —
Da stand er, gebeugt, — der Anblick rief
Hervor des Edleren Verlangen,
Das seit der Kindheit Tagen schlief;
Heiß rinnt die Zähr' ihm über die Wangen!
Heilbringende Zähren aus reuiger Brust,
Bey deren sinnendem, sanften Ergießen
Gefühle der ersten schuldlosen Lust
Gerührt der Schuldige mag genießen! —
— — — — — — — — —
Er kniet neben dem Kinde, weint
Und bethet, die alte Schuld zu lösen,
Indeß die scheidende Sonne scheint
So über die Guten, wie über die Bösen,
Und rings sich freudige Hymnen erheben,
Verkündend, es sey dem Sünder vergeben!

Als nun der goldne Ball gesunken
Und beyde lagen freudetrunken,
Fiel nieder ein Strahl aus lieblichen Fernen,
Weit über der Sonne und über den Sternen,
Auf eine Zähre, die weich und warm
Entfloß des reuigen Sünders Harm;
Dem Lichte gleich, vom Pole geschickt,
Hätt' ihn ein sterblich Auge erblickt:
Doch Peri, voll von Entzücken erkannt'
Ihn als ein Lächeln, vom Engel gesandt
Aus Edens Pforte, die Gabe zu grüßen,
Die ihr die Seligkeit soll erschließen!
„O Wonne — ruft sie — das Wort ist erfüllt,
„Die Pforte ist offen, der Himmel enthüllt!" —

Das schöne Gedicht schließt nun mit dem Abschied, welchen die Peri von der Erde nimmt, und mit ihrer Wiederaufnahme in das Paradies.

Lord Byron.

Lord Byrons Abkunft ist von väterlicher Seite eben so glänzend als von der mütterlichen. Er wurde am 22. Jänner 1788 geboren. Man erzählt, er habe sehr frühzeitig Züge eines ausgezeichneten und originellen Charakters an den Tag gelegt. Einige Jahre verlebte er in Schottland; den größern Theil seiner Erziehung erhielt er in der berühmten Schule zu Harrow, von welcher er die Universität Cambridge bezog.

Bald nachdem er jene Schule verlassen hatte, erschienen schon des frühreifen Jünglings poetische Erstlinge unter dem Titel: Musestunden, im Druck. An den Recensenten in Edinburg, welche dieses Werkchen überstreng behandelten, rächte er sich durch eine beißende Satyre: Englische Barden und schottische Recensenten, betitelt. Man schreibt derselben die etwas ungewöhnliche Wirkung zu, die gegenseitige Achtung der kämpfenden Partheyen erhöht zu haben.

Nach erreichter Großjährigkeit ging Byron auf Reisen im Süden und Osten von Europa. Am längsten verweilte er in Griechenland und dessen Inseln. Im Jahre 1811 kehrte er nach England zurück, und gründete im nächstfolgenden Jahre seinen schriftstellerischen Ruhm durch das Gedicht: „Childe Harolds Wanderungen", dem im Jahre 1813 die Gedichte: der Ungläubige (Giaour), die Braut von Abydos, der Corsar, die Belagerung von Korinth, und Parisiana nachfolgten.

Im Jahre 1815 vermählte er sich mit der einzigen Tochter des Sir Ralph Milbanke (vormahls Noel). Diese durch Rang, Glücksgüter und geistige Eigenschaften von beyden Seiten so passende Verbindung ward — wie die vorhandenen biographischen Notizen versichern — durch Byrons Unbesonnenheit getrennt; doch ist über die genaue Beschaffenheit dieser Sache nichts Näheres und Zuverlässigeres bekannt. Das Gedicht „Gehab dich wohl!" soll sich hierauf beziehen, und wird für eine demüthige Bitte nach eingestandenem Fehltritte

gehalten. Aber auch die satyrische „Skizze aus dem Privatleben" bezieht sich hierauf.

Nachdem die Trennung wirklich erfolgt war, verließ Byron sein brittisches Vaterland, in welches er bis jetzt noch nicht zurückgekehrt ist.

Die folgende Darstellung und Charakteristik der Gedichte des Lord Byron ist nach den Urtheilen der competentesten Richter zusammengetragen; Göthe, Fr. Schlegel, Wilhelm Müller und andere kritische Stimmen der bedeutendsten neuern Zeitschriften, gaben die Grundzüge dazu.

Lord Byron's Gedichte, sagt Müller, scheinen keineswegs genügend, ihm den Nahmen des ersten aller lebenden englischen Dichter zu erwerben. Er ist das Wunder des Zeitalters, nicht dessen echter Ruhm und wahre Krone; er gleicht einem seltenen Phönomen, welches durch sein mächtiges Funkeln und Sprühen die ruhigen Sterne des Dichterhimmels dem Auge der Mitwelt wohl eine Zeit lang verdunkeln kann, ohne sie deßwegen eigentlich zu überstrahlen; seine Poesie will und kann nur gewaltsam ergreifen, erschüttern, erstaunen, nicht allmählig immer inniger und fester anziehen und halten. Fast in allen seinen Werken fühlt der Leser sich eben so sehr von persönlichem Interesse an dem Dichter, als von poetischem an dem Gedichte bewegt, und in manchen mag das Erstere sogar überwiegend seyn. Dieses persönliche Interesse nun hat Lord Byron nicht nur geflissentlich seinen Versen eingehaucht, sondern er hat auch seinen persönlichen Charakter so gern öffentlich ausgestellt, so gern die innigsten und heiligsten Verhältnisse seines Lebens, mit Vernachlässigung sowohl aller Selbstschonung, als auch der Delicatesse gegen Andere, deren Schicksal mit dem seinigen verflochten war, in den Bereich der Stimme des Publicums gebracht, daß deutlich hervorgeht, poetischer Ruhm habe ihm nicht genug gegolten ohne poetischen Ruf. Zwar hat uns Lord Byron nirgends ein bestimmtes und von ihm anerkanntes Selbst-Porträt gegeben; aber sein Verfahren in dieser Hinsicht scheint

noch tadelnswerther. Er hat seinen Helden so gehässige Züge geliehen, daß eine persönliche Anerkennung ihrer Frevel gegen die Gesetze menschlicher Natur und Gesellschaft nicht möglich ist, ohne gänzliche Selbstzernichtung; ja ein öffentliches Selbstbekenntniß solcher Frevel würde die Schuld ihrer Ausübung noch überwiegen; nun aber flicht der Lord auf das keckste und freyeste Thaten und Begebenheiten seines eigenen Lebens in die Geschichte seiner Helden und Schurken ein, und mischt ihre Gefühle und Meinungen mit den Maximen seiner eigenen Handlungsweise; ja er hat Scenen aus den geheimsten Heiligthümern seines Privatlebens benützt, um damit Darstellungen der Ausschweifung, der Verzweiflung und der Gewaltthätigkeit bis in das genaueste Detail auszuschmücken. Da nun seine Schöpfungen das poetische Gefühl des Lesers in Anspruch nehmen, indem sie bald an eine That, bald an eine Lebensregel des Dichters erinnern, so entsteht dadurch auch im Herzen des Lesers jene Verwirrung und Unsicherheit des Genusses, jenes Angezogenwerden und Zurückschaudern, indem bey ihm bald das ästhetische, bald das moralische Gefühl überwiegt: eine Spaltung und ein Wechsel, der sich nie fühlbar macht, wenn wir uns einer objectiven Darstellung des Bösen und Häßlichen hingeben. Der Eindruck, den ein Werk des Lord Byron in dem Leser zurückläßt, ist niemahls ungemischt und rein; nicht ganz der eines Kunstwerkes, und nicht ganz der einer wirklich erlebten Begebenheit, die nothwendig unser Gefühl für Recht und Schicklichkeit zunächst in Anspruch nimmt: das ästhetische und das moralische Urtheil kämpfen in uns, und darüber kommt keines von beyden zu einem Ausspruche. Dazu kommt, daß meistens gerade dasjenige, was uns moralisch widerwärtig ist, durch poetische Kraft herausgehoben erscheint, und die Neugierde durch eine lebhafte, dem Leben bis auf die kleinsten Umstände abgelauschte Darstellung solcher Scenen gereizt wird.

Aus diesen Gründen scheint Byrons Verfahren zumeist tadelnswerth. Er gebe uns entweder einen Childe Harold,

einen Conrad ꝛc. als historische Porträts seiner eigenen äußern und innern Natur, oder er lasse uns die Freyheit, über diese Charaktere zu urtheilen, wie über eine Statue, ein Gemählde, oder eine offenbar erdichtete Person. Wie es jetzt ist, verfließen die literarischen Mängel des Childe Harold mit den persönlichen Eigenschaften des Dichters; und umgekehrt, wo es uns scheint, es sey dieser für zu arg gemißbrauchte poetische Freyheit verantwortlich, versteckt er sich hinter die Person seines erdichteten Helden, nachdem er uns durch die Wahrheit und Anschaulichkeit einzelner, aus seinem Leben copirter Züge, aus unserm poetischen Genusse vorsätzlich herausgereizt hat. Diese Umstände bewirken auch vorzüglich das Ungleiche und Schwankende in Byrons Styl, der sich öfter, nach Art einer fieberhaften Bewegung, schwellend zu Alles fortreißender Gluth und Kraft erhebt, und dann erschöpft wieder sinkt, in allen Zuständen eben so oft die Regeln des Geschmacks als das moralische Gefühl verletzend.

Es fehlt nicht an Gründen zu dem Argwohn, daß Lord Byrons Gram und Verzweiflung — die immer in seiner Federspitze sitzen, ausgenommen, wenn er Anmerkungen zu seinen Gedichten schreibt, oder einen Beppo und Don Juan — größten Theils ceremonielle Gefühle sind. Wenigstens leihen sie zu jeder Zeit und Gelegenheit interessante Phrasen und poetischen Ausdruck, und überziehen die Person des Dichters in den Augen des Publicums, und besonders des weiblichen, mit jenem zauberisch-melancholischen Wesen, das der Mehrzahl der gebildeten Stadt-Damen reizender scheinen mag, als freye und frohe Unschuld.

Das Seltsame, Lächerliche und Widersinnige solcher Jammer-Tiraden fällt um so heller in die Augen, wenn wir uns die Person des zerknirschten Unglücklichen als dieselbe vergegenwärtigen, welche den Champagner-Punsch so trefflich zu loben versteht, welche als englischer Edelmann durch die Straßen von London galoppirend paradirt hat, — kurz, der Nahme, der Stand, die Lebensweise des Lords bilden den voll-

ständigsten Contrast zu dessen gereimten Gewissensbissen und Lebens-Resignationen, die, als Poesie, im Munde idealer Einsiedler an ihrer Stelle seyn möchten.

Wilhelm Müller gesteht dem Lord Byron den Rang eines ausgezeichneten Dichters zu. Schon die Kraft, sagt er, und die Schnelligkeit seines Schwunges, sichern ihm diesen Nahmen, besonders, wenn man erwägt, durch welche weite, reiche, wechselvolle Scenerie er fliegt. Er reißt den Leser mit glühender, unermattbarer Wärme über das unabsehbare Gebieth seines poetischen Weltatlas dahin, der die Wunder der Geschichte, der Kunst und der Natur in den lebendigsten Bildern umschließt. — Dagegen zeichnet der Beurtheiler eben so stark Byrons Schattenseite: Der schnelle Wechsel des höchsten Pathos mit der leichtsinnigsten Spötterey, tiefer, rührender Gefühle mit unanständigen Zweydeutigkeiten, herzzerreißender Gemählde des menschlichen Jammers mit rücksichtslosem Hohn gegen die ganze menschliche Natur, gegen die Schöpfung und den Schöpfer — und dieses alles mit Überspringung des in der Mitteliegenden, wo der hingerissene Leser ruhen und sich erholen könnte, — dieses gewaltthätige Verfahren der Muse können wir nicht anders benennen, als eine übermüthige Tyranney, die sich daran ergetzt, das Gemüth des Lesers durch Feuer und Eis, Lachen und Weinen, Mitleid und Verachtung, Liebe und Abscheu unablässig zu jagen. Dieser Charakter der Poesie des Lords ist ohne Beyspiel und Vorgang, wenigstens in der englischen Literatur, und, wenn sich in andern Ländern Vergleichbares findet, so fehlt diesem doch die Kraft des Genies, welche allein im Stande ist, das Widernatürliche und Verkehrte wirksam und gefährlich zu machen; aber noch kein englischer Schriftsteller hat in der Verkappung hoher und edler Gefühle ein so frevelhaftes Spiel getrieben; keiner hat die Grundsätze des Guten und Rechten, das göttliche Bild in der Seele des Menschen so beleidigt, indem er die reinsten und besten Empfindungen des Geistes aufregte, und sie mit sich zu den Höhen ewiger Schönheit und Liebe erhob, um sie dort plötz-

lich zu beschämen oder zu erschrecken durch Zerrbilder oder Gespenster, oder indem er mit satanischem Hohngelächter einen Pfeil des Spottes und der Beschimpfung auf die heiligsten Gegenstände menschlicher Liebe und Verehrung schleuderte. Dadurch wird der Leser endlich dahin gebracht, den Dichter, das Gedicht, sich selbst und Alles um sich hassen und verachten zu lernen, wenn er nicht Kraft hat, sich dem gewaltigen Zauber dieser Poesie zu entringen.

Wir kommen nun zu den einzelnen Gedichten, welche erzählend, mahlerisch und beschreibend sind.

In dem Gedicht Mazeppa hat sich Byron die Aufgabe gestellt, die Gedanken und Empfindungen eines Menschen zu schildern, der, zur Rache eines beleidigten Edelmanns und Gatten, auf ein wildes Pferd festgebunden, Tag und Nacht über Berg und Thal, durch Strom und Wald, willenlos zwischen Wachen und Ohnmacht fortgeführt wird, bis die unbändige Natur seines Trägers unterliegt, und ein glückliches Ungefähr ihn selbst zum Leben bringt, worin er nachher noch eine ausgezeichnete Rolle spielt. Byron hat vielen Kunstaufwand gemacht, um das Widerwärtige dieses Stoffes poetisch auszuschmücken.

Childe Harold's Pilgerschaft enthält als Hauptparthie eine Beschreibung der beyden classischen Länder des Alterthums, Griechenlands und Roms. Der Styl ist großartig, reich, glänzend und lebendig. Gedanken und Gefühle werden mächtig emporgehoben. Die Einbildungskraft wandelt unter den anschaulichsten Gemählden ferner Länder und Zeiten. Der Hauptzauber der Poesie liegt in der Scenerie, die der Dichter dem Herzen nahe zu bringen weiß.

Als eines besondern Mittels, die Gewalt seiner Poesie zu erhöhen, bedient sich Byron des Helldunkels. Ein düsterer Gedanke, ein finsteres Bild, werden hingestellt, um auf diesem Hintergrunde einer lieblichen Beschreibung, einer sanften Regung, einer freundlichen Gestalt ein desto höheres und helleres Relief zu geben, wie z. B. im 3. Gesang:

Der thaubeperlte Morgen ist erwacht,
Mit Rosenwangen, hauchend Balsamduft,
Und lacht in heiterm Hohn der Wolken Nacht
Hinweg, als sey auf Erden keine Gruft.

Byron hascht oft nach dem glänzenden Schmuck declamatorischer Beredsamkeit; dieß führt ihn zu gehäuftem Gebrauche der Contraste. Ein Beyspiel der Art liefert im dritten Gesang des Childe Harold die weiche, in Zärtlichkeit hinschmelzende Anrede eines Vaters an seine einzige, ihm durch die Scheidung von der Mutter entrissene kleine Tochter, welche durch die plötzliche Entrückung des Sprechers in die Stürme des Oceans noch ergreifender wird:

Ada, gleicht dein Gesicht der Mutter jetzt,
Mein einzig Kind im Herzen und im Haus?
Als ich dein blaues Auge sah zuletzt,
Da lächelt' es, und hoffend zog ich aus, —
Wie anders heut! —
Erwachend fahr' ich auf,
Und um mich schwell'n die Wogen, und die Winde
Erheben heulend ihre Stimmen. —
Noch einmahl auf die Wasser denn hinaus!
Und gleich dem Roß, das kennt den Reiter, springt
Die Woge unter mir. Heil dem Gebraus!
Nur schnell, wohin sie auch den Pilger bringt!
Ob knickt, wie Rohr, der überstrengte Mast,
Ob auf der Fluth zerriss'ne Segel flattern,
Doch muß ich fort! —

Reich ist Lord Byron an schönen Naturschilderungen. Ein Beyspiel liefert die Beschreibung des Morgens in dem kleinen epischen Gedichte: Lara:

Die Nacht versinkt; der Nebel auf den Höh'n
Muß in des Morgenlichtes Strahl zergeh'n.
Ein neuer Tag dem Menschen wieder winkt,
Der näher ihn dem letzten Tage bringt.
Wie neugeboren ringt sich auf Natur:
Am Himmel Glanz, und Leben auf der Flur,
Im Thale Blüthen, drüber Glanz und Gluth,

Die Luft so rein und leicht, so kühl die Fluth!
Unsterblicher! schau dieser Glorien Schein,
Und ruf' entzückt im Herzen: sie sind dein!
So lang dein Blick noch schauen mag, schau an!
Ein Morgen kommt, den er nicht sehen kann,
Und was an deiner Bahr' auch jammern mag,
Es weinet Erd' und Himmel dir nicht nach.
Kein Wölkchen graut, es fällt kein Blättchen ab,
Kein Lufthauch wehet seufzend um dein Grab;
Doch Wurmgezücht wühlt in dem Fleisch und Bein,
Bis du dem Boden magst ein Dünger seyn.

In der Wahl und Ausmahlung der Scenen neigt sich Byron größten Theils zu der Nachtseite der Natur. Hierher gehören z. B. die Beschreibung der Nacht und des Leichenfeldes in dem Gedichte: die Belagerung von Korinth, oder auch die Schilderung, welche der Berggeist in dem dramatischen Gedicht: Manfred (einer Art von Faust) macht:

Montblanc ist der Fürst der Gebirgshöh'n;
Sie krönten ihn wohl schon eh'
Auf felsigem Thron und im Wolkengewand
Mit dem Stirnenband von Schnee.
Als Gurt umzieht ihn ein Forstgebieth,
Die Schneelawin' in der Hand —
Doch hält vor dem Fall der donnernde Ball
Auf mein Geheiß noch Stand.
Des Gletschers kalt rastlose Last
Rollt vorwärts Tag für Tag.
Ich hemm' allein des Eises Hast,
Lenk' wohl auch ab den Schlag.
Ich bin der Geist vom Bergesrund;
Wollt' ich's, mir nickt' er zu,
Schrumpft' ein in seinen Höhlengrund —
Sag, was begehrest du?

Hellere Farben nahm der Dichter zu der Beschreibung Zuleika's in dem Gedichte: die Braut von Abydos:

Schön, sagt er, war sie;
Entzückend gleich der himmlischen Erscheinung,

Vor der des Kummers Larven all' zergeh'n,
Wenn Herzen in elysischer Vereinung,
Was sie beweint auf Erden, wiederseh'n;
Sanft wie begrab'ner Lieb' Erinnerung,
Rein wie des kindlichen Gebethes Schwung,
War sie —
Wie schwach die Worte sind, wer weiß es nicht,
Zu fassen einen Strahl von solchem Licht?
Wer fühlt es nicht, bis daß mit Dunkelheit
Den Blick umhüllt die eig'ne Seligkeit,
Wie laut des Herzens Angst, der Wangen Brennen,
Der Schönheit Majestät und Macht bekennen? —
So strahlt sie in nahmloser Reize Schein,
Die unbemerkt geblieben ihr allein —
Der Anmuth Lauterkeit, der Liebe Licht,
Musik, die weht aus ihrem Angesicht,
Das Herz, das Alles so harmonisch eint,
Das Aug', in dem die ganze Seele scheint.

Dieses Gemählde ist allerdings lieblich, aber doch ohne feste Contouren und ohne bestimmte Individualität, so wie die Charakteristik in Byrons Helden und Heldinnen keineswegs den Dichter von seiner starken Seite zeigt. Seine Frauen sind alle schön, reizend, bezaubernd und hingebend, aber ohne jene in den Tiefen der Seele liegende Zärtlichkeit, ohne die zarte Großartigkeit weiblicher Würde, ohne höhere, erhebende Gefühle. Auch unterscheiden sie sich zu wenig durch Züge charakteristischer Eigenthümlichkeit, und fließen oft wesenlos in einander. Nur die Umstände, welche feindlich oder freundlich auf sie einwirken, sind verschieden, die Charaktere selbst aber gleichen sich allenthalben so sehr, daß man die Heldinnen der Gedichte oft aus einem in das andere übersetzen könnte, ohne dem Gedichte dadurch irgend eine Verwirrung zu verursachen.

Eben so allgemein und vag sind auch die männlichen Charakter-Schilderungen. Der Giour, der Corsar, Alp, der Renegat (sagt ein Kunstrichter) imponiren allerdings beym ersten Auftritt, theils durch die großartigen oder glänzenden Verhältnisse, welche sie umgeben, theils durch eigene

Fülle und Kraft der Natur. Sie sind tapfer, rachsüchtig, unglücklich, unbiegsam; sie alle lieben, fechten, verzweifeln und sterben. Was aber ihre Gesichtszüge, wie ihren Charakter, schwankend und oft widersprechend macht, ist schon die erwähnte Einmischung der Persönlichkeit des Dichters in die Denkart und Handlungsweise seiner Helden. Dieses Verfahren bewirkt jenes flimmernde Ineinanderschweben zweyer Bilder, welches schwachen Augen bey einem langen, starren Hinblicke auf einen Gegenstand zu begegnen pflegt. Manfred und Lara werden hier allein als Ausnahmen angeführt, besonders der letztere, dessen Bild und Charakter sich in eigenthümlichen Formen und Zügen erhalten hat. Beyde Gedichte werden in dieser Hinsicht für Byrons gelungenste Schöpfungen erklärt. — Das Gedicht: der Corsar (in drey Gesängen), steht zwar in Hinsicht auf Charakteristik und Scenerie manchem andern dieses Dichters nach, ist aber dennoch reich an vielen einzelnen Vorzügen. Eine sehr gelungene Stelle ist diejenige, wo der Pascha zu dem auf Kundschaft zu ihm gekommenen entlarvten Derwisch redet*):

„Wohl, wie du willst! Folg deiner frommen Laune!
Nur eine Frage noch, dann magst du geh'n.
Wie stark sind sie? — Ha! bricht der Tag denn an? —
Ein heller Stern, ein Sonnenglanz erhellt
Die ganze Bay — sie scheint ein Meer von Feuer!
Hier ist Verrath! Fort, Wache! Meinen Säbel!
Das Feuer frißt die Schiff' und ich bin fern.
Verdammter Derwisch! Das war dein Bericht?
Spion! Ergreift ihn, spaltet, haut ihn nieder!" —

Aufsprang der Derwisch bey dem ersten Blitz
Des Lichts, und sein verwandelt Ansehn schreckt
Den Pascha minder nicht als jene Flammen;
Aufsprang der Derwisch, nicht in frommer Haltung,
Nein, wie ein Held, der sich auf's Streitroß schwingt.
Weg fliegt die Kappe, weg das heil'ge Kleid,
Geharnischt steht er da und zückt das Schwert;

*) Übers. von Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Des Helmes heller Glanz, der dunkeln Federn Pracht,
Des Auges hell're Gluth, der Brauuen tief're Nacht,
Es leuchtet in ihr Aug' wie eines Geistes Blitzen,
Vor dessen Todesstreich sie keine Waffen schützen.

Byrons letztes erzählendes Gedicht, Don Juan, hat man sehr richtig eine ausgelassene, zügellose Satyre auf alle Schicklichkeit, alles feine Gefühl, alle Grundsätze, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten, genannt. Noch kein Schriftsteller, sagt die strafende Kritik, hat so frank und frey alle heiligen und geselligen Verbindungen des öffentlichen und häuslichen Lebens, alle menschlichen Bestrebungen und Beschäftigungen, alle äußern und innern Gesetze der menschlichen Natur und Gesellschaft so verspottet und verhöhnt, als Byron in diesem Gedichte. Es ist niederschlagend, ein Genie, wie Byron's, auf solche Weise gemißbraucht und herabgewürdiget zu sehen! —

Edler und reiner zeigt sich Byron in dem größten Theil seiner lyrischen Gedichte, desto unwürdiger aber in seinen neuern dramatischen Werken.

Wir schließen dieses Urtheil über Byrons Genius und seine Werke mit einer Parallele, welche Friedrich Schlegel über ihn und Walter Scott zieht; sie ist eben so schön ausgesprochen, als treffend und wahr gedacht*).

„In den letztern Jahren, seit die Gemeinschaft mit England wieder hergestellt ist, hat sich der Ruhm von zwey neuen Dichtern aus der brittischen Insel auch über unsern Continent verbreitet, welche auf sehr verschiedene Weise den jetzigen Moment und Zeit-Charakter des poetischen Gefühls bezeichnen. Scott's Dichtung lebt ganz nur in der Erinnerung der alten Zeit und des alten Schottlands, und ist selbst nur ein Nachhall jener nicht mehr vorhandenen ehemaligen Poesie; oder wenn man will, eine Mosaik aus einzelnen Bruchstücken der roman-

*) S. Friedrich Schlegels sämmtliche Werke. Wien, bey Jacob Mayer und Compagnie. 1822. — Zweyter Band, S. 203.

tischen Sage und alten Ritterzeit, nach schottischen Sitten, mit genauer Kenntniß und sorgsamer Treue, fleißig zusammengesetzt und ziemlich ausgearbeitet, wie man etwa in modernen Landhäusern und angelegten Einsiedeleyen die Fragmente alter Glasgemählde aus gothischen Kirchen für den mahlerischen Eindruck sauber und neu an einander fügt. Nicht aus der Erinnerung und nicht aus der Hoffnung, sondern aus der Tiefe der tragischen Begeisterung und eigenen trostlos atheistischen Weltansicht bricht Byrons Poesie hervor, wie sich diese in einem hochstrebenden, an sich reichbegabten Gemüthe im Kampfe des Unglaubens und der Verzweiflung entwickelt, und in nächtlicher Phantasie, unter mannigfachen, seltsam wilden Gestalten nur den Heroismus des Unheils vergöttert, und mit dem düstern Zauberscheine aller Leidenschaften umkleidet. Diese atheistische Begeisterung war auch der deutschen Poesie in frühern Epochen nicht ganz fremd; doch hat sie sich bald in eine reinere Sphäre erhoben, und während jene Mißgebilde einer falschen tragischen Größe nur noch von den äußersten Gränzen der Bühne verhallend nachtönen, wird es in den höhern Regionen unserer Kunst schon deutlich empfunden, daß die neue Poesie in ihrer Klarheit nicht hervorquellen kann aus diesem dunkeln Strudel des leidenschaftlichen Unmuths, sondern sich nur aus dem reinen Lichte der ewigen Hoffnung, als die in Glauben und Liebe verklärte Phantasie, wie der Regen nach dem Ungewitter, entfalten soll, oder wie die Morgenröthe aus der Nacht. Scott und Byron zusammengenommen, als Poesie der Erinnerung, und Poesie der Verzweiflung, bilden mehr den Schluß einer ehemaligen verlornen, oder völlig untergegangenen Poesie, als den Anbeginn einer neuen, der wenigstens bis jetzt darin nicht sichtbar ist."

Parthien aus Lord Byrons epischen Gedichten.

I.

Aus dem Gedicht Parisina.

Hugo's Hinrichtung. *)

Des Klosters Glocken klungen
So langsam und so schaurig,
Auf dem grauen Thurme geschwungen,
Im tiefen Ton und traurig;
Deß möchte das Herz erbangen.
Horch! ein Lied wird gesungen
Für die, so Grab umfangen,
Oder den, der bald ausgerungen!
Für einen, der auf dem letzten Gang,
Hallt die dumpfe Glock' und der Todtengesang.
Ihm schlug die letzte Stunde,
Er kniet vor'm Mönch — ein Grauen
Durchbebt die, so es schauen —
Er kniet auf kaltem Erdengrunde;
Vor ihm der Block, die Schar in der Runde —
Der Mann mit dem Beil, des Winks gewärtig,
Steht da, die Arme entblößt und fertig,
Und prüfet den neu geschärften Stahl,
Ob ihm der Streich geling' ohne Qual:
Indeß sich die Menge rings sprachlos schichtet,
Zu seh'n wie der Sohn fällt, vom Vater gerichtet.

* * *

Ein heitrer Sonnenschein, wie spät
In Sommertagen ihr ihn seht,
Schwebt über jenem schweren Tage,
Als spotte er der bangen Klage;
Der Abend goß die vollen Strahlen
Auf Hugo's Haupt, das schon verfallen,
Indem er sein Bekenntniß spricht
Zum Mönch, bejammernd das Gericht,

*) Als Strafe unerlaubter Liebe mit Parisina. (Übersetzt aus den brittischen Dichterproben, von L. B.).

In frommer Büßung hingegeben,
Und lauscht, ob der ihn mög' entheben
Der Schuld, und jene Gnad' entdecken,
Die löscht der niedern Menschheit Flecken.
Der helle Strahl der Sonne streicht
Hin über's Haupt, das er geneigt,
Glänzt in den braunen Lockenringen,
Die seinen bloßen Hals umschlingen;
Doch glänzender noch schießt zumahl
Auf jenes Beil ein Sonnenstrahl
So grausig schimmernd anzuschauen.
O, bitter war des Scheidens Qual!
Die Muthigsten befällt ein Grauen:
Recht ist der Spruch, schwarz sein Vergeh'n —
Doch schaudern Alle: die das seh'n.

* * *

Vom falschen Sohn, den Liebe bethört,
Hat der Mönch den Scheidespruch gehört.
Gezählt ist jegliche Missethat,
Und seine letzte Minute naht.
Des Mantels war er schon beraubt, —
Jetzt scheren sie sein Lockenhaupt —
Es ist geschehn — dort liegt das Haar, —
Der Koller, womit er bekleidet war;
Die Schärpe, die Parisina ihm gab,
Nicht schmücken dürfen sie ihn im Grab.
Auch diese läßt er sich entwinden
Und mit dem Tuch die Augen binden; —
Doch nein — die letzte Schmach erträgt
Der Stolze nimmer; sein kühner Sinn,
Ob er bisher gebändigt schien,
Er wird auf's neue tief erregt,
Da der Mann naht, ihn zu verbinden:
So will er nicht, nicht jetzt erblinden,
Als könnt' er vor dem Tode beben;
„Nein — ruft er — verfallen ist Blut und Leben,
„Gefesselt die Hand; doch der Augen Licht
„Laßt mir im Tod! ich zittere nicht ——
„Schlag zu!" — und wie das Wort er spricht,
Beugt er zum Block das Angesicht:

Noch hallet Hugo's letzter Ton,
„Schlag zu!" da funkelt das Beil auch schon,
Da rollt das Haupt, entspritzt das Blut
Dem Rumpf, der wuchtend rückwärts sinkt,
Indem der Staub die Purpurfluth
Aus allen seinen Adern trinkt:
Die Lippen zucken, ein bleicher Schimmer
Durchblitzt die Augen — jetzt starr auf immer.
Er starb, wie Sünder sollen sterben,
So ohne Prunk und Eitelkeit,
In Demuth, unter dem Geleit
Des Priesters, reuevoll bereit,
Doch hoffend, Gnade zu erwerben.
Indeß er vor dem Mönch gebückt
Nur trachtet, ob er sich der Welt entwöhne,
War jedes Angedenken ihm entrückt
An den ergrimmten Vater, an die Schöne, —
Zum Himmel gewandt in solcher Stunde,
Kam Vorwurf nicht, nicht Jammergestöhne,
Nur frommes Gebeth aus seinem Munde,
Bis auf das Wort, das ihm entfloh'n,
Als er, den Streich erwartend schon,
Gewehret, daß man ihn nicht blende,
Und bey dem Wort fand er sein Ende.

Wie jene Lippen im Tode gethan,
So hielt die Menge den Odem an,
Doch fernehin, von Mann zu Mann,
Ein kalter Schauer elektrisch rann,
Als jäh der tödtliche Streich gefallen,
Zu enden sein Leben und Erdenwallen.

II.

Aus dem Gedicht Mazeppa *).

Das Roß ward gebracht,
Fürwahr von Gestalt ein seltnes Thier,

*) Über Idee und Plan des Gedichtes ist bereits gesprochen worden bey Gelegenheit der Charakteristik von Lord Byrons Poesie überhaupt. — In diesem Bruchstück erzählt Mazeppa, wie der pohlnische Edelmann zur Strafe für sein Vergehen ihn auf ein wildes Pferd binden, und dieses fortjagen ließ. (Die Übersetzung ist von Chr. Carl Meißner.)

Ein Tartar aus der Ukraine Gestüt,
Der wohl der Gedanken Urschnelle verrieth
In seinen Schenkeln. Doch wild war das Thier,
Wild wie der wilde Hirsch, nicht folgsam gemacht,
Durch Sporn und Zügel nicht sclavisch entweiht,
War's eingefangen erst eine Tageszeit;
So schnaubend, gesträubt die Mähnen mit Macht,
Sich ungestüm bäumend, ward's zu mir gebracht;
In vollem Schaum stand vor mir da schon
Der Wildnißgeborne mit flammendem Droh'n. —
Es band mich nun fühllos mit hundert von Stricken
Die Schar des Gesindes dem Roß auf den Rücken;
Dann gabs's ihm die Freyheit mit peitschendem Hieb
Und fort! fort! nun fort es in's Weite uns trieb.
Nicht schneller je strömende Wasser noch floh'n.
Fort! Fort! kein Athem in mir ist mehr —
Ich sah nicht, wohin es eilte so sehr:
Kaum graute Morgendämm'rung dort,
Und fort nur schäumt es, fort, fort, fort!
Der letzte vernehmliche Menschenton,
Als feindlich sie jagten mich fort mit Hohn,
War schallend Gelächter der höllischen Brut.

* * *

Fort, immer fort! mein Roß und ich
Lassen auf Schwingen des Winds uns treiben.
Alle menschlichen Wohnungen hinter uns bleiben;
Wir eilen, wie Meteore durch Himmel jagen,
Wenn bey brinkelndem Laufe die Nacht
Vom zückenden Nordlicht wird heller gemacht.
Nicht Stadt noch Dorf auf dem Wege uns lagen,
Nur Fläche der Wildniß, gedehnet weit,
Umgeben von des Waldes Dunkelheit,
Und außer einer Mauer, die kaum man noch sah
Auf fernem Gebirge dem Einsturze nah,
Vor Zeiten errichtet zum Schutz der Tartaren,
Nicht Spur von Menschen. —
Der Himmel war dunkel und neblich und grau,
Ein klagendes Lüftchen, es wehte so flau —
Erwiedern hätt' ich können mit Seufzerswort,
Aber schnell wir flogen fort und fort,

Und weder seufzen noch bethen konnt' ich dort.
Auf die Mähne des Renners, die borstig sich steilte,
Gleich Regen der Schweiß von der Stirn mir eilte.
Doch schnaubend vor Wuth und Furcht das Thier
Verfolgte den Landweg durchs wilde Revier;
Zuweilen wohl dacht' ich, es müßt' in der That
Den Renner ermüden die Länge vom Pfad,
Doch nein, — seiner Wuth hemmt es nicht den Flug,
Daß er matt und gebunden mich auf sich trug.
Vielmehr die Versuche, mir zu befrey'n
Die geschwollnen Glieder von marternder Pein,
Sie schienen zu werden ihm treibender Sporn,
Die Furcht zu vergrößern, zu mehren den Zorn.
Versucht' ich's zu lauten nur leis' und schwach,
So eilt' er, als trieb ihn ein Peitschenhieb nach,
Und horchend auf jedes Getön er dann sprang,
Als fordr' es ein schneller Trompetenklang.
Nun wurden die Bande vom Blute genäßt,
Durchs Reiben mir aus den Gliedern gepreßt,
Und auf der Zunge der Durst mir stand
Noch heft'ger als glühender Flammenbrand.

* * *

Wir nahten dem wilden Walde. So groß er war,
Daß dem Auge kein Ziel ward offenbar.
Ihn zierten wohl Stämme so stark und alt,
Daß sie nicht wankten bey Sturmesgewalt,
Der heult' aus Sibiriens Wüsteney
Und bricht in der Eile die Wälder entzwey.
Doch wenig nur derer, und zwischen hin
War Dickicht von Buschwerk noch zart und grün,
Schön prangend mit seiner Belaubung Pracht,
Eh der Abend des Herbstes sie welken macht,
Der die Blätter der Bäume nach festem Geboth
Entfärben sich lässet mit lebloſem Roth,
Daß auf ihnen steht wie geronnenes Blut
Auf den Erschlag'nen, wenn's Treffen nun ruht,
Und eine lange Winternacht ihren Frost ergoß
Über jedes Haupt, das kein Grab verschloß.
So kalt und stark, daß der Schnabel selbst nicht
Des Raben die gefrorne Wange zerbricht.

Es war eine Wüste von buschiger Wand,
Und hier und da eine Kastanie stand
Und Eichen und Fichten festwurzelnd im Land;
Doch weit von einander — das war ein Glück,
Sonst wär' mir geworden ein härter Geschick —
Hielt mich nicht auf der Bäume Verband,
Schonend den Körper, und ich vermocht' zu überstehn
Die Wunden, vernarbend von der Kälte Wehn,
Und die Bande ließen mich nicht verloren gehn. —
Wir rauschten durch die Blätter wie Wind dahin,
Rücklassend Hölzung mit Wölfen darin;
In der Nacht ich sie am Wege vernahm,
Ihre Schar uns in den Rücken kam,
Mit ihrem langsamen Galopp, der ermüden kann
Des Hundes Haß und den eifrigen Jägersmann.
Wohin wir auch flohen, da folgten sie nach
Und verließen uns nicht, als der Tag anbrach.

III.

Aus dem Gedicht: die Belagerung von Korinth; (im Jahr 1715*).

Nachtgemählde.

's ist Mitternacht, und Berg und Hain
Umfließt des Mondes kühler Schein;
Das Meer blau, blau des Himmels Plan,
Ein aufgehangner Ocean
Von Lichteilanden weit besä't,
Dem milder, geist'ger Glanz entweht;
Wer blickt da jemahls himmelwärts,
Und kehrt zur Erde nicht mit Schmerz?
Und wünscht nicht Flügel sich, nicht Schwingen,
Um hin zum ew'gen Licht zu dringen?
Am Doppelufer lag die Fluth,
Azurn wie die Luft, und ruht,
Läßt jeden Kiesel, wo er lag,
Und murmelt lieblich wie der Bach.

*) Übersetzt von Julius Körner.

Die Winde schlafen auf den Wogen;
Das Schweigen wird durch nichts gebrochen,
Als wo die Wacht den Ruf gesprochen,
Als wo laut wiherte das Pferd
Und man vom Berg das Echo hört.

Schlachtgemählde.

Wölfen gleich, die wüthend hin
Auf den mächt'gen Büffel zieh'n;
Ob er feurigen Blickes, mit wildem Zorn
Hufschlagenden und mit spitzem Horn
Aufschleudert zur Höhe, zerstampft auf der Erden
Die ersten, die nah'n, — nur getödtet zu werden —
So fliehen hin sie zu dem Wall,
Und so ist der Ersten Fall,
Man sah durchbohrt dort von dem Erz
Wie Glas zerbrochen manches Herz;
Es zerriß der Schuß den Boden,
Wo lagen regungslos die Todten,
Wie sie stürzten, blieben sie gereiht;
Gleich des Mähers Gras um die Abendzeit,
Ist sein Werk auf geebneter Wiese geschehn; —
So stürzten hin die Vordersten.

Wie Bergesströme mit wildem Guß
Blöck' ausreißen der Klippe Fuß,
Abgespühlt durch stete Fluth,
Bis herab sie stürzen mit Donnerswuth;
Ähnlich der Lawine Schnee,
Rollend aus der Alpen Höh' —
So zuletzt, ermüdet, schwach,
(Denn der Moslim ließ nicht nach
Stürmend vorzugehn) entsank
Das Volk Korinths der Veste Hang.
Fest stand es oben, es stürzte gereiht,
Gehäuft durch das Heer der Ungläubigkeit,
Fuß an Fuß, und Hand an Hand.
Stumm war nur, wem das Leben entschwand;
Streich, und Stich, und Hieb, und Streben
Nach Siegen oder Leben
Mischt dort sich mit dem Donner der Röhren.

Von der Spitze der kämpfenden Kling' bis zum Halt
War Säbel und Schwert vom Blut umwallt;
Doch der Wall ist genommen, es geht an Erbeuten,
Vollbracht ist's bis auf das blutigste Streiten.
Lautes Schreyen dringt heraus,
Wo die Plündrer sind im Haus.
Horch, das Eilen der fliehenden Massen,
Weg sprützt das Blut auf den schlüpfrigen Gassen. — — —

Die Mauern wankten, ohne Rast
Schlug dran der heißen Kugeln Last,
Die nach der Burg der Batterien
Mit ungeschwächter Wuth entflieh'n.
Aus glühender Haubitze steigt
Gebrülle, das dem Donner gleicht;
Und mancher Dom, wo Bomben prangen,
Hat Feuer prasselnd schon gefangen,
Und wie der Bau zusammen fällt,
Von schwefelspeyendem Hauch zerschellt,
Blitzt auf in rother Knäulgestalt
Die Flamm', und laut der Einsturz hallt;
Oder, ein vielfach Meteor,
Flieh'n Sterne von der Erd' empor
Zum Himmel, dessen Wolken, heut
So dicht, kein Sonnenstrahl zerstreut;
Denn sie verdüstert dicker Rauch,
Die Luft ist weit ein Schwefelhauch.

Sprengung einer Pulvermine im Todtengewölbe einer Kirche.

Da rührt der Greis mit Schweigen
Die Mine mit der Fackel an —
Es zündet!
Gewölb', Altar, Thurm, Beute, Leichen,
All' Alles, Christ und Muselmann,
Was lebend nur, was todt darin,
Geschleudert zur Höh' mit der Kirche Ruin,
Sein Ende donnernd findet.
Der Sturz der Stadt, der Mauern Fall,

Die Wogen weit zurücke drängt;
Der Krach des Bergs, auch nicht zersprengt,
Wie bey der Erde Beben; —
Der Dinge tausendfach Getümmel,
Das fuhr in Flamm' und Rauch zum Himmel
Mit ungeheurem Streben:
Verkündigten, das Blutbad sey
Im lang gequälten Land vorbey.
Racketen gleich zur Höhe brach
All, was beysammen unten lag!
O Mancher, groß, zum Ruhm gelenkt,
Geschrumpft zur Spann', und gluthversengt,
Deckt', als er wieder fiel auf's Land,
Die Eb'ne, wie ein Kohlenbrand,
Wie Regen Asche niedersprengt.
Die stürzen zum Golf, und die Massen empfing
Des Wassers tausendfacher Ring;
Die fielen an's Ufer, doch fernhin, weit
Lagen sie über den Isthmus zerstreut.
Wer sind sie? Moslim oder Christen?
Fragt ihre Mütter, ob sie's wüßten!
Als sie den schlummernden Säugling küßten,
Und jede Mutter süß gelächelt,
Sah sie das Kindlein, vom Schlaf gefächelt,
Da träumte sie nichts vom Geschick,
Das heut zerstümmelte ihr Glück!
Nicht die Mütter, die sie trugen,
Konnten ihrer Kinder suchen!
Von Form, von menschlichem Gesicht,
Ließ der Moment die Spur selbst nicht!

Geschichte der dänischen Poesie.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert kannte man in Dänemark von einheimischen Producten noch nichts als schlecht erzählte Legenden und Chroniken in Versen und in Prosa. Die von Christian I. im Jahre 1475 zu Kopenhagen gestiftete Universität war vom Anfange an mit deutschen Professoren besetzt, und wer nicht dort studiren wollte, zog auf deutsche Universitäten. So wurde denn die deutsche Sprache, nebst dem daß sie die Sprache des Hofes und der feinen Welt war, zum Nachtheil der einheimischen auch die Sprache der Gelehrten. Erst gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts brach die Morgenröthe der dänischen Poesie an. Das Hexaemeron des Bischofs von Drontheim, Andreas Arrebo (geboren 1587), war das erste Gedicht von größerm Umfange. Ihm folgten nach einigem Zwischenraum Bording (geboren 1619), Kingo (geb. 1634), Reenberg (geb. 1656), und Sorterup, von dem nur das Todesjahr 1722 bekannt ist. Diese vier Dichter waren sclavische Nachahmer deutscher Vorbilder.

Endlich trat Holberg auf, geboren 1684, und mit diesem genialen, vielseitigen Geiste begann eine neue Periode für die dänische Literatur. Allein diese schöne Periode ging beynahe spurlos vorüber, weil, ungeachtet Holberg sein Vaterland mit trefflichen Producten reich beschenkt hatte, seine Nachfolger nur mit schwachen Talenten begabt waren. Erst nach dem Jahre 1760 begann wieder eine bessere Periode.

Sneedorf (geb. 1732) gab durch seinen patriotischen Zuschauer der Sprache einen neuen Schwung. Die im Jahr 1758

gestiftete Gesellschaft der schönen Wissenschaften, Carstens an ihrer Spitze, wirkte sehr thätig. Durch ihre Aufmunterung machte Tullin eine neue glänzende Epoche, welche ihren Culminations-Punct mit Ewald (geboren 1743) erreichte, welcher die meisten Dichtungsarten mit entschiedenem Glück bearbeitete.

Ihm folgte eine Reihe talentvoller Dichter bis auf unsere Zeit, welche sich Baggesens und Ohlenschlägers herrlicher Schöpfungen der dramatischen, epischen und lyrischen Poesie erfreut.

Im Fache der ernsthaften Epopee besitzen die Dänen nicht Vieles, aber doch Gutes. Hier ist zu nennen:

Staerkodder, ein historisch-romantisches Gedicht in fünfzehn Gesängen, von Pram; in seiner Art classisch. (1785.)

Das befreyte Israel, vom Domprobst Herz. Es ist in Hexametern geschrieben, hat aber mehr oratorische als eigentlich epische Schönheiten. (1804.) Der erste Gesang der Edda, bearbeitet von Ohlenschläger, (1804); voll Phantasie und Kraft.

Parthenais oder die Alpenreise, ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen, von Baggesen, dessen Plan in der Folge ausführlich dargestellt werden wird.

Komische Heldengedichte besitzen die Dänen zwey:

Peter Paars, ein heroisch-komisches national-dänisches Gedicht von Ludwig Holberg. Hätte der große Verfasser, sagt Eichhorn, außer seinem Peter Paars keine Zeile geschrieben, sein Ruhm wäre dennoch unsterblich. Es ist ein Meisterwerk, dessen hohe Genialität man nur in dem Original genießen kann und genießen soll.

Bräger, ein komisches Heldengedicht von Storm, erhebt sich, mit Ausnahme einiger sehr gelungenen Stellen, nicht über das Mittelmäßige.

Für ein Mittelding von ernsthaftem und komisch-epischem Gedichte kann Holbergs Metamorphosis gelten, worin eine ganze Gesellschaft von Thieren, Bäumen und Pflanzen vorkommt. Von Ovids Metamorphosen unterscheidet sich die-

ses Gedicht insbesondere dadurch, daß nicht, wie im Werke des Römers, Menschen in Thiere, Bäume, Steine ꝛc., sondern umgekehrt Thiere, Bäume ꝛc. in Menschen verwandelt werden, und zwar immer mit satyrischer Tendenz; so z. B. wird ein Bock in einen Philosophen verwandelt, eine Elster in einen Barbier, eine Sonnenblume in eine stolze Hofdame u. s. w.

Die ernsthafte poetische Erzählung wurde von wenigen Dichtern mit Glück bearbeitet. Erwähnung verdienen die Erzählungen von Claus Frimann, Herz, Jens Smith und J. Reins.

Glücklichere Bearbeiter fand die komische Erzählung, unter welchen Wessel, Storm, Tode, Brunn und Baggesen sich vorzüglich auszeichnen.

Die ältesten dramatischen Versuche sind von dem Schulmeister Christen Hansen, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, gemacht worden; sie bestehen in Nachahmungen und Übersetzungen deutscher Fastnachtspiele. Bald nachher schrieb der Bischof Hagelund (geboren 1542, gestorben 1614) auch originelle Schauspiele, welches auch dessen Zeitgenosse, der Prediger Jasti, that.

Das siebenzehnte Jahrhundert war an dramatischen Producten nicht ergiebiger. Der Stoff wurde größten Theils aus der biblischen Geschichte genommen. Eine eigentliche National-Bühne erhielt Dänemark erst nach dem zweyten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts.

Das erste bessere vaterländische Trauerspiel erhielt Dänemark von Ewald. Es ist Rolf Krage betitelt, und der Stoff aus der dänischen Geschichte genommen. Man erklärt dieses Stück für ein großes und an interessanten Situationen reiches Gemählde. Außer diesem schrieb Ewald noch: Adam und Eva, eine dramatische Dichtung in fünf Aufzügen; Philemon und Baucis, ein Schauspiel mit Gesang.

Den beyden Dichterinnen Dorothea Biehl und Katharina Boye fehlte die tragische Kraft, deren Mangel sich durch alle mögliche Correctheit nicht ersetzen läßt. Falsens bürgerliches Trauerspiel Salvini og Adelson ist mehr gräßlich als genial.

Erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts traten zwey Dichter von größern Talenten auf: Samsöe und Sander. Von ersterm ist das Trauerspiel Dyveke, welches die Liebe Christians II. zu einem holländischen Mädchen vom Bürgerstande zum Sujet hat.

Nun folgten wohl mehrere Tragiker, Brun, Weyde, Fasting, Pram und Rein, deren keiner jedoch ein vorzüglicher Liebling Melpomenens genannt werden kann. Erst mit Öhlenschläger begann eine neue, und zwar die glänzendste Periode der dänischen Bühne. Seine Tragödien Correggio, Axel und Walburg, Hakon Jarl ꝛc. wurden überall mit Beyfall aufgeführt und mit Vergnügen gelesen. Sein romantisches Drama: Aladdin oder die Wunderlampe, ist das reichste Gemählde einer schöpferischen Phantasie, und würde allein schon hinreichen, Öhlenschlägers Ruhm für alle Zeiten zu befestigen.

Eine besondere Erwähnung verdient noch Wessels geniales Product: Liebe ohne Strümpfe, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Es soll, obschon anfangs nicht für die Bühne bestimmt, in der Folge dennoch, und zwar mit außerordentlichem Beyfall, aufgeführt worden seyn. Es ist eine Parodie der Fehler der französischen Tragödien. Die lächerliche Intrigue dreht sich um das fatale Ereigniß, daß es dem Schneider Johann von Ehrenpreis an Strümpfen zur Hochzeit fehlt, und endet mit Mord und Tod auf tragikomische Weise.

Das eigentliche Lustspiel begann erst mit Holberg im Jahre 1720, welcher sogleich genial und original auftrat. Seine Lustspiele sind die lebendigsten Sittengemählde seiner Zeit, deren Laster und Thorheiten er mit Witz und Laune geißelt. Sie haben auf die Bildung und den Geschmack seiner Nation den entschiedensten Einfluß gehabt. Man drängte sich zu den Vorstellungen, und wer sonst nicht las, las Holbergs Lustspiele. Seine Überlegenheit verscheuchte alle Mitwerber, und er beherrschte die Bühne bis zum Ende seines Lebens (im Jahr 1754), welches ein beynahe ununterbrochener Kampf mit Dummheit und Bosheit war. Seine Lustspiele sind aber noch jetzt eine Zierde der dänischen Bühne.

Es genüge, hier nur die Haupt-Ideen und Haupt-Charaktere einiger derselben anzuführen: In dem politischen Kannengießer trifft die satyrische Geißel jene Anmaßenden der gemeinen Stände, welche, ungeachtet ihrer Unwissenheit alle Anstalten und Maßregeln der Regierungen und Obrigkeiten tadeln.

In der Wankelmüthigen erscheint eine Dame, welche täglich ein Heer von Launen hat. Im Meister Gert quält ein Schwätzer alle Leute. Im arabischen Pulver wird die Thorheit der damahligen Goldmacher gezüchtigt. Das Lustspiel Ulysses ist eine Satyre auf schlechte Stücke. Der Held der Tragikomödie Melampe ist ein Schooßhund, welchen zwey Schwestern so rasend lieben, daß zwischen ihren Liebhabern deßhalb ein Streit entsteht. Das Lustspiel: die streitsüchtigen Brüder, zeigt durch das Beyspiel zweyer Brüder, eines abergläubischen und eines ungläubigen, daß jeder Fehler in einem Extrem besteht. Das Lustspiel: die Weihnachtsstube, erregte bey der ersten Vorstellung so allgemeines lautes Gelächter, daß man kaum etwas zu hören vermochte, und die Schauspieler endlich selbst von der Lachwuth ergriffen wurden.

Holbergs sämmtliche Lustspiele füllen in der neuesten Ausgabe fünf Bände.

Erst gegen zwanzig Jahre nach Holbergs Tode traten wieder mehrere dramatische Dichter, aber ohne ausgezeichnete Talente auf. Wir führen darum nur die vorzüglichsten derselben an: Tode, Heiberg, Pram, Oluffen, Fasen und Ewald.

Eine National-Oper erhielt Dänemark erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ewald war der Erste, der etwas Vorzügliches lieferte. Großes Aufsehen erregte seine tragische Oper Balders Tod, und das Singspiel die Fischer. In beyden Stücken vereinigt sich dramatischer Werth mit dem Glanze der Lyrik. Nach Ewald fand die Oper mehrere talentvolle Bearbeiter, unter welchen, nebst Thaarup, die vorher genannten Dichter Heiberg, Pram, Sander, Möller und Falsen als die vorzüglichsten genannt werden. Baggesen schrieb zwey Opern, welche nicht gefielen.

Überblicken wir die lyrische Poesie, so zeigen sich uns Baggesen und Thaarup als Hymnendichter vom ersten, Storm und Rein vom zweyten Range. Geistliche Lieder haben Storm, Bunkeflod, Hjort und Zetlitz geliefert. Als vorzügliche Odendichter werden genannt: Zetlitz, Baggesen, Bruun, Guldberg, Ewald, Frimann und Tullin. Eine etwas ausführlichere Darstellung gebührt einem lyrischen Gedichte des letztern von größerem Umfang, der Maytag betitelt. Cramer rühmt, im ersten Bande seines nordischen Aufsehers, Kühnheit und Lebhaftigkeit in den Gemählden, Feuer in den Empfindungen, in verschiedenen Stellen auch Hoheit und Zärtlichkeit, Adel und Neuheit in den Metaphern, als vorzügliche Schönheiten dieses Gedichts.

In dem leichten Liede haben fast alle vorher genannten Lyriker viel Schönes geleistet. Zu diesen werden noch beygezählt: Wandall, Wibe, Abrahamson, Malling, die Gebrüder Tröjel, Rahbek, Kruuse, Pavels, Weyer, Smith, Hoste u. m. a. Besonders reich sind die Dänen an Volksliedern.

Im Gebiethe der Romanze und Ballade nehmen Ewald, Thaarup, Frimann, Rahbek, Knud, Rein und Staffeldt, nach Ohlenschläger, die ersten Plätze ein. Von Staffeldt insbesondere wird folgendes, mit Tadel verwebte Lob angeführt: „Seine kranke, aber selbst in ihrer Krankheit gewaltige und zügellose Phantasie reißt ihn fast immer unwiderstehlich dahin, und zuweilen den Leser auch; aber wenn nun der Taumel vorbey ist, und ruhigeres Nachdenken und Gefühl eintritt, kann man nicht umhin, sich selbst zu gestehen, was Quintilian von einem römischen Dichter sagt: „Placebat propter sola vitia." —

An Elegien und Heroiden leidet die dänische Poesie keinen Mangel. Die meisten der genannten Dichter haben sich in beyden mit Glück versucht. Zu bemerken ist, daß Tullins elegische Gedichte mehr didaktische Tendenz haben, Ewald aber mehr die Gefühle des Herzens aufregt.

Durch seine Cantaten trug Ewald zuerst zur musikalischen Bildung der Sprache und des poetischen Numerus bey. Was er begonnen, wurde von Thaarup fortgesetzt.

Der erste Begründer des Lehrgedichtes war Tullin, dessen „Schiffahrt" und „die Schönheit der Schöpfung," besonders letztere, nicht nur in Dänemark, sondern auch im Auslande mit großem Beyfalle aufgenommen wurden. Dusch, in seinen Briefen zur Bildung des Geschmacks, und Fürst in seinen Briefen über die dänische Literatur, haben die Schönheiten der mahlerischen Didaskalie über die Schönheit der Schöpfung ausführlich beurtheilt und dargestellt.

Als Beweis von Tullins Gedankenstärke und Würde des Vortrags mögen hier zwey Stellen stehen, wie Dusch in dem genannten Werke sie übersetzt hat. Die erste, eine Anrufung der Nacht, befindet sich im Eingange des Gedichtes:

In dieser stillen Ruhe, wo das Leben
In Ohnmacht liegt, wo Sinn' und Überlegung
Der Phantasie gewichen, wo der Sclav'
In seinen Banden Königreiche träumt,
Und Erdengötter wieder Menschen werden:
Was suchst du hier, mein Geist? Ist auch das Land
Der Einsamkeit ein Zeitvertreib der Seele?
Ist auch der Finsternisse stille Wohnung
Die Freystatt der Vernunft? Und kann der zarte
Im furchtbar'n Schooß der Nacht geruhig
Zur Wahrheit wachsen? — Ja, sey du mein Beystand
Noch einmahl, allmachtvolle Nacht! die du
Mich vormahls lehrtest, daß der Schwarm nur Thoren
Erzeugen kann; du bist's, der Wahrheit Mutter,
Die ich jetzt wähle, Mutter meines Liedes
Und Zeuginn gegen meinen Freund zu seyn! —
Erleuchte mich, du Prediger der Weisheit,
Mit jenem sternenhellen Licht, das du
Dort oben angezündet, wo ringsum
Zu Myriaden Welten brennen, wo
In allen Dingen Weisheit, Ordnung, Pracht
Ins Auge leuchten. — —

* * *

— Ja brenne
So hell vom heil'gen Lobe, wie die Pracht
Der Nacht! brenn' heller, als Orion, du
Brenn'st nicht allein. Dir leistet meine Nacht
Gesellschaft g'nug; und nicht die Nacht allein,

Der Ordnung Schauspiel hat noch mehr als diesen Act.
Schon öffnet sich ein neuer!
Es ladet dich der Flug der Morgenlerche
Zum neuen Wunder ein, zu sehen, wie
Sie stirbt, die Nacht, und alle Himmelsfackeln
In der Geburt des Tags durch stärk'res Licht
Verlöschet werden. —

* * *

Wo blieb die Lerche, deren süße Kehle
Den Philadon einlud, das Wunder
Des Morgenroths zu seh'n? Der muntre Wächter
Der aus der hohen Luft durch seine Stimme
Zur Andacht die Geschöpf' erweckte? Sie
Stieg in den Himmel, von dem Lobe dessen
Entflammt, der ihren zarten Hals zum Triller
Gebaut; und da sie eben ihr Gebeth
Und ihren Morgenpsalm begann, da ward sie —
Ach, Philadon! — ein Raub des Falken. Wie?
Du seufzest? — darf ein Philosoph hier seufzen?
Soll denn die Lerche niemahls sterben? soll
Der Falk nicht leben? Ist die Ordnung größer,
Wenn gar kein Raubthier wär'? besinne dich!
Du selber bist das größte Raubthier! ja,
Noch mehr! wenn alles Leben hat, und sich
Vom Leben nähret, wie ist dann ein Raubthier
Von einem andern unterschieden? ist
Der Tod nichts mehr als die Veränderung
Der Form, so ist ja aller Dinge Tod
Nichts als ein fortgesetztes Werde. —

Wilde Naturscenen, Wasserfälle, Wälder, norwegische Winterparthien, Gewitter ꝛc. geben Stoff zu mehreren beschreibenden und mahlerischen Gedichten. Die vorzüglichsten Dichter dieser Art sind: Stokfleth, Lund, Sternersen, Storm, Colbjörnsen, Stond, Gram, Zetlitz, und die Brüder Frimann; im philosophischen Lehrgedicht aber werden ausgezeichnet die Dichter: Bull, Abrahamson, Storm und Wessel. Tyge Rothe schrieb ein Gedicht über die Bestimmung des Menschen, welches mehr philosophischen als poetischen Werth hat. Mehr Dichtergeist weht in Horrebow's schöner Didaskalie über das Daseyn

Gottes, den Segen der Religion und die schrecklichen Folgen der Ausschweifung.

Die ersten Satyriker, Bording, Reenberg und Sorterup, welche in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebten, entstellten ihr schönes Talent oft durch Geschwätzigkeit und Witzeley. Ihre Höhe erreichte die Satyre erst durch Holberg, welcher einen bedeutenden Nebenbuhler an Falster fand. Sein Witz ist beißend und derb; Holberg liebt mehr den Ton schalkhafter Ironie. Sein Roman: Nil Klims unterirdische Reise gehört der Tendenz nach zu der satyrischen Dichtungsart. Schade, daß er manchmahl zu frech wird!

Von den letztern Jahren des achtzehnten Jahrhunderts an, bis auf die neuere Zeit, haben sich die folgenden Satyriker Ruhm erworben: Lürdorf, Trojel, Storm, Zetlitz, Olsen, Sneedorf, Nahbek, Heiberg, Gram, Tode, Wessel, Oluffsen, Bruun und Baggesen.

In der Fabel blieben Phädrus und Gellert bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Muster, welchen die dänischen Dichter nachahmend folgten. Selbst Holberg schrieb seine prosaischen Fabeln in Gellerts Manier. Erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde die dänische Literatur von Storm und Tode mit guten originellen Fabeln bereichert.

In der größern allegorischen Dichtungsart hat Dänemark nur drey vorzügliche Dichter: Nahbek, Sneedorf und Ewald. Des Letzteren Allegorie „der Tempel des Glücks" wird unter die schönsten und vollendetsten Stücke der dänischen Prosa gezählt. „Dieses Gedicht," sagt Fürst in seinen Briefen über die dänische Literatur, „führt uns in einer lebendigen Darstellung verschiedene Gestalten und Gruppen in bunter Reihe vor, die alle nach dem Tempel des Glücks auf verschiedenen Wegen wandern, und theils in den Tempel eingelassen, theils zurückgestoßen werden. Die feine, jovialische Satyre, womit der Dichter seine Personen und seine Situationen schildert, die Mannigfaltigkeit der in diesem Gemählde vorkommenden Begebenheiten, gibt dieser Dichtung einen sehr hohen Reiz." —

In der idyllischen Poesie fehlte den dänischen Dichtern die

Originalität eben so, wie bey der Fabel bemerkt wurde. Sie ahmten bald Theokrits und Bions, bald Geßners Idyllen nach, aber stets ohne Glück. Dieses Mißlingen ging so weit, daß selbst bessere Dichter, wie Tullin, Bram und Bruun, nichts leisteten, was sich über die Mittelmäßigkeit erhob. Der größere Theil der dänischen Idylen wird entweder durch Plattheit, oder durch pretiöse Zierlichkeit entstellt. Nur Guldbergs Idyllen, in welchen er Bauern und Fischer der heutigen Welt einführt, dann Baggesens und Öhlenschlägers idyllische Dichtungen in Voss'en's Manier, machen von den früheren eine vortheilhafte Ausnahme.

In der poetischen Epistel haben sich nur wenige Dichter, und auch diese nur mit wenigem Glücke versucht. Unter diesen sind noch immer die vorzüglichsten: Lund, dessen Briefe sich durch schöne gefällige Verse auszeichnen; Tode, Verfasser humoristischer Episteln; Rein, Rahbek, und Guldberg, welche Briefe im ernsthaften Ton schrieben. Holbergs Briefe haben eine didaktische Tendenz und verbreiten sich über die mannigfaltigsten Gegenstände des menschlichen Wissens. Seine drey Episteln an einen vornehmen Herrn sind voll origineller Laune.

Im Epigramm sind die Dänen fast ganz verunglückt, und die Menge derselben steht zu ihrem Werth in gar keinem Verhältniß.

So viel über den Reichthum oder Mangel in den einzelnen Dichtungsarten. Zum Schlusse fügen wir nun noch einige Bemerkungen über den Geist und den Einfluß der scandinavischen Poesie bey, welche Friedrich Schlegel in seiner Geschichte der alten und neuen Literatur mittheilt:

„Unter den nördlichsten und östlichsten Nationen nahmen die scandinavischen im Mittelalter an der Poesie und an der Geistesbildung des übrigen Auslandes den nächsten und unmittelbarsten Antheil. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und also auch an allem, was diese für Geist und Einbildungskraft Neues herbeyführten oder hervorbrachten. Als wissenschaftliche Seefahrer durchreisten forschende Isländer ganz Europa, und sammelten überall Kenntnisse oder auch Dichtungen ein. Die al-

teste noch unverfälschte Quelle der Poesie der germanischen Völker und des gesammten Mittelalters hatten sie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten sie aus dem südlichen Europa die christlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derselben, besonders in den deutschen Heldenbüchern, war die Ähnlichkeit mit ihrer nordischen Sage auffallend; selbst einzelne dem Norden angehörige Gestalten fanden sich in denselben wieder. Diese behandelten sie nun mit besonderer Liebe in mannigfachen Werken und Formen; und wir dürfen diese ganze Richtung, zusammengenommen mit den gothischen und deutschen Heldengedichten aus demselben Kreise, als eine eigenthümlich nordische Schule in der abendländischen Poesie betrachten, die in mancher Rücksicht von dem romantischen Geist der südlichen Poesie bey den lateinischen Völkern noch sehr abweichend und verschieden ist. Was in jenen scandinavischen Dichtungen noch heidnischen und nordischen Ursprungs war, die einzelnen Gestalten, und überhaupt das Wunderbare, was aus der alten Götterlehre herstammte, faßten sie, als der Quelle in ihrer Edda noch näher, mit einem tiefern Gefühl auf. Dieses Wunderbare, was in der Poesie der südlichen Völker fast bloß ein flüchtiges und bedeutungsloses Spiel der Phantasie, ein müßiger Schmuck geworden ist, hat in der nordischen Dichtkunst einen ernsten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. — So hatte Island und Scandinavien überhaupt im Mittelalter seine eigenthümlich gestaltete Ritter-Poesie, welche auf ähnliche Weise wie bey andern Nationen sich aus der Poesie erst in prosaische Ritterbücher auflöst'e und dann in einzelne Volkslieder zersplitterte." —

„Die spätere schwedische Literatur wird selbst von einheimischen Beurtheilern, welche jetzt und für die Zukunft eine neue und bessere Bahn zu gründen suchen, in vieler Hinsicht als ein Beyspiel aufgestellt, wie wenig auch die Gefühl- und Charaktervollste Nation zu einer selbstständigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Literatur gelangen kann, wenn sie immer nur einer fremden Sprache und ausländischen Vorbildern ausschließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat sich dagegen in neuern Zeiten die dänische Literatur entwickelt,

ungefähr in der gleichen Epoche wie die deutsche, und obwohl selbstständig, auch in Geist und Charakter dieser und der englischen verwandter als der französischen." —

„In einer Rücksicht möchte man das ältere Scandinavien vor der Revolution wohl mit Spanien vergleichen, darin nähmlich, daß beyde Länder bey einer sehr hohen Stufe innerer politischer und geistiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgesondertes und ganz für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes bildeten. Freylich nahmen auch die Nordländer wie die Spanier Theil an dem allgemeinen Rittergeiste des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; sie bereicherten sich auf Reisen mit der Kenntniß des südlichen Europa's. Gleichwohl fand weder für sie, noch für Spanien, ein so inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt, wie zwischen England und Frankreich vom eilften bis zum fünfzehnten, oder zwischen Italien und Deutschland, vom neunten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Auch die Geistesbildung von Scandinavien war ganz nur Nationalbildung, vorzüglich auf Poesie, Geschichte und andere Kenntnisse gerichtet, weniger auf die höhere Philosophie; wenigstens haben sie in der frühern Zeit, eben wie in Spanien, keinen sehr bedeutenden Nahmen in derselben aufzuweisen." —

Im Februarheft des deutschen Museums, 1812, fällt Fr. Schlegel in seiner Abhandlung über die nordische Dichtkunst das Urtheil, daß in der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, da bey andern Völkern die Poesie zu ersterben schien, keine Nation neben der deutschen so ausgezeichnete Dichter hervorgebracht habe, als die dänische.

Ueberblick der Poesie in Schweden.

Die ersten Spuren sehr unvollkommener Dichtung zeigten sich im vierzehnten Jahrhundert, als die deutschen Könige einige Ritterbücher mitbrachten und Übersetzungen in die schwedische Sprache veranlaßten. Ihnen folgten, als erste schwedische Originalwerke, gereimte Chroniken und Legenden. Einige Könige aus dem Hause Wasa munterten zwar die Künste und Wissenschaften auf; dessen ungeachtet aber geschahen nur schwache Versuche mit langsamen Fortschritten. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, unter Gustav Adolphs Regierung, schrieb Johann Messenius, Professor der Rechte zu Upsala, Trauerspiele und Komödien, und ließ sie von Studenten aufführen. Er fand Nachahmer, noch schlechter als ihr Vorbild. Besser zeigte sich Buräus, Gustav Adolphs Lehrer, nachher Reichs-Antiquar, als lyrischer Dichter. Erst in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kam regeres Leben in die Poesie. Christina erschien als Beschützerinn der Wissenschaften und Künste, so wie der Gelehrten und Künstler. Unter ihrer Regierung blühte Georg Lilie Stjernhjelmii (gestorben im Jahre 1672). Er wird der Vater der schwedischen Poesie genannt. Er ahmte, für seine Zeit und Sprache kein geringes Wagstück und Verdienst, den Versmaßen der Alten nach. Unter seinen Gedichten wird vorzüglich „die Wahl des Herkules," eine Art von komischer Epopee in Hexametern, gerühmt.

Als zu dieser Zeit Schweden mit Deutschland in nähere Verbindung kam, wurde die deutsche Sprache und Literatur daselbst so einheimisch, daß mehrere Dichter, unter diesen vorzüglich Samuel Columbus und Lasse Johanssohn, in deutscher Sprache dichteten. Als die ausgezeichnetsten Dichter in der Periode von der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts

werden genannt: Lorenz Johanssohn, Olaf Wevirinus, Erich Olofssohn Lindemann (nachmahls Graf Lindskjöld), Peter Langerlof, Gunno Eurelius Dastjörna, Gustav Rosenhane, Israel Holström, Johann Runius, Olof Olofssohn Bröms, Geisler und Haquin Spegel. Letzterer schrieb ein großes Gedicht über die Schöpfung.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trat der Dichter Olof von Dalin, und die Dichterinn Hedwig Charlotte Nordenflycht mit Glanz auf. Dalin erwarb sich insbesondere durch Witz, Gemüthlichkeit und gefällige Darstellung großen Beyfall. Jetzt fand die Poesie mehr Theilnahme und Aufmunterung, und es bildeten sich mehrere gelehrte Vereine. Zugleich aber gewann die französische Literatur bedeutenden Einfluß. Sehr viel that die Königinn Luise Ulrike, und Gustav III. für das Reich des Geistes. Letzterer stiftete im Jahre 1786 die schwedische Akademie mit jährlichen Preisvertheilungen für Werke der Poesie und Beredsamkeit. Schade, daß dem französischen Geschmack, nach dem Beyspiele des Stifters, zu sehr gehuldigt wurde. Zu den vorzüglichern originellen Dichtern der neuern und neuesten Zeit gehören Lider, Thorild, Kellgren und Atterboom.

Wir betrachten nun in Kürze, was Schwedens Dichter in den einzelnen Dichtungsarten geleistet haben. Das vorzüglichste *epische Gedicht* ist: der Zug über den Bolt, in zwölf Gesängen, vom Grafen Gyllenborg; das beste komische Heldengedicht hat Rudbek durch seine Borusiade geliefert. Die ernsthaften Epopeen von Stjerhjelm, Skjöldebrand, Dalin und Celsius, haben wenig Beyfall gefunden.

Die schwedische *Tragödie* ist französischen Mustern nachgebildet; ihr vorzüglicher Werth liegt in der Diction. Die bekanntesten tragischen Dichter sind: Gyllenborg, Adlerbeth, Celsius, Dalin, Brander (späterhin geadelt unter dem Nahmen Skjöldebrand), Leopold, Lidner und Paykull. Unter diesen glänzt auch der Nahme Gustavs III.

Mit mehr Glück wurde das *Lustspiel* bearbeitet. Gerühmt werden: Hallmann (Verfasser dramatischer Parodien),

Kexell, Paykull und Dalin. Lindegren soll in Kotzebue's Manier schreiben, ohne sein Vorbild zu erreichen. Deutsche Lustspiele machen in schwedischen Übersetzungen viel Glück; weniger bekannt sind die deutschen Tragödien geworden; vermuthlich lag das Hinderniß in dem Vorherrschen des französischen Geschmackes.

Mit dem meisten Erfolg wurde die von Gustav III. begünstigte heroische Oper bearbeitet. Thetis und Peleus von Wellander, Gustav Wasa, und Äneas in Karthago, dann Lindners Medea, werden besonders gerühmt.

Das Lehrgedicht wurde mit besonderm Glücke bearbeitet. Die Ursachen dieses Gelingens mögen vorzüglich theils in dem ernstern Charakter der Schweden, theils in der Aufmunterung der schwedischen Akademie zu Versuchen in dieser Dichtungsart zu finden seyn. So besitzt die schwedische Literatur an Lehrgedichten der beschreibenden Gattung: die Tagesstunden, und die Ernte, von dem Grafen Oxenstjerna; die Jahrszeiten, von dem Grafen Gyllenborg, und das jüngste Gericht, von Lidner. Im philosophischen Lehrgedicht: die Vertheidigung des weiblichen Geschlechts und ein Versuch über die schwedischen Dichter, von Hedwig Charlotte Nordenflycht; die Nothwendigkeit der Religion, von Blom, und dessen Epistel an diejenigen, welche nach Unsterblichkeit des Nahmens streben; Leopolds Lehrgedichte athmen Lebensphilosophie. Auch Stenhammer und Silverstolpe haben Gegenstände der Moral mit Würde besungen. Auch Liljestråle's Vermächtniß an seinen Sohn Ingmund, und Thorild's Gedicht: die Leidenschaften, sind hierher zu rechnen. Im artistischen Fache hat Schweden nur eine Didaskalie aufzuweisen: Gyllenborg's Versuch über die Dichtkunst.

Auch die Satyre hat glückliche Bearbeiter gefunden. Rühmlich erwähnt werden: Dalin's Aprilwerk; Bergeström's Kunst zu kriechen, und das Lob der Dummheit; Gyllenborgs Satyren über seine Feinde, und der Weltverräther; auch Leopold, Silverstolpe und Stenhammer haben Einiges geleistet.

Über alle diese aber ragt Kellgren hervor; in seinen eigentlichen Satyren, wie auch in den satyrischen Erzählungen und Aufsätzen: Mein Gelächter; man hat nicht Genie, weil man toll ist; die Feinde des Lichts, u. m. a. findet man einen edlen hohen Sinn mit dem treffendsten Witze vereiniget. An diese Gattung schließen sich auch Hallmann's witzige Parodien beliebter Schauspiele, und Stenhammer's Travestirung des ersten Buches der Äneis.

In den verschiedenen Gattungen der lyrischen Dichtkunst hat Schweden manches Bedeutende und manche wackere Dichter aufzuweisen. In der Hymne und Ode: Castrom, Graf Oxenstjerna und Gyllenborg, Kellgren, Adlerbeth, Leopold, Sjöborg, Stenhammer, Francen; im Liede: Dalin, Elers, Tilas, Wahlgren ꝛc., und die Dichterinnen Nordenflycht und Wikström. Die erste Stelle unter den schwedischen Dichtern behauptet Bellmann.

In der Fabel haben sich die Schweden mit wenigem Glück versucht. Der vorzüglichste unter ihren Fabeldichtern ist Gyllenborg. Dalin, Lidner und Silverstolpe erheben sich nicht über das Mittelmäßige. Bellmanns Bearbeitung von Gellerts Fabeln ist etwas steif und schwerfällig. Mit mehr Glück ist die poetische Erzählung bearbeitet worden. Als Meisterstück in dieser Dichtungsart wird die Erzählung Atis und Camilla, vom Grafen Creutz, gerühmt. Viel gelten auch die (größten Theils humoristischen) Erzählungen von Leopold.

Poetische Episteln hat Schweden mehrere aufzuweisen, und zwar philosophische von Adlerbeth, witzige und scherzhafte von Oxenstjerna, Leopold und Kellgren.

Im Schäfergedicht, in der Heroide und Elegie, in der Ballade und Romanze, wie auch im Epigramm, besitzt die schwedische Literatur sehr Weniges, und auch dieses Wenige ist größten Theils sehr mittelmäßig oder ganz mißlungen. Eben so mager ist das Gebieth des Romans. Wallenberg, Leopold und Kexell behaupten unter den Romanen-Dichtern bisher den ersten Rang.

Geschichte der holländischen Poesie.

Eine Morgendämmerung der holländischen Poesie zeigte sich zwar schon im dreyzehnten Jahrhundert, zugleich mit den französischen Troubadours und den Minnesängern in Deutschland; sie verschwand aber in den zwey folgenden Jahrhunderten wieder. Erst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, da sich die meisten Provinzen unter der Regierung Carls V., eines gebornen Niederländers, in Ruhe dem Handel und den Künsten des Friedens hingaben, erwachte sie wieder, geweckt durch die Nonne Anna Byns, welche den ersten Funken eines poetischen Genies zeigte. Sie hatte Nachahmer, die mehr rhetorische als echt-poetische Schönheit darstellten.

Zuerst machten sich die sogenannten Sprecher (Sprekers) bemerkbar, welche an den Höfen der Grafen von Holland und Flandern mit ihren Gesängen auftraten. Unter den sich bildenden poetischen Vereinen ragte vor allen die Amsterdamer Kammer hervor, welche nach herkömmlicher Weise ein Symbol, und zwar den Spruch: „In Liebe blühend", hatte. Drey ihrer Mitglieder: Heinrich Lorenz Spiegel, Dietrich Volkertszoon Koornhert und Roemer Vischer, werden als die Väter der holländischen Dichtkunst genannt. Sie zeigten bey aller Rohheit geniale Originalität. Spiegel insbesondere verkündete durch sein Lehrgedicht „Herzensspiegel" die Morgenröthe einer nahen bessern Zeit. Diesen würdig zur Seite stand Philipp von Marins, der Freund Wilhelms I. von Oranien. Alle diese Männer thaten vorzüglich viel, die holländische Sprache von dem eingerissenen Schwalle französischer Worte und Redensarten zu reinigen.

Mit eigentlichem Schwunge erhob sich die holländische Dichtkunst erst im siebzehnten Jahrhundert, da Holland, bisher eine spanische Provinz, seine Selbstständigkeit erhalten hatte. Hooft erschuf die erotische und die tragische Dichtungsart daheim. In der letztern übertraf ihn Vondel, zugleich epischer, Satyren- und Odendichter. Minder zeichnete er sich als Lehrdichter aus. Eben so hervorragend waren Cats, die Schwestern Anna und Maria Tesselschade, Roemer Visscher, Kamphuysen, Huygens und de Decker, Brandt, Anslo, Oudaan und Antonides van der Goes. Sie bearbeiteten die meisten Gattungen der Poesie, vorzüglich die religiöse und das Trauerspiel.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts nahm der poetische Geistesschwung wieder ab, mit ihm die nationelle Originalität. Dagegen nahm der Geschmack für die französische Literatur überhand, welche damahls ihr goldenes Zeitalter erreichte. Andreas Pels stiftete die Gesellschaft Nil volentibus arduum, welche sich streng an die französischen Formen, vorzüglich des Trauerspiels, hielt, und die Reinheit der Diction auf Kosten der Genialität für das Höchste poetische Verdienst erklärte. Nur der Liederdichter Poot, der Epiker Hoogvliet, und der Komiker Langendyk machten von dieser grammatikalisch-poetischen Schule eine ehrenvolle Ausnahme.

Auch im achtzehnten Jahrhundert wurde nur für die mechanische Vervollkommnung im Ausdruck und Versbau gearbeitet, wofür Sybrand Feitama, ein rüstiger Versificator, vieles beytrug. Ein Schwarm mittelmäßiger Versemänner ohne echt-poetischen Geist trieb sein Wesen, und die französische Poesie wurde nun ganz das Muster der holländischen. Einen Schritt zur Verbesserung bewirkte die Dichterinn Wilhelmine van Merken und ihr Gatte Nicolaus Simon van Winter, dieser durch seine Trauerspiele, jene durch ihre epischen Gedichte. Leider wurde vieles, was sie gut machten, wieder verdorben durch poetische Gesellschaften, welche sich nach dem erwähnten Nil volentibus arduum bildeten, und schon durch ihre Devisen, z. B. „Kunst wird durch Arbeit erworben", oder

„Kunstliebe spart keinen Fleiß," zu erkennen gaben, welchen hohen Werth sie auf den mechanischen Theil der Dichtkunst legten.

Erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erkannten die Holländer den nachtheiligen Einfluß der französischen Poesie, welcher die ihrige ein Jahrhundert hindurch auf dieselbe Stufe niedergedrückt hatte, und wählten sich jetzt englische und deutsche Muster. Zu diesem Behufe bildete sich in Utrecht eine Gesellschaft strebender Jünglinge, deren Koryphäen der Rechtsgelehrte Kleyn und die beyden Theologen Rau und Bellamy waren. Der letztere trug zum Gedeihen der neuen Schule durch seine eigenen Gedichte das Meiste bey. Nun erhob sich der geniale und zugleich kenntnißreiche Bilderdyk. Er empfahl das Studium der alten Classiker und der großen vaterländischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, und bereicherte zugleich durch viele vortreffliche Gedichte, mannigfaltig an Form und Inhalt, die Literatur seiner Landsleute. Man dichtete nun zwangloser und mit mehr Schwung. Bedeutende Dichter standen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts auf, Pollens als Idyllen- und Liederdichter, Helmers als Odensänger, die Epiker Loots und Verenl, der Tragiker Loosjes, die Lyriker van Alphen und Simons u. m. a.

Zwar blieb noch immer einige Vorliebe für die französische Literatur, sie ging aber nicht mehr so weit, um den Werth anderer, alter und neuerer, Literaturen zu verkennen. So erhielten die Holländer im neunzehnten Jahrhundert gelungene Übersetzungen der vorzüglichsten englischen, italienischen und deutschen Dichter. Klopstocks Messiade wurde zweymahl in Prosa, zweymahl in Hexametern übersetzt.

Wir überblicken nun, was die Holländer in den einzelnen Dichtungsarten geleistet haben, und zwar zuerst in der epischen Poesie:

Der erste eigentliche epische Dichter in Holland war Lucas Ratgans (geboren 1654, gestorben 1718). Sein im Jahre 1710 erschienenes episches Gedicht heißt Wilhelm III., Kö-

nig von England. Es ist nicht ohne Schwungkraft, wird aber oft frostig und schwülstig, und verstoßt im Ganzen gegen die Einheit des Plans. Zu diesem Gebrechen gesellt sich die Vermischung der heidnischen Mythologie mit der christlichen Religionslehre. Schon im Eingang werden Mars, Bellona und die Cherubim angerufen *).

Gediegener in der Form und im Geist schrieb Hoogvliet (geboren 1687, gestorben 1763) ein cyklisch-episches Gedicht: das Leben Abrahams, in zwölf Gesängen; (Abraham de Aartsvader, in twaalf Boeken; Rotterdam 1727). Es folgt größten Theils genau der mosaischen Erzählung. Die Darstellung der Haupt-Momente, z. B. Sodoma's Untergang, das Opfer Isaaks, werden als vorzüglich schön gerühmt in Erfindung und Styl. Dagegen ist der allegorisch-didaktische Theil des Gedichts oft mißlungen, wie z. B. die Personification der göttlichen Eigenschaften, die sich in einem Kreise berathen, und nach geendigter Versammlung sich im göttlichen Wesen wieder auflösen.

Dem glücklichen Vorgänger folgten viele Bearbeiter biblischer Stoffe. Versteeg (geboren 1704, gestorben 1773) schrieb einen Moses in zwölf Büchern; Jacob van Dyk (geb. 1745), die Befreyung Israels aus Ägypten, in sechs Gesängen; Steenwyk (geb. 1715), einen Gideon, gleichfalls in sechs Gesängen; Frau van Winter (geb. 1722), einen David, in zwölf Büchern. Unter diesen wird, obschon man die Erhabenheit und das Feuer der Begeisterung im Abraham rühmt, dennoch der Preis dem David zuerkannt, als vorzüglich schön und rührend in der Darstellung, dabey reich an liebenswürdigen Charakteren, ländlichen Schilderungen und entzückender Harmonie. Getadelt wird der Mangel an Erfindungskraft und Erhebung des Styls.

Nicht minder eifrig wurden auch Stoffe aus der vaterlän-

*) Im Original heißt das Gedicht: Wilhelm de Derde, Koning von Engeland.

dischen Geschichte bearbeitet. So schrieb Zevier van Haren ein Gedicht in zwanzig Gesängen, in der ersten Auflage das Vaterland betitelt, in der zweyten die Geußen, worin er die Gründung der niederländischen Selbstständigkeit besingt. Es hat die Vorzüge einer schöpferischen Kraft und großen Gedankenfülle, erscheint aber wegen Rohheit der Darstellung als ein roher Diamant. Feith und Bilderdyk halfen diesem Gebrechen durch eine neue Bearbeitung ab, die im Jahre 1785 in zwey Bänden erschien. Das Metrum ist durchaus lyrisch. Steenwyk lieferte ein Heldengedicht, Claudius Civilis, in sechzehn Gesängen, worin er den Heldenkampf der alten Bataver gegen die Römer feyert. Das vorzüglichste Verdienst desselben liegt in dem wohlklingenden Versbau und in der geregelten Form; übrigens ist es monoton und die Darstellung mehr historisch als poetisch. Frau van Winter zeigte in ihrem epischen Gedichte Germanicus (in sechzehn Gesängen) mehr poetische Schönheit, sprach aber den patriotischen Holländer weniger an, da sie den Germanicus und seine Römer, welche, den Tod des Varus zu rächen, nach Deutschland kommen, von der glänzenden Seite, den Hermann aber als einen rohen Barbaren darstellte.

Wilhelm van Haren, ein Bruder des obgenannten, schrieb ein romantisch-episches Gedicht: Friso, König der Gangariden und Prasiaden, in zehn Gesängen. Es hat viele Schönheiten, aber auch viele ermüdende Längen. Noch weniger gelungen sind die beyden Gedichte von Nomsz: Wilhelm der Erste, in vier und zwanzig Gesängen, und Moriz von Nassau, in sechs Gesängen. Beyden mangelt das poetische Feuer.

Reich ist die holländische Literatur an epischen Gedichten von kleinerem Umfange, welche alle von der Begeisterung eines hohen Patriotismus beseelt sind. Hierher gehören: die Eroberung von Groll (eines kleinen Städtchens in Geldern) im Jahre 1627, von Vondel; die gebundene Bellona, von Antonides, (die Geschichte des Kriegs zwischen England und Holland im Jahre 1665); die Siegeslieder auf die Feldzüge der

Alliirten im Successions-Kriege, von Lucas Schermer; Ruiter, von Feith, und mehrere andere im Geschmacke von Voltaire's Bataille de Fontenoy und Addison's Campaign, reich an glänzenden Schlachtgemählden und Schilderungen großer Heldenthaten.

In der komischen Epopee haben die Holländer nur ein Werk, und zwar ein verunglücktes, aufzuweisen; es ist die travestirte Äneis von Foquenbroch, eines Arztes. Dieses Gedicht, welches im Jahre 1723 herauskam, ist zwar nicht ohne Witz, aber obscön bis zum Ekelhaften.

Im Fache der ernsthaften poetischen Erzählung haben die Holländer nur drey Dichter von Bedeutung: Jacob Cats, (geboren 1577); Bellamy, (geboren 1757), und Bilderdyk, (geboren 1756).

Cats wird auf die folgende Weise charakterisirt: Er war der erste Meister in der ernsthaften Erzählung. Sein ungekünstelter Styl war zu dieser Dichtungsart besonders geeignet. Sein fruchtbarer Geist wußte ihr einen naiven Reiz zu geben, der seine verschiedenen Gedichte, obschon in Sprache und Sitten veraltet, noch heute zu einem Volksbuche macht. Ohne nach Eleganz oder ästhetischer Würde zu streben, war Deutlichkeit sein Hauptzweck; er suchte allgemein zu belehren, und alle die mannigfaltigen poetischen Vorzüge, die seine Gedichte auszeichnen, ein unerschöpflicher Reichthum von Erfindung, eine Menge neuer und passender Vergleichungen, und ein immer herzlicher, naiver, oft bis zu Thränen rührender Vortrag, sind fast unwillkührliche Ausbrüche seines Geistes, der die Kunst ganz zu verachten schien, obgleich wenige Dichter seiner Zeit Cats in wissenschaftlichem Vorrath übertrafen. Er wurde vorzüglich darum so allgemein beliebt, weil er in seinen Erzählungen vorzugsweise erotische Stoffe behandelt, und dabey stets in den Gränzen der Sittlichkeit bleibt. Sprache und Versbau sind freylich unvollkommen; diesen Fehler ersetzt Cats aber durch seine reiche Erfindungskraft, durch Ideen-Fülle, Menschenkenntniß und Naivetät. Als Erzähler ist er vorzüglich durch seine

Gedichte Trouwring und Huwelyk bekannt, deren ersteres verschiedene Liebesbegebenheiten, letzteres die ganze Bestellung des Ehestandes in Bezug auf das Weib als Jungfrau, Freyende, Braut, Frau, Mutter und Witwe enthält. Beyde Gedichte stellen in einer Reihe von kleinen Erzählungen, theils aus der Geschichte, theils aus Mythen oder romantischen Sagen, den jedesmahligen Lebensstand mit seinen Pflichten vor, welchen der Dichter schildern will.

Nach Cats wurde die Erzählung vernachlässiget, bis Bellamy im achtzehnten Jahrhundert sie wieder neu belebte. Nach ihm lieferte Bilderdyk hierin Vorzügliches. Sein Achilles auf Scyros, seine Lucretia zeichnen sich durch echt poetischen Gehalt und lebendige Darstellung des Zeitalters aus.

Auch im Fache der komischen Erzählung hat Holland nicht mehr als drey Genien aufzuweisen:

1) Poot, ein gemeiner Landmann und genialer Naturdichter. Er gab im Jahre 1716 mythologische Erzählungen erotischen Inhalts heraus, welche sich durch Naivetät, Fülle des Ausdrucks, und Melodie des Rhythmus auszeichnen.

2) Elisabeth Wolf, geborne Bekker (gestorben 1804), glänzte in ihren Erzählungen durch satyrischen Witz.

3) Bilderdyk, dieser vielseitigste aller holländischen Dichter, erfreut in seinen lustigen Erzählungen durch die Jovialität heiterer Laune und durch die ungekünstelte Leichtigkeit des Ausdrucks.

Die ältesten dramatischen Producte in Holland waren Vorstellungen aus der biblischen Geschichte, und allegorisch-moralische Dramen. Dazu gesellten sich die sogenannten Wagenspiele, komische Pantomimen, wobey das Theater meistens ein Wagen war. Für die bessere Ausbildung und Gestaltung eigentlicher Lustspiele und Tragödien wirkten vorzüglich die Rhetoriker oder sogenannten rhetorischen Kammern, als die ersten literarischen Vereine zu Amsterdam, Middelburg in Seeland u. s. w. Sie erhielten sich und die einheimische Originalität bis in das siebzehnte Jahrhundert, wo der Geschmack für die französische

Literatur überhand nahm. In den letztern Zeiten traten die Deutschen an die Stelle der Franzosen, und Kotzebue wurde der dramatische Lieblingsdichter der Holländer, welche die Übersetzungen aus fremden Sprachen selbst den besten Producten einheimischer Dichter vom ersten Range, wie z. B. selbst von Feith und Bilderdyk, vorziehen.

Das erste eigentliche Trauerspiel gab Hooft im Jahre 1603. Er zeigte Kraft und einzelne Schönheiten in Verbindung mit vielen Fehlern. So findet sich in seinen Stücken sehr viel Maschinerie; auch führte er besonders gerne allegorische Wesen ein. Sein Nachfolger Coster bewies zwar löblichen Eifer für die Bühne, blieb aber tief unter seinem Vorgänger. Vondel wurde bald der größte Theaterdichter seiner Nation und Zeit. Seine Trauerspiele sind regelmäßiger als die Stücke Hooft's.

Bey voller Anerkennung von Vondels Vorzügen wird nur bedauert, daß er in einigen, besonders in seinen biblischen Trauerspielen, die Geschichte zu treu darzustellen bemüht ist; und daher eine ganze Reihe dieser Stücke größten Theils nur eine Paraphrase der biblischen Erzählung von Adam bis auf die Verwüstung von Jerusalem sind, die noch durch einen andern Hauptfehler, durch auffallende Verstöße gegen die Sitten jener Zeiten, sündigen. Außer dem schildert die Kritik den Charakter Vondels und seiner dramatischen Werke mit folgenden Zügen:

Seine Sprache ist nicht immer rein von Ausdrücken, welche die Würde des Cothurnus verletzen. Seine Ideen enthalten vieles, was dem geläuterten Geschmacke durchaus anstößig ist, nebst manchem Schimmer falschen Witzes. Aber viel Schönheiten vom ersten Range vergüten diese Fehler. Die Muttersprache stellt er erst in ihrem vollen Reichthum dar; er weiß hohe Kraft, Erhabenheit der Ideen und des Ausdrucks, Bilderfülle, Ausdruck eines tiefen Gefühls, hinreißende Schilderung, glückliche Nachahmung des Geistes der Alten, mit sanften Empfindungen, rührenden Scenen, und den glücklichsten Wendungen, welche die zartesten Saiten der Seele bewegen, in har-

monischen Einklang zu bringen. Der Trauerspiele, worin diese Vorzüge vereinigt herrschen, sind zwar nicht viele; Gysbrecht von Amstel, Lucifer, Jephta, sind die vollkommensten; doch einzeln oder theilweise beysammen findet man diese Schönheiten auch im Palamedes, dessen vortreffliche Chöre und starke Charakterschilderungen die Fehler gegen das Costume und fremdartige Anspielungen auf des Dichters Zeiten vergüten; im Joseph in Dothan, worin sanfte Wehmuth des Unterdrückten, und seines betrogenen Bruders Ruben Verzweiflung die herrschenden, glücklich geschilderten Leidenschaften sind; im Joseph in Ägypten, wo die Gewalt der Liebe in einem trefflichen Gemählde von des Dichters Genie zeigt, und in den Brüdern, wo er die mütterliche Liebe verherrlicht. Auch seine übrigen Stücke, wenn gleich schwächer im Plan, Ausführung und Colorit, sind doch wegen ihrer zahlreichen Schönheiten des Kenners Aufmerksamkeit würdig. Vondels Verse mögen hier und da schwach seyn, platt und prosaisch werden sie ungemein selten. Seine Chöre sind vorzügliche Meisterstücke, worein er seine ganze Kraft gelegt hat. Auch Hooft war in diesem, damahls wesentlichen Bestandtheile der Tragödie groß, aber Vondel übertraf ihn *).

Vondels Gegner Jan Vos, setzte den höchsten Werth in eine, alle Wirklichkeit übertreibende Gräßlichkeit der Mordscenen. Etwas Ähnliches haben uns die französischen Melodramen der neuesten Zeit gezeigt. Die Medea des Jan Vos ist ein Ungeheuer von Grausamkeit.

Joachim Oudaan machte seine Tragödien zu Organen, um gewisse Lieblings-Ideen zu äußern, besonders in politischer Beziehung, wie z. B. in der Johanna Gray, im Conradin, u. s. w. Er zeigt durchgehends mehr Stärke als Innigkeit und Zartheit der Empfindung.

*) In einer Tragödie läßt Vondel den Agamemnon sagen, daß man einen ansehnlichen Gefangenen, ehe sich's die Wache versieht, in einem Bücherkasten herausträgt. (Er brachte hier ein Ereigniß aus der Zeitgeschichte an.)

In Verhöks Trauerspielen ist der Styl zwar leichter, aber matt. Antonides, ein Schüler Vondels, der letzte Tragödien-Dichter der alten Schule, hat sich seines Meisters würdig gezeigt.

Mit Katharina Lescaille und Andreas Pels begann das französische Trauerspiel in Holland. Ihnen folgte ein Schwarm mittelmäßiger Dichter, unter welchen nur van Winter und seine Gattinn sich als bedeutend auszeichneten. Ihnen gesellte sich das Fräulein de Lannoy bey. Auch Kasteleyn und Styl werden in Ehren genannt. An den Trauerspielen des Romsz (wie z. B. Cora, die Herzoginn von Corralli, Ruyter, Zoraster u. a.) wird die Wärme und die reiche Handlung gelobt.

Zu den ausgezeichneten tragischen Dichtern am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts gehörten Feith, Tollens und Loosjes Pieterszoon. Unter Feith's Stücken werden insbesondere Johanna Gray, Ines de Castro, und Thirza, als schöne Producte eines reinen Geschmacks, mit einem kräftigen Styl und regem Gefühle verbunden, gepriesen. Die Thirza ist ein dramatisches Gemählde der bekannten Geschichte aus dem zweyten Buche der Maccabäer, wo die Mutter mit sieben Söhnen als ein Opfer des heidnischen Fanatismus fiel; der Dichter bringt aber zur Beförderung des Interesse nur Einen der Söhne, den er nach dem Tode seiner Brüder als gerettet darstellt, nebst der Mutter auf die Bühne. Der Kampf zwischen Religion und Liebe macht dieses Stück ungemein rührend.

Die Lucretia des Tollens ist ein Stück voll Kraft und schöner Farbengebung.

In der neuen Zeit hat sich Bilderdyk auch im Gebieth der Tragödie eine eigene Bahn gebrochen. Er schätzt zwar die französischen Tragiker vor andern, folgt aber nicht sclavisch ihrem Beyspiele. Das Wesen des Trauerspiels setzt er in die Ausführung einer poetischen Idee durch einen gut gewählten Stoff und gut angelegten Plan.

Das Lustspiel hat in Holland nie einen höhern Grad des Vorzüglichen erreicht. Brero (geboren 1585) legte durch seine

rohen und schlüpfrigen Zoten den ersten Grund für das Lustspiel. Ihm ähnlich dichteten auch Hooft, Huygens, und Jan Vos ihre zügellosen Possen, worin sie größten Theils die Sitten der niedrigsten Volsclassen schilderten. Pluymer gab zwar dem Lustspiele einen etwas feinern und anständigeren Ton, doch sind Composition und Charakteristik in seinen Stücken noch so mangelhaft wie in denen seiner Vorgänger.

Erst im achtzehnten Jahrhundert erhob sich ein origineller Lustspieldichter von Bedeutung. Seine Stücke sind zwar mit Witz und komischer Kraft wohl ausgestattet, doch haben sie noch Mangel an Charakteristik, gut durchgeführter Intrigue, edleren komischen Zügen und Lösung des Knotens. Zu seinen gelungneren werden die Lustspiele Don Quixotte und Krells Louwen gezählt; das letztere enthält die Verspottung eines Bauers, welchen einige Poeten bey einem frohen Mahle, ohne sein Wissen, zu Alexander dem Großen erheben, und sich als seine Krieger erklären.

Zwar versuchten sich noch Andere, wie Hof, Hartsed, Sels, Styl, Romsz und Loosjes auch im Lustspiele, aber mit wenig Glück. So geschah, daß das eigentliche originelle Lustspiel nach und nach dem Schauspiele wich, und endlich fast ganz von der Bühne verschwand.

Viel glücklicher waren die Holländer in der lyrischen Poesie, wo sie fast in allen Fächern Meisterstücke aufzuweisen haben. Sehr reich sind sie an Hymnen, worin das, dem Charakter der Holländer eigene, tiefe religiöse Gefühl sich mit poetischem Schwunge verbindet. Der erste Hymnendichter war Daniel Heinsius, geboren 1580. Im siebzehnten Jahrhundert blühten die Hymnendichter Decker, Vollenhove und Poots, im achtzehnten Feith, Alphen, Kasteelen und Petronella Moens. Bilderdyk zeigte sich auch in dieser Dichtungsart groß.

Der eigentliche Schöpfer der Ode war Vondel. Er weihte seine Lyra nur ernsten und erhabenen Gegenständen: den Helden und großen Männern seines Vaterlandes, den

Künsten und Wissenschaften. Hierher gehören auch die Chöre in seinen Tragödien.

Ähnliche Stoffe behandelte Oudaan, aber nicht mit gleichem Genie. Er wird bald matt, bald bombastisch, welches insbesondere aus mehreren Oden in seinen sogenannten Staatsvorfällen (Staatsgevallen) zu ersehen ist. Dabey fehlt es aber seinen lyrischen Poesien nicht an einzelnen Schönheiten, starken und lebhaften Schilderungen. Auch die Gebrüder van Haren behaupten einen Ehrenplatz unter den lyrischen Dichtern, insbesonders der jüngere Bruder Onno Zwier van Haren, welchen Stärke der Ideen bey Rohheit des Ausdruckes charakterisirt.

Den Oden der Lannoy fehlt die lyrische Schwungkraft, welche in Kasteleyns Oden waltet. Seine ausgezeichnetsten Lyriker erhielt Holland im neunzehnten Jahrhundert, da Feith, Bilderdyk, Helmers, Loots, die Gebrüder Abraham und Jan Jacob Vereul, Petronelle Moens, Tollens, Immerzeel, Nieuwenhuyzen, Adam Simons, und Andere ihre Meisterstücke lieferten.

In der elegischen Dichtungsart, in welcher Vondel sich zuerst mit Glück zeigt, nennt Holland mehrere vorzügliche Dichter, als: Decker, Heemskerk, Wellekens, Poot, Nieuwland, Simons, und van Dyk. Den meisten Klagegesängen dieser Dichter ist tiefe Empfindung und sanftrührende Kraft eigen, sie mögen nun den Schmerz einzelner Todesfälle, oder die Trauer über Unglücksfälle von größerem Umfange ausdrücken.

Im geistlichen Liede war Dirk Rafelszoon Kamphuizen (geboren 1586, gestorben 1626), der erste. Seine Lieder sind voll tiefer inniger Empfindung und haben den echten Ton hinreißender Wahrheit und Überzeugung von der Seligkeit eines künftigen Lebens. Die Gedanken sind kräftig, oft erhaben, Sprache und Ausdruck, wenige Härten ausgenommen, rein und edel. Ein zweyter Liederdichter von Bedeutung, Johann Eusebius Voet, erschien erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; ein glücklicher Versificator, oft auch reich an großen

Gedanken. Die neuesten geistlichen Liederdichter sind van den Berg, van Alphen, und der mehrmahlen erwähnte Feith; sie vereinigen Empfindung mit Geschmack und edler Diction.

Eine auffallende Erscheinung ist es, unter den Holländern bey ihrem bekannten Phlegma so viele erotische, leicht tändelnde Dichter voll scherzhafter Laune zu finden. Der vorzüglichste unter diesen ist Hooft (geboren 1581). Seine erotischen Lieder sind in mancher Hinsicht die schönsten in der holländischen Sprache. Man nennt ihn auch den Vater des reinen holländischen Dialects, und bewundert die Leichtigkeit, Anmuth und harmonische Mannigfaltigkeit in dem Sylbenmaße, den angenehmen Wechsel von anakreontischem Witz und rührender Zärtlichkeit, welche sich oft zu petrarchischer Erhabenheit emporschwingt. Laurens Reael, Hooft's Freund, dichtete Liebesgesänge mild und sanft. Jonektys schrieb nebst Minnegedichten auch einen ganzen Band Lobgedichte: Röschens Äugelein, welche, ungeachtet vieler Schönheiten, endlich doch monoton werden, und interessant zu seyn aufhören.

Der Vollständigkeit wegen werden hier auch die Nahmen Westerbaan, Swers und van Someren angeführt, Dichter vom zweyten Range. Höher als diese steht der Petrarchist Dullaert und Luiken, ein geistreicher Nachahmer der Alten. Die Palme nach Hooft wird zunächst dem öfter erwähnten Poot ertheilt. Seine ungekünstelten Lieder entzücken durch süße Melodien und Reichthum an Bildern. Nur in der Naivetät des Ausdrucks weicht er dem Hooft. Im achtzehnten Jahrhundert nahmen die erotischen Dichter wieder ab. Nur die beyden Sängerinnen Elisabeth Wolff und Agatha Deken zeigten sich mit Glück. Erst mit Bellamy, dessen Gedichte im Jahre 1791 erschienen, lebte die erotische Poesie neu auf. Er ist rein, lieblich und gewandt. Nicht mindere Vorzüge als er, besitzt Tollens, dessen Hirschjagd und Schlittschuhfahrt als Meisterstücke gerühmt werden.

Weniger Glück machten die Ballade und die Romanze. Eigentliche Balladen, wie die Engländer und die Deutschen sie

haben, wurden in Holland nie gedichtet. Die Romanze wurde erst im achtzehnten Jahrhundert von Bellamy, Rau, Feith und Bilderdyk cultivirt.

Heroiden schrieb zuerst Hooft in Ovids Manier. Eine neue Art religiöser Heroiden erfand Vondel in seinen Briefen der heiligen Jungfrauen und Martyrinnen. Beyde Dichter lebten im siebzehnten Jahrhundert. Nach ihnen blieb diese Dichtungsart lange uncultivirt, und fand erst im achtzehnten Jahrhundert zwey Damen, welche sich der Verlassenen annahmen: Frau van Winter, geborne van Merken, und Elisabeth Wolff. Ein Band Heroiden von Nomsz wird für ein mittelmäßiges Product erklärt.

Die Cantate zeigte sich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Holland als heimische Blume. Van Haren, Feith und Vereul lieferten schöne Cantaten, sie wurden aber weit übertroffen durch van Alphens drey Meisterstücke: der gestirnte Himmel und die Hoffnung der Seligkeit, welche im höchsten Grade ergreifend und erhebend sind.

Das Sonett verpflanzte Hooft zuerst aus Italien nach Holland, und zwar mit vielem Glück. Noch höher als er schwang sich Vondel. Hooft, sagt Eichhorn, hatte in seinen Sonetten die Liebe besungen, Vondel sang Religion, Heldenmuth, Freundschaft und eheliche Treue. Bilderfülle, reiche Phantasie, eine kräftige, doch wohlklingende Sprache zeichnen seine meisten Sonette aus; nur scheinen Gold, Purpur, Diamanten u. s. w. hier und da etwas verschwenderisch angebracht zu seyn. Die spätern Dichter Huygens, Decker, Ruysenburg und Maria Tesselschade Roemer Visscher, haben in diesem Fache einiges Gutes, aber nichts Vorzügliches geliefert.

Ernst und Ruhe, diese zwey Hauptzüge im Charakter des Holländers, haben dem Lehrgedichte eben so viel Pflege als gute Aufnahme verschafft, und schöne Früchte hervorgebracht. Beschreibende Lehrgedichte von Bedeutung sind:

Der Spiegel der Welt, von Peter Heyntz, geboren

1537, gestorben 1597. In diesem Gedichte beschreibt der Dichter die Lage und Eigenschaften aller Länder der Erde.

Das batavische Tempe, Sittengemählde, und die Beschreibung von des Dichters Landgut Hofwyk; von Constantin Huygens von Zuylichem, (geboren 1596). In diesen Gedichten finden sich viele schöne Schilderungen und Züge voll Witz, der manchmahl zum Übermaße ausartet.

Das Lob der Schiffahrt in sechs Gesängen, von Elias Herkmans, welches im Jahr 1635 erschien. Es fängt mit dem heroischen Alterthum an, und endigt mit der damahligen Weltschiffahrt der Holländer, nachdem sie in Ostindien und Brasilien Eroberungen gemacht hatten.

Die Pest von Neapel, von Reinier Anslo. Dieses Gedicht erschien zuerst im Jahr 1713.

Ockenburg, Beschreibung dieses Landguts, von dessen Eigenthümer, dem Dichter Jacob von Westerbaan, gedruckt im Jahre 1672. Es hat viele historische, mythologische und moralische Episoden.

Ystroom, ein Gedicht in vier Büchern von Johann Antonides van der Goes (geboren 1647, gestorben 1684). Er beschreibt in diesem Gedichte Amsterdams damahlige Größe in kühnen Bildern und mit reichen Episoden. Unter diesen wird insbesondere diejenige gerühmt, da der Geist von Athanalpa, Peru's letztem Könige, den holländischen Schiffern erscheint, ihnen die Grausamkeiten der Spanier erzählt, und sich freut, bey ihrer Nation Rächer zu finden. Kenner bedauern nur, daß Antonides sich von seiner feurigen Phantasie oft über die Gränzen des Wahren und Schönen hinreißen läßt, und dann in Bombast verfällt. Indessen erhielt die in diesem Gedichte des vier und zwanzigjährigen Jünglings herrschende Erfindungskraft die allgemeine Bewunderung seiner Landsleute.

Der Rotteström, in drey Gesängen, eine mahlerische Beschreibung des kleinen Flusses, welcher bey Rotterdam in die Maas fällt, wobey auch die damahlige Herrlichkeit der Stadt selbst geschildert wird; von Dirk Smits, gedruckt 1759.

Batavia, ein Gedicht in sechs Büchern (1740), von Jan de Marre, worin die Hauptstadt der Holländer in Indien und die Schicksale ihrer ostindischen Gesellschaft beschrieben werden. Es leidet hier und da etwas durch Monotonie.

Das verherrlichte und erniedrigte Portugal; gedruckt 1758. Der Dichter, Franz de Haas, schildert darin die Zerstörung Lissabons im Jahre 1755. Es fehlt hier und da an großen Gedanken, wie auch an Kraft in den Schilderungen schauderhafter Gegenstände und Scenen.

Die vaterländischen Ströme und die Verbannung des Dichters, jedes in drey Gesängen, von Pieter Huyzinga Bakker, kamen in den Jahren 1773, 1782 und 1790 heraus, und empfahlen sich durch Kraft und Würde.

Trips vermischte Gedichte (1764) ergreifen durch die Erhabenheit des religiösen Sinnes in seinen Naturschilderungen. Vorzüglich gerühmt wird das Gedicht: „Gott sichtbar im Unansehnlichen, oder: Betrachtung eines Kiesels, einer Brombeere und einer Fliege," welche scheinbar geringen Gegenstände er mit dem Lobe ihres großen Urhebers hinsichtlich ihrer kunstreichen Zusammensetzung durch treffende Bilder zu erheben weiß.

Der Amstelfluß in sechs Gesängen (1755), und die Jahrszeiten, frey bearbeitet nach Thomson (1779), von Nicolaus Simon van Winter, haben vorzüglich das Verdienst französischer Eleganz, aber zu wenig Schwung.

Bilderdyk erwarb sich ein neues Lorberreis durch sein im Jahr 1807 herausgekommenes Gedicht: die Krankheiten der Gelehrten, in sechs Gesängen. Es wird ein Meisterstück der beschreibenden Poesie in holländischer Sprache genannt, ausgezeichnet durch Reichthum an Gedanken, treffliche Bilder, kräftige Sprache, und eine wahre Magie des Styls. Sein Gedicht Buitenleven, eine sehr geniale, folglich freye Nachahmung von Delille's Homme des Champs war schon im Jahre 1803 erschienen. Helmers im Jahr 1809 herausgekommene Sammlung enthält nebst andern beschreibenden Gedichten klei-

nern Umfangs auch eines, das Sonnen-System betitelt, worin einige neuere Hypotheſen in poetiſcher Einkleidung dargeſtellt werden.

An didaktiſch-moraliſchen Lehrgedichten hat die holländiſche Literatur nach den erſten Verſuchen der Nonne Anna Byns und des Volkertszoon Coornhert, welche beyde im ſechzehnten Jahrhunderte lebten, von beſſerer Art aufzuweiſen:

Den erwähnten Herzensſpiegel, in ſieben Geſängen, gedruckt im Jahr 1614. Der Verfaſſer heißt gleichfalls Spiegel. Es iſt das erſte regelmäßige Lehrgedicht in holländiſcher Sprache, worin der Verfaſſer den Spruch: „Tugend ſchafft Freude" durchführt.

Beweis für den wahren Gottesdienſt, ein Gedicht, welches der berühmte Hugo Grotius (geboren 1583, geſtorben 1645) zuerſt in holländiſcher und nachher in lateiniſcher Sprache mit vielen Zuſätzen herausgab. Der Verfaſſer zeigt ſich darin zwar nicht als ein Dichter vom erſten Range, doch iſt das Werk gehaltreich und oft rührend.

Die Altargeheimniſſe, in drey Büchern, von Vondel. Er beſingt in dieſem (im Jahr 1645 erſchienenen) Gedichte die Meſſe.

Das Tagewerk und Augentroſt, zwey Gedichte von Huygens. In dem erſten, welches nicht vollendet iſt, beſingt der Dichter ſeine tägliche Arbeit, in dem zweyten tröſtet er eine Blinde, indem er die ſchönſten Sentenzen griechiſcher und römiſcher Claſſiker zu einem wohlverbundenen Ganzen zuſammenreiht. Man rühmt die Bilder- und Gedankenfülle in dieſen beyden Gedichten, tadelt jedoch das zu häufige Haſchen nach Witz und Wortſpielen und die Dunkelheit des Styls.

Der Nutzen der Widerwärtigkeiten, in drey Geſängen, von Lucretia Wilhelmina van Merken (geboren 1722). Es wird hinſichtlich der Compoſition, des Inhalts und der Verſification für ein claſſiſches Lehrgedicht erklärt, worin die Seele des Leſers mit ſüßer Melancholie erfüllt wird.

Der Einfluß eines feſten Glaubens an die

Vorsehung, von Johann Kasteleyn (geboren 1750, gestorben 1793); ein Gedicht voll Wahrheit und Tiefe des Gefühls.

Von Feith erhielt die neuere holländische Literatur drey Lehrgedichte: das Grab, in vier Gesängen; das Alter in sechs Gesängen; und Briefe an Sophie über die kantische Philosophie, in vier Gesängen. Das erste hat, wie Kenner versichern, einen guten Plan, viele treffliche Stellen, eine bezaubernde Poesie des Styls, aber zu viel von der damahls (es erschien 1783) herrschenden Mode-Empfindeley. Im zweyten wird der unbestimmte Entwurf, und der Mangel der Verbindung der Episoden mit dem Ganzen getadelt. Die Briefe sind an ein Mädchen gerichtet, welches (wie der Dichter annimmt) die bessern Begriffe ihrer Jugend mit den kantischen Principien zu verwechseln Gefahr läuft, wogegen er sie durch Gründe der Vernunft und der Religion zu warnen sucht. Diesem Gedichte fehlt das poetische Feuer; es ist ein Werk des Alters, und erschien 1808. Kraft und Reichthum des Geistes findet man in den umständlichen Noten, worin Feith die Unvereinbarkeit des kantischen Systems mit der christlichen Religion darzuthun sucht.

Die Satyre fand in Holland wenig Gedeihen. Die Ursache davon mag, wenigstens zum Theil, in der — dem holländischen Charakter eigenen Gutmüthigkeit liegen. Nur drey Individuen haben sich in dieser Dichtungsart ausgezeichnet: Vondel, der Gründer derselben in Holland; Decker und die Baronesse Juliana Cornelia de Lannoy.

Vondel lebte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, da politische und religiöse Bürgerzwiste in seinem Vaterlande walteten. Seine Satyren sind daher fast alle entweder politischen oder theologischen Inhalts. Einige züchtigen die Verbrechen und Thorheiten jener Zeit mit juvenalischem Geist und beißendem Witze, einige dagegen sind undurchdachte Ausbrüche des Unwillens ohne ästhetische Würde.

Edler zeigte sich Jeremias de Decker (geboren 1610, ge-

storben 1666). Sein satyrisches Gedicht: Lob der Geldgierde, zeichnet sich aus durch Eleganz der Sprache und moralische Tendenz, Ideen-Fülle und lucianischen Witz. Es ist in der Form eine Nachahmung des Lobes der Narrheit von Erasmus. Die Geldgierde wird in diesem Gedichte selbst redend eingeführt, und beweist ironisch den Nutzen des Geldes. Die Baroneſſe de Lannoy, welche im Jahre 1782 starb, hat in ihrer Satyre, das Gastmahl, ein kleines Sittengemählde einiger adeliger Thoren aufgestellt.

Die Fabel ist den wenigen holländischen Dichtern, welche sie versuchten, ganz mißlungen; ja sogar die Übersetzungen von Gellerts, Lafontaine's und Äsops Fabeln sind verunglückt. Besser gelang die allegorische Dichtung, worin vom siebzehnten Jahrhundert aufwärts Manches geleistet wurde. Hierher gehören: die Sinnbilder von Roemer Visscher, die Embleme von Heins, die leichten erotischen Allegorien von Hooft, die allegorischen Dramen von Vondel, die Sinn- und Minnebilder von Cats, die Sinnbilder von van der Veen und de Brune, die politischen Allegorien in Oudaan's Staatsvorfällen, endlich von Tollens die berühmten Allegorien: das Hoffnungsblümchen, das Lebenslämpchen, gute Reise an meine Tochter, worin das Leben unter dem Bilde einer Schifffahrt, und die Geburtstagsfeyer, worin die Zeit als ein rastloser Fuhrmann dargestellt wird.

In der bukolischen Poesie haben sich die Holländer nicht viel über die Mittelmäßigkeit erhoben. Der Erste, welcher Schäferdramen von geringem Werth lieferte, war der Schmid Hermann Krul. Nach ihm schrieb der Prediger Arnold Moonen (gestorben 1711) Hirtengespräche, worin er, ohne die Höhe seines Gegenstandes zu erreichen, des Erlösers Geburt und Herrlichkeit besang; dann auch eigentliche Schäfergedichte, worin er niederländische Landschaften und Bauern schildert, eben so gemein in Lebensweise und Sitten, als platt in der Sprache.

In edlerem Styl schrieb der Mahler Wellekens (geboren

1658), nachdem er seiner Augenschwäche wegen das Mahlen aufgeben mußte, Hirten- und Fischergedichte, worin er die Manier der italienischen Dichter mit Selbstständigkeit nachahmte. Mehrere dieser Gedichte arbeitete er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Peter Vlaming, welcher auch Sannazars Arkadien übersetzte.

Als classisch werden die Idyllen des Tollens gerühmt, welche im Jahre 1800 in vier Bändchen erschienen, nebst dessen Minneliedern (Minezangen en Idyllen). Als ihre vorzüglichen Verdienste werden Naivetät, echte ländliche Sinnesweise, unschuldiger Witz, und eine reine anmuthige Sprache gepriesen. Adrian Loosjes, ein Nachahmer Geßners, ist in seinen prosaischen Idyllen naiv und moralisch. Man hat von ihm auch zwey größere Schäfergedichte: Menalkas und Roosje, jedes in drey Büchern.

Vondel, welcher in so vielen Gattungen der holländischen Poesie die Bahn brach, führte auch in der poetischen Epistel den Reigen an, wurde aber von Poot, der sich in dieser Dichtungsart zuerst classisch zeigte, weit übertroffen. Seine Episteln gefallen durch Wahrheit, anmuthige Einfachheit und Leichtigkeit. In einem sogenannten allgemeinen Briefe erzählt er seine eigenen Schicksale.

Die Briefe der Dichterinn Leonora de Neuville, im französischen Geschmacke geschrieben, glänzen mehr durch philosophischen Witz als durch poetischen Vortrag. Sie starb 1741. Vorzüglich gelungen sollen ihre drey Episteln nach Voltaire seyn.

Die Episteln der Elisabeth Wolff (gebornen Becker) gefallen durch ihren leichten scherzhaften Ton. Jacob van Dyk, ein Mann aus dem niedrigsten Stande, schrieb eine sehr gelungene Epistel an seine Consorten, worin er satyrisch den großen Nutzen schildert, welchen die gedankenlose Einfalt den untern Ständen bringt, und beklagt, daß ihm ein feindlicher Dämon dieses beneidenswürdige Loos geraubt, und Vernunft und Geist, wie zur Strafe, verliehen habe.

An Sinngedichten sind die Holländer sehr reich. Roe-

mer Visscher und Vos zeigen sich als Epigrammatisten geistvoll, sehr oft aber schlüpfrig, pöbelhaft und zügellos. Nebst ihnen glänzen im witzigen und komischen Epigramm Huygens und Bruno; im moralischen und ernsthaften Spiegel durch seine Hieroglyphica, Sittensprüche; Vondel durch seine Verse unter Abbildungen berühmter Männer und durch die epigrammatischen Lobgedichte auf einige Freunde; hierher gehören auch Westerbaan, de Decker und Six.

Den ersten Rang als Epigrammatiker haben Brandt und Simons erhalten. In Brandts Epigrammen auf vaterländische Helden und Staatsmänner, auf die Thaten der Cäsaren, auf mehrere Freunde, Zeitgenossen u. a. wird die Kraft bewundert, mit welcher er alles Merkwürdige derselben in den engsten Raum zusammendrängt, und dann das Gemählde mit einem Meisterzuge vollendet.

Nachrichten über die neueste holländische Literatur liefert die Leipziger allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahr 1822. Wir theilen hier nachträglich einige Notizen und Bemerkungen über die vorzüglichsten der, entweder unlängst gestorbenen oder noch lebenden Dichter auszugsweise mit.

An der Spitze der jetztlebenden Dichter steht der schon mehrmahlen erwähnte Bilderdyk, dessen seit 1776 erschienene Werke gegenwärtig wenigstens fünfzig Bände ausmachen, denn er hat sich in den meisten Fächern des menschlichen Wissens ausgezeichnet. Der deutschen Literatur ist er so abhold, daß er diejenigen, welche dieselbe in seinem Vaterlande befördern, Eichel-Triptoleme nennt. Göthe ist der einzige, den er zuweilen lobt. Und dennoch ist eine Geistesverwandtschaft mit den bessern Deutschen in seinen Gedichten nicht zu verkennen. Seine Gemüthlichkeit, sein Streben nach dem Geistigen und Idealen, zeigen von einer Seele, der die Poesie etwas mehr als schöne Verse, oratorische Wendungen, oder schale Erfindungen, — der sie mit dem Höchsten auf das innigste verwandt ist. Seine Muse war vorzüglich in den letzten Jahren sehr fruchtbar. Eines seiner neuesten Producte ist der Anfang eines

epischen Gedichts: der Untergang der ersten Welt (de Ondergang der eerste Weareld). Bilderdyk hat sich dazu ganz neue Dichtungen geschaffen. Die Kinder Gottes, wovon die mosaische Urkunde spricht, sind ihm Paradies-Menschen, Kinder des ersten Menschenpaars, vor dem Sündenfall im Paradiese geboren, unschuldig also, und dem Tode nicht unterworfen. Doch auch für sie hat die Schönheit unwiderstehliche Reize; sie sehen, sie lieben die Töchter der Menschen, ihrer Halbbrüder, und die Frucht dieser Liebe sind die Riesen, ein, die gewöhnliche Menschenform übertreffendes, doch rohes Geschlecht. In den bisher erschienenen fünf Gesängen schildert der Dichter den Anfang des Krieges über die Weltherrschaft zwischen den Riesen — und dem kainitischen Stamme, der schon die friedlichen Sethiten in einen Winkel der Erde zurückgedrängt hat. Seine Schlachtgemählde sind originell, kräftig und groß, manchmahl auch gräßlich. Das Schönste in diesem Gedicht ist der Charakter des kainitischen Feldherrn Segol, der sich am Schluß zu einer höhern Natur zu erheben scheint; und die Liebe Elpinens, eines irdischen Mädchens, zu einem noch unbekannten Paradiesbewohner. Mit himmlischer Zartheit ist diese Leidenschaft geschildert. Fast noch interessanter ist aber die Stelle, wo Kain, bey der Geburt seines ersten Sohnes, mit menschlichen Gefühlen durchdrungen wird, wo die Eisrinde seines Herzens schmilzt, und er die Allmacht anfleht, ihn nicht in seinen Kindern zu strafen. „Mit zum Himmel gehobenen Händen rief Kain, da sein Sohn, sein Hannoch, ihm ward, dem Gott des Segens zu: Du hast gesiegt! Meine Brust verstock' ich nicht mehr; in Thränen sink' ich darnieder! Ja, Allmächtiger! Vor dir zerschmelz' ich, meine Seele wird weich und zart, sie ist menschlich. O Gott! ich bin Vater; ich fühle das Blut des Vaters im Herzen! Es verändert mir die Seele. Der Kinderlose hadre mit deiner Allmacht! Er fluche Dir und sich selbst, und zwinge seinen Busen zum Hasse, er, der im lieben Kinde sich selbst nicht wiedererzeugt und im Anblick seines Bildes nicht den Himmel erblickt. Ich kann mich nicht länger verstocken,

Deiner Gnade nicht trotzen, nein, mein Gott! ich habe Kinder und Weib. Ahnde in ihnen nicht das Verbrechen des Vaters und des Gatten! Ach, strafe mich nicht in ihnen, in welchen ich athme! Dieß ja, dieß ist die einzige Strafe, das einzige Leiden eines Vaters! Ich bethe zu Dir, o Gott! Gnade für den ersten der Sünder! Meine Ältern waren nur Übertreter; ich habe in rasender Wuth mir selbst, um Dir zu trotzen, das Herz gebrochen, in Abels Tod das Leben meines Lebens vernichtet! O segne jetzt meine Kinder, und ich erdulde, dankbar an dir, den gedrohten Tod." — Hier sank er sprachlos nieder, und zerfloß in Thränen. Man sagt, daß bey diesen Worten ein Engel einen himmlischen Thautropfen auf seine Stirne goß; er ließ das blutige Mahl des Brudermordes als einen Schatten im Morgen erblassen und hätt' es ausgewischt, wenn sich zum Rachegeschrey der Erde bey des Mörders Verbrechen nicht der Fluch des Vaters gesellt hätte." —

In der Folge läßt der Dichter die Riesen das Paradies stürmen, wobey ihnen das unterjochte Menschengeschlecht behülflich ist; der verwegene Versuch endigt aber mit der Vertilgung der lebenden Wesen durch die Sündfluth. —

Bilderdyk's Gattinn machte sich als Dichterinn rühmlich bekannt. Eine seltene Erscheinung ist Bilderdy'ks Schüler, der junge Dacosta, ein portugiesischer Jude. In seinen Poesien herrscht Feuer, Kraft und morgenländischer Schwung, besonders in dem Gedichte Israel. Auch übersetzte er schon als Jüngling die Perser und den Prometheus des Äschylus in holländische Verse.

Zu den ausgezeichneten jetzt lebenden Dichtern gehört der früher genannte Feith, Bilderdyks innigster Freund. Sanfte Empfindung, religiöse Melancholie, und Wohllaut des Ausdrucks bilden seinen poetischen Charakter, welcher sich vorzüglich in den größeren Gedichten: Das Grab, die Einsamkeit, und die Welt, ausspricht. Auch seine geistlichen Lieder, Oden, Romanzen, Cantaten und didaktischen Gedichte werden gerühmt. Seinem Genius verwandt ist Rietberg, wel-

cher das Glück der Liebe besang, und der unlängst verstorbene de Gruyff, Verfasser eines Gedichts: die Hoffnung des Wiedersehens.

Tollens, jünger als diese, verdankt seine Bildung sich selbst. In seinen Gedichten herrscht Wärme und Kraft. Er ist so beliebt, daß eine, in diesem Jahr veranstaltete neue Ausgabe zehntausend Pränumeranten fand. Sein neuestes und zugleich eines seiner gelungensten Werke ist die Winterlagerung der Holländer auf Nova Zembla im Jahr 1596 und 1597. Er hat eine zahlreiche Schule gebildet. Rotterdam, seine Geburtsstadt, wollte sein Brustbild aufstellen; er verbath sich diese Auszeichnung. Seine glücklichsten Nachfolger sind; Nierstraß, welcher den Erlöser, und unlängst die Verdienste des Rubens besungen hat; Messchert, dem die neue Armen-Colonie Frederiksoord den Stoff zu einem vortrefflichen Gedichte gab, und van Sommeren, dessen vaterländische Gedichte den Preis erhielten.

Als Lyriker und Epiker zeichnete sich Helmers aus. Seine Oden sind kühn, feurig, erhaben, und voll hohen Ernstes. Die Gottheit, die Künste, und das Vaterland, sind die Gegenstände seines Gesanges. Ein großes Gedicht in sechs Gesängen: die holländische Nation (de Hollandsche Natie) hat schon fünf Ausgaben erlebt. Er starb im Jahr 1813.

Sein noch lebender Freund Loots vereinigt hohen Schwung der Phantasie, Bilderfülle und eine kräftige feurige Sprache. Er besang größten Theils Stoffe aus der vaterländischen Geschichte, wie z. B. die Bataver zu Cäsars Zeit, die Schlacht bey Waterloo u. s. w. Unter seinen übrigen Gedichten hat das: Lob des Bürgerstandes, vorzüglich Beyfall gefunden.

Hochgeschätzt wird der, im Jahr 1820 gestorbene, sehr gelehrte Professor Borger auch als Dichter. Als sein letztes und bestes Product wird die Elegie an den Rhein genannt, worin er den Tod seiner Gattinn beklagt, mit welcher er ein kleines Landhaus am Ufer dieses Flusses bewohnte, da wo er sich hinter Leyden in die Nordsee ergießt. Dort am Gestade des Meeres

ist auch der Gottesacker, wo seine Gattinn ruht; die Zusammenstellung der Freuden des Lebens und des herben Verlustes, wovon dieser Strom Zeuge war, der Wunsch und die Ahnung seines eigenen Todes (der kaum sechs Monathe nachher erfolgte), und die melancholisch-religiöse Stimmung des Ganzen geben diesem Gedichte einen hohen Werth.

Berühmte noch lebende Dichter sind: Lulof, Spandau, Simons, Warnsink, Westerman u. a. — Lulof hat sich durch seine Übersetzung von Vossens Luise viel Verdienst erworben. Spandau's Lieblingsgegenstände sind häusliches Glück, Liebe und Vaterland. Edle Simplicität, Lieblichkeit und Klarheit des Ausdrucks, Reinheit des Geschmacks bey Wärme des Gefühls charakterisiren seine Gedichte. Simons empfiehlt sich insbesondere durch hohe Cultur im Ausdruck und durch strenge Feile.

Weniger als in den andern Dichtungsarten ist in Holland für die dramatische Poesie, insbesondere für die theatralische, geschehen. Das National-Institut hatte zwar, vom Jahre 1818 an, zweymahl Preisaufgaben gesetzt, aber keines der eingesendeten Stücke erhielt den Preis, und die Theater-Direction zu Amsterdam fand immer Schwierigkeiten gegen die Aufführung. Eines der eingesendeten Stücke, dem gleichfalls der Preis versagt ward, wurde in der Folge doch aufgeführt und vom Publicum mit sehr großem Beyfall aufgenommen. Es hatte den Titel: Montigny. Der Referent in der allgemeinen Literatur-Zeitung gibt über dasselbe folgende Nachricht:

Es spielt zu Madrid unter Philipp II. Dem Montigny, einem von den vereinigten Staaten dahin gesandten Edelmanne, der die Beschwerden der niederländischen Nation vor den Thron bringen soll, gelingt es, den Thronerben Don Carlos (in dessen Charakter man eine freye Nachahmung Schillers erkennt) durch einfache Darstellung der Begebenheiten auf seine Seite zu bringen; doch der Cardinal Granvelle, sein persönlicher Feind, schärft den Haß des Königs gegen ihn, und will ihn dem Alba, der bereits in den Niederlanden ist, als Unterbefehlshaber zuschicken. Er weigert sich; indessen kommt seine Gattinn, im

Pilgergewande (nach St. Jago) verhüllt, und entdeckt ihm die Lage der Niederlande, Egmonts und Hoorns Tod auf dem Blutgerüste und Alba's Hinrichtungen. Vergebens will Carlos ihn retten und ihm die Mittel zur Flucht verschaffen, da Montigny feige Rettungsmittel verachtet. Er verbirgt sich jedoch in seinem Pallaste, und trachtet den König von seinem Unrechte zu überzeugen. Dieses Gespräch ist sehr schön; man glaubt in Carlos den Schiller'schen Posa zu hören, doch Philipp bleibt in Montigny seinem historischen Charakter treuer. Granvelle entdeckt indeß Montigny's Aufenthaltsort, begibt sich mit Philipp dahin, sieht nun auch seine Gattinn, und befiehlt, Montigny ins Gefängniß zu führen; Carlos bereitet die Mittel zu seiner Rettung, will ihn aus dem Kerker führen, doch Montigny bleibt standhaft. Sein Freund verläßt ihn nicht, und wehrt sich gegen die Häscher, welche Montigny zum Tode führen wollen, bis einer aus ihnen sich als Diener der Inquisition zu erkennen gibt. Das aufgehobene Schwert fällt nun dem Don Carlos, wie vom Donner gerührt, aus den Händen; er verläßt den Kerker, und Montigny wird zum Tode geführt. —

Außer diesem Trauerspiele sind in der neuesten Zeit noch viele andere von Bedeutung in Holland erschienen. An den Tragödien des Heinrich Herrmann rühmt man Würde und Hoheit. Bilderdyk und seine Gattinn haben mehrere vorzügliche Stücke geliefert, wie z. B. den Cormac, Willem van Holland, Floris, Elfride, Dargo (aus der alt-nordischen Geschichte. Dacosta schrieb ein Trauerspiel: Alphons von Portugal.

Ohne Zweifel fing mit dem neunzehnten Jahrhundert eine neue Periode in der holländischen Literatur an, welche sich nun immer mehr dem deutschen Geist und Geschmack nähert, leider aber in Deutschland eben so zu wenig bekannt ist, als Hollands große Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, Hooft, Vondel, Brandt, Cats und Antonides, es sind.

Es wäre zu wünschen, daß ein Mann von Kenntniß und

Geist die holländische Literatur — insbesondere die des siebzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts zum Gegenstande eines eigenen Studiums machte; er würde auf diesem Felde gewiß die reichste Ausbeute finden, und uns Deutschen in allen Dichtungsarten viel Schönes und Großes, viel Originelles und Interessantes zuführen, und dadurch vielleicht in unserer eigenen schönen Literatur einen neuen Umschwung hervorbringen.

Ueberblick der Geschichte der deutschen Poesie.

Man kann in der Geschichte der deutschen Poesie am füglichsten sechs Perioden annehmen, nähmlich:

1) Die Poesie des Mittelalters bis Opitz. (1620.)
2) Von Opitz bis Hofmannswaldau. (1620 bis 1660.)
3) Von Hofmannswaldau bis Haller. (1660—1730.)
4) Von Haller bis Klopstock. (1730—1750.)
5) Von Klopstock bis Göthe und Schiller. (1750—1795.*)
6) Von Göthe und Schiller bis auf die neueste Zeit.

Erste Periode.

Poesie des Mittelalters bis Opitz. (1620.)

Die zwey ältesten uns bekannten Gedichte dieser Periode sind: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, und das Weißenbrunner Gebeth, von den Gebrüdern Grimm im Jahre 1812 neu herausgegeben. An diese schließen sich zunächst die zwey Original-Epopeen: das Lied der Niebelungen, und das Heldenbuch. Nun trat die Zeit der Minnesänger ein; eine Fülle von lyrischen und romantisch-epischen Gedichten drängte sich nun. Unter der Menge von Dichtern dieser Zeit verdienen vorzüglich herausgehoben zu werden, und zwar als Liederdichter: Heinrich von Veldek. Walther von der Vogelweide. Wolfram von Eschenbach. Ulrich von Lichtenstein. Hartmann von der Aue.

*) Im Jahre 1795 erschien die Zeitschrift: die Horen, herausgegeben von Göthe und Schiller, und der erste Schiller'sche Musenalmanach.

Reimar von Zweyter. Reimar der Alte. Heinrich von Morungen. Conrad von Würzburg. Johann Hadlouk. Die von Rüdiger Maneſſe am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts unternommene, und von Bodmer (Zürch 1758) in zwey Bänden herausgegebene Sammlung enthält lyriſche Gedichte von 136 Dichtern.

Die ausgezeichnetſten unter den bekannten epiſchen Dichtern ſind: Heinrich von Oſterdingen. Wolfram von Eſchenbach. Gottfried von Straßburg. Hartmann von der Aue. Conrad Fleke, u. m. a. Sie dichteten jedoch größtentheils nach franzöſiſchen und wälſchen Originalen.

Den Minneſängern folgten in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Meiſterſänger. Mit ihnen wurde die Poeſie von einer ritterlichen eine bürgerliche Kunſt. Unter den Meiſterſängern, die nun in den niedern Ständen eine eigene Zunft bildeten, thaten ſich hervor: Frauenlob, Muscablüt, Hans Folz, Heinrich von Alkmar, letzterer vorzüglich durch ſeine Bearbeitung des epiſchen Fabelgedichts: Reineke der Fuchs. Nebſt dieſen: Sebaſtian Brandt, durch ſein ſatyriſches Gedicht, das Narrenſchiff; Georg Rollenhagen, durch ſeinen Froſchmäusler; Thomas Murner, durch ſeine Narrenbefreyung, Schelmenzunft u. ſ. w. An Fruchtbarkeit und Genialität wurden jedoch alle dieſe übertroffen von Hans Sachs, einem Schuſter zu Nürnberg (geboren 1494, geſtorben 1576), und Hans Roſenblüt, genannt der Schnepperer (Zotenreißer), einem Wapenmahler. Johann Fiſchart, Doctor der Rechte und Reichskammer-Advocat, zeichnete ſich aus durch ſeine Bearbeitung von Rabelais ſatyriſch-komiſchem Roman: Gargantua und Pantagruel. Roſenblüt und Hans Folz, ein Barbier, erfanden die luſtigen Faſtnacht-Farcen, welche in Deutſchland bald allgemein beliebt wurden.

Die Meiſterſänger, als eine eigene Zunft, hatten ihre beſondern Zuſammenkünfte auf ihrer Herberge, und auch ihre eigenen Singſchulen, denn es war bey ihnen eine ausgemachte Sache, daß jedes Lied zum Singen gehöre, weßhalb auch jeder, der ein neues Versmaß erfand, zu demſelben auch zu-

gleich eine eigene neue Melodie ersann, die man zusammen die Weise nannte. So gab es denn eine Menge, oft sonderbar benannter Weisen, z. B. Tanzweise, spitzige Pfeilweise, die verschlossene Helmweise, Singweise, lange Weise u. s. w.

Außer dem Lieder-Zunftkreise der Meistersänger verdienen die Kriegslieder eines Veit Weber (1476) eine besonders ehrenvolle Erwähnung.

Aus den epischen Gedichten bildete sich im sechzehnten Jahrhundert endlich der Ritter-Roman in Prosa; dem die Volkssage folgte.

Zweyte Periode.

Von Martin Opitz bis Hofmannswaldau.

(1620—1660.)

Diese Periode beginnt mit der sogenannten schlesischen Dichterschule, an deren Spitze Martin Opitz stand. Sie hielt sich, mit gutem eigenen Talent, ziemlich genau an die classischen Muster des Alterthums. Opitzens würdige Kunstgenossen waren: Andreas Gryphius, Tscherning, Scultetus, Logau, Paul Flemming, Rist, Simon Dach, Harsdörfer, Wekherlin, Gerhard, Zinkgraf u. a.

Martin Opitz wird als der Vater der neuern deutschen Poesie gepriesen. Sein schönes Talent erwarb ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen, und ungewöhnliche Auszeichnungen. Kaiser Ferdinand II. gab ihm für ein Gedicht eigenhändig einen Lorberkranz, und erhob ihn einige Jahre nachher in den Adelstand mit dem Prädicate „von Boberfeld." — Späterhin ernannte ihn der König von Pohlen, Uladislaus IV., für ein auf ihn geschriebenes Lobgedicht zu seinem Sekretär und pohlnischen Historiographen. Er starb im Jahre 1639 zu Danzig an der Pest.

Das rege poetische Leben dieses blühenden Zeitraums schuf eine Menge poetischer Gesellschaften; die vorzüglichsten derselben waren:

a) Die Fruchtbringende Gesellschaft oder der gekrönte Palmenorden, im Jahre 1616 gestiftet vom Fürsten Ludwig von Anhalt.

b) Die aufrichtige Tannengesellschaft, zu Straßburg, gestiftet ihm Jahre 1633.

c) Die deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg, im Jahre 1643 gestiftet.

d) Der gekrönte Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz, zu Nürnberg im Jahre 1644.

e) Der Schwanenorden an der Elbe, im Jahre 1660.

Der Rang zunächst Opitz verdient als lyrischer Dichter der herrliche Paul Flemming. Hohe Achtung gebührt insbesondere dem Andreas Gryphius, der die ersten bedeutenden Versuche in der dramatischen Poesie wagte. Seinen Trauerspielen fehlt es nicht an großen Schönheiten, seinen Lustspielen nicht an echt komischer Kraft.

Dritte Periode.

Von Hofmannswaldau bis Haller. (1660—1730.)

Mit Hofmann von Hofmannswaldau begann eine Periode, viel gehaltloser als die vorhergehende, deren Gemüthlichkeit jetzt von süßlicher Empfindeley ersetzt werden sollte. Hofmannswaldau ahmte Marino's und Quarini's epigrammatischen Witz und üppigen Bilderschwulst nach, und fand bald deutsche Nachahmer, die das Übel noch mehr verschlimmerten. Hofmannswaldau hat zwar das Verdienst, der erste Bearbeiter der Heroide unter den deutschen Dichtern zu seyn, aber sie ist, so wie alle seine Gedichte, voll Spitzfindigkeiten, gezierten Phrasen und Bombast, nicht selten auch durch schlüpfrige Stellen entweiht. Noch höher trieb diese Fehler Lohenstein, dem dessen ungeachtet ein reiches feuriges Dichtungstalent nicht abgesprochen werden kann. Sein Roman Arminius und Thusnelda, und seine Trauerspiele liefern davon die Beweise. Vergebens schwang Wernike gegen dieses chinesische Feuerwerk in seinen Satyren die Geißel. Nach-

dem dieser falsche Geschmack, in Zieglers asiatischer Banise bis zum Unsinn gesteigert, seinen höchsten Grad erreicht hatte, schlug er plötzlich in das Gegentheil um und statt des blumenreichen Bombastes kam die platteste Prosa. In diese matte Verwässerungs-Periode fielen Neukirch, Besser, Canitz u. a. — Endlich erhoben einer Seits die beyden gelehrten Schweizer Bodmer und Breitinger, anderer Seits Gottsched ihre Stimme dagegen, geriethen aber bald selbst in literarische Fehde, obschon sie ein gleiches Ziel hatten: die Herstellung eines bessern Geschmacks. Bodmer und Breitinger empfahlen zu Mustern der Nachahmung mehr die Britten, Gottsched und seine Partey die Franzosen. Zum Unglück lieferten aber die Häupter dieses Streites selbst nur höchst mittelmäßige poetische Producte, denn Bodmers episches Gedicht, die Noachide, zeigt viel Fleiß aber wenig Poesie; und Gottscheds Gedichte sind nüchternes Wasser. Günther, Johann Elias Schlegel, Freyherr von Creuz, und Withof waren in dieser Zeit die einzigen Dichter, deren Werke Spuren von Genie zeigten, in lyrischen und didaktischen Gedichten.

Vierte Periode.

Von Haller bis Klopstock. (1730—1750.)

Was Gottscheds und Bodmers unfruchtbarer Polemik nicht gelungen war, das gelang einem edlen Muster voll Gedanken- und Bilderfülle, dem kräftigen Haller, der im Fache der Ode und Elegie, der didaktischen, satyrischen und beschreibenden Poesie Aufsehen erregte. Gleichzeitig mit ihm zeichneten sich aus: Hagedorn, Gellert, Gleim, Kleist, Weiße, Geßner und Ramler. Lessing, der vom Jahre 1729—1781 lebte, wirkte viel durch seine verständig gedachten und regelmäßig ausgeführten poetischen Werke, mehr noch durch seine geistreiche Kritik, und durch die aufgestellten Principien des echten Geschmacks.

Fünfte Periode.

Von Klopstock bis Göthe und Schiller.

(1750—1795.)

Hatte mit Opitz die Dämmerung und mit Haller die Morgenröthe der deutsche Poesie begonnen, so feyerte sie mit Klopstocks Erscheinen ihren Sonnenaufgang. Tiefes Gefühl, Begeisterung und Flug der Phantasie ergreifen in dem kleinsten seiner Gedichte, so wie in der Messiade. Religiösität und Vaterlandsliebe, Freundschaft und Liebe vereinigten sich in Gemüth und Geist des erhabenen Sängers zum schönsten Einklang. Sein Beyspiel erweckte in verwandten Dichterseelen ein Streben, das, selbst wenn sie ihn nicht zu erreichen vermochten, schön und rühmlich war. Gleichzeitig mit ihm blühten noch mehrere Dichter der vierten Periode erfreulich fort. Hagedorn gefiel durch den leichten muntern Zorn seiner Erzählungen, Fabeln und Lieder; auch Gellerts Talent entwickelte sich am besten in seinen Fabeln und Erzählungen, die durch gefällige einfache Darstellung, und durch Vermischung freundlicher Gutmüthigkeit und treuherziger Schalkhaftigkeit großen Beyfall erhielten. Gleims Lieder gefielen durch heitere Gemüthlichkeit, ungeachtet mancher zu schwatzhafter Weitschweifigkeit. Liebe, Freundschaft und Lebenslust athmen aus allen. Ist auch die Form seiner Lieder hier und da anakreontisch, so spricht doch ein echt-deutsches Gemüth aus ihnen. Höhern Aufschwung nahm Gleim in seinem Halladat und in den Kriegsliedern. Ewald Christian von Kleist erwarb sich Ruhm in der beschreibenden und erzählenden Poesie, auch in der Hymne, Ode und Idylle; Christian Felix Weiße durch seine scherzhaften und Amazonenlieder, auch durch die Lieder für Kinder. Seine dramatischen Werke, Trauerspiele im französischen Geschmack, Lustspiele und Opern, gefielen damahls allgemein und ziemlich lange. Salomon Geßner entzückte durch seine idealische Welt voll Unschuld und Liebe, die sowohl in den kleinern Idyllen als auch in den größeren idyllisch-epischen Gedichten so lieblich, zart und freundlich ansprach. Lessing glänzte als Fabel-

Epigrammen- und witziger Lieder-Dichter nicht minder als durch seine dramatischen Werke. Ramler und Uz bearbeiteten vorzüglich die Ode mit Glück, ersterer mehr in horazischer Form, letzterer mit mehr Eigenthümlichkeit. Und so zeichneten sich noch vielgestaltiger die folgenden, von gleichem Wetteifer beseelten, Dichter aus: Dusch, Giseke, Cronegk, Gotter, Lavater, Andreas Cramer, Luise Karschin, Brawe, Leisewitz, Zachariä, Michaelis, Bürger, Hölty, die Grafen Stolberg, Voß, Gerstenberg, Lichtwehr, Heinrich von Nicolay, Pfeffel, Willamov, Wieland, Herder, Bronner, Göcking, Kretschmann, Haug, Weisser, Neubeck, Falk, Tiedge, Blumauer, Klammer-Schmidt, Kosegarten, Müller, Denis, Alxinger, Mastalier, Niemeyer, Conz, Langbein, Jacobi, Matthisson, Salis, Claudius, Thümmel, Engel, Brandes, Schröder, Wetzel, Klinger, Meißner, Iffland, Kotzebue, Jünger, Babo, Hippel, Musäus, Heinse, Seume.

Sechste Periode.

Von Göthe und Schiller bis auf die neueste Zeit.

So hatte die deutsche Poesie am Anfang dieser letzten Periode in allen Dichtungsarten theils Meisterstücke, theils sehr gelungene Producte aufzuweisen. Einen neuen Umschwung erhielt sie aber durch Göthe und Schiller, vorzüglich durch des letztern ästhetische Schriften nach den Principien der kritischen Philosophie, und durch die nachherigen Bemühungen der Gebrüder Friederich und August Wilhelm Schlegel. In dieser Periode erreichte die lyrische Poesie, das Epos, das Drama und der Roman eine höhere und vielseitige Ausbildung.

Zu den eminenten Talenten dieser Periode gehören nebst den schon genannten:

In der Lyrik: Arndt, Cryfalin (Sinclair), Lappe, Sophie Mereau, Kind, Friedrich Kuhn, La Motte Fouqué, Fink, Schreiber, Prätzel, Wetzel, Rückert, Luise Brachmann, Ama-

lie von Imhof, Novalis (Hardenberg), Steigentesch, Uhland, Ernst Schulze, Körner.

Im Epos: Amalie von Imhof, Neuffer, Ernst Schulze, Baggesen.

In der dramatischen Poesie: Göthe, Schiller, Tiek, Baron la Motte Fouqué, Müllner, Kind, Öhlenschläger, Zach. Werner, Raupach, Körner, Heinrich v. Kleist, Appel, Steigentesch, Grillparzer, Houwald, Klingemann ꝛc.

Im Roman und in der Erzählung: Jean Paul (Friedrich Richter), Tiek, Hoffmann, Baron de la Motte Fouqué, Laun (Friedrich August Schulze), Achim von Arnim, Gustav Schilling, Friedrich Kind, Heinrich Jacobi, Novalis, Rochlitz, Ernst Wagner, Graf Benzel-Sternau, Lafontaine, Göthe, Schiller, Friedrich Schlegel, Heinrich von Kleist, Appel, Hoffmann, Clauren, van der Velde ꝛc.

Epische Gedichte der Deutschen.

Das Nibelungenlied.

Als ein ehrwürdiges Denkmahl germanischer Vorzeit steht dieses altdeutsche Heldengedicht da, auf welches gerechter Nationalstolz mit Freude hindeutet, indem er die darin herrschende Kraft und Lebensfülle bewundert. So wurde denn dieses Gedicht in der neuern Zeit aus der Nacht, in der es lange schlief, hervorgezogen, nach bewährten Handschriften gedruckt, viel gelesen, und noch mehr besprochen.

Den Verfasser dieses Heldenliedes weiß man nicht mit Bestimmtheit anzugeben: Gründe der Wahrscheinlichkeit sind für Klingsor und Heinrich v. Ofterdingen vorhanden. Beyde lebten am Schlusse des zwölften, und am Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, theils in Ungarn, theils in Österreich, theils in Thüringen am Hofe des Landgrafen Hermann, welcher den Beynahmen: der gesangliebende Fürst, hatte.

Das Nibelungenlied führt seinen Nahmen von den Nibelungen oder Niflungen, einem altburgundischen, einst mächtigen Heldengeschlechte, dessen Schicksale den Stoff des Gedichts geben, worin jedoch die Liebe zwischen Sigfried und Chrimhilde, dann zwischen Brunhildis und Günther die Hauptparthie ausmacht. Der Schauplatz dieser Begebenheiten ist am Rheine, dann an der Gränze von Österreich und Ungarn; die Zeit zwischen den Jahren 430 und 440 nach Christi Geburt. Das Nibelungenlied, von dem es vier Bearbeitungen gibt, ist eigentlich ein Glied aus dem Heldenbuch, welches die Thaten und Abenteuer einer großen Heldenurzeit erzählt.

Das Nibelungenlied ist in gereimten vierzeiligen, jambischen und trochäischen Strophen geschrieben.

In neuerer Zeit ist über dieses altdeutsche Heldengedicht viel geschrieben und gedruckt worden. Unter den historisch-kritischen Werken über dasselbe sind insbesondere interessant und belehrend:

Göttling, über das Geschichtliche im Nibelungenliede; von der Hagens kritische Ausgabe des Urtextes; Zeune's Handausgabe des Urtextes mit einem Glossar; Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt dieses Gedichts; Hundshagen, über einen aufgefundenen Codex desselben; ein abgesondertes Glossar von Arndt.

Übersetzungen und Bearbeitungen des Nibelungenliedes existiren von dem schon genannten von der Hagen, dann von Zeune, Hinsburg und Büsching. De la Motte Fouqué behandelte den Stoff dieses epischen Gedichts in dramatischer Form unter dem Titel: der Held des Nordens, in drey Schauspielen, wobey er den scandinavischen Quellen des Nibelungenliedes folgte.

Den reichen Inhalt dieses Gedichts hat Fr. Meyer in die Form einer Erzählung gebracht, worin er sich genau an den Gang des Originals hält. Ich schalte sie hier ein, indem sie nicht nur den Leser mit dem vielgestaltigen Leben und dem Geiste der ganzen abenteuerlichen Dichtung bekannt macht, sondern

sich zugleich auch sehr angenehm lies't. So lautet die Erzählung:

Sigmund, ein König der Niederlande, der in einer weit und wohlbekannten Burg zu Santen unten bey dem Rheine wohnte, hatte von seiner Gemahlinn Siegelind einen einzigen Sohn, genannt Sigfried. Derselbe wurde ein gar starker, kühner, tapferer Held, der sich schon in seinen jugendlichen Tagen durch wunderbare und lobenswürdige Thaten auszeichnete; denn nachdem man ihn mit großen Festlichkeiten wehrhaft gemacht hatte, suchte er rastlos Krieg und Streit, und bald wurde sein Ruhm in fremden Landen bekannt. Am meisten sprach man davon, daß er einen Linddrachen erschlagen und sich in dem Blute desselben gebadet habe, wovon seine Haut hörnern, und für Waffen undurchdringlich geworden sey; und von seinem Siege über die kühnen Nibelungen, deren Horts oder Schatzes er sich bemächtiget hatte.

Diese Nibelungen hießen Schilbung und Niebelung, und waren die Söhne eines reiches Königs, der ihnen außer seinem Lande einen großen Schatz an edlen Gesteinen und rothem Golde hinterließ. Sigfried kam eben in ihr Land, als sie im Begriff waren, diesen Schatz zu theilen. Da bathen sie ihn, diese Theilung zu machen, und er gelobte es ihnen, nachdem sie ihm das Schwert ihres Vaters, Balmung genannt, zur Belohnung gegeben hatten. Als er nun aber die Theilung des Hortes unternahm, vermochte er nicht, sie zu vollenden. Darüber wurden die Nibelungen zornig, und forderten ihn zum Kampfe; er aber, mit Hülfe des vortrefflichen Balmung, erschlug nicht allein die beyden Könige, sondern auch mehr als siebenhundert ihrer Krieger, und erstritt also den Hort und das Land der Nibelungen. Vergebens versuchte es der starke Zwerg Alkwich, seine Herren zu rächen; der hörnerne Sigfried besiegte auch ihn, und gewann ihm seine Tarn- oder Nebelkappe ab, welche die Kraft hatte, daß derjenige, welcher sie trug, unsichtbar wurde. Sigfried ließ hierauf den Schatz wieder dahinbringen, wo er vorher aufbewahrt lag, und nachdem ihm Alkwich den

Eid der Treue geleistet hatte, übergab er ihm die Aufsicht darüber. Als er in seine Heimath zurückgekommen war, beschloß er, eine Reise zu machen in das Land der Burgunden, dort zu werben um die wegen außerordentlicher Schönheit und hohen Liebreizes berühmte Chrimhilde, die Schwester der drey Könige: Günther, Gernot und Giselher. Der Vater derselben, der ihnen das Land der Burgunden zum Erbe gelassen hatte, war der König Dankrat; die Mutter hieß Ute, und war noch am Leben. Sie wohnten zu Worms am Rhein, und hatten viele tapfere Helden zu Hofleuten und Unterthanen. Die berühmtesten darunter waren: Hagen von Troneg; Dankwart, der Bruder desselben, ihr Marschall; Ortewein von Mezen, ihr Truchseß, der beyden Neffe; Volker von Alzey; die Markgrafen Gere und Eckewart; Rumold der Küchenmeister; Sinbold der Schenk, und Hunold der Kämmerer.

In Begleitung von zwölf tapfern Mannen machte Sigfried sich auf den Weg nach Worms, und es war am siebenten Morgen nach ihrer Abreise von Santen, als sie daselbst einritten, und von den drey Königen wohl empfangen und freundlich aufgenommen wurden. Und es trug sich bald hernach zu, daß sich dieselben in einen Krieg mit Lüdegar, einem Fürsten der Sachsen, und mit Lüdegast, dem Könige der Dänen, verwickelt sahen. Sigfried begleitete sie auf diesem Zuge, und vorzüglich durch seine Tapferkeit gelang es ihnen, die Oberhand über ihre Feinde zu behaupten; denn mit eigener Hand nahm er den König Lüdegast gefangen, und auch den Lüdegar, welcher dessen Bruder war. Bey dem Siegesfest hatte Sigfried zum ersten Mahl das Glück, die reizende Chrimhilde zu sehen. Erröthend begrüßte und dankte sie ihm für sein wackeres Verhalten im Streite gegen die Feinde ihrer Brüder. Nach dem Feste wollte Sigfried, gleich den übrigen Gästen, Urlaub nehmen; allein er ließ sich erbitten, noch länger zu verweilen, und genoß nun des Glückes, täglich die schöne Königstochter zu sehen, nach deren Minne sein Herz begehrte.

Zu derselben Zeit wohnte fern über der See im Isenlande

eine junge Königinn, Brunhilde genannt, der keine andere gleich kam; denn sie war nicht nur über alle Beschreibung schön, sondern besaß auch große Kraft und Geschicklichkeit. Meisterhaft schoß sie den Pfeil und warf sie den Stein; auch lief sie mit unglaublicher Schnelle. Wer ihre Minne haben wollte, mußte sie in diesen drey Spielen überwinden; vermochte er es aber nicht, so hatte er den Kopf verloren. Schon hatten es viele vergeblich versucht; dessen ungeachtet entschloß sich auch König Günther, nach Isenland zu ziehen, und seinen Leib um die Liebe der schönen Brunhilde zu wagen. Er bath den starken Sigfried ihn zu begleiten, und dieser machte sich dazu verbindlich, nachdem ihm Günther mit Hand und Mund gelobt hatte, daß er seine Schwester Chrimhilde zum Weibe erhalten sollte, sobald die schöne Brunhilde in sein Land gekommen sey. Nun begaben sie sich auf den Weg, und zwar mit Hagen und Dankwart, in köstlichen Kleidern und Rüstungen; auch nahm Sigfried seine Nebelkappe mit. Sie schifften den Rhein hinab, und am zwölften Morgen nach ihrer Abfahrt von Worms kamen sie ans Land der Brunhilde. Nun bestiegen sie ihre Rosse, und Sigfried, der in dem Lande schon bekannt war, führte sie zu der kostbaren, ganz von edlem Marmor aufgeführten Burg Isenstein, dem Wohnsitze der schönen Königinn. Nachdem er ihr bekannt gemacht hatte, daß sie in ihr Land gekommen wären, weil der König Günther sie zu lieben wünsche, antwortete die Königinn wie gewöhnlich: sie sey dazu bereitwillig, wenn derselbe im Schießen, Werfen und Springen mit ihr die Meisterschaft zu behaupten vermöchte; trüge sie aber selbst den Sieg davon, so würde es ihnen an den Leib gehen. Während dessen man nun den Ring bezeichnete, in welchem das Kampfspiel vor sich gehen sollte, und Brunhilde sich waffnete, ging Sigfried nach dem Schiffe, setzte seine Tarnkappe auf und kehrte unsichtbar zurück. Es machte aber diese Kappe denjenigen, welcher sie trug, nicht nur unsichtbar, sondern sie gab ihm auch das Vermögen, mit zwölffacher Vermehrung seiner natürlichen Kraft zu wirken, was er wollte. Auch König Günther würde,

gleich allen andern, die es vor ihm versuchten, von der starken Brunhilde überwunden worden seyn, hätte nicht Sigfried in seiner Kappe ihm beygestanden, und unter seiner Gestalt die Wettspiele so vollbracht, daß die besiegte Königinn glauben mußte, Günther hätte es mit seiner eigenen Kraft gethan. Sie nahm ihn daher bey der Hand, und erlaubte ihm, Gewalt allda zu haben. Hierauf ließ sie ihre Freunde zusammenkommen, und nachdem sie Abschied von ihnen genommen hatte, verließ sie ihr Land, und reiste nebst einem zahlreichen Gefolge mit nach Worms, wo die Vermählung vollzogen werden sollte. Als die Fahrt neun Tage gedauert hatte, stieg Sigfried ans Land, und ritt voraus nach Worms, um die baldige Ankunft des Brautpaars zu verkündigen. Man traf alle nöthigen Vorkehrungen es würdig zu empfangen, und als es glücklich angekommen war, vollzog man zugleich bey der Vermählung Günthers mit Brunhilde auch die des tapfern Sigfrieds mit der reizenden Chrimhilde. Nach dem Mahle eilten die Könige in die Hochzeitkammern. Während dem aber Sigfried in den Armen seiner geliebten Chrimhilde das höchste Glück zu Theil wurde, mußte Günther gar großes Ungemach erdulden. Brunhild, in der Meinung, Sigfried sey ein Dienstmann ihres Gemahls, weil er sich beständig als ein solcher betragen hatte, konnte gar nicht begreifen, warum ihm Günther seine reizende Schwester zur Gemahlinn gegeben, und sie dadurch ihres Standes verlustig gemacht habe. Vergebens hatte sie ihn nach der Ursache gefragt. Als er nun zu ihr kam und sie in seine Arme schließen wollte, da verweigerte sie es, und erklärte: sie würde es nicht eher geschehen lassen, bis sie jene Ursache in Erfahrung gebracht habe. Günther wollte Gewalt brauchen, allein die starke Brunhild rang mit ihm, bemächtigte sich seiner, band ihm mit ihrem Gürtel die Hände und Füße zusammen, und hing ihn an die Wand. Dort mußte er die ganze Nacht zubringen, bis an den lichten Morgen, da machte sie ihn erst wieder los. Nun klagte er seine Noth dem treuen Sigfried; dieser versprach Hülfe, und Brunhilde mußte sich fügen. Während er mit ihr kämpfte, zog er

ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldenen Ring vom Finger. Diesen und ihren Gürtel nahm er mit sich. Nach einiger Zeit gab er beyde seiner geliebten Chrimhild und gestand ihr auch, wie er dazu gekommen. Nachdem das Hochzeitfest vierzehn Tage gedauert hatte, zogen nicht nur die Gäste wieder von dannen, sondern auch Sigfried, der sich mit seiner Gemahlin heim in sein Land begab zu seinen Ältern Sigmund und Siegelind. Da wurden sie gar freundlich empfangen, und Sigmund übergab seinem Sohne die Regierung des Landes. Siegelinde starb nicht lange nachher. Chrimhilde aber gebar einen Sohn, der wurde, nach seinem Oheim, Günther genannt; dieser aber nannte den Sohn, von welchem Brunhilde Mutter wurde, Sigfried, aus Liebe zu diesem trefflichen Helden.

Nach Verlauf mehrerer Jahre verwunderte sich Brunhild, welche den Sigfried noch immer für einen Dienstmann ihres Gemahls hielt, daß in dieser langen Zeit weder er selbst, noch irgend jemand aus seinem Lande an ihren Hof gekommen sey, um die schuldigen Dienste zu leisten. Als ihr Günther erwiederte, Sigfried wohne zu weit entfernt, um ihm gebiethen zu können, ließ sie nicht nach, bis er ihr das Versprechen gab, seine Schwester mit ihrem Gemahl als Gäste einladen zu lassen. Hierauf schickte er Bothen an dieselben in das Nibelungenland in Norwegen, wo sie sich damahls aufhielten. Sigfried nahm die Einladung an, und versprach, nicht nur seine Gemahlinn, sondern auch seinen Vater Siegmund mitzubringen. Sie unternahmen alsbald die Reise nach Worms, und wurden bey ihrer Ankunft mit Freuden empfangen. Daselbst trug es sich nun zu, daß die beyden Königinnen eines Tages, als sie zusammensaßen, sich von den Vorzügen ihrer Männer unterhielten. Chrimhild meinte, dem ihrigen sollten alle Reiche der Welt zu Gebothe stehen. Brunhilde entgegnete: Wenn Günther nicht am Leben wäre, möchte er es wohl verdienen. Jene sagte: er sey Günthers Genosse. Diese läugnete es, und versicherte, Sigfried habe sich selbst einen Dienstmann Günthers genannt, als er für ihn um ihre Hand geworben, un-

seitdem halte sie ihn dafür. Chrimhilde sprach: Da wäre ihr sehr übel geschehen, wenn ihre Brüder also für sie geworben hätten, daß sie die Frau eines Eigenmannes seyn sollte, und bat die Brunhilde: Diese Rede ferner zu lassen. Aber die übermüthige Königinn rief aus: Ich mag sie nun nicht lassen! Und als sie hernach einander vor dem Münster begegneten, wollte sie Chrimhilden, als der Fremden, nicht den Vortritt zugestehen, indem sie behauptete, es zieme sich nicht, daß ein Eigenweib vor dem Weibe eines Königs hineingehe. Da vermochte nun Chrimhilde ihren Zorn nicht länger zu beherrschen. Sie sagte der Brunhilde: es würde ihr besser gewesen seyn, zu schweigen, als sich selbst zu schänden, denn sie wäre ja schon eines Mannes Buhle gewesen, ehe sie des Königs Weib geworden sey, und Sigfried habe sie früher gewinnet als Günther. Als Brunhilde Beweise verlangte, zeigte ihr Chrimhilde den Ring und den Gürtel, und setzte hinzu: Sigfried habe ihr beyde gebracht und versichert, sie ihr abgenommen zu haben. Brunhilde gerieth außer sich vor Erstaunen und Zorn, klagte es weinend ihrem Gemahl, daß seine Schwester sie von aller ihrer Ehre scheiden wollte, und forderte ihn auf, sie von dieser großen Schande zu reinigen, sonst würde sie ihn niemahls wieder lieben. Günther sprach hierauf mit Siegfried, und dieser betheuerte öffentlich mit einem hohen Eide, daß er sich gegen seine Gemahlinn dessen, was sie gesagt habe, nicht gerühmt hätte. Brunhilde aber hörte nicht auf, zu trauern und zu weinen, und brachte es endlich dahin, daß Hagen von Troneg ihr gelobte, sie an Sigfried zu rächen. Hagen hielt Rath mit Ortewein und Gerenot, und sie beschlossen, den Helden heimlich aus der Welt zu schaffen; ja sie wußten endlich auch die Einwilligung des Königs Günther zu erhalten. Um aber ihren Vorsatz auszuführen, mußte man wissen: ob denn der tapfere Sigfried, ungeachtet des Bades in dem Blute des Linddrachen, doch nicht an irgend einem Orte seines Körpers verwundet werden könne. Durch folgende List gelang es dem Hagen von Troneg,

darüber Gewißheit zu erhalten. Er schickte zwey und dreyßig unbekannte Männer an Günthers Hof; die gaben vor, sie wären Bothen von Lüdegar und Lüdegast, den alten Feinden des Königs, und hätten den Auftrag, ihm abermahls Krieg anzukünden. Als es der tapfere Sigfried in Erfahrung brachte, both er seinem Schwager sogleich seine Hülfe an. Dieser stellte sich ganz froh darüber, und man traf zum Schein alle Anstalten zu dem bevorstehenden Kriegszug. Hagen von Troneg ging zu Chrimhilden, um sich bey ihr zu beurlauben. Sie empfahl ihm als ihren Verwandten den geliebten Sigfried, und bath ihn, denselben wohl zu behüten; denn obgleich er seit dem Bade im Blute des Linddrachen von keiner Waffe verwundet worden sey, wäre sie doch, so oft er in den Streit ginge, für sein Leben besorgt, weil ihr bekannt sey, was sie ihm jetzt auf seine Treue sagen wolle, daß dem Helden während des Bades ein großes Lindenblatt zwischen den Schultern gehaftet habe, und er also an diesem Orte verwundet werden könne. Der ungetreue Hagen versprach, ihren Gemahl sorgfältig zu hüten. Damit er es aber desto besser vermöge, verlangte er, ihm den gefährlichen Fleck auf Sigfrieds Gewande anzudeuten. Die Königinn war dazu bereit, und sagte: ein kleines Kreuz, welches sie mit Seide heimlich auf das Gewand nähen würde, sollte das Zeichen seyn. Als nun Sigfried am nächsten Morgen mit seinen Kriegern von dannen zog, ritt ihm Hagen so nahe, daß er das Zeichen erkannte, und dann machte er sich wieder heimlich davon. Bald nachher erschienen auf seine Veranlassung zwey Bothen und meldeten, Lüdegar habe dem Könige Günther die Zusage geben lassen, sie wollten ferner mit einander in Frieden bleiben. Sigfried mußte also wieder heimkehren. Er beklagte, daß nichts aus der Heerfahrt geworden sey, und Günther dankte ihm für seine Bereitwilligkeit, ihm zu helfen. Als nun nach einiger Zeit die Könige einmahl mit einander auf die Jagd gingen, und Sigfried sich zu einer Quelle neigte, um daraus zu trinken, warf ihm Hagen einen Speer durch den ihm bekannten verwundbaren Fleck bis in die

Brust, daß er in Kurzem daran starb. Der Leichnam wurde nach Worms abgeführt, und der Chrimhilde versichert, er sey von Straßenräubern umgebracht worden. Sie ahnete aber sogleich die Wahrheit, und sagte es ihrem Bruder ins Gesicht, daß er und Hagen die Mörder wären. Sigmunds und Sigfrieds treue Krieger aus dem Nibelungenlande wollten seinen Tod rächen; Chrimhilde aber rieth ihnen davon ab, weil ihrer zu wenig wären und sagte: es würde sich schon einmahl besser fügen, und dann wolle sie zugleich mit ihnen Rache nehmen. Sie zogen also, nachdem Sigfried mit großen Ehren begraben worden war, in ihre Heimath. Chrimhilde aber konnte sich nicht entschließen, ihren Schwiegervater zu begleiten, sondern blieb zurück bey den Ihrigen, und weinte und klagte in einem einsamen Zimmer um den geliebten Gemahl. Also lebte sie wohl vierthalb Jahre, ohne mit ihrem Bruder Günther ein Wort zu sprechen und ihren Feind Hagen zu sehen. Dann aber wußte sie der König durch seiner Brüder und Anderer Vorstellungen dahin zu bringen, daß sie versprach, ihren Haß auf ihn zu vergessen. Hagen hatte es ihm angerathen, damit Chrimhilde den Hort der Nibelungen, der ihre Morgengabe von Sigfried war, möchte in das Land kommen lassen und ihm großer Gewinn davon werde. Wirklich ließ Chrimhilde sich bewegen, ihren Brüdern Gernot und Giselher, die sich mit einem großen Gefolge nach dem Lande der Nibelungen einschifften, einen Befehl an den König Alkwich, den Aufseher und Hüter des Hortes, mitzugeben, daß er ihnen denselben ausliefern sollte. Sie kamen glücklich dort an, nahmen den Hort in Besitz, ließen ihn auf die Schiffe bringen, und führten ihn nach Worms. Nun fing Chrimhilde an, Armen und Reichen so lange mit unbegränzter Freygebigkeit davon zu schenken, bis Günther es gestattete, daß Hagen sich der Schlüssel dazu bemächtigte, weil er ihm vorgestellt hatte, die Freygebigkeit seiner Schwester könnte ihnen endlich Gefahr bringen. Ihre jüngeren Brüder waren sehr unzufrieden darüber, und Giselher versprach ihr, sobald er von einer bevorstehenden

Heerfahrt zurückkäme, was sie an Habe und Gut besäße, zu verwalten und zu schützen. Während dessen nahm Hagen, der allein zurückgeblieben war, den Schatz, und versenkte ihn in den Rhein, in der Hoffnung, seiner künftig zu genießen.

Wohl dreyzehn Jahre vergingen nach Sigfrieds Tode, und die treue Chrimhilde vermochte es nicht, ihn zu vergessen; da starb in dem Lande der Heunen Frau Helke, die Gemahlinn des Königs Etzel. Als er nun eine andere Frau begehrte, riethen ihm seine Freunde zu der schönen Chrimhilde, als der höchsten und besten, die je ein König gewinnen könne. Der Markgraf Rüdiger von Bechlaren, der in dem Lande der Burgunden und an dem königlichen Hofe derselben bekannt war, wurde zum Bothen und Freywerber ernannt. Er machte sich mit einem großen Gefolge auf den Weg, und meldete nach seiner Ankunft zu Worms zuerst dem König Günther und seinen Brüdern, und dann der edlen Frau Chrimhilde, was ihnen sein Herr entbiethen ließ. Zuerst wollte Chrimhilde sich nicht dazu entschließen, dem König Etzel ihre Hand zu geben, um so weniger, da er ein Heide war; als aber der Markgraf Rüdiger ihr von der großen Macht des Königs berichtete, ihr auch eidlich versprach, mit seinen Verwandten und Getreuen, denen, die ihr Leid zugefügt hätten oder es noch thun würden, entgelten zu lassen, gab sie endlich ihre Einwilligung. Sie gedachte, daß sie dadurch, wenn sie den vielen tapfern Kriegern des Heunenkönigs gebiethen könne, vielleicht noch Gelegenheit finden könne, ihren lieben Sigfried zu rächen, und versprach also dem Markgrafen, ihm zu den Heunen zu folgen. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, nahm sie Abschied von ihrer Mutter und trat die Reise an. Ihre jüngeren Brüder, Gernot und Giselher, begleiteten sie bis an die Donau. Bey Tulne an der Donau kam König Etzel ihr entgegen mit einer zahlreichen Schar tapferer Krieger, Christen und Heiden aus mancherley Ländern und Völkern. Von Tulne ritten sie in die Stadt Wien; da wurde die Hochzeit vollzogen. Sie währte siebzehn Tage; am achtzehnten Morgen

ritten sie alle weiter nach Misenburg. Hier schifften sie sich ein, und man fuhr nun vollends auf der Donau hinab in das Heunische Land zu der Etzetenburg, des Königs Wohnsitz. Daselbst wohnten Etzel und Chrimhilde in großen Ehren mit einander bis in das siebente Jahr. Während dieser Zeit gebar die Königinn einen Sohn; der wurde auf ihre Bitten nach christlicher Sitte getauft und Ortlieb genannt. Zu Ende derselben aber beunruhigte es Chrimhilden immer mehr und mehr, daß man sie dahin gebracht habe, einen heidnischen Mann zu minnen; auch wurde der Wunsch, sich an ihren Feinden zu rächen, besonders an Hagen von Troneg, dem ärgsten derselben, immer lebhafter in ihr. Sie meinte, die beste Gelegenheit dazu möchte sich darbiethen, wenn sie zu ihr an ihren Hof kämen, weil des Königs Etzel Mannen alle ihrem Willen unterthan waren. Sie stellte sich daher gegen ihren Gemahl, als ob sie die größte Sehnsucht hätte, ihre Verwandten einmahl zu sehen, und bath ihn, Bothen über den Rhein zu senden, und sie zu sich einladen zu lassen. Der König war sogleich dazu bereit, und beschloß, ihnen zu Ehren in den Tagen der nächsten Sonnenwende ein Fest anzustellen. Er ernannte seine Fiedeler (d. i. Saitenspieler und Sänger) Werkel und Schwemmel, zu Bothen in der Burgunden Land, und Chrimhilde befahl ihnen besonders an, ihren Brüdern zu sagen, sie möchten den Hagen von Troneg mit sich nehmen, denn ihm wären von Kindheit an die Wege zu den Heunen wohl bekannt. Die Bothen gelangten glücklich nach Worms, und erreichten ihren Zweck, denn König Günther, und seine Brüder nahmen die Einladung an, obgleich Hagen davon abrieth. Sie machten sich auf den Weg mit mehr als tausend Mannen und neun Tausend Knechten. Nachdem sie über den Rhein gesetzt hatten, zogen sie an die Donau, bey der sie am zwölften Morgen ankamen. Hier erschlug Hagen den Fährmann, der ihnen die Überfahrt verweigerte, und jenseits trieben er und Dankwart, der die Nachhut führte, einen Heerhaufen unter dem Markgrafen Gelfrat und seinem Bruder Else aus dem Lande der Bayern, der einen Angriff

auf sie machte, in die Flucht. Dabey erschlug Dankwart den Markgrafen selbst. Zu Passau wurden die drey Könige von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgerin, wohl empfangen und bewirthet; eben so zu Bechlaren von dem Markgrafen Rüdiger und seiner Gemahlinn Gotelinde. Hier warben sie bey dem Markgrafen um seine schöne Tochter Dietelinde für Giselher, und Rüdiger versprach, daß sie mit ihnen ziehen sollte, wenn sie wieder in ihre Lande heimkehren würden. Er selbst geleitete sie mit fünf Hundert Mann in Etzels Land. Dieterich von Bern und seine Helden aus Amelungenland ritten ihnen entgegen. Er sagte den drey Königen: ihre Schwester Chrimhilde klage noch täglich um den Sigfried, und er müsse es bedauern, daß sie in das Land der Heunen gekommen wären. Als sie an Etzels Hoflager anlangten, wurden sie von Chrimhilden mit falschem Gruß empfangen, auch fragte sie sogleich: ob sie ihr den Hort der Nibelungen, der ihr eigen sey, mitgebracht hätten? Hagen antwortete: er hätte ihn auf Befehl seiner Herren in den Rhein versenkt, und da solle er auch ewig bleiben. Auf Veranlassung der Königinn wurden die Knechte von den Herren und Mannen gesondert. Der König Etzel empfing seine Gäste auf das freundlichste und bewirthete sie im reichsten Überflusse. Als die Nacht hereinbrach, beurlaubten sich die wegemüden Helden, um von den Beschwerden der Reise auszuruhen. Man führte sie in einen sehr großen und weiten Saal, den man herrlich ausgeziert und mit vielen Lagerstätten versehen hatte. Die Königinn hatte einigen Heunen befohlen, sich während der Nacht in den Saal zu schleichen, und den ungetreuen Hagen umzubringen, sonst aber niemanden Schaden zuzufügen. Dieser Anschlag wurde aber zu nichte; denn weil die Burgunder schon mißtrauisch geworden waren, so setzten sich Hagen und sein Freund, der kühne Volker, in voller Rüstung vor die Thür des Hauses, und bewachten ihre Herren und die übrigen Gefährten, die darin schliefen. Als die Heunen kamen und dieses sahen, kehrten sie wieder um.

Am nächsten Morgen gingen die Fürsten der Burgunden mit ihren Mannen in die Kirche und betheten. Nachher war ein großes Kampfspiel. Dieterich von Bern und der Markgraf Rüdiger verbothen den Ihrigen, mit den Burgunden zu kämpfen; dagegen tummelten sich die von Duringen und Dänemark unter Irenfried und Hawart, und die Heunen, unter Blödelin, Etzels Bruders, wacker mit ihnen herum. Dabey geschah es, daß Volker einen vornehmen Heunen erstach. Sogleich drangen die andern auf Volker ein und wollten ihn erschlagen; die Burgunder aber waren bereit ihn zu vertheidigen, als der König Etzel herbeyeilte, und den Seinigen befahl, die Gäste in Frieden zu lassen. Ehe man sich zu Tische setzte, bath Chrimhilde den Dieterich von Bern und seinen Meister, den alten Hildebrand, Sigfrieds Tod an Hagen zu rächen; sie schlugen es ihr aber ab. Nun wandte sie sich an ihren Schwager Blödelin, und durch große Versprechungen brachte sie ihn dahin, daß er ihr bey seinem Leben zusagte, den Hagen das ihr zugefügte Leid büßen zu lassen. Hierauf ging er, während die Könige und Fürsten zu Tische saßen, mit großem Gefolge nach Herberge, wo Dankwart mit den Knechten die Mahlzeit einnahm. Dieser begrüßte ihn freundlich; er aber rief ihm zu, daß er gekommen sey, um durch seinen und der Seinigen Tod der Königinn Chrimhilde Genugthuung für die Ermordung Sigfrieds durch seinen Bruder Hagen zu verschaffen. Da schlug ihm Dankwart alsbald den Kopf ab; und nun erhob sich ein allgemeiner Streit, der sich damit endigte, daß die Heunen zurückgetrieben wurden, nachdem sie wohl fünf Hundert Todte verloren hatten. Es währte aber nicht lange, da kehrten sie mit großer Verstärkung zurück, und nun brachten sie alle die neun Tausend Knechte um, so tapfer sich dieselben auch zur Wehre setzten. Nur der einzige Dankwart schlug sich wie ein Wüthender durch, und eilte nach dem Saale, wo die Könige zu Tische saßen. Des Schildes beraubt, mit gezücktem Schwerte und ganz mit Blut bedeckt, trat er hinein und berichtete, was in der Herberge vorgefallen sey, und daß die Heunen alle, die mit ihm gewesen wären, erschlagen

hätten. Da sprang sein Bruder Hagen ergrimmt von seinem Sitze auf, zog sein Schwert, und hieb dem kleinen Ortlieb, dem Sohne des Etzel und der Chrimhilde, welcher eben an die Tafel war getragen worden, den Kopf ab, daß er seiner Mutter in den Schooß fiel; auch dem Hofmeister desselben schlug er den Kopf ab, und Werkel, dem Spielmann, der vor dem Tische stand, die rechte Hand. Bald wurde der Kampf allgemein. Dankwart und Volker hielten die Thür besetzt, daß niemand weder herein noch hinaus konnte; Günther aber mit seinen Brüdern, Hagen und ihre Mannen, rächten mit tapferer Hand den Tod der Ihrigen. König Etzel sah rings um sich her seine Heunen niedermachen, und es half ihm nichts, daß er König war. Chrimhilde bath den Dieterich aus Amelungenland, ihr aus dem Saale zu helfen. Da rief dieser mit lauter Stimme; und kaum hatte es Günther vernommen, so befahl er, mit dem Kampfe zu unterbrechen. Die Helden besprachen sich mit einander, und Günther erlaubte dem Dieterich und auch dem Markgrafen Rüdiger, den Saal zu verlassen und die Ihrigen mit sich zu nehmen. Da faßte Dieterich mit der einen Hand die Königinn und mit der andern den König Etzel, und führte sie hinaus. Sechshundert seiner Mannen setzten nach, und dem Rüdiger die Seinigen. Nachdem sie den König und die Königinn in Sicherheit gebracht hatten, gingen sie zu ihren Herbergen, denn sie wollten mit dem Streite nichts zu schaffen haben; auch verbothen sie den Ihrigen, Antheil daran zu nehmen. Die Burgunden erschlugen hierauf alle Heunen, die noch in dem Saale waren; dann trugen sie die Todten und Verwundeten hinaus vor die Thür und warfen sie die Stiegen hinab. Unterdessen versammelten sich viele Heunen und andere Krieger vor dem Hause. Chrimhilde versprach dem, der ihr Hagen von Tronegs Kopf bringen würde, die größten Belohnungen; die kühnen Burgunden aber forderten die Mannen Etzels selbst zu neuem Kampfe auf. Nun machten sich zunächst der Markgraf Iring von Dänemark, Irenfried der Landgraf von Duringen, und Hawart, zum Streite fertig. Zuerst lief der starke Iring ganz allein die Stie-

gen hinauf, kämpfte nach einander mit Hagen, Günther, Volker, Gernot, Giselher; dann wieder mit Hagen, den er zwar verwundete, aber auch durch denselben das Leben verlor. Hawart wollte ihn rächen, hatte aber gleiches Schicksal, und Irenfried der Landgraf erhielt von Volker den tödtlichen Streich. Die Duringen und Dänen, als ihre Herren erschlagen waren, stürmten die Thüre des Hauses, wurden endlich auf Volkers Rath absichtlich hereingelassen und darin alle zusammen niedergemacht, wohl mehr als Tausend. Doch nur auf kurze Zeit durften die ermüdeten Burgunden Waffen und Schilde von der Hand legen, um einer kurzen Ruhe zu pflegen; denn bald fingen die Heunen an, das Haus zu stürmen, bis die einbrechende Nacht dem harten Streit ein Ende machte. Da begehrten die Fürsten der Burgunden mit dem Könige zu sprechen. Etzel und Chrimhilde kamen herbey, und die drey Könige traten aus dem Hause. Man machte sich gegenseitige Vorwürfe. Die Burgunden beklagten sich, daß Etzel sie ohne ihr Verschulden so behandeln lasse, und verlangten Frieden und Sühne. Etzel versicherte dagegen, sie hätten ihm so viel Schaden und Schande bereitet, daß keiner von ihnen mit dem Leben davon kommen solle. Endlich versprach Chrimhilde, ihnen das Leben zu lassen, wenn sie ihr den Hagen, der ihr so großes Leid zugefügt hätte, auslieferten. Dazu wollten sich aber die edelmüthigen Burgundenfürsten nicht verstehen, sondern lieber alle das Leben verlieren, als einem Freunde die Treue brechen. Aufgebracht darüber rief die wüthende Chrimhilde aufs neue die Heunen auf, den Saal zu stürmen und ihr Leid zu rächen; auch befahl sie, das Haus an den vier Ecken anzuzünden. Man vollzog ihren Befehl, und bald stand das ganze Dach in Flammen. Die Noth und Angst der müden Helden begann auf's neue. Zu ihrem Glück hielt das Gewölbe des Saals das Feuer ab. Nun warfen die Heunen Feuerbrände durch die Fenster hinein. Die Burgunden fingen sie mit den Schildern auf, und traten sie in das Blut, welches den Boden des Saales bedeckte. Hitze und Rauch quälten sie entsetzlich, und sie mochten bald vor Durst

verschmachten. Da banden sie die Helme ab, knieten nieder zu den Todten und tranken das Blut, welches ihren Wunden entströmte. Dadurch erhielten sie neue Kräfte, und wider Erwarten der Heunen waren ihrer am Morgen noch sechs Hundert am Leben. Auf's neue begann der furchtbare Kampf. Vergebens waren die wiederhohlten Anstrengungen der Heunen, den Saal zu erstürmen. Da mahnte Chrimhilde den getreuen Rüdiger an den Eid, welchen er ihr geschworen hatte, all ihr Leid und Schaden zu rächen, und sie und Etzel bathen ihn auf das dringendste, sie an ihren Feinden zu rächen. Vergebens stellte er vor, daß er die Burgurden selbst in das Land geführt, und ihnen Sicherheit und Hülfe versprochen habe, also jetzt nicht treulos werden könne; vergebens, daß er dem Giselher seine Tochter zugesagt habe; vergebens erboth er sich, dem König Etzel sein Land, welches er von ihm zu Lehen trug, zurückzugeben und mit Weib und Kind ins Elend zu wandern. Etzel und Chrimhilde ließen nicht von ihm ab, er wolle ihnen leisten, was er gelobt habe, und für sie sterben, bis er endlich einwilligte, und die Bitte hinzufügte, daß sie sich seines Weibes und Kindes annehmen möchten. Hierauf griff er zu den Waffen, und die fünf Hundert Krieger, die er bey sich hatte, thaten auf sein Geheiß dasselbe. Als sie vor das Haus gekommen waren, in welchem sich die unglücklichen Burgunden befanden, setzte er seinen Schild vor den Fuß, grüßte sie und rief ihnen hinauf: daß er leider auch genöthigt wäre, ihr Feind zu seyn. Da waren sie alle gleich ihm selbst herzlich darüber betrübt, daß sie als alte Freunde nun mit einander streiten sollten. Hagen klagte, der Schild, welchen ihm auf der Herreise des Markgrafen Hausfrau Gotelinde geschenkt habe, sey von den Heunen ganz zerhauen worden, und alsbald gab ihm der edle Rüdinger den seinigen mit dem Wunsche, daß er ihn glücklich mit heim in der Burgunden Land führen möchte. Alle waren tief gerührt, und Hagen und Volker versprachen dem Rüdiger, seine Person in dem Kampfe nicht zu berühren, und wenn er auch alle Burgunden erschlüge. Nun drang er muthig mit den Seinen die Stiege hinauf und in den Saal.

Von beyden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gekämpft, und besonders von Rüdigers eigener Hand fanden viele Burgunden den Tod. Da trat, erzürnt darüber, der starke Gernot ihm entgegen; sie fochten heftig mit einander, und fielen endlich beyde getödtet nieder. Auch alle Mannen Rüdigers wurden erschlagen, und von ihnen viele Burgunder. Etzel und Chrimhilde schrieen laut auf, als sie es erfuhren, und Dieterich von Bern, als er die Nachricht erhielt, wollte sie nicht glauben. Er schickte den Meister Hildebrand an die Burgunden, sie darum zu befragen. Dieterichs Mannen wollten diesen Helden nicht allein gehen lassen; sie begleiteten ihn also, wie er selbst, wohl bewaffnet. Die Burgunden bestätigten die traurige Nachricht, und die Helden aus Amelungenlanden weinten und klagten um den treuen Rüdiger. Hildebrand bath die Burgunden um den Leichnam desselben, damit sie ihn ehrenvoll zur Erde bestatten könnten, aber sie schlugen es ab, und Walter setzte spöttisch hinzu: sie möchten ihn selbst aus dem Saale hohlen, dann erst würde der Dienst vollkommen seyn, den sie dem Todten zu erweisen gedächten. Ergrimmt darüber, stürmten die Berner die Stiege hinan, voraus der kühne Wolfhart und Meister Hildebrand, und es erhob sich ein neuer Kampf. Alle Burgunden und Berner blieben auf dem Platze, bis auf Günther und Hagen und Hildebrand. Bis an die Knie standen sie im Blute der Erschlagenen. Hildebrand wollte seinen todtwunden Neffen Wolfhart hinwegtragen, er war aber zu schwer und mußte in dem Blute liegen bleiben. Hagen fiel den Hildebrand an, und versetzte ihm eine starke Wunde; da warf dieser letzte von Dieterichs Mannen den Schild über den Rücken, und eilte hinaus zu seinem Herrn. Als derselbe vernahm, was vorgefallen war, und daß Hildebrand von allen seinen Mannen der einzige noch Lebende sey, legte er seine Waffen an, und beyde gingen zu dem Hause des Todes. Günther und Hagen standen vor der Thüre. Dieterich machte ihnen Vorwürfe darüber, daß sie seine Verwandten und Mannen erschlagen hätten, versprach aber sie gegen die Heunen zu beschützen, ihnen alle Treue zu beweisen,

und sie heim in ihr Land zu geleiten, wenn sie sich ihm als Gefangene ergeben wollten. Sie verweigerten es, und nun bekämpfte sie Dieterich einen nach dem andern. Er besiegte beyde, und nachdem er sie gebunden hatte, übergab er sie der Königinn Chrimhilde, die ihm versprechen mußte, ihnen kein Leid zuzufügen. Die Königinn ließ jeden in ein besonderes Gemach bringen; dann ging sie zu Hagen und verlangte nochmahls von ihm die Anzeige des Ortes, wo der Hort der Nibelungen verborgen sey. Da er abermahls standhaft verweigerte, sprach sie: „Ich will es nun zu Ende bringen!" und hierauf ließ sie ihrem Bruder, dem König Günther, den Kopf abhauen. Sie trug ihn bey den Haaren zu Hagen, den bey diesem Anblick der tiefste Schmerz ergriff, zog das Schwert Balmung, einst das ihres theuren Sigfrieds, aus der Scheide, und hieb auch ihm das Haupt ab. König Etzel war sehr betrübt darüber. Der alte Hildebrand aber, heftig erzürnt, erschlug Chrimhilden mit einem Schwertstreich, und rächte also den Tod so vieler tapferer Helden an derjenigen, die ihn veranlaßt hatte.

Dieß ist der Inhalt des Nibelungenliedes. Nachdem man hier den Stoff hat kennen gelernt, gebe ich nun auch als Probe der Darstellungsweise ein Fragment aus dem erwähnten Heldenbuche. Friederich Mayer, von dem die Bearbeitung dieses Fragments herrührt, erklärt sich hierüber folgender Maßen:

„Unter allen Heldengedichten des Mittelalters haben, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, bis zum dreyßigjährigen Kriege, keine so viel Beyfall gefunden und so großes Aufsehen erregt, als jene drey, welche in der, unter dem Nahmen des Heldenbuchs bekannten Sammlung zu uns gekommen sind. Man findet in dem Stoff einen eben so unerschöpflichen Reichthum an wunderbaren romantischen Dichtungen und Mährchen, als in der Behandlung kühnen Witz und lebhafte Einbildungskraft. Man bewundert den Reichthum sonderbarer und übernatürlicher Begebenheiten, ohne sie jemahls wahrscheinlich zu finden. Man belacht die mancherley lustigen Auftritte aus der Welt der duldenden Ritter, ohne sich im Ernste für ihre Schicksale zu inter-

essiren. Man findet alles abenteuerlich und übertrieben; man glaubt nichts und liest doch alles mit anhaltendem Beyfalle, weil der sinnreiche Witz der Erzähler die Thaten und Unfälle ihrer erdichteten Helden bis zur Täuschung groß und anschauend vorzustellen weiß. Man fand Stellen, die für Muster des mahlerischen Ausdrucks gelten können, und Beschreibungen, die bis auf die kleinsten Nüancen mit wahrer Kunst ausgeführt sind.

Selbst Ariost soll die Phantasie nicht so lebhaft beschäftigen, als diese bilderreichen Sänger, die alle Ungeheuer der sichtbaren und unsichtbaren Welt, mit Erscheinungen unaussprechlicher Schönheit vermischt, vor unsere Augen zaubern."

Über die Bearbeitungsweise erklärt Hr. Mayer sich also:

„Man hat vorgeschlagen, unsere alten Gedichte gerade so wie sie sind, nur mit Interpunctionen und einem Glossarium versehen, herauszugeben; allein es ist zu zweifeln, ob ihnen auf diesem Wege die Liebe des Publicums zu gewinnen wäre. Die Menge unverständlicher Worte und Redensarten, die erst nachgeschlagen werden müßten, würden den Genuß erschweren und verderben, die zahllosen Wiederhohlungen, durch den Reim veranlaßt, langweilen und ermüden. — Sie mit Beybehaltung der ursprünglichen Versart zu übertragen, möchte, unter andern wegen der erwähnten Wiederhohlungen, eben auch langweilig und ungenießbar werden; ein anderes Metrum aber würde durch nothwendige Versetzungen und Wendungen eben so gewiß den kindlichen Mährchenton, wie jene eigenthümliche innere Form, Haltung und Vertheilung der Farben zerstören, welche gerade den deutschen Charakter des romantischen Zeitalters unsers Volks ausmachen, mit welchem sie uns durch sich selbst, als der schönsten Blüthe desselben, bekannt machen sollen. Wer die besondere Anordnung dieser Gedichte, Versbau, Klang und Worthall derselben kennen lernen will, muß sich nothwendig mit der Sprache und Mundart ihres Zeitalters bekannt machen. Den Geist dieser Compositionen aber, Erfindung und Disposition ihres Inhalts, Tons und Colorits kennen zu lernen, ist eine solche Übertragung wie die folgende, in welcher die alte Wortfügung in

verständliche Prose aufgelöst wird, vollkommen hinreichend. Die also bearbeitete Parthie des Heldenbuchs ist betitelt:

Hugdieterich und Hildburg.

Zu Constantinopel saß vor Zeiten ein reicher und gewaltiger König, der hieß Hugdieterich, und konnte durch Gott und seine Tugend wohl leben von Kindheit auf. Er war schön von Körper und sein bescheidenes Antlitz rosenfarben. Seine Haare waren reizend, schön, kraus und blond, und gingen ihm wohl bis über die Hüften herab.

Sein Vater war König Alfus oder Attenus, ein Herr in Griechenland. Der hatte einen Mann auferzogen, aus dem ein edler, kühner und löblicher Herzog geworden war, des Nahmens Bechtung, der Weise von Meran. Ihn ließ der alte König Alfus eines Tages zu sich berufen, und sprach zu ihm: Sechzig Jahre lang habe ich dich ohne Verdruß erzogen; das laß mich nun auch genießen. Ich fühle es, der Tod will mit mir fechten, und ich muß die Welt nun verlassen; darum, o klarer Held, laß dir meinen Sohn Hugdieterich, den lieben Erben mein, und auch mein Königreich befohlen seyn. Und mit schwächerer Stimme sagte er weiter: Ich mahne Dich jetzt daran, daß ich dich Werfen und Springen gelehrt, dir auch eine tugendliche und edle Herzoginn zur Gemahlinn gegeben habe. Solches lehr' und thu' auch, so lieb ich dir seyn mag, an meinem Sohn Hugdieterich. —

Die umstehenden Ritter und Knechte, als sie hörten, daß der alte König die Annäherung des Todes fühle, geriethen in großen Jammer; der treue Bechtung aber sprach: Nehmet hin die Treue mein, was ich euern Sohn lehren kann, das soll gewiß geschehen; ich traue aber auf Gott, den reichen, daß ihr noch genesen sollt. Der alte König antwortete: Nein, das soll nicht mehr geschehen!

Am andern Morgen starb der edle König. Da erhob sich viel Klagen und Sorgen, wie seine Zucht es verdient hatte, und man begrub ihn mit großen Ehren. Bechtung aber nahm

seinen jungen Herrn zu sich und erzog ihn bis ins zwölfte Jahr und lehrte ihn, wie der alte König befohlen hatte. Eines Tages sagte sein Herr zu ihm: Bechtung, du mußt mir jetzt mit aller deiner Treue rathen. Nach einer schönen Jungfrau steht mir der Muth, und gerne möchte ich eine schöne. Weil ich nun Ehre und Gut habe und mein Reich gar weit ist, wer sollte mein Erbe seyn, wenn ich also sterben sollte; darum sollst du mir eine Jungfrau werben.

Dem Bechtung war diese Äußerung gar nicht unlieb. Er sprach: Ich habe die Reiche der Heiden und Christen durchstrichen, aber sicherlich weiß ich kein also schön Mägdlein, welche dir hier in dem Reiche der Griechen zum Weibe behagen könnte. Die eine, wäre sie auch trefflich von Gemüthe, ist sie doch eine Unfreye und ein Dienstweib; die andere, obgleich sehr reich, ist eine Schwarze, und so weiß ich mit allem Sinnen keine Königinn für dich zu gewinnen, wie sie dir gebührlich seyn möchte.

Da sandte Hugdieterich seine Bothen in das Land, seine Dienstmannen zu entbiethen, und mancher kühne Mann versammelte sich um ihn, und er bath sie alle sehr um ihren guten Rath. Aber sie sprachen: Lieber Herr, den kann dir nur Bechtung geben. Da wandte er sich abermahl an Bechtung und sagte zu ihm: So gib mir nun treulich deinen Rath wegen einer schönen Jungfrau, die mir im Griechenland gebührlich seyn möchte. Bechtung antwortete: So thu ich dir denn mein Fürst, hiermit kund, daß der König Walegund zu Salnek, nebst seiner schönen Frau Liebegard, eine schöne und zarte Tochter erzogen hat. Hildburg heißt dieses minnigliche Mägdlein, und ihres Gleichen findet man nirgends in allen Landen, weder von Adel noch von Schönheit, so daß sie dir zum Weibe wohl gar gebührlich seyn möchte. Nicht genug kann ich dieses Mägdlein rühmen, denn Zucht und Schönheit, Liebe und große Tugend, Güte und Bescheidenheit wohnen bey ihr, und zieren ihre Jugend; ja, diese Hochgeborne ist so wonniglich, daß ihr Vater zu den Heiligen geschworen hat, ihr nimmermehr einen Mann zu geben. Darum hat er die Wonnesame gar sehr vermauert; denn in einem starken Thurm, der

auf einem guten Felsen steht, von gar viel hohen Mauern und drey sehr tiefen Gräben umgeben, wohnt sie, und außer dem Vater und der Mutter kommt niemand zu ihr. Ein Wächter muß ihrer beständig hüten, ein Pförtner bringt ihr die Speisen, und eine Jungfrau dient ihr, und so ist sie wohl behütet. Wohl zwanzig Jahre vor eures Vaters Tode ritt ich einmahl hin zu dem König Walegund, da sah ich zu dreyen Mahlen dieses schöne Mägdlein, und ich kann es wohl unverhohlen sagen, daß sie nicht schöner seyn könnte. Was hilft es nun aber, daß ich euch gerathen und von der Minniglichen gesprochen habe, da wir sie doch lassen müssen, und mit allen unsern Sinnen nicht hohlen und nicht gewinnen mögen. —

Der König antwortete: Du weißt wohl, daß meine Jugend noch gar nicht geschickt ist zu Stürmen und Streiten und nicht weiß, was sie in der Noth thun soll; darum rathe mir durch Gott das Beste, so wirst du wohlthun. Weil mir aber der Muth nach der schönen Königinn steht, so wollte ich wohl, wenn es dir gut dünkte, spinnen lernen und nähen mit Seide und mit Faden, und mich in allem unterrichten, was einer züchtiglichen Frauen wohl ansteht, darum gewinne mir eine Meisterinn, die mir im Rahmen nähen lerne, und wie man schöne Hauben wirket, mit breiten und schmalen Zirkeln, mit Hirschen und Hunden, und andern lebendigen Thieren, und dann hoffe ich wohl die edle Königinn zu überwinden.

Bechtung und die Andern, die zugegen waren, sahen ihren Herrn voll Verwunderung an, daß er, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, so weislich sprach, und der Herzog antwortete ihm: Ich will dir eine Meisterinn verschaffen, welche dich alles, was du verlangst, lehren soll. Und Hugdieterich lernte beynahe ein ganzes Jahr recht und züchtiglich, bis er Alles im Rahmen und sonst mit seinen Händen machen konnte, was ihm die alte Meisterinn lehrte. Er bemühte sich auch, den Sinn einer Jungfrau anzunehmen und kleidete sich als eine Königinn, daß sein schönes Haar bis auf die Hüften herabwallte, und so, in einer Jungfrauen Gewand, ließ er sich se-

hen, indem er nach der Kirche ging. Und wunderbar genug, fragte jedermann, wer die Minnigliche wohl seyn möchte? Der glückliche König freute sich gar besonders darüber, daß ihn die Welt nicht erkannte; der Muth erhöhte sich in seinem Herzen; sein Schmerz war vergangen, und er dachte bey sich selbst, es werde nun gut werden. Er sagte zu dem getreuen Bechtung: Weil du gesehen hast, wie es nun um mich steht, so gib mir nun deinen Rath, welcher Gestalt und Weise ich von hinnen fahren soll, die edle Königinn zu überwinden.

Da antwortete der alte Herzog: Solches kann ich dir wohl sagen, lieber Hugdieterich. Nimm mit dir funfzig Ritter, schön angethan, und vier hundert Mannen, in wohlbereitete Ringe gerüstet, dazu sechs und dreyßig Jungfrauen, auch wonniglich gekleidet, und ein schönes Gezelt mit seidenen Schnüren. Damit ziehe in das Feld vor Salnek, befehle deinen Dienstmannen das Gezelt künstlich aufzuschlagen, setze dich darunter, und laß die Andern vor dir stehen. Nicht lange, so wird man einen Bothen zu dir senden, dich zu fragen, durch welche Abenteuer du in das Land kommest? Dann, mein lieber, trauter Herr, antworte dem Bothen, du wärest eine edle Königinn aus Griechenland und von deinem Bruder Hugdieterich vertrieben worden. Zwar wärest du gerne in deinem Königreich geblieben, aber er habe dir einen heidnischen Mann geben wollen, mit ihm zu leben, und den habest du nicht gewollt. Darnach laß den hochgebornen König bitten, daß er dich behalten und mit Gewalt vor dem Zorn deines Brudes schützen möge. Ich weiß, er wird es schier thun, denn er ist ein Biedermann, und so bleibe du dort, und sende die Andern wieder zurück. Hast du bis ins dritte Jahr zu deinem Frommen geworben, so werde ich selber kommen, dich zu sehen, und ob dir kein Abenteuer zu Salnek geschehen sey.

Dieses guten Raths wurde Hugdieterich gar froh und schnelliglich bereitete er sich demselben gemäß, mit den Rittern und den vier hundert Mannen in Ringelrüstungen, und den sechs und dreyßig Jungfrauen, wonniglich bekleidet. Auch ein Zelt von seidenen Schnüren und anderm Geschmeide wurde ihm be-

reitet, und er ritt von dannen und zog ohne Aufenthalt immer weiter, bis er am fünfzehnten Morgen vernahm, daß er vor Salnek angelangt sey.

Vor Salnek fanden sie ein schönes und weites Feld; da schlug man sogleich das Gezelt des Königs auf, und die Köpfe gaben Glanz und wonniglichen Schein, daß Walegund die Gäste bald erblickte. Er sprach, was mag das wohl seyn, und schickte Hertgund, den Held, zu ihnen, sie zu fragen, durch welche Abenteuer sie in das Land kämen? Und der alte Ritter ging, wie es die Sitte mit sich brachte, hinaus vor die Pforte und empfing den König Hugdieterich, welchen er in einer Jungfrauenweise vor sich sitzen sah, gar tugendreich mit folgenden Worten: Zarte und anmuthige Jungfrau, ich bin zu Euch gesandt, zu fragen, um welche Abenteuer Ihr in dieses Land gekommen seyd?

Hugdieterich antwortete ihm unverzagt: Ich bin aus dem Griechenlande, eine elendreiche Magd; denn mein Bruder Hugdieterich thät mich vertreiben, und gerne möchte ich hier bleiben, bey dem tugendreichen König, und daß der Hochgeborne mich nicht verstieße, bis mein Bruder von seinem Zorn gegen mich abläßt. Gar oft ist mir gesagt worden wie er ein frommer Mann sey; das soll mich arme Magd nun heute noch genießen lassen.

Hertgund ging in die Feste zurück, und als er den König gefunden hatte, sagte er: Herr! fremde Gäste sind in das Land gekommen. Es ist eine edle Königinn aus Griechenland, die kommt auf die Gnade dein; die sollt Ihr nicht verschmähen, Herr König, sondern alsogleich schön empfangen. Und Walegund, der tugendliche, ging sogleich hinaus. Hugdieterich ließ sich vor ihm nieder auf die Knie und sprach: Laßt Euch, mein lieber, trauter Herr und auserkorner König, mein sanftes Grüßen angenehm seyn, und behaltet mich, bis mein Bruder seinen Zorn vergessen hat. Der König antwortete: Bey meiner Treue, seyd Ihr eine Königinn, so sollt Ihr Euer Knieen gegen mich seyn lassen. Zeigt mir an, was Ihr wollt und was Euer Herz begehren mag, denn wie Ihr Euch gegen mich stellet, das

bin ich doch nicht werth. Ihr sollt nebst euerm Gesinde stets bey mir bleiben; und Speise, Zeitvertreib, Rosse und gute Kleider sollen Euch durch meinen Willen werden. Hugdieterich sprach: Leider mag das nicht also geschehen, denn ein edler und mächtiger Herzog Bechtung, dessen Land Meran ist, hat mich mit seinem Heer nur geleitet und nimmt es wieder mit sich; darauf habe ich ihm meine Treue zum Pfand gegeben. Walegund entgegnete: Bechtung, den ihr mir nennet, zarte und klare Jungfrau, den habe ich schon vor vielen Jahren gekannt. Und er schenkte ihm schöne und kostbare Kleider, und schickte ihn wieder heim in sein Land; Hugdieterich aber blieb da.

Walegund, der reiche König, nahm die Jungfrau tugendlich bey der Hand, und führte sie in seine Burg. Da kam ihr die alte Königinn entgegen und empfing sie mit freundlichem Sinne. Darauf sah sie ihren Herrn an, und sagte: Wenn Ihr mir's nicht verwehren und meine Rede verstehen wollt, so muß ich euch sagen, daß es mir in meinen Sinnen dünkt, diese Jungfrau sey ein Mann, und will uns vielleicht unser Kind mit Listen abgewinnen. Die Rede lasset stehen, sprach der König Walegund; ihre Farbe ist ja minniglich, wie möchte sie ein Mann seyn! — Nun so rede ich auch kein Wort mehr, sagte die Königinn, ob es mir gleich gar sehr mein Herz entzündet hat.

Und man ließ einen Sessel herfürtragen für Hugdieterich, mit Seide umwunden und mit Gold wohl beschlagen, und der König fragte die Jungfrau, wie sie hieße, und sie antwortete ihm: Ich heiße Hildegund. Darnach begann sie sehr fein und klar zu spinnen, als es nie von einer Königinn besser geschehen, und zeigte, wie sie Gold und Seide in einander drehen und mancherley Vögelein gar schön und künstlich nähen könnte. Als die alte Königinn diese hübsche Kunst sah, sprach sie mit sanfter süßer Stimme zu Hugdieterich: das sollt Ihr mir zu Ehren zwey kleinen Mägdlein lehren. — Und Hugdieterich lehrte ihren Mägden wohl ein halbes Jahr lang allerley Jagdstücke schön mit klarem Golde wirken. Manch hochgeborner Mann sah über Tische diese künstliche Arbeit. Das ganze Hofgesinde wurde ihr deßwegen hold.

Endlich kommt Hugdieterich zur schönen Königstochter:

Er empfing sie tugendlich und ließ sich vor ihr auf die Knie zur Erde nieder. Da sprach die junge Königinn: Ach, minnigliche Jungfrau, laßt Euer Knien seyn! — Während dem erhob sich ein Getümmel des Hofgesindes in dem Pallast, wie man die Tische richtete in dem Saal. Als nun der König in Begleitung manches hochgebornen Mannes zum Essen gehen wollte, verlangte die alte Königinn mit den zwey königlichen Jungfrauen allein zu Tische zu gehen. Dem geschah auch also, und man setzte die Beyden einander gegenüber. Wie mag dem Hugdieterich doch wohl gewesen seyn, als er jetzt der Minniglichen gegenüber zu Tische saß? Er schnitt ihr das Brot vor, und betrug sich gegen sie mit viel hübscher Hofzucht. — —

Diese Probestelle mag hinreichen, um dem Leser, der mit diesen vielbesprochenen altdeutschen Gedichten noch nicht näher bekannt ist, von ihren Vorzügen und Mängeln einen vollkommenen Begriff zu geben. —

Die Noachide.

Heldengedicht in zwölf Gesängen, von Johann Jacob Bodmer (geboren 1698, gestorben 1783).

War Bodmer schon als Dichter nicht von Bedeutung, so verdiente er doch als Gelehrter die Achtung seiner Zeit in vollem Maße. War er gleich kein glücklicher Dichter, so war er doch ein sehr fruchtbarer. Seine kleinen epischen Gedichte: die Sündfluth; Jacob; Rahel; Joseph; Jacobs Wiederkunft: Dina; Colombona, und Nachahmungen anderer epischer Dichter, sind in zwey Bänden gesammelt (Zürch 1767). Sein gelungenstes episches Gedicht ist die Noachide. Es ist wirklich an einzelnen Schönheiten nicht arm; Wieland schrieb im Jahre 1753 eine eigene Abhandlung über die Vorzüge dieses Gedichts, und Sulzer nahm aus demselben viele Beyspiele in seine Theorie der schönen Wissenschaften und Künste. Dessen ungeachtet aber hatte sich dieses Werk nie eines besondern Beyfalls im

Publicum zu erfreuen, und wurde stets mehr besprochen als gelesen. Der Stoff selbst und der Mangel an Interesse in der Darstellung, sind ohne Zweifel die Haupturſachen der nicht günstigen Aufnahme gewesen.

Die hier folgende Stelle enthält eine Beschreibung der Vorzeichen, mit welchen das Verderben der drohenden Sündfluth sich ankündiget:

— — — Vergebens
Sah'n an dem Morgen die Menschen der Ankunft des Tages entgegen;
Statt des erwarteten Lichts stand über dem östlichen Himmel
Nächtlicher Nebel, der über die Gürtel der unteren Erde
Seinen Mantel verbreitend, das Licht der Sonne nicht durchließ.
Unter ihr lagen in falber Nacht das Meer und die Erde.
Zwar war das Haupt des kometischen Stern's mit Vulcanen behangen,
Aber sie streuten für Licht nur Rauch und Dampf auf die Erde.
Um ihn hing ein Gezelt, gewebt von salpetrischem Geiste,
Von da floß der Geruch bis zur Erd' in die Nase der Menschen.
Furchtsam schwebte der Mond im Westen, der Spiegel der Sonne,
Damahls in voller Scheibe vom sonnegeborgten Lichte,
Für sich selber besorgt bey dem Kampfe der stärkern Planeten,
Daß sie ihn nicht ergriffen. Statt Licht der Erde zu bringen,
Und für die Menschen Trost, vermehrt' er die Schrecken des Himmels;
Denn er entwarf in dem Dunstkreis der Erd' ungeheure Gesichte,
Welche die Furcht noch furchtbarer mahlte, Gestalten des Todes,
Säbel und Pfeil', und Wagen mit Sensen, und Bahren mit Leichen.
Über der Luft und dem Land saß taub und unglückweissagend
Fürchterlich Schweigen; so sitzt es hinter der bleyernen Pforte,
Wo der Engel des Todes den Stab hält. Einbrechende Kälte
Zeugt' in dem warmen Klima den Winter; die Thiere des Feldes
Rochen den Tod, der über sie schwebt' und heulten gen Himmel.
Ängstlich recketen diese den spitzigen Kopf aus der Höhle;
Andere liefen die Läng' und die Quer; jetzt vorwärts, dann rückwärts,
Ohne Ruhe; noch andere drängten sich dicht an einander.
Als der Komet den Gränzen der Erde so nahe gekommen,
Daß er kaum einen Durchschnitt von ihrer Kugel entfernt flog,
Sieh, da verließen die Wasser des Oceans ihre Gestade,
Hoben den Rücken empor, und schwellten gegen den Stern auf,

Denn sie zog der Komet, indem er über den Erdball
Fürchterlich hing. Also stand über Ischariots Haupte
Satan, in sein Gehirn den Verrath des Besten zu hauchen.
Lange schon streift' er die Atmosphäre des fremden Gestirnes
An die Gränzen der Erde. Die beyden vermengten sich kreuzend,
Seltsam verflochten; mit Arbeit und Müh' rang jedes von ihnen
Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten
Seinen verordneten Kreis in des Äthers Gefilden vollbrächte.
Also umschlangen sich einst auf dem spartischen Kampfplatz die Ringer,
Brust an Brust, und Schenkel um Schenkel, die Leiber der Beyden,
Glaubte man, wären zusammen in Einen Körper gewachsen.
Heftig zogen und wurden Komet und Sterne gezogen,
Zwar mit verborgener Macht, allein mit empfindlichen Wehen.
Von den atlantischen Schultern der Erde zur innersten Kammer
Fühlte sie nicht gewöhnliches Zucken; von Schmerzen gebeuget
Sanken die Schultern zur Brust; die tief verwahreten Meere
Brachen die Riegel, und flüchteten über die Breiten der Erde,
Durch und durch bebte die Erde, gerührt von fiebrischen Stößen.
Also bebte sie nicht, wie in unglückseliger Stunde
Eva die Hand ausstreckte, die Frucht von dem Baume zu stehlen,
Und der Erdkreis die Wund' empfand, und um und um Zeichen
Seiner Empfindung gab, daß Alles verloren gegangen.
Von der Gewalt im Grund unwiderstehlich erschüttert,
Fielen die Thürme zu Trümmern, die Tempel und hohen Palläste;
Hügel sanken auf Hügel, und Klippen stießen an Klippen.
Als die Planeten so kämpften, zerriß der Dunstball des Schweifsterns
Seiten, wie vorgebirgte Gestad' entschlüpften zur Erde,
Wanden um sie sich herum in schwarzen wolkigen Schläuchen,
Voll Gewässers, die Mündung mit schwachen Banden beschlossen.
Niemahls zuvor, noch hernach, hing solcher eiserner Himmel
Über dem Land', auch nicht als Vesuvs Mauern vom Rauche
Und durchsichtigem Dampf mit Todtenkrügen umwunden,
Über dem Tempel der marmornen Heraklea gewölbet.
Eine Nacht hing über der andern an ehernen Ketten,
Schwärzere Schatten, als welche sich über Cimerien hängen,
Oder als unter den Vorgebirgen im Himmel sich häuften,
Da der englische Krieger, aus ihren Wurzeln gerissen
Und den Boden hinaufgekehrt, sie hoch in der Hand trug,
Unter dem Schutte das neuerfundne Geschoß zu begraben.

Öfters erhellte die tödtlichen Schatten ein schlängelndes Blitzen,
Breit wie ein Strom und kreuzend vom Aufgang zum Untergang;
Donner
Brüllten mit schmetternder Stimme und unter die Stimme des
Donners
Heulte Verzweiflung. Der Tod war in allen Gestalten vorhanden,
Hing in der Luft und wühlt' in der Erd', und stürmte vom Meer
her,
Wo man hinsah, da droht' allgegenwärtig sein Antlitz
Aber jetzt rissen die Bande der Wolken, die Urnen und Schläuche
Thaten sich auf, und goßen kometische Meere hinunter.
Wen nicht die Erde begrub, den ergriffen die Fluthen; sie schlepp-
ten
Unerbittlich zum Tod Nationen von Menschen und Thieren.
Von der gehörnten Fluth gespart, auf Berge geflohen,
Standen da dünne Scharen, den Tod nur länger zu schmecken,
Keuchten nach Luft, und umschlangen mit beyden Armen die
Bäume,
Eine Frist von drey Athemzügen vom Tod zu gewinnen.
Über sie rauschte die Fluth mit Riesenschritten, nicht müde,
Bis sie die Erde durchwandert hatte von Pole zu Pole.
Ach! sie erhaschte die Sünder in ihrer sichersten Stunde,
Eingeschläfert, im Schwindel der Lust' und des Unsinns begraben,
Denn sie kam wie ein Feind, der in der Mitternacht einbricht.

* * *

In dem gestadlosen Meer, mit den Leichen der Sünder vermischet,
Schwammen die Körper der Edeln zur Seite der Thiere des
Feldes.
Alles Fleisch, das sich von der speisetragenden Erde
Nähret, verfolgte der Tod, weit herrschend von Zone zu Zone.
O! wie war die Gestalt des Landes verkehrt, wie verwandelt!
Wo nur jüngst noch der Lenz in seinem blumigen Kleide
Zwischen der duftenden Ros' und dem Liede der Nachtigall lachte,
Schmachtet er unter den Banden, womit die Fluth ihn gebunden.
Schwefligte Dämpfe von finstern und groben Erzen des Abgrunds
Flogen empor, und mischten mit Gift die Luft und das Wasser.
Unterdeß flog der Komet, und rühmt', ihm hätte die Erde
Nichts als die äußersten Ecken der Vorgebirge genommen.

Salomon Geßner.

(Geb. 1730, geſt. 1787.)

Unter ſeinen idylliſchen Gedichten befinden ſich nur zwey von größerem Umfange: der erſte Schiffer, und der Tod Abels. Aus dem Letztern ſtehe hier eine Probeſtelle aus dem vierten Geſang.

Wie ein zottiger Löwe, der an einem Felſen im Schatten ſchläft (der bange Wanderer geht leiſe neben ihm vorüber, denn Gefahr droht aus der Mähne hervor, die des Schlafenden Stirne deckt); wie der, wenn er plötzlich die tiefe Wunde des ſchnellfliegenden Pfeiles in ſeiner Hüfte empfindet, mit tobendem Gebrüll ſchnell aufſpringt, und wüthend ſeinen Feind ſucht, und ein unſchuldiges Kind zerreißt, das nicht weit von ihm mit Blumen im Graſe ſpielt: eben ſo ſprang Kain plötzlich vom Schlaf auf, ſchäumend; vor ſeiner Stirne ſaß tobende Wuth wie ein ſchwarzes Gewitter; er ſtampft wider die Erde: Öffne dich, Erde, ſo rief er, und verſchlinge mich, verſchlinge mich tief in den Abgrund! Ich bin elend, und, o ſchreckliches Geſicht, meine Kinder ſind elend! Doch du wirſt dich nicht öffnen; vergebens fleh' ich; Er, der allmächtige Rächer wird dir's verbiethen. Ich muß elend ſeyn, das will er, und mit allen Schreckniſſen mich zu verfolgen, zieht er den Vorhang weg, und läßt mich in die Hölle der Zukunft hinausſehen. Verflucht, verflucht ſey jene Stunde, da meine Mutter das erſte Mahl mit Schmerzen gebar! Verflucht die Stätte, wo ſie in Geburtsſchmerzen dahin ſank! Was über ihr ſteht, verderbe; und der da pflanzen will, der habe die Mühe und den zerſtreuten Samen verloren; und wer vorübergeht, dem ſoll ein Schrecken durch die Gebeine beben! —

So fluchte der Elende, als Abel blaß wie in der Todesſtunde, mit wankendem Schritte näher trat: Geliebter! ſo ſtammelt er, aber nein — o! —Ich bebe.—Einer der verworfenen Empörer, die Gottes Donner vom Himmel ſtürzte, trägt trü-

gend seine Gestalt, und lästert! — Wo ist mein Bruder? Ach, ich entfliehe! Wo bist du, mein Bruder, daß ich dich segne?

Hier ist er, so donnerte Kain, hier! du lächelnder, freudenthränender Liebling des Rächers und der ganzen Natur; du, dessen Rattergezücht einst allein in der Welt glücklich seyn wird! Allein — und warum nicht? Billig mußte die Mutter einen gebären, welcher der gesegneten Schar dienstbare Aufwärter erzeugte, Lastthiere, damit die gesegnete Schar die der Wollust gewidmeten Kräfte nicht durch harte Arbeit verzehrte! Ha! eine Hölle lodert in meinem Busen mit allen ihren Qualen!

Kain, mein Bruder! sprach Abel (banges Erstaunen und zärtliche Liebe saßen in seinem Gesicht), was für ein häßlicher Traum hat dich getäuscht? Geliebter! Ich kam mit dem Morgenroth, dich zu suchen, dich zu umarmen, mit dem kommenden Tag dich zu segnen; aber, o was für ein Gewitter tobet um dich her! wie unfreundlich empfängst du meine zärtliche Liebe! Wann — ach wann werden einst die seligen Tage voll Wonne heraufgeh'n, da Friede unter uns ist und harmlose, ungestörte Liebe die sanfte Ruhe in der Seele und jede lächelnde Freude wieder aufblühen läßt! jene Tage, denen der bekümmerte Vater so sehnlich entgegen seufzet, und die zärtliche Mutter? O Kain! Kain! wie trittst du wüthend die Freuden zu Boden, mit denen du da uns betrogst, da, als ich entzückt in deiner Umarmung weinte! hab' ich dich beleidigt, mein Bruder, unwissend dich beleidigt, — dann, bey allem, was heilig ist, beschwör' ich dich, tritt aus dem tobenden Gewitter hervor, verzeihe mir, und laß dich umarmen! — So sprach Abel, trat näher, und wollte flehend den Bruder umfassen; aber Kain sprang zurück. — Ha, Schlange! du willst mich umwinden, so rief er, hob wüthend den Arm, und schwang die Keule durch die heulende Luft auf Abels Haupt. Der Unschuldige sank vor ihm hin, mit zerschmettertem Schedel, blickte mit Verzeihung im starrenden Auge noch einmahl ihn an, und starb. Sein Blut floß durch die goldenen Locken an des Mörders Fuße. —

Kain stand im betäubendem Schrecken todtblaß; kalter

Schweiß umfloß die bebenden Glieder; er sah des Erschlagenen letzte krampfige Bewegung, und das rinnende, zu ihm aufrauchende Blut. Verfluchter Schlag! rief er. Bruder, erwache! erwache, Bruder! wie blaß ist sein Gesicht, wie starr sein Auge! Wie das Blut um sein Haupt hinfließt! Ich Elender! — O was ahndet mir! — Hölliſcher Schrecken! —

So brüllt' er, und warf wüthend die blutbesprützte Keule weit weg, und schlug die starke Faust wider seine Stirne. Jetzt wankt, er zum Erschlagenen hin, und wollt' ihn von der Erd' aufheben: Abel! Bruder! erwache! Ha! — Höllenangst faßt mich! wie sein bluttriefendes Haupt hängt! wie ohnmächtig! todt — o Höllenangst, er ist todt! Ich will fliehen. Eilt, wankende Knie! — So brüllt' er, und floh ins nahe Gebüsch.

Triumphirend stand der Verführer jetzt über dem Erschlagenen; in frohlockendem Stolz bäumt er sich hoch auf, hoch und fürchterlich. So fürchterlich hebt sich die schwarze Säule von Rauch hoch über den Aschenhaufen der einsamen Hütte, deren Bewohner auf dem Felde ruhig arbeiteten, indeß daß die Flamme jede häusliche Bequemlichkeit, ihren ganzen Reichthum verzehrte. So stand Adramelech und sah mit hölliſchem Lächeln dem Fliehenden nach, und dann auf die Leiche hin, und jetzt rief er: Ha! süßer Anblick, sey mir gegrüßt! Sey mir gegrüßt, du erstes Blut des Sünders, das die Erde verschlingt! So vergnügt hab' ich, eh' es dem Donnerer gelang, uns aus dem Himmel zu stürzen, die heiligen Quellen nie rieseln gesehen; so lieblich haben mir die Töne der Harfen lobsingender Erzengel nie getönt, wie dieß Röcheln, dieß letzte Seufzen des Sterbenden mir getönt hat. Du erhabener Bewohner der neuen Schöpfung, du herrliches letztes Meisterstück aus des Schaffenden Hand! wie lächerlich du daliegst! Steh auf, schöner Jüngling, Freund der Engel! Steh auf, sey nicht so träg im sclaviſchen Dienst des Anbethens und des Hinknieens! Aber er regt sich nicht; sein eigener Bruder hat so unsanft ihn hingelegt. So will ich durch Thaten aus der Dunkelheit mich emporschwingen, durch Thaten, die Satan selbst beneiden soll. Ich

geh' jetzt hin vor die Thronen der Hölle. Wie süß wird das zurufende Lob mir tönen! Wenn es in den Gewölben der Hölle wiederhallt, dann geh' ich triumphirend unter den Schatten der Elenden einher, die noch kein Unternehmen geadelt hat. —

Noch einmahl wollt' er in stolzem Triumph auf den Erschlagenen niedersehen; aber der Verzweiflung häßliche Züge zerrissen schnell das werdende höhnische Lächeln und den Stolz auf der Stirne. Der Herr befahl den Schrecken der Hölle, über ihn zu kommen, und ein Meer von Qualen stürzte sich auf ihn. Da flucht' er der Stunde, in der er ward, fluchte der qualvollen Ewigkeit, und floh.

Das Röcheln des Sterbenden und sein letztes Seufzen waren jetzt emporgestiegen vor den Thron des Allgegenwärtigen, und forderten von der ewigen Gerechtigkeit Rache. Es donnerte aus dem Allerheiligsten. Da schwiegen die goldenen Harfen und das ewige Halleluja, und der Donner wiederhallte dreymahl durch des Himmels hohe Gewölbe. Jetzt schwieg der Donner, und die Stimme des Höchsten ging aus dem silbernen Gewölbe, das den Thron umfließt, und nannte einen der Erzengel. Er trat hervor, sein Gesicht mit dem Glanze der Flügel umhüllt. So sprach Gott: Der Tod hat seine erste Beute bey den Sterblichen genommen, und jetzt weih' ich dich zu heiligem Geschäfte, daß du sie alle sammelst, die Seelen der Gerechten. Ich selbst, Ich habe zu Abels Seele geredet, da er hinsank. Fürhin sollst du dem Gerechten, den kalter Todesschweiß umfließt, zur Seite stehen, daß du, wenn des Sterbenden Stimm' jetzt bricht, wenn die letzte Todesangst ihn fasset, die Versicherung ewiger Seligkeit zu der ringenden Seele dann redest, daß er noch einmahl mit Augen voll Seligkeit umhersieht, und stirbt. Geh' jetzt in die Wohnung der Sterblichen, der Seele des vom Bruder Erschlagenen entgegen: und du, Michael, begleite seinen Flug, und rede dem Brudermörder den Fluch! — Der Herr redete nicht mehr, und der Donner wiederhallte dreymahl durch des Himmels hohe Gewölbe.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Geboren am 2. July 1724 zu Quedlinburg, wo sein Vater als Commissionsrath lebte. Am dortigen Gymnasium erhielt Klopstock seine erste Bildung, die höhere begann auf der Schulpforte bey Naumburg, wohin er mit sechzehn Jahren kam. Hier fing er seine ersten poetischen Versuche an, und faßte auch den Vorsatz, ein episches Gedicht zu schreiben, dessen Gegenstand Kaiser Heinrich der Vogler seyn sollte. Im Jahr 1745 zog er nach Jena, widmete sich dem Studium der Theologie, und begann seinen Messias, von dem die ersten drey Gesänge in den „Bremischen Beyträgen" erschienen. Im Jahr 1746 ging er nach Leipzig, im Jahr 1748 nach Langensalza, wo er die Aufsicht über die Kinder eines Verwandten übernahm. Hier lernte er Schmidts Schwester kennen, die er, obschon sie seine Liebe nicht erwiederte, unter dem Nahmen Fanny verherrlichte. Um diese Zeit erregte seine Messiade allgemeines Aufsehen, und fand, wie alles Ausgezeichnete, nicht minder Tadler als Bewunderer, die letztern vorzüglich in der Schweiz, wohin er auch von Bodmer und dessen Freunden eine Einladung erhielt. Er begab sich im Jahr 1750 nach Zürch, folgte aber schon im nächsten Jahre einem Rufe nach Copenhagen, wo man ihm, durch die Verwendung des Grafen Bernstorf, einen Gehalt von 400 Thalern gab, um seine Messiade in ungestörter Muße vollenden zu können. Auf der Hinreise lernte er in Hamburg die holde und geistreiche Margaretha Moller kennen, die eifrigste Verehrerinn seines großen Gedichts, welche er in seinen Gedichten nachher unter dem Nahmen Meta feyerte. Diese Periode ist allerdings die reichste und schönste, die Klopstock als Mensch und Dichter erlebte. Ich gebe sie daher etwas ausführlicher, aber doch nur auszugsweise aus Cramers Werke: „Klopstock. Er; und über ihn."

Meta war eine der enthusiastischen Leserinnen von Klopstock. Sie hatte den Messias zuerst aus einer Papillote kennen

gelernt. Sie kommt zu einer Bekannten, findet geschnittene Haarwickel liegen, nimmt eine in die Hand, liest ein paar Zeilen. Ey! was ist das? ruft sie aus. — Oh! dummes Zeug! sagt die andere; es kann's kein Mensch verstehen. — Meta las, läßt das Buch hohlen, weidet ihre ganze Seele daran, und ist ganz entzückt über das Gedicht und den Dichter.

Klopstock erfuhr den Vorfall durch Giseke, und erhielt von diesem eine Adresse an sie, reiste nach Hamburg, und — in wenigen Tagen war der Bund der schönsten Liebe geschlossen.

Den andern Tag, gleich nach dem ersten Besuche, — erzählt Cramer — war ein Gastmahl angestellt. Meta drängte sich an ihn, jedes Wort ward ihr Gold. Sie interessirte sich für sein Leben, seine Schriften, seine Schicksale, frug ihn nach Fanny; sie wurden warm, sie fühlten im Voraus, was sie einander seyn konnten. Er zerkrümmelte einmahl in Gedanken, mit ihr sprechend, einen Teller voll Zuckerwerks; sie nahm, da er weggegangen war, den Teller, setzte ihn in einen Schrank, verwahrte ihn wie ein Heiligthum, und gab lange nachher, wenn Freunde sie besuchten, eine Prise von den zerbrockten Makronen. „Die hat Klopstock zerbrockt!" —

Er mußte von Hamburg weg. Das erste, was er that, als er in Copenhagen ankam, war, ernsthaft an eine nähere Verbindung mit Meta zu denken; die ihn noch an Fanny hielt, war ohnehin schwach. Er schrieb ihr noch ein Mahl, und auf eine unbestimmte Antwort ward alles Bisherige ganz abgebrochen. Sie liebte ein Mahl nicht so, daß Klopstock weiter hätte beharren können. Zudem hatte er jetzt gefunden, was er suchte — Meta. Diese Empfindungen entwickelte er sich selbst und ihr in der Ode: „Am Thor des Himmels stand ich" ꝛc. —

In Copenhagen ward er von Bernstorf freundschaftlich aufgenommen; er lebte aber damahls, wie immer, sehr still und eingezogen, geizig auf seine Zeit, und widmete sich ganz seinem Gedichte. Wie gänzlich seine Seele mit diesem Werke beschäftigt war, davon zeugt auch seine Ode an den Er-

löser. Young und Richardson scheint er in dieser Zeit sehr gelesen, und sich mit ihnen genährt zu haben. Er ließ sich mit Young sogar in einen lateinischen Briefwechsel ein. Von seinem gleichzeitigen Briefwechsel mit Meta ist nichts mehr vorhanden.

Bernstorf führte ihn auch bey dem Könige ein. Friedrich wußte ihn zu schätzen; er unterhielt sich mit ihm Stunden lang, und versicherte ihn jedes Mahl, wie sehr er ihn schätze, und wie wenig Eindruck die Feinde bey ihm machten, die Klopstock damahls hatte.

Im Frühling des Jahres 1752 eilte der Dichter wieder nach Hamburg, wo er der Geliebten nicht minder huldigte, als der lyrischen Muse. Mehrere seiner schönsten Oden fallen in den glücklichen Sommer, den er bey Meta verlebte. Häusliche und ökonomische Umstände hinderten indessen noch die sehnlich gewünschte Verbindung, die erst im Jahre 1754 erfolgte; allein schon im Jahre 1758 entriß ihm der Tod die Gattinn wieder. Einige Jahre brachte er nun größtentheils mit Reisen zu. Eine neue Liebschaft mit einem Mädchen in Blankenburg zerschlug sich, weil ihr Vater die Verbindung nicht zugab.

Im Jahr 1764 und den folgenden erschienen Klopstocks Bardiete und Trauerspiele aus der biblischen Geschichte. Die drey Bardiete sind: die Hermannschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod. Die Trauerspiele: der Tod Adams, Salomo, David. — Nun erhielt Klopstock vom König von Dänemark den Legationsraths-Titel; und vom Markgrafen, nachherigen Churfürsten Friedrich von Baden den Hofraths-Charakter sammt einem Jahrsgehalt. In dieser Periode seines Lebens beschäftigte sich Klopstock in Hamburg mit der Vollendung der Messiade, und mit der Sprachforschung; so entstanden die Fragmente über Sprache und Dichtkunst, die grammatischen Gespräche, und die Gelehrten-Republik.

Er starb im Jahr 1803, am 14. März, eines sanften Todes. Sein Leichenbegängniß wurde im höchsten Grade glän-

zend und feyerlich begangen. Er ward im Dorfe Ottensen nächst Hamburg, neben seiner Gattinn begraben.

Wir kommen nun zur Betrachtung seiner religiösen Epopee in zwanzig Gesängen, und geben zuerst die Inhalts-Anzeige derselben, um sodann über die Schönheit der Gedanken, Bilder, Charaktere, Gemählde, u. s. w. besser sprechen zu können.

Erster Gesang: Der Messias entfernt sich von dem Volke, geht auf den Ölberg, und verspricht Gott noch einmahl in einem feyerlichen Gebethe, die Erlösung zu übernehmen. Hierauf fangen die Leiden der Erlösung in seiner Seele an. Sein Engel, Gabriel, wird von ihm in den Himmel geschickt, das Gebeth vor Gott zu bringen. Um den Himmel sind lauter Sonnen. Gabriel geht durch einen Sonnenweg, von dem ehemahls ein ätherischer Strom nach Eden herunterfloß. Er hörte auf einer der nächsten Sonnen ein Lied mit an, das allezeit nach dem Dreymahlheilig gesungen wird. Eloa, der erhabenste unter den Engeln, den Gott besonders zu seinen Diensten braucht, kommt Gabriel entgegen, und führt ihn zu dem Altare des Messias. Gabriel opfert Rauchwerk, und begleitet das Opfer mit dem Gebethe des Messias, welches er vor Gott singt. Alles erwartet still die Antwort Gottes. Gott eröffnet durch ein Donnerwetter das Allerheiligste des Himmels, die Seligen zu seiner Antwort vorzubereiten. Seraph Eloa und Cherub Urim unterreden sich von dem, was sie von dem Allerheiligsten sehen. Gott redet nunmehr. Eloa thut auf Gottes Wink die umständlichen Befehle desselben dem Himmel kund. Auch Gabriel empfängt Befehle an den Engel der Sonne, und an die Engel der Erde, wegen der Wunder beym Tod Jesu. Die Thronengel vertheilen sich durch die Himmel. Gabriel steigt zur Erde herab. Er findet den Messias schlafend. Er redet ihn gleichwohl, als den Allwissenden, an. Er geht von da zu den Schutzengeln der Erde. Ihr Wohnplatz ist mitten in der Erde, auf einer kleinern Sonne. Hierzu kommt er durch eine Öffnung bey dem Nordpole. Er findet die Engel der Erde auf ihrer Sonne, und die Seelen ganz

zarter Kinder, die hier zum Himmel vorbereitet werden. Von hier erhebt er sich zur Sonne, und findet da die Seelen der Väter bey Uriel, dem Engel der Sonne.

Zweyter Gesang. Die Seelen der Väter sehen den Messias bey anbrechendem Tage erwachen, und begrüßen ihn mit einem heiligen Liede. Jesus erfährt von Raphael, dem Schutzengel Johannes, daß dieser Jünger in den Gräbern am Öhlberge einen Besessenen betrachte. Er geht dahin, und findet Samma, den Satan bey seiner Ankunft durch Verzweiflung tödten will. Der Messias antwortet der stolzen Rede Satans nicht, aber dieser muß vor ihm entfliehen. Samma wird von seiner Qual befreyt. Jesus bleibt mit Johannes allein in den Gräbern. Satan kommt zur Hölle, erzählt, was er von Jesu weiß, und beschließt seinen Tod. Einer von den gefallenen Engeln, Abdiel Abadona, widerspricht Satan. Satan kann ihm vor Wuth nicht antworten. Adramelech thut's, und billigt die Entschließung Satans. Dieß thut hierauf die ganze Hölle. Satan und Adramelech kehren zur Erde zurück, ihre Entschließung auszuführen. Abadona folgt ihnen von fern. Er sieht bey der Pforte der Hölle, Abdiel, einen guten Engel, seinen ehemahligen Freund. Er redet ihn von fern wehmüthig an; aber Abdiel will ihn nicht bemerken. Abadona geht fort, und beym Eintritt in die Welt bejammert er seine verlorne Herrlichkeit, und verzweifelt, Gnade zu finden. Nach einigen umsonst angewandten Bemühungen, sich zu vernichten, kommt er zur Erde. Satan und Adramelech nahen sich auch der Erde. Da Adramelech die Erde sieht, redet er sie an, und drückt seine ganze Bosheit durch wüthend ausschweifende Entschließungen aus. Er und Satan lassen sich auf den Öhlberg herunter.

Dritter Gesang. Der Messias ist noch in den Gräbern. Die Leiden der Erlösung nehmen in seiner Seele zu. Eloa steigt vom Himmel, und zählt seine Thränen. Die Seelen der Väter senden einen Seraph, Selia, aus der Sonne, Jesum zu betrachten, den sie, weil es Nacht ist, nicht mehr

sehen. Der Messias schläft zum letzten Mahle ein. Selia wird durch die Schutzengel der Jünger, die Jesum um den Ohlberg suchen, von den Charaktern derselben unterrichtet. Satan erscheint dem Ischariot unter der Gestalt seines Vaters im Traume. Der Messias erwacht, und kommt zu den Jüngern, und redet von ihrer nahen Trennung mit ihnen. Ischariot, der sich seitwärts verborgen hält, hört den Messias, und fängt an, die Wirkungen seiner eigenen Bosheit, und der Eingebungen Satans bey sich zu empfinden.

Vierter Gesang. Kaiphas, der auch einen Traum vom Satan gehabt hat, versammelt das Synedrium, den Tod Jesu endlich völlig zu beschließen. Er erzählt seinen Traum, den er für eine göttliche Eingebung erklärt. Philo, ein Pharisäer, widerspricht ihm hierin, verurtheilt aber Jesum mit noch größerer Heftigkeit. Gamaliel räth, die Sache Gott zu überlassen. Nicodemus dankt ihm öffentlich dafür. Philo hält eine sehr heftige Rede wider den Messias, zu welcher ihn Satan zuvor insgeheim einweiht; denn dieser war mit Ithuriel unsichtbar gekommen, weil Judas sich nahte, Jesum zu verrathen. Judas kommt, und sagt dem Kaiphas seine Absichten insgeheim, der sie der Versammlung entdeckt, und den Verräther belohnt. Der Messias naht sich Jerusalem, und schickt Petrum und Johannem in die Stadt, das letzte Abendmahl für sie zu bereiten. Petrus sieht von dem Söller des Hauses die Mutter Jesu, Lazarum den Auferweckten, Mariam, seine Schwester, den Jüngling von Nain, und Cidli, Jairus Tochter, kommen, die Jesum suchen. Die fromme Liebe zwischen dem Jüngling von Nain und Cidli. Jesus verweilt bey Golgatha, bey Josephs neuem Grabe, und denkt über seinen Tod und seine Auferstehung. Abend. Jesus geht nach Jerusalem. Judas kommt an die Mauern der Stadt. Ithuriel redet den Messias an, daß er des Verräthers Schutzengel nicht mehr seyn könne. Er wird von Jesu zu dem zweyten Engel Petri bestimmt *). Jesus kommt in die Stadt, und setzt sich mit

*) Ich gebe die Inhaltsanzeige größten Theils mit des Dichters

allen Jüngern zu Tische, redet von seinem Tode, nimmt von ihnen Abschied, weissagt von seinem Verräther, und stiftet das Gedächtniß seines Todes. Johannes fällt, da er den Kelch sieht, zu Jesu Füßen, und sieht die Versammlung der gegenwärtigen Engel. Judas will es dem Johannes nachthun. Jesus heißt ihn aufstehn, und weissagt wieder von seinem Verräther. Judas geht fort. Es ist Nacht. Jesus redet von seiner Verherrlichung. Petri Kühnheit und Verkündigung seiner nahen Untreue. Jesus bethet knieend unter seinen Jüngern. Hierauf geht er nach dem Ölberge, um statt der Menschen ins Gericht zu gehen.

Fünfter Gesang. Gott steigt auf Tabor herunter, Gericht über den Messias zu halten. Eloa folgt auf Gottes Befehl von ferne. Gott naht sich der Erde langsam. Beym Ausgang des Sonnenwegs kommen ihm die Seelen von sechs morgenländischen Weisen, die kaum gestorben sind, entgegen. Eine von diesen Seelen redet Gott an. — Gott ist auf Tabor. Alle Sünden kommen vor ihn. Eloa ruft den Messias feyerlich zum Gericht. Das Leiden beginnt. Der Messias bethet. Er sieht die Qualen der Verdammten. Andramelech kommt, seiner zu spotten; aber er bleibt sinnlos stehen. Der Messias kommt zu den Jüngern. Nun ist die erste Stunde vorbey. Himmlische Gesänge. Nach der dritten Stunde wird Eloa von Gott gesandt, dem Messias ein Triumphlied von seiner künftigen Herrlichkeit zu singen. Die Leiden des Messias werden stärker. Alle Engel, außer Eloa und Gabriel, wenden sich weg. Die Himmel besingen die dritte Stunde der Leiden. Gott kehrt zu seinem Thron zurück.

Sechster Gesang. Judas kommt mit seiner Schar, Jesum gefangen zu nehmen. Nachdem sie, auf des Messias Anrede, wie todt niedergefallen, und wieder aufsteht, küßt Judas, wie er verabredet, den Messias, welcher sich nun bin-

eigenen Worten, und habe daher auch die lateinische Beugung der eigenen Nahmen beybehalten.

den läßt, und Petrum von fernerer Gegenwehr zurückhält. — Indeß war die Versammlung der Priester voll Unruhe wegen des Ausgangs. Ein Bothe kommt und erzählt, daß die Schar vor Jesu todt niedergefallen sey; ein zweyter, die Gefangennehmung des Messias, ein dritter, daß sich Jesus dem Pallast schon nahe. — Der Messias erscheint vor dem Synedrio. Portia, Pilatus Gemahlinn, war, Jesum zu sehen, in des Hohenpriesters Pallast gekommen. Philo klagt den Messias an. Da jener zuletzt dem Messias fluchen will, hält ihn, durch ein schnelles Schrecken, ein Todesengel davon ab. Portia bewundert die Art, mit welcher Jesus den Philo anhört. Nun redet Kaiphas. Unterrichtete Zeugen legen ihr Zeugniß ab. Kaiphas geräth in Wuth, daß Jesus nichts antwortet. Der Messias sagt zuletzt, daß er der Sohn Gottes und der Richter der Welt sey. Er wird zum Tode verdammt. Die Wache begeht Grausamkeiten an Jesu. Portia wird so sehr gerührt, daß sie sich entfernt. Petrus, der weggegangen war, entdeckt dem Johannes seine Verläugnung, verläßt ihn, und beweint seinen Fall.

Siebenter Gesang. Der Messias wird zu Pilatus geführt, und angeklagt. Pilatus nimmt ihn ins Richthaus, ihn besonders zu verhören. Ischariots Tod. Pilatus will den Messias zu Herodes senden. Maria kommt, sieht ihren Sohn, geht in ihrer Betrübniß zu Portia, und bittet dieselbe, ihren Gemahl warnen zu lassen, daß er des Unschuldigen schone. Portia war durch einen Traum schon geneigt, deßwegen zu Pilatus zu schicken. Sie erzählt der Maria ihren Traum. Der Messias wird zu Herodes geführt. Herodes verlangt ein Wunder von dem Messias, welcher schweigt. Kaiphas macht durch eine Anklage wider Jesum, Herodes noch erbitterter. Dieser verspottet den Messias, und schickt ihn zu Pilatus zurück. Philo schickt seine Vertrauten unter das Volk aus, es wider Jesum einzunehmen. Indeß hat Pilatus einen berüchtigten Mörder, Barrabas, kommen lassen, ihn mit Jesu dem Volke vorzustellen, damit dieses um Loslassung des Messias bitte.

Portia sendet eine Sclavinn zu Pilatus. Philo entdeckt die Absicht, die Pilatus mit der Vorführung des Mörders hat. Er hält eine Rede ans Volk. Durch diese Rede, und durch den Beyfall, den die übrigen Priester seiner Rede geben, wird das ohnedieß schon wider Jesum eingenommene Volk dahingebracht, den Barrabas loszubitten. Pilatus bezeugt, durch ein feyerliches Händewaschen, daß er unschuldig am Blute des Messias sey. Das Volk übernimmt die Schuld der Verurtheilung Jesu. Der Messias wird zur Geißelung geführt. Pilatus bringt Jesum, mit Dornen gekrönt, wieder zum Volk heraus, es wieder gegen ihn zum Mitleid zu bewegen. Da sein Bemühen vergebens ist, übergibt er Jesum in der Priester Gewalt, die ihn zum Tode führen.

Achter Gesang. Eloa kommt vom Throne Gottes herab, und verkündet durch die Himmel, daß jetzt der Versöhner zum Tode geführt werde. Die Engel schließen einen Kreis über Golgatha. Eloa weiht den Hügel zum Tode des Mittlers ein, und bethet ihn an. Gabriel führt die Seelen der Väter aus der Sonne auf den Öhlberg herunter. Adam betritt die Erde zuerst, und redet sie an. Satan und Adramelech schweben triumphirend über dem Messias. Eloa gebiethet ihnen, sich zu entfernen. Sie werden in's todte Meer gestürzt. Jesus, an den Golgatha gekommen, redet mit denen, die über ihn weinen. Das Kreuz wird errichtet. Die Erde bebt in ihren Tiefen. Der Gottmensch steht beym Kreuze. Die Kreuziger nahen sich. Nun steht die ganze Schöpfung still. Jesus wird gekreuziget; er sieht auf das Volk herab, und bittet den Vater um Gnade für sie. Finsterniß und Erdbeben bey den Leiden des Versöhners. Uriel führt die Seelen des zukünftigen Menschengeschlechts zur Erde. Der Versöhner sieht sie mit einem Blick seiner Liebe an. Zwey Todesengel umschweben das Kreuz. Maria und Eva klagen um den Sterbenden. Eva's Wehmuth; durch einen gnadenvollen Blick des Versöhners kommt sie zu der Ruhe des ewigen Lebens zurück.

Neunter Gesang. Johannes und Maria unterm

Kreuze. Petri Schmerz wird durch seinen Engel Ithuriel etwas gelindert. Sein Zusammentreffen mit andern Jüngern, er kehrt trauernd nach Golgatha zurück. Ein Cherub führt Seelen frommer, erst gestorbener Heiden zum Kreuze, und spricht zu ihnen von Messias. Das Erdbeben dringt in die innerste Hölle, wohin Abbadonna vom Ölberge geflohen war. Er entschließt sich, den Messias von neuem zu suchen, nimmt zitternd die Gestalt eines guten Engels an, schwebt gegen Jerusalem dahin, wo die Nacht über die Gegend am dunkelsten herabhängt. Bey seiner Ankunft hört er Satan und Adramelech im todten Meer. Die Engel erkennen ihn, seines angenommenen Schimmers ungeachtet. Nach einigen Zweifeln erkennt er den, in der Mitte Gekreuzigten für den Messias. Er entflieht in verdunkelter Gestalt. Der Todesengel Abbaddon führt die Seele Ischariots zum Kreuze, und zeigt ihr den sterbenden Messias, hierauf den Himmel der Seligen von ferne; dann bringt er ihn zur Hölle.

Zehnter Gesang. Der Messias fühlt den nahen Tod, und bethet für die Sterbenden; dann wendet er sein Antliz nach dem todten Meer. Satan, Adramelech und die Hölle empfinden sein Gericht. Der Versöhner blickt auf die Heiligen umher, die das Kreuz umgeben, und verweilt am längsten bey den Seelen des künftigen Menschengeschlechts. Er kommt dem Tode sichtbar näher. Die meisten Frommen entfernen sich. Adam und Eva schweben zu dem Grabe Jesu, dankend, daß sie Gnade erlangt haben. Sie bethen für das menschliche Geschlecht. Der Todesengel tritt auf den Sinai, fleht zum Messias um Stärke, den Befehl Gottes zu vollbringen. Der Messias stirbt.

Eilfter Gesang. Die Herrlichkeit des Messias schwebt von Golgatha ins Allerheiligste des Tempels. Die Erde bebt, der Vorhang des Allerheiligsten zerreißt. Der Messias weckt die Heiligen vom Tode auf.

Zwölfter Gesang. Joseph und Nikodemus salben und begraben den Leichnam Jesu. Chöre der Auferstandenen und

der Engel bey der Grablegung. Die Versammlung der Frommen. Tod der Schwester des Lazarus. Johannes wird von Salem, seinem Engel, durch einem Traum gestärkt.

Dreyzehnter Gesang. Gabriel versammelt die Engel und die Auferstandenen um das Grab. Sie erwarten anbethend die Auferstehung des Messias. Satan und Adramelech werden vom Todesengel aus dem todten Meere gerufen. Die Herrlichkeit des Messias naht sich vom Himmel. Der Messias steht vom Tode auf. Triumphgesänge. Gabriel gebiethet Satan, zur Hölle zu fliehen. Philo tödtet sich. Der Todesengel führt seine Seele zur Hölle.

Vierzehnter Gesang. Jesus erscheint, zuerst Einzelnen, dann der ganzen Versammlung.

Der fünfzehnte Gesang schildert die Erscheinungen einiger Auferstandenen.

Sechzehnter Gesang. Der Messias hat die Auferstandenen und die Engel auf Tabor versammelt, und offenbart sich ihnen als Richter und Beherrscher der Welt. Er hält über die Seelen derer, die vor kurzem gestorben sind, das erste Gericht. Nachdem das Gericht geendigt ist, steigt der Messias zur Hölle hinunter, und bestraft die gefallenen Geister.

Siebzehnter Gesang. Der Messias erscheint Thomas. Er steigt mit Gabriel hinunter zu den Geistern derer, die in der Sündfluth umgekommen waren, und entscheidet ihr Schicksal. Viele Auferstandene erscheinen bey dem Grabe des Erlösers den Frommen.

Achtzehnter Gesang. Ein Gebeth Adams an den Messias, daß er ihm einige Folgen seiner Versöhnung zeigen wolle, wird dadurch erhört, daß er in einem Gesicht eine Anschauung vom Weltgericht erhält, und zwar vom Gericht über die Verächter der Religion, die Unterdrücker der Rechtschaffenen, die Stifter des Götzendienstes, und über die bösen Könige.

Neunzehnter Gesang. Adams Gesicht endet. Jesus erscheint Mehreren. Thomas führt die Jünger nach Gethsemane. Jesus kommt zu ihnen, und geht mit ihnen auf den Ölberg. Er segnet sie und fährt gen Himmel. Eloa, der Schutzengel der Erde,

und Salem reden mit den Jüngern. Diese kehren nach Jerusalem zurück, und erwarten die Ausströmung des heiligen Geistes.

Zwanzigster Gesang. Der Messias erhebt sich gen Himmel. Die Engel, die Auferstandenen, und die Seelen, welche ihn begleiten, preisen ihn in einem Triumphgesange. Die Bewohner eines Sterns gesellen sich zu dem Triumphheer, welches nahe bey der Erde der unschuldigen Menschen vorüberschwebt. Zuruf derselben. Loblied zweyer künftigen Christen. Indem die Gesänge des sich immer vermehrenden Triumphheeres fortwähren, zeigt der Thron Gottes sich von ferne. Der Messias erreicht den Himmel, und setzt sich zur Rechten Gottes.

Statt aller Versuche, die Herrlichkeit der Messiade theoretisch zu zergliedern, liefere ich hier Stellen, wodurch die großen Vorzüge und glänzenden Schönheiten des Gedichts sich selbst beweisen, nach den einzelnen Rubriken: Gleichnisse, Gemählde, Naturschilderungen, Reden, Charaktere der Menschen und Geister, dann Pathetik.

I. Gleichnisse.

Der erwachende Kaiphas.

Kaiphas lag, nach Satans dunklem Gesichte,
Noch voll Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe gefloh'n war;
Schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder, und warf sich
Ungestüm voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gotteslästerer sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrey, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Strömen auf ihn; er liegt, und sinkt mit gespaltetem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten, und glaubt zu vergehen.
Dann erhebt er sich wieder, und ist noch, denket noch, fluchet
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen zuckenden Händen
Himmelan Blut; Gott fluchet er, wollt' ihn gerne noch läugnen:
Also betäubt sprang Kaiphas auf.

* * *

— — — — Ein Felshang war des Göttlichen Lager.
Gabriel sah ihn vor sich in süßem luftigen Schlafe,
Stand bewundernd still, und sah unverwandt auf die Schönheit,
Durch die vereinte Gottheit der menschlichen Bildung gegeben.
Ruhige Liebe, Züge des göttlichen Lächeln voll Gnade,
Huld und Milde, noch Thränen der ewig treuen Erbarmung
Zeigten den Geist des Menschenfreundes in seinem Antlitz;
Aber verdunkelt war durch des Schlafes Geberde der Abdruck,
Also sieht ein wallender Seraph der blühenden Erde
Halb unkenntliches Antlitz an Frühlingsabenden liegen,
Wenn der Abendstern am einsamen Himmel heraufgeht,
Und ihn anzuschau'n, aus der dämmernden Laube den Weisen
Herwinkt. —

* * *

II. Gemählde.

Wohnplatz der Schutzengel, mitten in der Erde, auf einer kleineren Sonne.

In dem stillen Bezirk des unbetrachteten Nordpols
Ruhet die Mitternacht einsiedlerisch, säumend; und Wolken
Fließen von ihr, wie ein sinkendes Meer, unaufhörlich herunter. —
Niemahls hat noch ein Auge, von kleineren Himmeln umgränzet,
Diese Gefilde geseh'n, die in nächtlicher Stille ruhen
Unbewohnt, und wo von des Menschen Stimme kein Laut tönt,
Wo sie keinen Todten begruben, und keiner ersteh'n wird.
Aber, tiefen Gedanken geweiht und ernster Betrachtung,
Machen sie Seraphim herrlich, indem auf ihren Gebirgen
Gleich Orionen sie wandeln, und, in prophetische Stille
Sanft verloren, der Sterblichen künftige Seligkeit anschau'n.
Mitten in diesem Gefild' erhebt sich die englische Pforte,
Die der Erde Beschützer zu ihrem Heiligthum einführt.

Wie zu der Zeit, wenn der Winter belebt, ein heiliger Festtag
Über beschneyten Gebirgen nach trüben Tagen hervorgeht;
Wolken und Nacht entfliehen vor ihm, die beeisten Gefilde,
Hohe durchsichtige Wälder entnebeln ihr Antlitz, und glänzen:

So ging Gabriel jetzt auf den mitternächtlichen Bergen,
Und schon stand des Unsterblichen Fuß an der heiligen Pforte,
Welche vor ihm, wie rauschender Cherubim Flügel, sich aufthat,
Hinter ihm wieder mit Eile sich schloß. Nun wandelt der Seraph
In der Erd' Abgründen. Da wälzten sich Oceane
Ringsum, langsamer Fluth, zu menschenlosen Gestaden.
Alle Söhne der Oceane, gewaltige Ströme,
Flossen, wie Ungewitter sich aus den Wüsten heraufzieh'n,
Tief auftönend ihm nach. Er ging, und sein Heiligthum zeigte
Sich ihm schon in der Nähe. Die Pfort', erbauet von Wolken,
Wich ihm aus, und zerfloß vor ihm wie in himmlische Schimmer.
Unter dem Fuße des Eilenden zog sich flüchtige Dämm'rung
Wallend weg. Nah' hinter ihm an den dunkeln Gestaden
Blieb es in seinem Tritte zurück wie wehende Flammen.
Und der Unsterbliche war zu der Engelversammlung gekommen.

Da, wo ferne von uns zu der Mitte die Erde sich senket,
Wölbt sich in ihr ein weiter Bezirk voll himmlischer Lüfte.
Dort schwebt leise bewegt, und bekrönt mit flüssigem Schimmer,
Eine sanftere Sonne. Von ihr fließt Leben und Wärme
In die Adern der Erd' empor. Die obere Sonne
Bildet mit dieser vertrauten Gehülfinn den blumigen Frühling,
Und den feurigen Sommer, vom sinkenden Halme belastet,
Und den Herbst auf Traubengebirgen. In ihren Bezirken
Ist sie niemahls auf und niemahls untergegangen.
Um sie lächelt in röthlichen Wolken ein ewiger Morgen.
Unterweilen thut, der alle Himmel erfüllet,
Seine Gedanken den Engeln daselbst durch Zeichen in Wolken
Wunderbar kund; dann erscheinen vor ihnen die Folgen der Vorsicht.

* * *

Der Messias rettet einen Besessenen, den Satan durch Verzweiflung tödten will.

(Der Messias) — näherte sich den Gräbern der Todten.
Unten am mitternächtlichen Berge waren die Gräber
In zusammengebirgte zerrüttete Felsen gehauen.
Dicke finsterverwachsene Wälder verwahrten den Eingang
Vor des fliehenden Wanderers Blick. Ein trauriger Morgen

Stieg, wenn der Mittag schon sich über Jerusalem senkte,
Dämmernd noch in die Gräber mit kühlem Schauer hinunter.
Samma, so hieß der besessene Mann, lag neben dem Grabe
Seines jüngsten geliebteren Sohns in kläglicher Ohnmacht.
Satan ließ ihm die Ruh', ihn desto ergrimmter zu quälen.
Samma lag bey des Knaben Gebein in modernder Asche;
Neben ihm stand sein anderer Sohn, und weinte zu Gott auf.
Jenen Todten, den der Vater beweint' und der Bruder,
Brachte die zärtliche Mutter einst, erweicht durch sein Flehen,
Mit in die Gräber zum Vater hinab; zu dem Vater im Elend,
Den jetzt Satan in grimmiger Wuth bey den Todten herumtrieb.

Ach, mein Vater! so rief der kleine, geliebte Benoni,
Und entflohe der Mutter Arm, die ängstlich ihm nachlief;
Ach, mein Vater, umarme mich doch! und krümmt' um die Hand sich,
Drückte sie an sein Herz. Der Vater umfasset ihn, bebet!
Da mit kindlicher Inbrunst nun der Knab' ihn umarmte,
Da er mit sanft liebkosendem Lächeln ihn jugendlich ansah,
Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden Felsen,
Daß sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann,
Und mit leisem Röcheln entfloh die Seele voll Unschuld.
Jetzo klagt er ihn trostlos, und faßt das kalte Behältniß
Seiner Gebeine mit sterbendem Arm. Mein Sohn Benoni!
Ach Benoni, mein Sohn! so sagt er, und jammernde Thränen
Stürzen vom Auge, das bricht und langsamstarrend dahinstirbt.
Also lag er beklommen von Angst, da der Mittler hinabkam.
Joel, der andere Sohn, verwandte sein thränendes Antlitz
Von dem Vater, und sah den Messias die Gräber herabgeh'n.
Ach, mein Vater, erhob er froh vor Verwund'rung die Stimme,
Jesus, der große Prophet, kommt in die Gräber hernieder.

Satan hört' es, und sah bestürzt durch die Öffnung des Grabmahls
So seh'n Gotteslängner, der Pöbel, aus dunkeln Gewölben,
Wenn am donnernden Himmel das hohe Gewitter heraufzieht,
Und in den Wolken der Rache gefürchtete Wagen sich wälzen.
Satan hatte bisher aus der Fern' nur Samma gepeinigt.
Aus den tiefsten entlegensten Enden des nächtlichen Grabmahls
Sandt' er langsame Plagen hervor. Jetzt erhob er sich wieder,
Rüstete sich mit des Todes Schrecken, und stürzt' auf Samma.

Samma sprang auf, dann fiel ohnmächtig von neuem er nieder.
Sein erschütterter Geist (er rong noch kaum mit dem Tode)
Riß ihn, von dem mördrischen Feind' empöret zum Unsinn,
Felsenan. Hier wollt' ihn, vor deinen göttlichen Augen,
Richter der Welt, am hangenden Felsen Satan zerschmettern.
Aber du warest schon da, schon trug voreilend die Gnade
Dein verlass'nes Geschöpf auf treuen allmächtigen Flügeln,
Daß er nicht sank. Da ergrimmte der Geist des Menschenverderbers,
Und erbebte. Ihn schreckte von fern die kommende Gottheit.
Jetzo richtete Jesus sein helfendes Antlitz auf Samma;
Und belebende göttliche Kraft, mit dem Blicke vereinet,
Ging von ihm aus. Da erkannte der bange verlassene Samma
Seinen Retter. Ins bleiche Gesicht voll Todesgestalten
Kam die Menschheit zurück; er schrie und weinte gen Himmel,
Wollte reden, allein kaum konnt' er von Freuden erschüttert,
Bebend stammeln. Doch breitet' er sich mit sehnlichen Armen
Nach dem Göttlichen aus, und sah mit getröstetem Auge
Voll Entzückung nach ihm von seinem Felsen herunter.

* * *

III. Naturscenen.

Zunehmendes Erdbeben, von der Errichtung des Kreuzes an, bis zum Tod Jesu, (im achten, neunten und zehnten Gesange).

— — — — — Die Kreuziger nehmen
Ihm das Kreuz ab, errichten es unter Todtengebeinen.
Und das Kreuz erhob sich gen Himmel und stand. Der geweihte,
Festliche Tag, er schimmert noch sanft, noch freut sich die kleinste
Schöpfung im Labyrinthe der lebenathmenden Lüfte.
Doch ein Wink, so fängt in ihrem Schooße die Erde
In den geheimsten entlegensten Tiefen mit leiser Erschüttrung
An zu beben, und über dem Antliz der schauernden Erde
Rüsten Stürme sich, wirbeln und heulen in hangenden Klüften.

* * *

Aber die Erde ward still vor der sinkenden Dämm'rung. Die Dämm'rung
Wurde dunkler, stiller die Erde. Schatten, mit bleichem

Schimmer, ängstliche trübe Schatten beströmten die Erde,
Stumm entflogen die Vögel des Himmels in tiefere Haine;
Bis zum Wurme verschlichen bestürzt die Thiere der Felder
Sich zur einsamen Höhle. Die Lüfte verstummten, und todte
Stille herrschte. Der Mensch sah schwer aufathmend gen Himmel.
Jetzo wurd' es noch dunkler. — —
In fürchterlich sichtbare Nächte
Lagen die weiten Gefilde der Erde gehüllt, und schwiegen.

* * *

— — — — — — Der hangende Himmel
Wölbt sich um Golgatha, wie um Verwesungen Todtengewölbe,
Graunvoll, fürchterlich, stumm. Der Wolken nächtlichste schwebte
Über dem Kreuz, hing weit verbreitet herab, an der Wolke
Fey'rliche Todesstille, die selbst die Unsterblichen schreckte.
Ein Gedanke, so war sie nicht mehr! Von jedem gelindern
Schall unangekündigt, zerriß ein Getöse, das aufstieg,
Laut die Erde; da bebten der Todten Gebeine, da bebte
Bis zur Zinne der Tempel. Das war ein Bothe des Sturmwinds.
Und der Sturmwind erhob sich: und braus't in den Cedern, die
Cedern
Stürzten dahin! er braus't auf der stolzen Jerusalem Thürme,
Und sie zitterten ihm. Der war ein Bothe des Donners,
Und der betäubende Schlag schlug ins Meer des Todes! Die
Wasser
Fuhren schäumend empor, und Erd' und Himmel erschollen.

* * *

— Der Erde geheimes Entsetzen durchbebt jetzt die Klüfte
Eines finstern Felsengebirgs, zu welchem, um einsam
In den Tiefen der Erde zu trauern, ferne vom Ölberg
Abbadona gefloh'n war. Er saß am Hange des Felsen,
Sah dem stürzenden Strom, so bey seinen Füßen herabfiel,
Starrend nach, begleitete, mit hinhörendem Ohre,
Jeden Donner des schäumenden Stroms, der hinab von den
Höhen
Überhangender Berge von Abgrund zu Abgrund sich wälzte.
Schnell empfindet er unter sich wandelndes Beben; dann stürzen
Neben ihm Felsen hin! — —

* * *

Eben so vielen Reichthum, als Klopstock bey dieser Steigerung des Erdbebens in den kleinen Zügen der Naturerscheinung zeigt, einen eben so reichen aber noch herrlichern Schatz von großen Zügen finden wir in der Mannigfaltigkeit der Charakterzeichnung von Engeln, Höllengeistern und Menschen. Wir geben von jeder dieser drey Klassen eine Probestelle:

Charaktere der Höllengeister *).

Adramelech kam erst, ein Geist verruchter als Satan,
Und verdeckter. Noch brannte sein Herz von grimmigem Zorne
Wider Satan, daß dieser zuerst zur Empörung sich aufschwang;
Denn er hatte schon lange bey sich Empörung beschlossen.
Wenn er was that, er that's nicht, Satans Reiche zu schützen;
Seinetwegen verübt' er es. Seit undenkbaren Jahren
Hatt' er darauf schon gedacht, wie er sich zu der Herrschaft erhübe,
Wie er Satan entflammte, mit Gott von neuem zu kriegen;
Oder ihn in den unendlichen Raum auf ewig entfernte;
Oder zuletzt, wär' alles umsonst, durch Waffen bezwänge.
Da schon, als die gefallenen Engel den Ewigen flohen,
Sann er darauf. — — —

* * *

Drauf eilt Moloch, ein kriegrischer Geist, von seinen Gebirgen,
Die er, käme der donnernde Krieger, so nennt er Jehova,
In die Gefilde der Hölle, sie einzunehmen, herunter,
Sich zu vertheidigen, stolz mit neuen Bergen umthürmt hat.
Oft wenn der traurige Tag an des flammenden Oceans Ufern
Dampfend hervorsteigt, sehen ihn schon die Bewohner der Hölle,
Wie er unter der Last, von Getös' umstürmt und von Krachen,
Mühsam geht, und sich dem hohen Gipfel des Berges
Endlich naht. Und wenn er alsdann die neuen Gebirge
Auf die Höh', der Hölle Gewölben entgegen gethürmt hat,
Steht er in Wolken, und wähnt, indem ein zertrümmerter Berg noch
Hallet, er donn'r' aus den Wolken. Ihn seh'n die Erdebezwinger
Unten erstaunend an. Er rauschete von den Gebirgen
Durch sie gewaltig einher. Sie wichen, geflügelt von Ehrfurcht,
Vor dem Krieger. Er ging, von seiner tönenden Rüstung

*) Sie kommen zu einer höllischen Berathung zusammen.

Dunkel, wie der Donner von schwarzen Wolken, umgeben.
Vor ihm bebte der Berg, und hinter ihm sanken die Felsen
Zitternd herab. —

* * *

Belielel erschien nach ihm. Er kam verstummend
Aus den Wäldern und Au'n, aus denen Bäche des Todes
Dunkel vom nebelnden Quell nach Satans Throne sich wälzen.
Dort wohnt Belielel. Umsonst ist allein sein Mühsal,
Ewig umsonst, des Fluches Gefild, wie die Welten des Schöpfers
Umzuschaffen. Ihn siehst du mit hohem erhabenen Lächeln,
Ewiger, wenn er jetzt den furchtbar brausenden Sturmwind
Sehnsuchtsvoll, hinsinkenden Arms, gleich kühlenden Westen,
Vor sich über zu führen am traurigen Bach' arbeitet;
Denn der brauf't unaufhaltsam dahin, und Schreckniße Gottes
Rauschen ihm auf den verderbenden Flügeln; und öde Verwüstung
Bleibt ungestalt im erschütterten Abgrund hinter ihm liegen.
Grimmig denkt Belielel an jenen unsterblichen Frühling,
Der die himmlische Flur, wie ein junger Seraph, umlächelt.
Ach, ihn bildet' er gern in der Hölle zu nächtlichem Thal nach!
Doch er ergrimmt, und seufzet vor Wuth; denn die traurigen Auen
Liegen vor ihm in entsetzlicher Nacht unbildsam und öde,
Ewig unbildsam, unendliche, lange Gefilde voll Jammer.
Trauernd kam Belielel zu Satan. Noch brannt' er vor Rachsucht
Wider den, der von himmlischen Au'n zu der Höll' ihn hinabstieß,
Und, so dacht' er, mit jedem Jahrhundert sie schrecklicher machte.

* * *

Satans Rückkehr sahest du auch in deinen Wassern,
Magog, des todten Meeres Bewohner. Aus brausenden Strudeln
Kam er hervor. Das Meer zerfloß in lange Gebirge,
Da sein kommender Fuß die schwarzen Fluthen zertheilte.
Magog fluchte dem Herrn; der wilden Lästerung Hall brüllt'
Unaufhörlich aus ihm. Seit seiner Verwerfung vom Himmel
Flucht er dem Ewigen. Voll der Rachsucht will er die Hölle,
Daur' es auch lastende Ewigkeiten, doch endlich vernichten.
Jetzo, da er das Trockne betrat, da warf er verwüstend
Noch mit seinen Gebirgen ein ganzes Gestad' in den Abgrund.

In allen diesen Höllengeistern sehen wir mit verschiedenen Nüancen den ihnen gemeinschaftlichen Hauptzug wilder Ver-

zweiflung voll frechem Trotz und zerstörender Macht; aber um desto stärker ergreift uns nun der plötzlich erscheinende Zug der Ohnmacht dieser bösen Schreckgestalten. Satan hat so eben seine, Gott und die Schöpfung lästernde Rede gehalten:

Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte, rauschte
Vor dem Fuß des Messias ein wehendes Blatt. An dem Blatte
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Entsetzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht. So schreckt' ihn der Gottmensch!
Und die Satane sahen ihn, wurden zu Felsengestalten.

* * *

Engel und Menschen zugleich charakterisirt der Dichter im dritten Gesange, da der Seraph Selia durch die Schutzengel der Jünger, die Jesum um den Ölberg suchen, von den Charakteren derselben unterrichtet wird; Selia spricht zur Versammlung der Schutzengel:

Meldet mir, himmlische Freunde, wer sind die Männer am Hügel,
Die da wandeln, und wie verlassen und traurig herumgehn?

— — — — — — — —

Dieser ist Simon Petrus (erwiederte Seraph Orion)
Einer der größten. Mich wählte der Mittler zu seinem Beschützer.
Wie du sagtest, so ist auch mein Freund. Du solltest ihn immer
Nebst mir in jedem kleinen Betragen, in Jesu Gesellschaft,
Wenn er brünstig ihn hört, auch wenn er am fernen Gestade
Nicht vor'm Auge des Göttlichen mehr, doch von meinem begleitet,
Schlummert und von Gott träumt; da solltest du immer ihn sehen,
Seraph, du würdest sein fühlendes Herz noch göttlicher nennen.

* * *

Sipha nahm jetzo das Wort:
Dieser ist Simons Bruder, Andreas. Sie wuchsen zugleich auf,
Und Orion und ich, wir erzogen der Jünglinge Seelen
Neben einander mit Sorgsamkeit auf. Oft hab' ich ihn damahls,
Wenn mit Zärtlichkeit beyde die brünstige Mutter umarmte,

Unvermerkt zu jener vollkommenen Liebe gebildet,
Die er dereinst dem großen Messias heiligen sollte.

* * *

Jetzo sprach Philippus Schutzgeist, Libaniel, also:
Den du dort unten um beyde gesellig und friedsam erblickest,
Dieser ist Philippus. Viel menschenfreundliches Lächeln
Bildet die Züge des stillen Gesichts; und treues Bestreben,
Alle, die Gott zum Bilde sich schuf, wie Brüder zu lieben,
Ist der geliebtere Trieb in seinem göttlichen Herzen.
Auch hat sein Schöpfer in ihn der süßen Beredsamkeit Gaben
Reich gelegt. Wie von Hermon der Thau, wenn der Morgen erwacht ist,
Träufelt, und wie wohlriechende Lüfte dem Öhlbaum entfließen,
Also fließet die liebliche Rede vom Munde Philippus.
Selia sprach weiter: der dort mit langsamen Schritten
Unter den Cedern heraufgeht, wer ist der? auf seinem Gesichte
Glüht die edle Begier nach Ruhm. Da geht er, wie einer
Von den Unsterblichen, welche der Nachwelt ihre Geschäfte
Heiligen, und von Enkel zu Enkel unsterblicher werden.

* * *

Seraph Abdona sprach jetzt: der Zebedäide Jacobus
Ist der, welchen du siehst. Sein edelmüthiger Ehrgeiz
Ist nur auf göttliche Dinge gerichtet. Vor jener Versammlung
Aller Menschen, im großen Gericht der erwachenden Todten,
Durch den Ausspruch des ewigen Ersten und seines Gesalbten,
Da noch verehrungswürdig zu seyn, ist sein großes Bestreben.
Weniger Ehre wär' Schmach für diese himmlische Seele!
Sieht er den Göttlichen kommen, so geht er, von Seligkeit trunken,
Ihm entgegen, als ging er ihm schon am ewigen Throne
Jauchzend entgegen. — — —

* * *

Simon, der Kananite, den du dort sitzend erblickest,
Sagte sein Engel Meggidon, war ehmahls ein heiliger Schäfer,
Jesus rief ihn vom Felde. Sein stilles unschuldiges Leben,
Und die Demuth, mit welcher er ihn voll Einfalt bediente,
Wandte das Herz des Erlösers ihm zu. —

* * *

Dort geht mein Geliebter hervor, sprach Seraph Adoram,
Schau, Jacobus, der Aphäide! Dieß ernste Gesichte,

Ist verschweigende Tugend, die weniger saget, als ausübt.
Kennt ihn der Ewige nur, wenn ihn von Nachwelt zu Nachwelt
Menschen auch nicht kennten, wenn er uns auch unbekannt bliebe,
Sieh, er würde, von Ruhm unbelohnt, doch edel und gut seyn!

* * *

Umbiel sprach ferner: Der dort voll Gedanken und einsam
Tief im Walde sich zeigt, ist Thomas, ein feuriger Jüngling.
Stets entwickelt sein Geist aus Gedanken, Gedanken. Ihr Ende
Findet er oft nicht, wenn sie sich vor ihm wie Meere verbreiten.

* * *

— — — Der dort mit silbernem Haupthaar,
Jener freundliche Greis, ist Bartholomäus. — —
Schau sein frommes einnehmendes Antlitz! die heilige Tugend
Wohnt da gern. Den Sterblichen wird ihr strenges Betragen,
Wenn er vor ihnen sie übt, weit liebenswürdiger werden.

* * *

— — — — Jener blasse verstummende Jüngling,
Ist mein auserwählter Lebbäus. So zärtlich und fühlend
Als die Seele des stillen Lebbäus, sind wenig erschaffen.

Auffallend gegen alle übrigen contrastirt Judas Ischariot, den der Seraph zu schildern, ja sogar ihn zu nennen, sich sträubt:

— — — — Ihm fällt ein schwarzes lockichtes Haupthaar
Über die breiten Schultern herab. Sein ernstes Gesicht ist
Voll männlicher Schöne. Dieß Haupt, das über die Häupter
Aller Jünger hervorragt, vollendet sein männliches Ansehn.
Aber, darf ich es sagen, und irr' ich nicht, himmlische Freunde?
Wenn ich, in diesem Zuge des Angesichts, Unruh' entdecke,
Und, in jenem, nicht Edles genug. —

* * *

Wie sehr Klopstock durch Schilderung der Affecte das Gemüth bald zu erschüttern, bald zu rühren weiß, davon mögen als Beyspiele seiner Pathetik einige Stellen von dem Schmerz des gefallenen und reuigen Seraphs Abbadona, und aus der frommen Liebe der Cidli und des Jünglings von Nain genügen.

Abbadona's Schmerz und Reue.

Satan hat den Tod Jesu beschlossen und kehrt mit Adramelech aus der Hölle zur Erde zurück, den Beschluß auszuführen.

Abbadona folgt ihnen von fern. Bey der Pforte der Hölle sieht er den guten Engel Abdiel, seinen ehemahligen Freund, den er von fern wehmüthig anredet. Abdiel will ihn nicht bemerken. Abbadona geht fort; und beym Eintritt in die Welt bejammert er seine verlorne Herrlichkeit:

Jetzo nähert er sich mit säumendem Schritte den Engeln,
Die die Pforte bewachten. Wie war dir, Abbadona,
Da du Abdiel hier, den Unüberwindlichern sahest?
Seufzend schlug er sein Angesicht nieder. Jetzt wollt' er zurückgeh'n,
Jetzo wollt' er sich nah'n, dann wollt' er verlassen und schüchtern
Ins Unermeßliche flieh'n; allein noch stand er mit Zittern
Wehmuthsvoll. Nun faßt' er sich ganz auf einmahl zusammen,
Ging auf ihn zu. Ihm klopfte sein Herz mit mächtigen Schlägen;
Stille, den Engeln nur weinbare Thränen bedeckten sein Antlitz;
Seufzer aus tiefer bebender Brust; ein langsamer Schauer,
Sterbenden selbst unempfindbar, erschütterten Abbadona,
Als er ging. Doch Abdiels ruhig eröffnetes Auge
Schaut' unverwandt nach der Welt des Schöpfers, dem er getreu blieb;
Ihn sah es nicht. Wie die Sonn' in der Jugend, wie Frühlingstage,
Die in die Schooße der kaum erschaffenen Erde sich senkten,
Glänzte der Seraph, doch nicht für den traurigen Abbadona,
Der ging fort und seufzte bey sich verlassen und einsam:
Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen!
Ewig willst du mich ferne von dir in der Einsamkeit lassen!
Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! er liebt mich nicht wieder,
Ewig nicht wieder, ach, weinet um mich! Verblühet, ihr Lauben,
Wo wir von Gott und unserer Freundschaft uns zärtlich besprachen!
Himmlische Bäche, versiegt, wo wir, in süßer Umarmung,
Gottes des Ewigen Lob mit reiner Stimme besangen!
Abdiel, mein Bruder, der ist mir auf ewig gestorben!
Du mein finsterer Aufenthalt, Hölle, Mutter der Qualen,
Ewige Nacht, beklag' ihn mit mir! Ein nächtliches Jammern
Steige, wenn Gott mich erschreckt, von deinen Bergen herunter.
Abdiel, mein Bruder, der ist mir auf ewig gestorben! —

* * *

Eben so tiefer Pathos ergreift uns bey den Leiden Abbadona's, als er Jerusalem und endlich den Gekreuzigten erblickt:

Er — —
— Stand am waldigen Gipfel
Eines Gebirgs, und ſucht' in der überhüllenden Dämm'rung,
Lange ſucht' er die heilige Stadt mit fliegenden Blicken;
Sah ſie endlich, wie Trümmer, auf denen bewölkender Dampf
ſchwimmt,
Vor ſich liegen. Und nun (ihm bebten ſeine Gebeine,
Da er es that!) nimmt er die Geſtalt der Engel des Lichts an;
Seine Jünglingsgeſtalt, womit er im Thale des Friedens
Schimmerte! Doch ſie war ein fernnachahmendes Bild nur!
Zwar floß glänzendes Haar auf ſeine Schultern hernieder,
Unter den glänzenden Locken erklangen goldene Flügel,
Und die Klarheit des werdenden Tags bedeckte des Seraphs
Leuchtendes Antlitz: allein ſein Auge hielt Thränen zurücke!
Und nun flog er den bebenden Flug. Wo am dickſten die Nacht lag,
Dieſer Gegend nähert er ſich. Zum Todeshügel
Strömt am dickſten die Nacht vom ſchweigenden Himmel herunter.
Als er über dem Ufer des todten Meeres heraufſchwebt,
Hört er ein ungewöhnliches Brüllen der ſteigenden Waſſer;
Mit der Wogen Gebrülle, gequälter Verzweiflungen Jammern!
So, wenn im Erdbeben, gerichtbelaſteter Städte,
Wenn nun eine der großen Verbrecherinnen verurtheilt
Im Erdbeben verſinkt, ſo winſeln dann mit dem Schlage,
Jenem dumpfen Schlage der unterirdiſchen Rache
Todesſtimmen herauf! Noch einmahl erzittert die Erde,
Und noch einmahl ertönen mit ihr entheiligte Tempel,
Stürzende Marmorhäuſer, und ihrer zu ſichern Bewohner
Todesſtimmen! Es flieht der bleiche, rufende Wand'rer!
Abbadona vernimmt mit des todten Meeres Getöſe
So der beyden Gerichteten Brüllen, erkennt ſie, entſetzt ſich,
Flieht mit wankendem Fluge die jammerhallenden Ufer,
Und nun nähert er ſich dem Kreiſe der Engel. Ein ſchnelles,
Unbezwingbares Schrecken befiel ihn, als er den vollen
Majeſtätiſchen Kreis der Ungefall'nen erblickte!
Bald wär' ſeine lichte Geſtalt in entſtellendes Dunkel
Wieder zerfloſſen! — —
Nun iſt er endlich zum Kreuze gekommen, wo das höchſte
Entſetzen ihn faßt:
— — — — Er ſchwebt' am Staube,
Blickte zum blutvollen Kreuze hinauf zum ſterbenden Mittler,
Dachte mit j dem fliegenden Blicke, der Göttliche würde

Nun! nun! sterben. Und trüberes Schrecken, vernichtet zu werden,
Überfiel, mit jedem Gedanken, ihn. Sichtbar verdunkelt,
Stand er, und strebt', und rang, die lichte Gestalt zu behalten!
Als er so sich bestrebt, und sich in der Bangigkeit wendet,
Sieht er nicht ferne von sich, bey einem der Kreuze, zur Rechten
Jenes erhabneren Kreuzes, das mitten schreckender aufstieg,
Sieht er dort auf einmahl den mitgeschaffnen, geliebten,
Furchtbaren Abdiel schweben. — Die ringsumglänzenden Engel
Hüllt' ihm jetzt Dunkelheit ein! Die Schöpfung ward ihm enge.
So ergriff ihn die Angst, es werde sein Freund ihn erkennen.
Was in ihm Unsterbliches war, die geistigen Kräfte
Alle, ruft er zurück, daß Abdiel ihn nicht erkenne!
Eilend, als wär' er von Gott aus fernen Welten zu andern
Fernen Welten gesandt, und dürft' auf der Erde nicht weilen,
Wandt' er zu Abdiel sich, und sprach die geflügelten Worte:
Sag, Geliebter, du weißt es vielleicht, wann ist's dem Versöhner,
Daß er sterbe, gesetzt? Mir ist zu eilen gebothen,
Und ich wünsche doch auch, den heiligen, gottgewählten,
Schrecklichen Augenblick, wo ich auch sey, anbethend zu feyern.
Abdiel stand gewendet. Allein jetzt kehrt er sein Antlitz
Auf den Verlornen, und spricht mit Ernste, den Wehmuth mildert:
Abbadona! . . . So steigt ins Gesicht des blühenden Jünglings,
Den der rufende Blitz erschlug, die Farbe des Todes
Schnell herauf! So strömt die Nacht des Abgrunds in Antlitz
Abbadona's empor! Die Heiligen sahen ihn alle
Dunkel werden. Er floh aus ihrem schreckenden Kreise.

Nächst den erhabenen Parthien, manchmahl noch mehr als diese, sind die elegischen der schönste Schmuck der Messiade. Als Beleg gebe ich hier die Scene der frommen Liebe zwischen Cidli und dem Jüngling von Nain:

Still in Unschuld waren ihr kaum zwölf Jahre verflossen,
Als sie, dem jungen Leben entblühend, heiter und freudig
In die Gefilde des Friedens hinüber schlummerte. Todt lag
Cidli vor dem Auge der Mutter. Da kam der Messias,
Rief sie aus dem Schlummer zurück, und gab sie der Mutter.
Heilig trägt sie die Spuren der Auferstehung, doch kennt sie
Jene Herrlichkeit nicht, mit der ihr Leben gekrönt ist,

Nicht die zart aufblühende Schönheit der werdenden Jugend,
Noch ihr himmlisches Herz, dir, edlere Liebe, gebildet. —
— — — — — Zu Eidli
Trat jetzt Semida näher; doch schwieg er, und sahe nieder.
Diese kannte den Schmerz, der lange schon Semida's Herz traf,
Und sie blickte seitwärts ihn an, und sah die Empfindung
Seiner Seele im Auge voll Wehmuth, sahe die Hoheit,
Welche mit Zügen der Himmlischen schmückt die leidende Tugend.
Da zerfloß ihr das Herz, und lispelte diese Gedanken:
Edler Jüngling! Um mich bringt er sein Leben mit Wehmuth,
Seine Tage mit Traurigkeit zu! Ach, war ich's auch würdig?
Daß du so himmlisch mich liebst, war's deine Eidli auch würdig?
Lange schon wünsch' ich die Deine zu seyn, von dir es zu lernen,
Wie sie so schön ist, die selige Tugend! dich innig zu lieben,
Wie ein jugendlich Lamm um deine Winke zu spielen,
Gleich den Rosen im Thal, der frühe Tag sich erziehet,
So in deiner Umarmung gebildet zu werden,
Dein zu seyn, und dich ewig zu lieben! — — —
— — — — Nur mußt du deine Betrübniß,
Deine zärtlichen Klagen, du edler Jüngling, auch mindern!
Würde doch meinem Leben der Trost noch einmahl gegeben,
Daß ich in deinem Gesicht das süße Lächeln erblickte,
Da du keine Thränen noch kanntest, als Thränen der Freude,
Da du ein Knabe noch warst, und ich dem schmeichelnden Arme
Deiner Mutter entfloh, hinüber in deinen zu eilen. —
Also denkt sie. Es bricht ihr das Herz; sie kann sich nicht halten,
Stille Thränen zu weinen. Es sah sie Semida weinen,
Ob sie gleich mit dem fließenden Schleyer ihr Auge bedeckte.
Semida geht still aus der Versammlung, und da er hinauskommt,
Sieht er mit traurigem Angesicht nieder, und denkt bey sich selber:
Warum weint sie? Ich konnte sie länger weinen nicht sehen,
Denn es brach mir mein Herz! Zu theure zärtliche Thränen,
Schöne Thränen, so still, so zitternd im Auge gebildet!
Wäre nur Eine von euch um meinetwillen geweinet,
Eine wär' Ruhe für mich gewesen! Ich klage noch immer,
Immer um sie! Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben,
Ist noch immer von ihr ein einziger langer Gedanke!
O du, welches in mir unsterblich ist, dieser Hütte
Hohe Bewohnerinn, Seele, von Gottes Hauche geboren!
Du, des Erschaffenden Bild, der nahen Ewigkeit Erbinn!

Oder wie sonst dich bey deiner Geburt die Unsterblichen nannten,
Red', ich frage dich, lehre du mich! enthülle das Dunkle
Meines Schicksals! eröffne die Nacht, die über mich herhängt!
Red', ich frage dich, antworte mir! Ich bin müde zu weinen!
Müd', in diese Wehmuth ergossen, mein Leben zu trauern!
Warum, wenn ich sie, die nun vielleicht nicht mehr sterblich ist, sehe,
Oder, ferne von ihr, und nicht um Eidli! sie denke,
Warum fühl' ich alsdann im überwallenden Herzen
Neue Gedanken, von denen mir vormahls keiner gedacht war?
Bebende, ganz in Liebe zerfließende, große Gedanken!
Warum weckt von der Lippe der Eidli die silberne Stimme,
Warum vom Aug' ihr Blick voll Seele mein schlagendes Herz mir
Zu Empfindungen auf, die mit dieser Stärke mich rühren?
Die sich rund um mich her, wie in helle Versammlungen drängen,
Jede rein wie die Unschuld, und edel wie Thaten des Weisen?
Warum decket der Schmerz mit mitternächtlichem Flügel
Dann mein Haupt, und begräbt mich hinab in die Schlummer des Todes?
Wenn ich, daß sie mich nicht liebt — — — den trüben Gedanken, entfalte!
Ach, dann sitz' ich am Grabe, dem ich so nah' war, und weine
Meinen Jammer. Mir horcht die schauernde Todesstille.
Oft will ich dann mit gewaltigem Arm den Kummer bestreiten;
Meine Seele versammelt in sich die Empfindungen alle,
Welch' ihr von ihrer hohen Geburt und Unsterblichkeit zeugen.
Sey (so red' ich sie an) sey wieder dein, die himmlisch,
Die du bist unsterblich erschaffen! So red' ich ihr Hoheit
Und Standhaftigkeit zu. Sie aber verstummt, sich zu trösten,
Schaut auf ihre Wunden herab, und weinet, und zittert.
Warum bin ich's allein, der so ewig ungeliebt liebet?
Warum erhebt sich mein Herz, auch über die edelsten Herzen
Groß und elend zu seyn? Was ist es in mir, so noch immer
Sie beym Nahmen mir nennt, will ich ihr Gedächtniß vertilgen?
Welche Stimme Gottes ist das, die mit heiligem Lispeln
Und mit Harmonien, den zärteren Seelen nur hörbar,
Meinem Herzen leise gebiethet, sie ewig zu lieben!
Und so will ich denn ewig dich lieben; du seyst noch so schweigend,
Noch so verstummend vor mir! Ach, da ich's, Eidli, noch wagte,
Zitternd zu denken, du seyst mir geschaffen, wie still war mein Herz da!
Welche Wonne erschuf sich mein Geist, wenn Eidli mich liebte!

Welche Gefilde der Ruh' um mich her! O, darf ich noch einmahl,
Süßer Gedanke, dich denken? und wird dich mein Schmerz nicht entweihen?
Du warst, Himmlische, mein! Durch eine kürzere Dauer,
Als die Ewigkeit, mein! das nannt' ich für mich geschaffen!
Jeder Tugend erhabneren Wink, so mir unsichtbar sonst war,
Lernt' ich durch deine Liebe versteh'n! Mit zitternder Sorgfalt
Folgte mein Herz dem gebiethenden Winke. Die Stimme der Pflichten
Hört' ich von fern. Ihr werdendes Lispeln, ihr Wandeln im Stillen,
Ihren göttlichen Laut, wenn keiner sie hörte, vernahm ich!
Und nicht umsonst! Wie dir? Kind voll Unschuld, mit biegsamem Herzen,
Folgt' ich dem leichten Gesetz der sanftgebiethenden Stimme,
Daß ich deinen Besitz, die du mir theurer als Alles,
Was die Schöpfung hat, warst, durch keinen Fehltritt entweihte.
Welch ein Geschenk warst du mir von Gott! Wie dankt' ich dem Geber,
Daß ich, wie auf Flügeln, von deiner Unschuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen kam, der so schön dich gebildet,
Der so fühlend mein Herz, und deines so himmlisch gemacht hat.
Wie, mit ihrer Entzückungen Lächeln, deine Mutter,
Da du geboren warst, über dir hing, und wie sie sich neigte
Über dein Antlitz mit Todesangst hin, da du ihrer Umarmung
Still entschlummertest. — — —
So hat meine Seele sich oft mit jeder Empfindung,
Und mit jeder Entzückung in ihr, die sie mächtig erschüttert,
Auf den großen Gedanken gerichtet: du seyst ihr geschaffen!
Ausgebreitet hing über ihn hin die schauende Seele,
Sah ihn ganz den Gedanken der Ewigkeit; sahe vom Endzweck
Ihres Daseyns so viel in ihm, von Entzückungen trunken,
Wie sie selten ins Herz des Menschen, vom Himmel her, strömen.
Und in Schauer nahmloser Angst, in Schlummer des Todes,
Löst'te meine Seele sich auf, wenn ich jenen Gedanken,
Jenen andern Gedanken der Nacht und Einsamkeit dachte.
Ach, dann war ich von Allen verlassen, dann war ich einsam!
Du warst mir nicht mehr da! Ich war allein in der Schöpfung!
O bey Allem, was heilig ist, — — — —
— — — — — — beschwör' ich dich, Eidli!

Sage, was denkt da dein Herz? was fühlt es? wie ist es ihm möglich,
Dieß mein Herz, das so liebt, mein blutendes Herz zu verkennen? —

Moriz August von Thümmel.

(Geboren im Jahr 1738, auf dem Rittergute Schönfeld bey Leipzig.)

Er bezog im Jahr 1756 die Universität Leipzig, wo er mit Rabener, Kleist, Weiße und Gellert in freundschaftliche Verbindung trat. Mit dem Jahr 1761 begann er seine politische Laufbahn als herzoglich Sachsen-Coburgischer Kammerjunker, ward hierauf geheimer Hofrath, endlich im Jahre 1768 Geheimerath und Minister. Im Jahre 1783 zog er sich vom Geschäftsleben zurück.

Sein prosaisch-komisches Gedicht, Wilhelmine, in sechs Gesängen, erzählt eine einfache Handlung mit Witz und Laune, und erfreut durch Lebendigkeit in den Charakteren, echt-komische Schilderungen, und durch feine Züge treffender Satyre.

Die Geringfügigkeit des Stoffes wird schon im Eingange des Gedichts angegeben: „Einen seltnen Sieg der Liebe sing' ich, den ein armer Dorfprediger über einen vornehmen Hofmarschall erhielt, der ihm seine Geliebte vier lange Jahre entfernte, doch endlich durch das Schicksal gezwungen ward, sie ihm geputzt und artig wieder zurückzubringen." —

Das Verdienst dieses Gedichts liegt also in der schönen, fein-komischen Darstellung. Im ersten Gesange wird der Schauplatz und die Persönlichkeit der Handelnden beschrieben. Amor erscheint dem Pastor Sebaldus im Traume, und erschreckt ihn mit der Nachricht, daß Wilhelmine, die geliebte Tochter des Verwalters, von einem leichtfertigen Pagen entdeckt, und durch den Hofmarschall, der von ihrer Schönheit vernahm, aus ihrer ländlichen Einsamkeit als fürstliche Kammerjungfer nach Hofe gebracht worden sey. Lieblich schildert der Dichter

Wilhelminen: „Schon der sechzehnte Frühling hatte ihre Wangen mit einer höhern Röthe gemahlt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar schwärzer gefärbt. Ihr nesseltuchenes Halstuch hob und senkte sich schon, aber keiner — ists möglich? — keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie selbst wußte noch nicht über süße Gedanken der Liebe zu erröthen; ihr Herz klopfte immer in ruhigen Pulsen, wenn sie einsam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Riethgrase hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eigenen jungfräulichen Schicksals; oder wenn sie an dem Ufer des rieselnden Baches sitzend, die bunte Forelle mit geschwinden Augen verfolgte, und indeß den schönern Gegenstand der Natur — ihr wiederscheinendes Gesicht, — aus der Acht ließ." —

Der folgende Gesang beginnt mit einer ironischen Beschreibung des Neuen-Jahrstages. „Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ihr ungewohnter Blick übersah schüchtern die Planeten, die sie bescheinen sollte, und nun wandte sie auch ihr unschuldiges Gesicht zu unserer Erdkugel. Ein Heer voraus bezahlter Gratulanten jauchzte ihr entgegen, andere — unglücklicher, zerrissen das Neujahrsgedicht, seit dem frostigen September geschmiedet, denn ihr alter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläßt geizige Erben, die den Apoll sammt den Musen verachten, und ungeheißene Arbeiten niemahls großmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und erseufzte Majorennitäten drängten sich auf den Strahlen des neuen Lichtes in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen. — — — Betäubt von den murrenden Wünschen der Thorheit, und von den lauten Seufzern des Unglücks, stand die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete sich, länger herab zu schauen, und versteckte sich oft hinter ein trübes Gewölk." —

Der Pastor wird vom Verwalter zum Mittagsmahle geladen, wobey auch die liebreizende Wilhelmine als eine ganz unerwartete Erscheinung sich einfindet. Sehr launig ist der

Contrast zwischen dem bestürzten verliebten Pastor, und der unbefangenen Siegesmiene der Schönen geschildert.

„Darauf umarmte sie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofstimme der Tochter erschrak, und nicht wußte, ob er mit seiner bäurischen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch scheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge stand ihr Liebhaber vor ihr, und hustete immer, und sprach — nichts. Lange getraute er auch nicht, sie anzublicken. — — Mit zufriedenem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Person, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmonische Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofes, von englischen Tänzen und überirdischen Opern, und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten, u. s. w." —

Bey Tische öffnet sie die mitgebrachten Bouteillen: „Lange besah der Magister das unbekannte Getränke, kostete es mit der Miene des Kenners, und ließ doch sein Feuer verrauchen. Endlich fragt er pedantisch: Liebe Mamsell, für was kann ich das eigentlich trinken? — Lächelnd antwortete sie: Es ist von unserm Burgunder. Nach ihm setzte man auch eine langhalsige Flasche des stillscheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schönen: aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an die Wand schmieß, und wie der vogelfreye Spion, der sich einsam und sicher in seinem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalts aus seiner Ruhe geschreckt wird, — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schönen, trank er den tückischen Wein, und empfand bald dessen feurige Wirkungen." —

Er wagt es nun, das Herz der fürstlichen Kammerjungfer mit Antitheſen, Wortspielen, süßen Worten, zärtlichen Blicken und gefälligem Lächeln zu bestürmen. Er findet Erhörung. Sie selbst schlägt ihm vor, mit ihr nach Hofe zu fahren, und

bey dem Hofmarschall um sie zu werben. Er willigt ein, langt mit ihr nach drey Stunden in der Residenz an, und steigt in einem Gasthofe ab, wo er den größten Theil der Nacht schlaflos zubringt.

Der dritte Gesang beginnt mit einer Schilderung des Morgens: „In einer prächtigen Wintertracht war heut die Sonne dem Erdballe erschienen; ihr Einfluß hatte die lebenden Geschöpfe der Welt schon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere, und in Deutschland die Mädchen ausnehme, welche die Mode erzieht; sogar die berühmten Schläfer der Residenz, alle Hofjunker und Staatsräthe, waren erwacht, und fingen an, ihren erhabenen Trieb nach Geschäften zu fühlen, denn Einige verschluckten schon levantischen Kaffeh, und blätterten im Herrn und Diener*), oder bezeichneten, um nach vollendetem Tage wieder zu lesen, dankbar die rührende Stelle, bey der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergingen; u. s. w."

„Aber noch immer schnarcht der müde Pastor. Endlich, aufgeschreckt durch die Stimme eines Trödeljuden, fährt er aus dem Bette, und eilt zum Hofmarschall, der ihm die Bitte gewährt, bey der Hochzeit selbst zugegen zu seyn, und sogar für die Küche zu sorgen verspricht. Der Weltmann empfing den frommen Pedanten mit offener Stirne und satyrischer Miene, die sein schlauer Diener verstand, der hinter dem Rücken des armen Magisters die galante Falschheit wiederlächelnd bewunderte. Sehr charakteristisch ist der vornehm-vertrauliche Ton, womit der Hofmarschall beginnt: „Ich weiß schon ihr Anbringen, lieber Herr Pastor. Ist es nicht wahr, Sie wollen uns unsere Wilhelmine entziehen? das schönste und ehrlichste Mädchen in diesem ganzen Gebiethe! habe ich es nicht errathen, Herr Pastor? Schon gestern hat sie mir selbst ihre Liebe eröffnet, und mit verschämtem Gesichte um den glücklichen Abschied gebethen." —

*) Eine Zeitschrift, die lange schon in den Strom der Zeit versunken ist.

Endlich tritt Wilhelmine ein, und bringt ihrem gnädigen Gönner Chocolade; „da gab ihr der Marschall das Document ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, und siehe da! welche großmüthige Gnade! er umarmte sie mit gefälligen Händen, und küßte sie zärtlich." — Sie nimmt von den übrigen Zofen, heimlich von ihnen beneidet, den rührendsten Abschied.

Den vierten Gesang füllt ein unglücklicher Zufall, der den Pastor trifft. Dieser geht nach dem Schlosse des Grafen von Nimmer, um dessen schöne Tochter, dem Verlangen des Hofmarschalls gemäß, zum nächsten Hochzeitfeste zu bitten. Er verirrt sich auf dem von tiefem Schnee bedeckten Wege; ein boshafter Genius, in Gestalt eines Holzhackers, zeigt ihm einen falschen Weg. Er will diesem schon im voraus das Trinkgeld für seine Bemühung geben, zieht den Beutel heraus, und sucht Geld. „Doch, indem er noch die großmüthige Belohnung und das Verdienst eines Wegweisers berechnet, so verschwindet Barschaft, Taglöhner und Beutel." — Endlich gelangt er doch in das Schloß; der alte Graf schläft schon, so findet der Pastor denn Gelegenheit, der jungen Gräfinn den Antrag des Hofmarschalls bekannt zu machen, der auch angenommen wird.

Im fünften Gesange kommt der Pastor in seine verrostete Pfarre, die er in einen Pallast verwandelt findet. „Ein Dutzend Bediente seines gnädigen Gönners hatten in seiner Abwesenheit die herkulische Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu säubern, und in der Küche herrschte ein ansehnlicher Koch, dessen eigensinnige Befehle tausend Geräthe verlangte, deren Nahme noch nie in diesem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernden Flüche flogen in der Küche umher, daß der erschrockene Pfarrherr mit einem Schauer umherging, sich in sein ruhiges Museum setzte, und das Gesangbuch zur Hand nahm. Als ein Fremdling in seiner eigenen Behausung, getraute er sich nicht, jetzt von dem vornehmen Koche etwas

zu essen zu fordern; lieber versäumte er das Mittagsmahl, und tröstete sich politisch mit dem fröhlichen Souper.

Indeß kommt die Hochzeitgesellschaft auf Schlitten. Die Beschreibung ist lebhaft, und enthält manche sehr komische Züge. Den Anfang macht der Hofmarschall mit Wilhelminen, den Schluß ein halbgelehrter ehemahliger Hofmeister des Hofmarschalls, und ein graugewordener Hofnarr, der mühsam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Versen und in Prosa die hohe Gesellschaft zu erlustigen.

Nach der Trauung setzt sich alles zur Tafel, munter und fröhlichen Muthes. Nur der Pastor und der Hofnarr sind unruhig: „Den Einen überfiel bald ein theologischer Scrupel, bald ein Gedanke seiner künftigen Liebe; und der Andere ängstigte sich heimlich, daß es in seinem Gehirne so finster, wie eine durchnebelte Winternacht aussah." — Nun folgt eine Beschreibung vom Aufsatze des Conditors und von dem Zerknicken der Devisen, wodurch der an der Tafel überhand nehmenden langen Weile abgeholfen wird. Der Bräutigam selbst öffnet ein weißes Herz, worin er die Worte findet: Ich liebe einen um den Andern. — „Wer hätt' es diesem falschen Herzen ansehen sollen!" rief er voller Verwunderung, und klebte mühsam die beyden Hälften wieder zusammen. —

Nun folgen die Hochzeitgeschenke. Der schlaue Hofmarschall stellt sich hinter den Stuhl der Braut, und hängt ihr ein diamantenes Kreuz um. „O was für ein Bewußtseyn durchströmt jetzt die blutvollen Wangen der Schönen! Mit ungewisser Stimme dankte sie dem galanten Herrn. Lange konnte sie nicht ihre widerstrebenden Augen in die Höhe schlagen, und die unzeitige Scham brachte sie in eine kleine Verwirrung."—

Im sechsten Gesange wünscht der ungeduldige Pastor von der lärmenden Gesellschaft endlich erlöst zu werden, und bittet deßhalb den Amor um seinen Beystand.

Sonderbar ist es allerdings, daß die mythologische Maschinerie nur zu Anfang und am Ende des Gedichtes mit sehr dünnen und schwachen Fäden in das Ganze auf eine solche Art

eingeflochten ist, daß man ihre Weglassung kaum bemerken würde.

Amor, gegen den Hymen stets etwas scheelsüchtig, findet Wohlgefallen daran, daß der Pastor-Bräutigam sich noch an ihn wendet, entreißt dem Gott der Ehen die hochzeitliche Fackel, und entzündet damit in der Küche eine frische Speckseite; Feuer entsteht; die Sturmglocke wird geläutet; die hohe Gesellschaft entflieht. Kaum ist diese zum Dorfe hinaus, so gebiethet Amor, das Feuer soll verlöschen — und es verlischt. Artig gedacht ist der Schluß des Gedichts. Amor erzählt seiner Mutter seinen Triumph. „Ihr Lächeln (sagt der Dichter) löste sich in einem sanften geistigen Sonnenscheine auf, wovon ein goldener Blick in die Welt drang, und unter so vielen tausend poetischen Seelen die meinige allein begeisterte. Ich hab' alles gethan, was meine Muse befahl: ich habe das Elend des verliebten Magisters und seine fröhliche Hochzeit besungen, und hab' ein Werk verrichtet, das, durch eine schöne Druckerpresse vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann." —

Wäre dieses Gedicht heut zu Tage erschienen, so hätte es ohne Zweifel viel weniger Sensation erregt, als zu seiner Zeit geschah. Wir dürfen es aber doch nicht zu strenge richten, wenn wir an unsere Armuth im Fache des Feinkomischen denken.

Johann Peter Uz.

(Geboren 1720; gestorben 1796.)

Er war der Sohn eines Goldschmides zu Anspach. Im Jahr 1739 bezog er die Universität zu Halle, die er im Jahre 1743 verließ, um beym Justizrathe in seiner Vaterstadt eine Secretärsstelle zu übernehmen. Im Jahre 1763 ward er Assessor des kaiserlichen Landgerichts, 1771 Mitglied des Scholarchats, 1790 burggräflicher Director, kurze Zeit vor seinem Tode endlich königlich preußischer geheimer Justizrath und Landrichter zu Anspach.

Uzens kleine komische Epopee: der Sieg des Liebesgottes, die bey ihrem ersten Erscheinen von einem großen Theil der Lesewelt mit vielem Beyfalle aufgenommen, von einer nicht unbedeutenden Partey aber heftig getadelt wurde, gehört immer zu den besten Gedichten ihrer Art.

Amor zieht sich zur Zeit, da die Erde von der Gluth des Sirius versengt wird, in sein schattiges Paphos zurück. Hier bringt ihm Zephyr die Klagen Dorante's über die Grausamkeit der geliebten Selinde, und seine Bitte um den Beystand des kleinen Gottes. Amor will dem Liebenden zu Hülfe eilen; die Wollust sucht ihn zurückzuhalten, aber vergebens: er schwingt sich mit seinem Gefolge zur Luftreise empor.

Indessen rings um ihn gelinde Weste spielen,
Und die erhitzte Luft mit ihren Flügeln kühlen,
Entbrennt, wo Amor fliegt, in ungewohnter Gluth
Das Herz der Sterblichen, und alt und junges Blut.

Amor findet die Gesellschaft in Lesbiens Gartenhause:

— — hier versammeln sich, da Spiel und Kaffeh winkt,
Die Artigsten der Stadt und wer sich artig dünkt.
Von allen Lippen rauscht ein fließend Wortgepränge,
Die Neugier schleicht herum im lärmenden Gedränge,
Und starrt mit gleicher Lust bald glänzend Porcellan,
Bald einen jungen Herrn und bald ein Möpschen an.

Alles huldigt der schönen Selinde:

Wie kann ein Stutzerheer sich vor Selinden retten?
Sie lächelt jeden an! man hofft nur leichte Ketten.
Ihr gaukelt Alles zu, was wohl zu leben weiß;
Sie scheinet lauter Gluth, und bleibet lauter Eis.

Dorante und sein Nebenbuhler Selimor bewerben sich hier vor allen Andern um Selindens Gunst. Aber diese wird gegen alle überraschende Angriffe durch ihren Schutzgeist, die weibliche Eitelkeit, gesichert, der seine Lehren mit den Worten beschließt:

Wenn ein Verehrerschwarm dein stolzes Herz beglücket,
Wenn ihrer Lippen Ach dein lüstern Ohr entzücket,

Und neuer Siege Ruhm, Selinde, dich vergnügt:
So siege, weil du kannst, und werde nie besiegt!

Indessen erlustigt sich die ganze Gesellschaft nach ihrer Art auf's beste:

Die Freude lachte laut an diesem schönen Orte,
Ein guter Nahme starb von jedem ihrer Worte.
Man setzte sich zum Spiel, man gähnte, man betrog,
Bis Amor in's Gemach durch's offne Fenster flog.
Er wurde nicht gesehen, er wurde nur empfunden.
Man sah, wohin man sah, verstohlner Blicke Lauf,
Und schnelle Röthe ging in jedem Antlitz auf. —

Amor erblickt siegreich auf den Wangen aller Schönen die Wirkung seiner Macht;

Voll Unruh' war ihr Blick; Gespräch und Scherz mißfiel,
Und auch das l'Hombre hieß ein unerträglich Spiel.
Nur ein Quadrille-Tisch blieb ungetrennt beysammen,
Und Matadoren wich der Gott verliebter Flammen.
Zween Herren spielten fort: bereut wird jeder Tag,
Von Seelen ihrer Art, wo niemand spielen mag.
Hierzu verschworen sich zwo echte Spielerinnen,
Mit hohlen Augen, bleich, voll Eifers zu gewinnen,
Der sich bey schlimmem Glück in wilden Blicken wies,
Und alle Grazien aus ihrem Antlitz stieß.

Alle übrigen springen auf, und eilen in den Garten. Amor folgt ihnen, findet aber auch hier noch keine Gelegenheit zur Besiegung Selindens. Indeß geht sie doch, durch ihn ermuntert, mit Dorante in ein nahes Gartenhaus, während Lesbia vom Dichter Cleanth verfolgt wird, der ihr gewaltsam ein großes Gedicht vorlesen will. Zürnend und um Hülfe rufend macht sie sich endlich los, und flieht zu Selinden um Schutz vor dem Rasenden. Lesbia klagt ganz naiv:

Ich fühlte, da er las, mein Blut im Leib erkalten;
Ach! konnte mich Cleanth nicht süßer unterhalten?
Verdrießlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
In schattiges Gebüsch ein episches Gedicht! —
Nein! widersprach Cleanth, so wahr die Musen leben!

Nie hab' ich meiner Schrift solch stolzes Lob gegeben.
Sie ist nur ein Entwurf, noch rauh und mängelvoll,
Kein episches Gedicht, nicht was sie werden soll.
Doch, sprach Dorante drauf: wen wählen Sie zum Helden?
Und welche große That wird Ihre Muse melden?
Das ist's, erwiedert er, was meinem Werke fehlt!
Die Handlung fehlt mir noch, der Held ist nicht gewählt.
Ich habe Zeit hierzu, und kann mit Muße dichten;
Doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten,
Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemahlt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben strahlt. —

Indeß Dorante mit dem unglücklichen Dichter fortspricht, zieht Selimor Selinden weg. Dorante erfährt es zu spät, und geräth darüber in Grimm. Amor hat sich indeß auch auf Selimors Seite gewendet, weil er Selindens Besiegung, die doch sein höchster Zweck ist, so leichter zu bewirken hofft. Er verwandelt sich daher geschwinde in Selimors Bedienten, und eilt in dessen Wohnung, um die glänzend neue Kutsche herbeyeilen zu lassen. Indeß Selimor vor Selinden kniet, um Liebe zu erstürmen, kommt der Wagen an. Was keinen Bitten des Liebhabers gelang, gelingt der schönen Equipage, die auf Selinden den mächtigsten Eindruck macht.

Noch hängt ihr starrer Blick an jenen edlen Rossen,
Sie machen ihren Herrn der Schönen doppelt lieb,
Der sein verdientes Glück nun muthiger betrieb.
Der Schutzgeist mußte selbst dem Vorwitz unterliegen,
Und schlich dem Fenster zu, die Neugier zu vergnügen.

Während der leichtsinnige Schutzgeist so steht, voll Bewunderung, benützte Amor den unbewachten Augenblick, drückt den Pfeil ab — und Selinde sinkt in Selimors Arm. Amor — oder vielmehr die Kutsche — hat gesiegt.

„Johann Caspar Lavater.

Er wurde am 15. November 1741 zu Zürch geboren, wo sein Vater als Arzt lebte. Die Neigung zum geistlichen Stande

entwickelte sich schon früh in dem Jüngling; doch verband er mit dem theologischen Studium stets das ästhetische. Nach einer vorhergegangenen Reise durch Deutschland und Schwedisch-Pommern kehrte er, wissenschaftlich, besonders durch den Umgang mit den vorzüglichsten Theologen seiner Zeit ausgebildet, in seine Vaterstadt zurück, wo er das Predigeramt und die Seelsorge antrat. Im Jahr 1766 verheirathete er sich. Im Jahre 1767 erschienen seine mit Beyfall aufgenommenen Schweizerlieder, im Jahre 1768 die Aussichten in die Ewigkeit, die ihm Ruhm erwarben. Im Jahre 1769 wurde er Diaconus an der Waisenkirche zu Zürch, wo er sich durch Herzensgüte, Wohlthätigkeit und Reinheit des Lebenswandels allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Vom Jahre 1772 an, erschienen seine Predigten in Druck. Seine Bekanntschaften mit den vorzüglichsten Schriftstellern seiner Zeit nahmen mit jedem Jahre zu. Im Jahre 1775 erschienen endlich seine physiognomischen Fragmente, das Resultat seiner mit dem Jahr 1770 begonnenen Beobachtungen im Gebieth der Menschenkenntniß, worin er sich bemühte, die Übereinstimmung des innern Menschen mit der äußern Form zu zeigen, und sichtbare Merkmahle des Unsichtbaren charakteristisch festzusetzen, indem er aus einzelnen Erscheinungen das allgemein Gültige hervorzuziehen suchte. Sowohl die Neuheit der Idee des Ganzen, als auch der poetische Schwung der kräftigen und begeisterten Sprache erregten für dieses Werk solche Aufmerksamkeit, daß es bald eine Menge von Verehrern und Gegner nicht nur in Deutschland, sondern in Europa fand, leider auch einen Haufen von Schwärmern und Nachahmern erweckte.

Im Jahre 1781 bis 1786 erschienen seine großen epischen Gedichte: Jesus Messias, und Pontius Pilatus; im Jahre 1795 die Erzählungen eines christlichen Dichters. Man hat ihn beschuldigt, er sey als Theolog zu poetisch, dagegen als Dichter zu sehr Theolog gewesen.

Sein Ruhm wuchs bis zum Ausbruche der frevelhaften französischen Revolution, die bey dem Unheil, das sie über

Europa verbreitete, auch ihn schwer traf. Weil er gegen jene Gräuel und Gewaltthaten sprach und schrieb, wurde er von den französischen Machthabern jener Zeit während einer schweren Krankheit im Jahre 1799 von Zürch nach Basel gebracht; er kam zwar nach einigen Monathen wieder in seine Vaterstadt zurück, wurde aber hier von einem französischen Soldaten auf der Straße durch die Seite geschossen, und starb an den Folgen dieser Wunde am 2. Jänner 1801. Außer den schon genannten Werken, existiren von ihm noch folgende größere und kleinere: Predigten über das Buch Jonas, und über die Liebe; Lieder für Leidende; Betrachtung über die wichtigsten Stellen in den Evangelien; Tagebuch eines geheimen Beobachters seiner selbst; Handbibliothek; Vermächtniß an Freunde; Saulus und Paulus, eine christliche Dichtung; einzelne Oden, u. s. w. Nach seiner tödtlichen Verwundung schrieb er noch auf dem Krankenlager die Geschichte seiner Deportation von Zürch nach Basel. Für das gegenwärtige Werk ist insbesondere das epische Gedicht Jesus Messias ein Gegenstand, den der Leser durch einzelne Proben näher kennen lernen wird, aus den folgenden Parthien *), die in mancher Hinsicht den vorzüglichsten Producten der heiligen Poesie in der Literatur der Deutschen nicht weichen.

* * *

Stillung des Sturmes.

Hinten im Schiff saß Jesus; mit Ihm die Zwölfe; den großen
Nachen umschwebten, wie die traulichen Küchlein die Henne,
Viele Kähne, und folgten dem Nachen. Und Jesus, ermattet,
Ließ die Hände sinken. Ihm sank das schlummernde Auglied.
Und der Jünger Einer erblickt ihn, und bracht' Ihm ein Kissen,
Legt' es unter sein Haupt, das schon zum Schlafe sich neigte.
Und der Göttliche schlief. Wie lag die ruhende Liebe
Vor'm betrachtenden Auge des stillen Johannes so schön da!

*) Dieses Werk führt den Titel: Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte, in Gesängen. 4 Bände, 1784.

Und vor deinem, Petrus! — Er lag auf der Linken. Die Rechte
Hatte die Stirn beschattet und sank nun langsam herunter.
Wie wenn: Glaube nur! er im süßen Traume dem Kranken
Oder dem Wankenden rief, erhob er sie einmahl und legte
Schweigend sie wieder. Noch troff der Schweiß von der ruhenden Stirn Ihm,
Und Johannes bückte sich über Ihn hin, mit dem Schweißtuch
Leis' ihm zu trocknen die Stirn' und die rosenröthliche Wange.
Engel winkten Engeln, zu schau'n den schlafenden Schönsten
Aller Erdegenährten, in den ein göttlicher Geist lebt.
Aber — der Himmel begann in Wolkennacht sich zu hüllen.
Durch die schattenden Wolkengebirg' erblickte mit Ingrimm
Satan seinen Beherrscher, den Fluchtgebiether. — Er schlummert;
Diesen verruchten Gedanken ergriff der Grimmige: — Schlummre
Nur! Du sollst nicht erwachen! Erwachen nicht wieder am Tage,
Den die Sonne den Sterblichen bringt; dem Lichte der Erde
Soll dein Auge nicht mehr, du Feind des Todes, erwachen!
Stürzen dich in die Tiefe hinab, mit der Fluth dich bedecken
Soll die hohe Woge! Mit dir die Deinen! Die Furcht' soll
Erst sie ergreifen — sie wiegen die Woge! die Ängste des Todes
Will ich über sie gießen. Seyd Alle geweihet dem Abgrund! —

Also dacht' er bey sich und glückwünscht seinem Gedanken.
Und er schnob aus nächtlicher Wolke. Durch's Dunkel ergoß sich
Schnell ein heulender Sturm; schon hob die Woge sich. Plötzlich
Wankte der volle Nachen. Die Schiffer sahen sich bleich an.
Schneller schwellte sich schon zur hochaufbrausenden Woge
Die sich kräuselnde Schar der kleinen rauschenden Wellen;
Da war sie schon, die donnernde Wog' und stieß auf den Nachen,
Der den Allmächtigen trug, der ruhig schlummert im Sturme.
Zwar Ihm strömten zurück die bräunlichen Locken vom Wehen
Des herwirbelnden Winds. Doch weckte vom friedlichen Schlaf Ihn
Nicht das Steigen und Sinken des wiegenden Nachens, kein Sturmhauch,
Nicht das bange Geschrey der blassen zitternden Jünger.
Und das Wasser strömte hinein. Schon voll war der Nachen.
Und nun drang von neuem die todherranschende Woge,
Stürzte, so wähnten sie, schon mit Donnergetös' auf sie Alle.
Wie aus Einem Mund' erscholl's aus zwölfen: Wir sinken!
Hilf, o Meister! Erwach'! Erwache! Wir sinken! Wir sinken!

Jesus erwacht. Der Satan ergrimmt. Es wehte der Sturm nun
Jesus Odem zurück. Es wollte die kühnste der Wogen
Stürzen nieder auf Ihn. — Verstummen! geboth er dem Sturm-
wind.
Und die drohende Woge zerplatzt. — Er stand, und geboth:
Schweig!
Lege dich, See! Es gehorchte der Sturm. Er verstummt und es
sanken
Bis an alle Gestade die stolzen Wogen. Ein Spiegel
Ward — Er redete noch — der See, und heiter der Himmel,
Wolkenklar das Gebirge. Der siebenfarbige Bogen
Glänzt' und verschwand im Beginne. Der Sonne zitternder Gold-
strahl
Röthet die feuchten Gebirg' und färbt den fallenden Tropfen
Von dem ruhenden Blatt entwurzelter Bäume. Kein Haar mehr
Regte sich. Tiefes Erstaunen, wie heftet's die Schauenden Alle
Auf den Gebiether, der ruhig nun sprach: Zu furchtsame Schüler!
Wo ist euer Glaube? Verkennt nicht die Würde der Menschheit!
Ist dem Herrn der Erde, dem Bilde Gottes nicht Alles
Unterworfen? O lernt! lernt einmahl die Kräfte des Glaubens! —

Und die zerstreuten Kähne, — — geschleudert hatte die Woge,
Nun die Fläche des See's der Angst sie entlastet, sie eilten —
Alle zu Jesus. Es riefen Mengen der Stimmen: Wer bist Du?
Du, dem Wogen gehorchen? O Du, dem schweigen der Sturm
muß?
Bist Du mehr als ein Mensch, Du Wogenbändiger? Ist hier
Einer der Fürsten des Himmels? Der Nazarener, wer ist Er? —
Und die Sonne war untergegangen; der Nachen am Ufer.

* * *

Jesus Messias in der Geisterversammlung.

Der Geist des Ewigen hat sich vom Körper am Kreuze losgewunden. Die sieben Ersten der Engel empfangen ihn mit schweigender Ehrfurcht:

Und Er hub sich, mit Ihm die sieben Strahlengestalten,
Jede mit eigenem Glanz, und jede anders als Alle,
Eine Harmonie doch all'. In dem Lichte des Einen
Ward des Andern Licht verwandelt in andere Schönheit. —

Schwebten mit Ihm hin in der patriarchischen Geister
Ruhevolle Versammlung. Es war ein feyernder Frieden
Ausgegossen auf Alle. Sie Alle fühlten sich lastfrey,
Alle froh in sich selbst und in großen Ahnungen naher
Seligkeiten. — — — —
Unbeschreibliche Wonne beströmte die ruhende Heerschar,
Die an Quellen verbreitet und unter duftenden Bäumen,
Hier auf blumigen Hügeln und dort in Thalen der Stille
Deiner Berührungen harrte, du Allberührer der Geister,
Da mit den sieben Fürsten du tratst in die Kreise der stillen
Friedlichen Hoffer. Sie fühlten die Nähe des Lebens der Leben,
Hörten rauschen die Quellen des Paradieses, begannen
Zu vernehmen Himmelgesang; dann duftete lieblich
Tausendfacher Geruch der Blumen Edens; von ihnen
Sind die edelsten reinsten der todgebärenden Erde
Kaum verdämmernde Schatten. Es weckte sie Alle mit Einem
Winke zum freyeren Leben, Jesus — —
— — — Die Dämmerung wurde zum wonneverströmenden Lichte.
Licht ward ihre Natur, da Jesus: Alles sey Licht! rief;
Und sie schauten mit Einem zehntausendfach fröhlichen Blicke
Der Entzückung vor sich der Wesen Lieblichstes, huben
Freyer, lebender, froher, des Daseyns genießender, Alle
Gegen Ihn sich empor auf morgenröthlichen Wolken,
Kannten, ohn' ihn zu kennen, in Ihm das Leben der Leben,
Neigten die leuchtende Stirn' und schlossen das Auge der Ehrfurcht.

* * *

Stephanus Tod.

Jede Schöne des Himmels, der Menschheit jegliche Milde
Leuchtete sanft aus dem Aug' und vereinte sich in dem Antlitz,
Schwebte, athmete, sprach und schwieg auf den Lippen des Edeln,
Der die Erde nicht mehr, der nur sahe den Herrscher der Erde,
Und den Fürsten der Fürsten des Himmels in menschlicher Bildung.
Überselig entbunden empfand er in diesem Moment sich;
Tod war ihm nicht Tod, und nicht Schmerz der heißeste Schmerz mehr,

Schande nicht Schande; nur Jesus berührt' ihn in jeglichem Puncte
Seiner erlösten Natur; sie war nicht Todesnatur mehr,
War Unsterblichkeit schon; aus dem Quell des unendlichen Lebens
Strömte durch alle Canäle die Erdüberwindende Kraft schon.
Jeder Blick entschöpft' aus Christus Angesicht Freuden —
Ach, was sag' ich? Freuden — Für seine Gefühl' hat die Sprache,
Welche die Erben der Sünd' und des Todes sich bilden, so wenig
Wort', als Farben des Lichts Verwesungen haben! Ich würde,
Nennt' ich Wonne sie auch und Seligkeiten, sie doch nicht
Würdig nennen. Wir kennen doch nur, was die Erben der Sünde,
Erben des Todes von Wonn' und Seligkeiten verstehen;
Ist ein einziger, reiner, gen Himmel gerichteter Blick nicht,
Wenn ein Strahl ihm begegnet vom Antlitz des Herrscher des Himmels,
Mehr als alle Gefühle von allen Sinnen der Erde?
Ein Moment nur des Seyns in Erdevergessenden Glauben,
Christus umfassender Hoffnung, ist ewig wie der, der ihn sendet.
Tausend solche Momente, von Christus gesendet, umringten
Dich, du Krone der Christen-Gemeine, dich, Erstling der Ersten!
Opfer des Glaubens an Ihn und an Sein unendliches Leben!
Grimmiger, höhnender, stumpfer, unmenschlicher hatten noch niemahls
Menschen Menschen zum Tode geführt. Und duldender, Gottes
Voller, und ewiger Dinge, vertrauter mit Christus; und reifer
Für der Unsterblichen Welt, ging nie zum Tode die Unschuld;
Also sahe sich nie der Himmel im Sohne der Erde!
Ganz sah Christus sich selbst, wie noch nie, in der Sterblichen Einem.
Neue Freude durchfloß sein Herz; es erblickten die Himmel
In dem Angesicht Christus, die neue Freude des Herzens.
Stephanus fühlte sie mit, die Freude des Herrn an sich selber,
Aber er ahnete nicht die unzähligen Tugenden, welche
Fromme Töchter seyn würden, und Enkel der seinigen, ahnte
Nicht die heiligen Thränen der fernsten Zeiten, die ihm nach
Fließen würden vom Auge der himmelblickenden Unschuld.

Immer stürmender stürmt', jemehr er dem Himmel sich nahte,
Um ihn die schnaubende Meng', entflammt vom irrenden Eifer.
Viele Tausende weinten, die Christus und Stephanus kannten,
Jenen als Herrscher der Himmel, als Zeuge des Herrschenden Diesen.
Doch kaum durften sie weinen; so tobte des Eifers Getümmel,
Hallte dumpf von fern von Jerusalems Marmorpalläsen;
Lästerer! Lästerer! scholl's durch alle Straßen; es wölkte
Mit dem Rufen der Staub sich auf an die bebenden Zinnen:
— — — Versteinigt den Lästerer Gottes!

* * *

Also riefen sie laut aus allen Wohnungen — neuen
Zeugen ihrer Wuth, mit wüthenden Mördern der Unschuld,
Deren nicht werth war die Welt. — Nicht fern von Golgatha's Hügel
Stand die fluthende Meng' um den frohen Zeugen des Herrn her.
Vor sein Angesicht traten mit Blicken des Grimms und des Eifers
Zween, die Zeugen sich nannten der Läst'rung des Tempels und Moses;
Stephanus sahe sie kaum. Sie hoben Beyde die Rechte
Auf zum schweigenden Himmel und riefen, — die Menge verstummt jetzt: —
Dieser Galiläer ist Lästerer Gottes und Moses! — — —
Wer, ihr Israeliten, erbebt vor der schrecklichen Läst'rung,
Schließ' um den Mann des Todes den Kreis der Steinigung, hebe
Hoch gen Himmel die Hand, und werfe den tödtenden Stein hin! —
Riefen's, bäumten sich hoch, zerrissen die Kleider, und warfen
Glühenden Angesichts sie an die Erd'. Es nahm sie ein Jüngling,
Saulus, schnell in Verwahrung und rief: So strafe der Himmel
Alle Höhner des Herrn! Sein Blut sey über ihm selber! —
Stephanus sah den Jüngling, der Gott nur kannt', in die Seele,
Faßte mit aller Gewalt des Glaubens, mit aller der Liebe,
Welche dem scheidenden Geiste der Herr gab, alle Kräfte,
Welche, Brüder zu segnen, sich je in ihm regten, zusammen,
Den zu segnen, der laut, der grimmiger, kühner, als alle
Ihm geflucht, Ihn gelästert: Erbarm', o Christus, dich seiner!

Leise sagt' er dieß; laut, indem er flehend die Knie bog:
Jesus Messias! mein Herr und mein Gott! nimm du den Geist auf! —
Schäumender, tobender, heißer, unmenschlicher, knirschender, riefen
Zehentausend wie Einer, daß Erd' und Himmel bewegt ward:
Stirb, du Lästerer Gottes! dein Blut sey über dir selber! —
Und die Zeugen erhuben die Recht'; es trafen die Steine
Den, der flehend rief: Vergib den Sündern die Sünde!
Herr, geh' nicht in's Gericht und verdamme nicht, die mich verdammen!
Sprachs — und sank — und starb an dem Steine, den Saulus ihm zuwarf.
Und der Steine Getöf' bedeckte des Heiligen Leichnam.
Mit der Hölle Triumph kehrt' jetzo der Steiniger Menge
Von der Stätte des Todes zurück; doch wurden auch Stimmen
Leiser Klagen gehört: So stirbt kein Lästerer Gottes! —

* * *

Thränen flossen wie Ström' und Trauerlieder erschollen
Beym entseelten Gebein, zerschmettert vom Grimme des Irrsinns.
Einige Laute vernahm von dem Liede der Brüder und Schwestern
Mein geöffnetes Ohr, das wenden sich wollte des Kiesels
Furchtbarem Klange, da Hände der Brüder und Schwestern den Leichnam
Suchten unter dem Haufen:

Er starb, so stirbt von Tausend
Erwählten Einer kaum!
Der Liebling Jesus Christus
Erbebte keinem Tod!
Ein jeder Schlag des Herzens
War Schlag der Liebe nur!
So spricht die Weisheit Gottes
Durch keines Weisen Mund!
Die Reihe der Propheten
War in ihm einer nur!
Die Anschau'nswonne Moses
Ward ihm vergönnt von Gott;

Der Eifer des Elias
Durchglühte sein Gebein;
Esaias Königsseele
Umschwebte seine Stirn,
Und seine Augenlieder
Die Hoheit Daniels.
Er war der Waisen Vater,
Der bangen Seele Trost.
Die hochbetagte Witwe
Nannt' ihn des Alters Stab.
O fließt der Wehmuth Thränen!
Erschalle, Trauerlied!
Es trocknete der Thränen
So viele keine Hand;
Des ewigen Erbarmers
Erbarmen war in ihm;
Der Liebe Gotteskräfte
Erfüllten seine Brust;
Der engelreiche Himmel
Strahlt' ihm vom Angesicht;
Aus seinen Augen schöpften
Entzückung Seraphim!
Der hohen Macht des Glaubens,
Die sein Gebein durchdrang,
Entfloh das Elend, bebte
Die Krankheit und der Tod! u. s. w.

(Friedrich Wilhelm Zachariä.

(Geboren 1726, gestorben 1777.)

Er war in dem komischen Heldengedicht glücklicher, als in der ernsthaften Gattung, worin er mit dem Gedicht Cortes einen Versuch machte, welches vier und zwanzig Gesänge erhalten sollte, aber mit dem vierten unvollendet blieb. Für die zwey vorzüglichsten unter seinen komischen Epopeen gelten das Schnupftuch und der Phaeton. Die übrigen sind: der Renomist (sein erstes größeres Werk), die Verwandlungen, die Lagosiade (Hasenjagd), Murner (der Kater) in der Hölle, und Herzynia. An Erfin-

dungskraft, Charakterzeichnung, satyrischer Laune, und Leichtigkeit des Vortrags fehlt es ihnen nicht, doch gelten sie uns nicht mehr für das, was sie, als erste Versuche und als frische Erscheinungen, für ihre Zeit waren. Auch die beschreibende Dichtkunst dankt ihm zwey gelungene Werke: die Tageszeiten, und die vier Stufen des weiblichen Alters. Nebstdem hat man von ihm schöne musikalische Gedichte, und leichte gefällige Lieder.

Wir liefern hier den Plan und den Gang der Handlung des Gedichts: das Schnupftuch.

Erster Gesang. Lisette, die Zofe der schönen Belinde, wird von der Zwietracht im Traume beredet, dem Grafen Hold ein Schnupftuch abzufordern, welches er ihrer Gebietherinn entwendet hat; das Gedicht beginnt:

Von Zwietracht, Zank und Haß, und unerhörten Dingen,
Von einem Schnupftuch soll die Heldenmuse singen. —

Nun folgt die Beschreibung der Nacht und der Zwietracht:

In der gemeinen Welt war schon sehr viel gethan,
Doch in der adlichen brach noch kein Morgen an.
Die Zwietracht flog indeß mit fürchterlichen Schwingen
Durch die galante Welt, die Herzen aufzubringen.
Herrschsüchtig schüttelt sie die Fackel in der Hand.
Hier setzet sie ein Herz, und dort ein Reich in Brand.
Sie stürzt Minister bald, bald Zofen, die regierten;
Entzweyt bald Mann und Weib, und bald die Alliirten. —

Lisette gehorcht dem Befehl der Göttinn, das Schnupftuch abzuhohlen:

Die schöne Welt fing an die Ruhe zu verlassen;
Der Theetisch deckte sich mit buntbemahlten Tassen.
Der schwarze Kaffehtopf goß milde Fluthen aus;
Tupeen wurden krumm, und Locken wurden kraus.
Schon lang erwarteten die Vögel und die Hunde
Confect und Schmeicheley aus schöner Fräulein Munde,
Als Lieschen sich besah, Putz und Gebeth verließ,
Und schon in ihrem Sinn Frau, wie sie wünschte, hieß. —

Der Läufer tritt in das Schlafzimmer; der Graf und sein Hofmeister schlafen noch fest. Er weckt den Grafen und besänftigt den Zürnenden dadurch, da er ihm sagt, daß ein Mädchen ihn zu sprechen wünsche. Auch Strom, der Hofmeister, erhebt sich brummend.

Nachdem Lisette ihr Verlangen nach dem Schnupftuch entdeckt hat, erwiedert ihr der Graf:

Sollt' ich Feigherziger ein Schnupftuch wiedergeben,
Das ich mit so viel List und so viel Muth erhielt?
Das zu erobern ich zwölf Louisd'or verspielt?
Deßwegen hab' ich nicht bis in die Nacht gesessen,
Und zweymahl Solotout gedankenvoll vergessen;
Deßwegen hab' ich nicht mein gräflich Blut verspritzt
Und Nadeln nicht gescheut, die diese Hand zerritzt.

Strom legt sich ins Mittel, und der Graf muß — so schwer es ihm fällt — dem Mentor gehorchend, das Schnupftuch zurückgeben.

Zweyter Gesang. Belinde zürnt über Lieschens eigenmächtige Handlung, und will das Schnupftuch dem Grafen wieder zurücksenden. Die ganze Umgebung geräth bey ihrem Zorn in Unordnung:

Das Spiegelglas erblaßt, der Tag verliert den Schein,
Der Nachttisch hüllet sich in Puderwolken ein.
Der Staub formirte sich zu vielen Wunderdingen,
Als sie zu Locken sprach: vergeht! und sie vergingen.
Auf einmahl ward der Tisch von tausend Stäubchen fleckig,
Stecknadeln groß und klein, und Muschen rund und eckig,
Verfinsterten die Luft, so wie zur Winterszeit
Der rauhe Nord das Feld mit Flocken überstreut.

Nun zeigt die Zwietracht einen Einfluß, welchen ihr, außer Zachariä, noch kein Dichter, und ohne Zweifel auch kein prosaischer Mensch zugemuthet hat; sie bewirkt nähmlich, daß Belinde — mitten im stärksten Zorn — einschläft. Soll dieß etwa eine Art von Nervenschwäche vorstellen? Noch mehr scheint es für jeden Fall eine Schwäche des Dichters und des Gedichtes zu seyn.

Im dritten und vierten Gesange werden neue, aber theils unnöthige, theils nicht gut charakterisirte Maschinengötter eingeführt, welche zu nichts dienen, als die sehr einfache, oft schleppende Handlung auszudehnen, so daß das Gedicht ohne solche willkührliche Einschiebung schon mit dem zweyten Gesange schließen könnte. Von der Art ist der Sylphe Charmant, welcher den mißmuthigen jungen Grafen in den Pallast der Göttinn Spleen führt, endlich zur Nacht geht und sie bittet, die Diener des Grafen in Schlaf zu bringen, worauf er denselben zu Belinden führt. Das Schnupftuch wird dem Grafen zurückgebracht. Indem Lisette es überreicht, haucht die Zwietracht es an, und seine Farben vergehen.

Der Graf verflucht es, worauf es die Farben wieder bekommt, und der Graf versöhnt wird. Zum Schluß bringt der Sylphe dasselbe in den Tempel der Fama. Einzelne gelungene Parthien können für das mißlungene Ganze kaum entschädigen.

Zur Probe folgt nun eine Episode aus dem dritten Gesange des schon erwähnten historisch-epischen Gedichts: Cortes; sie schildert die Liebe Gußmanns und Almeriens, einer Tochter des Montezuma.

Er schwieg, und Gußmann nahm sogleich den Weg
Aus dem Pallast, und irrte durch die Stadt,
In der Getümmel, Lärm und Unruh wuchs,
So wie die Sonne höher stieg. Das Volk
Wich aller Orten, wo er ging, vor ihm
Mit Ehrfurcht aus; den Nahmen Göttersohn
Vernahm er oft von allen Seiten her
Laut hinter sich. So ging er lange Zeit
Um ihre Tempel, und wo sonst die Fluth
Des Pöbels sich durch lange Straßen drang.
Auch sah er viel der Großen dieser Stadt
Und viel der Ersten von des Kaisers Heer,
Die demuthsvoll sich neigten, wie er ihnen
Vorüber ging. Zufrieden nahm er schon
Den Weg zurück, als von des Kaisers Schloß
Ein langer Gang von Cocosbäumen ihn

Gedankenvoll weit ab zur Seite führt,
Und eine Thür, halb offen, ihm verräth,
Der er sich naht. Er ging durch sie hindurch
Und sah auf einmahl seinen Schritt verwirrt
In labyrinth'schen Krümmen, die die Kunst
Hier angelegt. Doch endlich späh't sein Blick
Den Ausgang aus. Er ging mit leisem Schritt
Stets hinter Hecken fort, und sah zuletzt
Auf einem Sopha, der von Rasen sich
Erhob, die schönste weibliche Gestalt, die er
In dieser fremden Welt jemahls erblickt,
Obgleich ihr Antlitz von der Sonne Gluth
Gesenget war. Ihr wohlgebauter Leib
(Als hätt' aus schwarzem Marmor, Venus, dich
Des Meißels Kunst gebildet), war halb nackt,
Indem allein ein prächt'ger Federschurz
Ihr um die Lenden fiel; die volle Brust
War überdeckt von hundert Perlenreih'n;
Mit goldnen Ringen war ihr Arm geziert,
Und breite goldne Ringe schloßen auch
Sich um den schlanken Fuß. Ihr schwarzes Haar
War hier und da mit Muscheln ausgeschmückt,
Roth, wie Aurorens Strahl, und Perlenreih'n
Und Demantblumen schimmerten darin.
So saß sie da; ihr offnes Auge sprach
Die Hoheit ihres Geistes; ihre Stirn
War frey und heiter, und der holde Mund,
Sobald er lächelte, verrieth die Reih'n
Der Perlenzähne; was nur Ebenmaß
Und allgemeine Schönheit Reizendes
Hervorbringt, hatte schwelg'risch die Natur
Ihr mitgetheilt; die weiße Farbe war
Das Einzige, das ihr zu mangeln schien.
Mit sanftem Hauch blies ihr die heitre Luft
Orangendüfte zu, und die Natur,
So sehr vollendet in der neuen Welt,
Schien mehr vollendet noch um sie herum.
Wie ward dir, Gußmann? plötzlich schmilzt dein Herz,
Von süßer Gluth entflammt. Du hingst an ihr
Mit festem Blick. Das Sonderbare nahm
Dich zaubernd ein. Die holde Schöne stand,

Obgleich mit schwarzem Firniß überdeckt,
In vortheilhafter Tracht vor deinem Blick;
Des seltenen Triumphs freut Liebe sich,
Und stößt den Pfeil in dein erobert Herz.
Kaum hat sie dich entflammt, so naht sich auch
Die Eifersucht mit wilder Fackel schon,
Und schießet Gluth aus ihrem wilden Blick.
An ihrer Seite saß ein glücklicher
Und junger Krieger, liebenswerth wie du,
Zu dem sie jetzt, als wenn sie auf einmahl
Als langem stillen Tiefsinn aufgewacht,
Die Rede wendet. Lauter Harmonie
Erfüllte Gußmanns Ohr, indem sie sprach:

So soll ich's glauben, daß sie Menschen sind,
O Gatumozin, die Unsterblichen,
Vor deren Waffen ihr bisher gefloh'n?
Sie können sterben, sagst du? unser Schwert
Hat sie besiegt? Nein! noch begreif ich nicht
Was du mir sagst. — Der junge Krieger fiel
Ihr so in's Wort: Zu sehr, Almeria,
Beleidigt mich der Zweifel unsers Sieg's;
Er ist gewiß. Nicht weit von Vera-Crux
Erfocht ihn Qualpopoka, und hat uns
Das Haupt von einem Spanier gesandt,
Den er gefangen nahm; wir haben es
In dieser Nacht dem Waffengott geweiht
Und ihm fünfhundert Sclaven noch dazu
Geschlachtet. Und, vernimm's, wir haben hier
In künft'ger Nacht ein zahlreich Heer bereit,
Die übrigen von der verfluchten Schar
Der Christen zu verderben; keiner soll
Der Weißen wiederseh'n sein Vaterland,
Und unserm Schwert entrinnen! — Ach! versetzt
Die Schöne seufzend: Ihr Barbarischen,
Unmenschlichen! was haben sie gethan
Die Weißen, daß ihr sie verderben wollt?
Wollt ihr sie darum tödten, daß sie euch,
So hohe Tugend lehren, als vordem
Noch keiner unsrer Götter uns gelehrt?
Wollt ihr sie tödten, daß die Opferwuth

Von ihrem Gott verabscheut wird? Ein Gott,
Der so viel besser, so viel güt'ger ist
Als der Tyrann, dem unsre Blindheit dient,
Und der von Blut nie satt wird? Mir empört
Ein solcher Gottesdienst mein leidend Herz;
Mir schaudert's, Gatumozin, wenn ich dich
Noch starren seh' von Menschenblut, und du
Von Liebe mit mir reden willst. Geh' hin
Und schlachte, morde! Tödte voller Grimm
Die Fremdlinge, die ihr in euern Schutz
Voll Falschheit nahmt; brecht jedes heil'ge Recht,
Und seyd der Abscheu jeder bessern Welt!
Doch wisse, daß ich dich nicht lieben kann,
Nicht so dich lieben kann, wenn Grausamkeit
Und Tigerwuth in deinem Herzen tobt,
Und sanfterer Empfindung Raum nicht läßt! —

Sie sprach's. Und Gatumozin lächelte
Des edeln Zorns. — Was nennst du Grausamkeit?
Erwiedert er. Die Grausamkeit ist Pflicht;
Sie heischt mein Vaterland, sie heischt der Schutz
Des Kaiserthrons, und unsre Sicherheit!
Du denkest so, wie man dein zart Geschlecht
Zu denken angeführt: doch so muß nicht
Der Edle denken, und nicht so der Mann,
Der Waffen trägt, und Ruhm erwerben will.

Dieß der hochmüth'ge Jüngling. Er erhob
Sich von dem Rasensitz, und flog in Eil'
Von seiner Schönen nach der Kriegerschar,
Die seinem Wink gehorchte. Lange stand
Erstarrt, erstaunt ob dem, was er gehört,
Der hohe Gußmann, doch geheftet stets
Mit seinen Augen auf das Angesicht,
Das ihn besiegt, Almeria indeß.
Versunken in Melancholie, hört nicht
Der treuen Sclavinn Tritte, welche sich
Ihr jetzo nahte. Niaragua
Sah ihre stille tiefe Traurigkeit,
Und nahm das Wort: Prinzessinn, was umwölkt
Wie Wehmuth so dein Auge, da dein Loos

So glücklich ist? dich liebt der tapferste,
Der schönste von den Prinzen dieses Reichs;
Vor allen seinen Töchtern liebet dich
Der große Montezuma; die Natur
Hat jeden Reiz, hat jede Schönheit dir
Verschwend'risch mitgetheilt: und finstre Nacht
Trübt deine Stirn'? — Soll ich vielleicht ein Lied
Dir singen von der Liebe süßem Schmerz.
Soll ich die Pauke nehmen, und vor dir
Nach ihrem Schalle tanzen? —
Singe nicht,
Versetzt Almeria, nein, singe mir
Kein Lied von Liebe nicht! Mein Herz
Kennt Liebe nicht! Wen sollt' es lieben? Ihn,
Den immer Durstenden nach Menschenblut,
Den wilden Jüngling, der nichts anders träumt,
Als Krieg und Schlachten? — Götter, welch ein Stern
Stand über mir, da ich geboren ward!
Und welch ein trauriges Geschick hat mich
An dieses Land gekettet! Mir sagt oft
Ein innerlich Gefühl, daß Leben hier
Nicht Leben heißt; daß diese Götter hier
Nicht wahre Götter sind; daß Lieben hier
Nicht wahres Lieben ist. Mein Vater, wie?
Liebt er sie alle, diese tausende
Der Schönsten seines Reichs, die jedes Land
In seine Schlösser zinst? und er, der mich
Zu lieben scheint, wird Gatumozin nicht
Auch so viel tausend lieben? Rede mir
Nichts mehr vom wilden Gatumozin vor,
Nichts mehr von ihm! Sieh, wie er mich verließ,
Zu schlachten und zu morden; denn, vernimm's,
Die Göttersöhne von dem Aufgang her,
Wovon uns das Gerücht so viel erzählt,
Sind Menschen, wie mir Gatumozin sagt;
Mein Vater will sie tödten! Er, der sie
Als die Gesandten von Unsterblichen
Empfing, — er will sie tödten! Meine Brust
Empfindet Mitleid, das ich nie gefühlt,
Und mehr als Mitleid. Niaragua,

O wüßten sie, daß über sie der Tod
Beschlossen ist! —
Hier hielt nicht länger mehr
Der Jüngling sich; er trat hervor und sprach:
Sie wissen es, daß über sie der Tod
Beschlossen ist! —
Starr, mit weit offnem Aug',
Fuhr schnell Almeria zurück. Umsonst
Eröffnet sie zu lautem Angstgeschrey
Die Lippen; das Erstaunen macht sie stumm.
Er stand indeß vor ihr; ein Anblick, nie
Vorher von ihr geseh'n. Die span'sche Tracht,
Die rothe Feder, die vom Hut ihm fliegt,
Erhob noch mehr die siegende Gestalt
Des Jünglings. In Entzücken wirft er sich
Zu ihren Füßen, drücket ihre Hand
An feuervolle Lippen, und sein Blick
Ist Gluth, und lauter Liebe sein Gesicht.
Wer bist du, nahm zuletzt Almeria
Das Wort, nach dem sie sich etwas erhohlt:
Wer bist du, Fremder, mit der weißen Haut?
Du bist ein Gott, zum wenigsten ein Sohn
Der unsichtbaren Götter; denn so blickt
Kein Sterblicher; so ist nicht das Gewand
Von Menschen! — Ihr versetzt der junge Held:
Almeria, zu deinen Füßen kniet
Ein Sterblicher, ein Sohn des kühnen Volks
Vom Orient, das unter seinen Schutz
Dein Vater nahm, und nun verderben will.
Doch Dank sey es dem Gott, der mächt'ger ist,
Als eure Götter, die Unwürdigen,
Des Altars, denen Menschenblut allein
Ein süßes Opfer ist. — Dank sey's dem Gott,
Der uns beschützt, daß diese Lasterthat
Verrathen ward! So lange noch das Schwert,
Das euch besiegt, in unsern Händen blinkt,
So lange noch in unsrer mächt'gen Faust
Der Donner donnert, den des Himmels Herr
Uns anvertraut: so lange fürchten wir
Nicht eure List, nicht eure Heeresmacht.

Doch, wer bist du, o Schöne? Dein Gesicht
Nennt zwar dich Mexikanerinn; doch so
Denkt nicht, spricht nicht, die von der Kindheit an
Barbar'sche Pracht und Götzendienst erzog.
Mein Herz ist dein! Vergib, Almeria,
Der Liebe dieß Geständniß, das so schnell,
So unbereitet, so unausgeführt,
Dich überrascht. Du weißt es, die Gefahr
Hängt über unserm Haupt. Wir sind verkauft,
Wir sind verloren, wenn wir schleunig nicht
Den Sturm zerstreu'n, der uns verschlingen will.
Ich eile; doch darf ich, kaum wagt's mein Mund!
Darf ich dir fleh'n, wenn dieses Wetter sich
Verzogen hat, darf ich noch einmahl dich
Hier wiederseh'n? Er schwieg. Almeria,
Voll Furcht und Zweifel, schlug beschämt den Blick
Zur Erde. O ihr Götter! rief sie aus,
Was wünschest du, was forderst du von mir!
Entdeckte dich ein Auge von dem Volk,
Das euch mit solchen Tiegerherzen haßt,
Du wärst verloren, wenn dein Donner nicht
Vielleicht vor ihrer Wuth dich schützen kann.
Jedoch ich fühl's, ich muß dich wiederseh'n,
Ich muß dir tausend Fragen thun, muß dich
Erzählen hören von dem Wunderland,
Das dich gebar. Geh'! dich beschütze der,
Der bess're Gott, der nicht mit Menschenblut
Versöhnt seyn will! Hat euer Schicksal sich
Entwickelt; lebst du morgen noch, wie sehr
Wünsch' ich's, ihr Götter, daß du lebst! so nah'
Dich so wie jetzt der Pforte, welche dich
Zu mir geführt. Du, Niaragua,
Erwart' ihn. Jetzo fleuch, damit dich nicht
Der Tod ereile, den man euch gedroht! —

So sprach sie. Gußmann flog, nachdem er ihr
Unzähligmahl die weiche Hand geküßt,
(Und seinen Lippen schien sie sanfter noch
Als weißer Schönen Hand) mit schnellem Schritt
Den dunkeln Palmengang zurück, den er
Gekommen war, und eilet alsobald

Nach dem Pallaste zu, wo Cortes ihn
Voll Ungeduld erwartete. Ihm sah
Die Schöne lange nach mit trübem Blick
Und liebekrankem Herzen, bis er sich
In fernem Schatten ihrem Blick entzog.
Voll Unruh' stand sie auf, und wandelte
Tiefsinnig unter Schatten, wo am Quell
Der Cocus sich erhob. Ihr rauschte nicht
Der klare Quell, ihr wehte nicht vom Baum
Der frische West; für sie war die Natur
Einsam und traurig. Immer stand vor ihr
Des Europäers Bild, stets klang ihr noch
Der Liebe Ton in dem betrognen Ohr.

Wieland.

(Geboren 1733, gestorben 1813.)

Er schrieb in seiner Jugend zwey epische Gedichte. Das eine, die Prüfung Abrahams, in drey Gesängen; das andere: Cyrus, wovon er nur fünf Gesänge vollendete. Sein Vorhaben war, wie er selbst sagt, den größten seiner Vorgänger nachzueifern, und sie wenigstens in dem einzigen Stücke zu übertreffen, worin er es möglich fand, in der Größe des Helden und der Handlung. Er wollte die einzelnen Tugenden mehrerer anderer Helden, Tapferkeit, Klugheit, Großmuth und Weisheit, in ihm vereinigen und ihn dann zugleich als Menschenfreund, Helden, und Gesetzgeber im schönsten Lichte zeigen. Den Gebrauch der Maschinerie verschmähte er ganz. Glücklicher als in diesen beyden Versuchen des ernsten Heldengedichts, war Wieland späterhin in der romantischen Epopee, wie Oberon, Idris und der neue Amadis beweisen, welche allerdings durch Phantasie und scherzhafte Laune erfreuen, aber durch manches schlüpfrige oder frivole Gemählde ernsten und reinen Gemüthern anstößig werden.

Der Traum des Cyrus;

(aus dem dritten Gesange).

Unterdeß stieg der Herold des Tages am dämmernden Himmel
Einsam herauf. Vom Schlummer besiegt lag Cyrus im Haine
An der Seite des göttlichen Greisen. Ihm nähert sein Engel
Sich mit leisem ätherischen Tritt; dann steht er, und heftet
Blicke voll, mit Bewundrung gemischt, auf des Schlummernden Antlitz.
Sey mir gesegnet (so dacht' er bey sich)! Wie athmet die Ruhe
Deiner Seele aus dir! Wie sanft ist der Schlaf des Gerechten!
Von Gefahren umringt, am dunkeln Rande des Todes
Schlummert er sicher, im lächelnden Traum. O sey mir gesegnet,
Bester der Menschen! bald wirst du an Macht, wie an Güte, die Gottheit
Unter den Sterblichen bilden. Wie könnte dich, Cyrus, die Tugend
Schöner belohnen? Dein kühnstes Verlangen erreichte die Höhe
Dieser Seligkeit nicht, die aus den Wolken herabsteigt,
Dich zu umfangen. Zwar kennest du noch den hohen Beruf nicht,
Der zum Vollzieher der göttlichen Schlüsse, zum Rächer des Bösen,
Und zum Hirten der Völker dich weiht. Du wagst es nur furchtsam
Jener geheimen Ahnung zu trauen, die oftmahls mein Anhauch
In dir erweckte. Doch nun (so ist des Ewigen Wille!)
Soll ein Traumgesicht dir der Zukunft Scenen enthüllen. —

Also denkt er, und breitet jetzt sanft sein goldnes Gefieder
Über den Schlummernden hin. Ambrosische süße Gerüche,
Süß wie der Rosenathem des himmlischen Frühlings, entfließen
Seinen Schwingen. Mit englischer Kunst bereitet der Schutzgeist
Aus dem ätherischen Duft die hohen prophetischen Träume,
Die er ins Haupt des Schlafenden sendet. Jetzt däucht es dem Helden,
Mitten auf einem verbreiteten Feld voll Todtengerippe
Einsam zu steh'n; zerstreute Gebeine, gähnenden Schädeln
Gräßlich vermengt, bedeckten die blutgeschwärzten Gefilde.
Schauernd ging er hindurch, und siehe, die dürren Gebeine
Leben rings um ihn auf und sprossen in laubige Stämme.

Plötzlich umgrünt ihn von Lorbern ein Hain. Unzählbare Scharen,
Jünglinge, blühende Töchter und freudethränende Greise,
Eilen hervor aus dem Hain, und streuen Blumen und Palmen
Ihm in den Weg, und grüßen ihn Retter; ein freudiges Jauchzen
Füllt triumphirend die Himmel umher. Dann führt ihn die Menge
Segnend, in frohem Gedräng zu einem strahlenden Throne.
Menschen von fremder Gestalt, von fremden Sprachen und Sitten
Eilen herbey, ein buntes Gewimmel! Vom krummen Euphrates
Und von den Traubengeländern des Margus, vom duftenden Saba
Und aus Libanons cedernen Schatten, vom waldigen Taurus,
Vom Gestade des goldnen Paktols, und den blumigen Auen,
Welche die jonische Welle bespühlt, vom üppigen Cyprus,
Und vom beperlten Busen des persischen Meeres; unzählbar
Kommen sie, sein Gesetz zu empfangen, und jauchzen ihm Vater.
Um und um scheint die Natur sich ihm zu verschönern; die Ströme
Hören von fern des Gebiethenden Ruf, zu sandigen Wüsten
Ihre befeuchtenden Wellen zu tragen. Die friedsamen Meere
Schwellen von wallenden Segeln; der goldene Überfluß strömet
Unerschöpflich umher durch alle Adern des Reiches.
Cyrus sah es, und fühlte die Wonne der Götter im Busen.

Itzo däucht ihn, er eile mit schlüpfendem Gang die Provinzen
Seines Reiches zu schau'n; der Traum beflügelt die Reise.
Tausend wechselnde Scenen ergetzen mit ändernder Schönheit
Seinen forschenden Blick: bebaute Felder und Anger,
Weiß von wolligen Heerden, und stille elysische Haine,
Wo sich die Unschuld in Hütten gefüllt; dann marmorne Städte,
Die sich am Ufer der Ström' und spiegelnder Seen verbreiten,
Mütter der Künste, vom Witze belebt, der, kühn und erfindsam,
Eifert mit der Natur. Hier sah er des Elfenbeins Weiße
Unter der bildenden Hand in Heldengestalten erwachsen;
Dort auf Reihen köstlicher Säulen unsterbliche Tempel,
Und Obelisken von grauem Porphyr, mit redenden Bildern
Seiner Thaten bedeckt, sich in den Wolken verlieren;
Dort Myriaden geschäftiger Hände, den silbernen Cotton,
Oder des Seidenwurms zähes Gespinnst in bunte Tapeten
Künstlich zu weben, und Byssus im Blute der purpurnen Schnecke
Zweymahl zu tränken. Die Wissenschaft öffnet dem rastlosen Fleiße
Neue Pfade; umsonst verhüllt vor den Blicken der Weisen

Sich die Natur, sie dringen in ihre geheimeste Werkstatt.
Auch den Musen gefällts, den Schwestern der Freyheit, im Schatten
Seines beschirmenden Throns. In ihrem sanften Gefolge
Kommen die Grazien alle, die feineren sittlichen Freuden,
Und der zarte Geschmack, der Prüfer des Schönen und Edeln,
Was das gesellige Leben beglückt, die Künste, die Freuden
Zirkeln von Lande zu Land. Die milde Seele des Friedens
Athmet in Allen und schmelzt unzählbare Völker in Eines,
Ein harmonisches Volk, durch Sitten, weise Gesetze,
Und das stärkste Gesetz, das Beyspiel des Fürsten, gebildete.—

Alles das schildert der Traum vor seinen bezauberten Augen;
Flüchtig, wie sich am Halse der Tauben die Farben verwechseln,
Ändern die lieblichen Scenen sich ab, in bunter Verwirrung,
Doch in den hellesten Farben des Lebens. Die Seele des Helden
Schwimmt in frohen Gesichten, und staunt, ob's etwa ein Traum sey,
Was sie entzückt. Indem er noch staunt, umleuchtet sein Antlitz
Plötzlich ein himmlischer Glanz; die Gestalt des göttlichen Engels
Schwebt ihm entgegen, und spricht mit mächtig begeisternder Stimme:

Cyrus! du siehest das Reich, zu dessen unsterblichem Stifter
Dich Oromasdes erwählt. So werden die glücklichen Länder
Unter dir blüh'n; so wird der Friede die Völker umfassen,
So wird Ordnung und Freyheit und willige Tugend, die Tochter
Deiner Gesetze, die Menschen zu ihrer ursprünglichen Schönheit
Leiten; so wird die Liebe der Völker, der reizende Anblick
Ihres Glückes, dein Herz mit Götterfreuden belohnen!
Laß den hohen Gedanken dich stärken! dich führet, o Cyrus,
Unsichtbar, aus den Wolken gestreckt, des Allmächtigen Rechte. —

Da er dieß sprach, entschlüpft' er dem Auge des Sterblichen wieder,
Und die Bilder des Traums zerflossen in Düfte des Morgens.
Wie die Seele des Frommen, der jetzt, vom letzten der Kämpfe
Mit den Tod ermüdet, in sanften Schlummer sein Haupt neigt;
Unterdeß windet, von Schauern des neuen Lebens ergriffen,
Sich in süßer Betäubung sein Geist vom sterblichen Leibe;

Wenn er dann, plötzlich erweckt, sich im Arm der Unsterblichen findet,
Die mit zärtlichem Blick ihm lächeln und Bruder ihn nennen;
Um und um schimmert von Engelsgestalten der Äther, sein Auge
Schaut ins Unendliche hin, sein Ohr hört himmlische Töne,
Hört aus tiefer Entfernung die Harmonien der Sphären;
Wie er sich da in Entzückung erhebt, und seiner Empfindung
Kaum die Wirklichkeit zutraut, und zweifelt, ob's nicht ein Traum war,
Als er zu leben vermeinte: so hob von seinen Gesichten
Cyrus sich auf, und schaut voll Wunder dem fliehenden Traum nach.
Noch erschüttern ihn heilige Schauer, noch schimmern die Bilder
Um sein Auge, noch rührt ein Nachklang der englischen Lippen
Säuselnd sein Ohr. Erstaunen und süße Bestürzung und Freude
Fesseln auf Augenblicke die mächtige Seele des Helden.
Aber bald reißt sie sich los, versammelt ihre Gedanken
Alle zu sich, und prüft die Wunder des göttlichen Traumes.
Dann erhebt er sein Auge gen Himmel, und heil'ges Entzücken
Breitet sich über sein Angesicht aus. Hier bin ich, so ruft er,
Wer du auch bist, gewiß der Diener des Ewigen einer,
Der du vor meinem Geist der Zukunft Heiligthum aufthatst!
Welch ein Gesicht! welch himmlisches Feuer durchglüht mich! Wer hauchet
Diese Seele mir ein? Ja, Vater der Geister, du selber
Hauchst sie in mich! du bist's! Ich fühle deiner Umschattung
Unaussprechliche Ruh, ich hör' im innersten Busen
Deine Stimme! sie weihet mich ein zum heil'gen Geschäfte,
Unter den Menschen dein Engel zu seyn, dein Werkzeug, der Erde
Gutes zu thun. — Wo ist, wo ist von allen Erschaffnen
Einer glücklich wie ich? Zu welcher Tugend, zu welchen
Göttlichen Pflichten, zu welchem Bestreben, dir selber von ferne
Ähnlich zu werden, berufest du mich! Mit frohem Gehorsam
Eil' ich, die Wege zu geh'n, wo deine Rechte mich leitet. —
Also wallet sein Herz, von seiner erhabnen Bestimmung
Mächtig entzückt, in Empfindungen auf; unsterblicher Muth schwellt
Seine Adern; sein Angesicht glänzt wie die herrschende Stirne
Eines Engels. So geht er hervor, die Befehle zu geben,

Daß sich das Heer, und mitten im Heere die Führer versammeln.
Unterdessen ruht noch furchtsame Stille mit bleyernen Flügeln
Über dem feindlichen Lager. So sinken des Oceans Wogen
Vor dem nahen Orkan in stumme tödtliche Stille:
Ängstlich sehen die Schiffer am äußersten Kreise des Himmels
Sich das schwarze Gewölk' mit Untergang schwanger heraufzieh'n;
Eilend fleugt es, von Stürmen gejagt; schon donnert das Rauschen
Ihrer Flügeln von fern; den Schiffern erstarrt vor Entsetzen
In den Adern das Blut, die Knie schwanken, der Busen
Keuchet vor Angst, die Ruder entsinken den bebenden Händen:
Also bebten vor banger Erwartung die Sclaven von Assur.

Die Prüfung Abrahams.

Episches Gedicht in drey Gesängen *).

— — — Sie folgten der Taube
Bis an den Fuß des Maria. Hier ließ der Vater die Sclaven,
Ihn zu erwarten zurück. Dann legt' er das Holz zum Opfer
Auf die Schultern des Knaben, und nahm das Messer und Feuer.
Also ging er mit Isaak allein, die führende Taube
Immer voran. Des Jünglings Herz erhob sich von Andacht
Und von stillen Schauern, als fühlt' er die Gottheit schon nahe,
Und ein heiliges Roth umschimmert sein bethendes Antlitz.
Jetzo sprach er zu Abraham: Vater! siehe, wir nahen
Uns dem Berge, wo Gott sich unser Opfer ersehn hat.
Schon erblick' ich die Taub' auf jenem Hügel sich setzen.
Aber wo ist das Lamm, das ihm zu Ehren dort blute? —
Also sagt' er in Unschuld. Mit bangen zärtlichen Augen
Sah sein Vater ihn an, und sagte: Der Gott Schaddai
Hat sich selbst, o mein Sohn, ein Lamm zum Opfer ersehen;
Sah dann thränend gen Himmel und schwieg. Auch schwieg jetzt der Jüngling.
Bald erstiegen sie auch den heiligen Hügel; man nannt' ihn
Golgatha in den späteren Zeiten; hier hast du, Messias,

*) Die gegenwärtige Stelle, aus dem dritten Gesange, erzählt die Opferung Isaaks mit Würde und in einem einfach rührenden Ton, welcher dem ganzen Gedichte eigen ist, und jedes fromme Herz anspricht.

Von der Höhe des Kreuzes dein göttliches Leben geblutet!
Ehrfurchtsvoll fielen sie hin und küßten die Erde. Dann thürmte
Abraham einen Altar auf frischem Rasen und deckt' ihn
Mit dem gespalteten Holz; dann sprach er zum staunenden Sohne:
Jetzo vernimm, mein Sohn, was Gott für ein Lamm sich erwählt hat!
Zittre nicht, mein Kind! — Jehova befiehlt, vernimm ihn mit Ehrfurcht!
Dich, befahl er mir, soll ich ihm opfern, dich, meinen Geliebten,
Sarah's einzigen Sohn. — Ich folge dem hohen Befehle.
Zwar es bricht mir mein Herz! Doch — Gott ist's, der dich mir schenkte,
Ihm gehörst du, er fordert dich wieder! Erfreue dich, Jüngling!
Aber du weinst! o weine nicht mehr; du solltest dich freuen,
Daß der Richter dein Blut, vor dem Blute der Lämmer im Thale,
Sich zum Zeichen erwählt, das ihn des Mittlers erinn're.
Siehe, mein Kind, dort oben, wo schon sich die Pforten dir öffnen,
Winden die Seraphim Kränze! dort wirst du leben und Gott seh'n,
Was du so zärtlich gewünscht; viel herrlicher wirst du ihn sehen,
Als ein sterbliches Auge vermag, von Antlitz zu Antlitz!
Laß vor der himmlischen Hoffnung, die alle irdischen tilget,
Diese Thränen versiegen, und gib dein blühendes Leben
Willig dem Schöpfer zurück, der dir ein ewiges zuführt! —

Da er so sprach, umarmt ihn der Jüngling mit kindlicher Inbrunst,
Netzte mit wenigen Thränen die bleichen Wangen des Vaters,
Der ihn verstummend umhalst. Elhanan *) sahe den Anblick
Nahe von einer Ceder herab. Da bebte sein Herz ihm
In der himmlischen Brust; er sah mit erblassendem Antlitz
Ängstlich herab, sein Jugendglanz schwand auf der seligen Stirne.
Jetzo hört er, wie Isaak, aus Abrahams Armen sich windend,
Ruhig zu seinem Vater spricht: Mein Vater! die Thränen,
Die du mich weinen siehst, sind nicht unwillige Thränen,
Sind nicht Thränen der Furcht: das Auge, das Herzen durchschauet,

*) Der Engel.

Sehet mich jetzt, und ist von meinem Gehorsam mir Zeuge.
Zwar, ich hoffte (wie gern ersinnt sich die Hoffnung ihr Schicksal!)
Länger auf Erden zu leben, mit Freuden dein Alter zu krönen,
Und der besten der Mütter einst spät die Augen zu schließen.
Fromme Hoffnungen winkten mir zu; oft weint' ich vor Freude
Ihnen entgegen. Doch sollt' ich sie nicht mit ruhigem Herzen
Mit den schönern vertauschen, die Gott so früh mir bestimmet?
Nur der Gedank' an die zärtliche Mutter, der zwingt mich zu Thränen,
Ach, der schmelzt mir das Herz! Wie wird sie die Nachricht ertragen?
Stärk', allmächtiger Gott, sie, o stärke sie, daß sie dem Elend
Nicht erliege, das bald ihr mütterlich Herz bestürmet.
Doch ich vertrau', er werde sie trösten! Auch dich, o mein Vater!
Und nun weiche, Betrübniß, von mir! Verstummet, ihr Thränen,
Und kein Seufzer errege dieß Herz, das dem Herren geweiht ist.
Sieh, hier bin ich, mein Vater! das Opfer ist willig zu bluten!
Thue mir, wie dein Gott dir befahl! — Erhabner Gedanke,
Unaussprechlicher, süßer Gedanke, die Gottheit zu schauen,
Vor den Thron hingebückt, sie anzuschau'n, und zu leben,
Wie beruhigst du mich! wie sieht mein Geist jetzt so helle!
Keine Hoffnung, kein thränender Freund, nicht Rika, ja selbst nicht
Deine Thränen, o Mutter, nicht deine ringenden Hände,
Könnten die heilige Ruh' aus meinem Herzen vertreiben.
Weint nicht, Gespielen, um mich, und wenn euch die zärtliche Liebe
Ja zu weinen befiehlt, so lächelt unter die Thränen,
Gegen die Höhen hinauf, wo ewige Freuden mich küssen! —

Da ihn sein Engel so hört, da kommt die hellste Entzückung
Wieder in seine Gestalt; er geht mit umschimmernder Klarheit
Vorwärts, und rüstet sich schon, den neuen Freund zu empfangen.

* * *

Damahls sah der ewige Vater zur Erde herunter;
Und da er Abraham sah, der jetzt zum Opfer bereit stand,
Sprach er zu den Engeln, die um das Heiligthum wachten:
Abraham hat die Probe gehalten! Er hat, mir zu dienen,
Seines einzigen Sohns nicht verschont. Dort steht er, und strecket
Schon die Hand nach dem Stahl. —

(Gott sendet nun den Seraph Eloa, dem Abraham die Hand zurückzuhalten, und ihn zu segnen.)

Alsobald schimmert der Seraph mit tausendmahl schnellerem Flügel,
Als um den Himmel der Himmel die obersten Sphären sich schwingen,
Schnell wie Gedanken der Cherubim geh'n, zur Erde herunter.
Schon war er da, als Abraham eben das Messer gezückt hielt,
Seinen Sohn zu durchboren, der über den Altar sich bückte;
Denn der Seraphim Zeit ist nicht wie der Menschen; sie können
Jene unmerkliche Zeit, die den Menschen zwischen Empfindung
Und Empfindung verfließt, mit großen Thaten erfüllen.
Also war die Reise des Seraphs. Nun schwebst du, Eloa,
Majestätisch, in ewigem Glanz, ein Gesandter der Gottheit,
Über Abraham hin; weit um dich schimmern die Wolken
Gleich der himmlischen Abendröthe. Und hoch aus den Wolken
Ruft der Bothe des Herrn mit mächtiger Stimme herunter:
Abraham! Abraham! — Plötzlich erhebt der Vater sein Antlitz,
Sieht Eloa, und schaudert zurück; das Opfermesser
Zittert ihm aus der Hand. Der empyreische Schimmer
Und die Gestalt Eloa's, der wie ein Gott, wie der Erste
Aller Erschaffenen, stand, und mit gütigem Aug' auf ihn hinsah,
Überschwemmte sein Herz mit unaussprechlicher Freude.
Abraham fiel auf sein Angesicht hin, und lag vor Eloa.
Hebe dich auf, Gesegneter Gottes, so rief jetzt Eloa,
Nie ist dir eine willkommnere Bothschaft vom Himmel gekommen.
Gott hat deinen Gehorsam geprüft und lauter befunden;
Ihm zu gehorchen, verschontest du nicht des geliebtesten Sohnes.
Jetzt sey Isaak der Lohn des gottgelassenen Glaubens. —
Abraham hob sich auf, mit ausgebreiteten Armen
Weint' er gen Himmel; noch konnt' er nicht reden; sein väterlich Herz war
Seinen Gefühlen zu eng, er dankte nur schweigend zu Gott auf,
Aber sein Angesicht glänzte von himmelähnlichen Freuden. — —

* * *

Nun umarmt' er den Knaben; der sah, im Anblick der Engel
Lieblich verloren, den Vater nicht mehr. — —
Also schwebte die Seele des Jünglings in englischer Wonne,
Hochentzückt, da ihn der Vater mit stärkerer Inbrunst umarmte,
Als er ihn jemahls umarmt. Bald kam am Herzen des Vaters
Seine Seele zurück; er sieht nun Abraham wieder,
Sieht ihn, und küßt von der Wange des Vaters zwey glänzende Thränen.

Durch seine romantischen Heldengedichte, deren die deutsche Literatur zu seiner Zeit entbehrte, machte Wieland eine neue glänzende Epoche. Die Vorzüge, welche sie wirklich haben, wurden nicht nur mit allgemeinem Beyfalle erkannt, sondern hier und da auch überschätzt; indem er durch Phantasie und Laune hinriß, und zugleich durch Frivolität und Sinnenschmeicheley bestach. Sein erstes, aber nicht vollendetes Werk der Art war Idris, ein romantisch-komisches Heldengedicht, welches im Jahre 1768 erschien, aber unvollendet blieb. Im Jahr 1771 folgte der neue Amadis in achtzehn Gesängen. Ähnlich an Ton und Inhalt ist diesen beyden auch das Gedicht Liebe um Liebe in acht Büchern, dessen Stoff aus der Geschichte der Tafelrunde genommen ist. Für Wielands episches Meisterwerk wird der Oberon, in zwölf Gesängen, erkannt, eine sehr freye Bearbeitung der Rittergeschichte des Hüon von Bordeaux, welche in der Bibliothéque universelle des Romans vom Grafen Tressan erzählt wird. Dieses Gedicht besteht, wie Wieland selbst bemerkt, aus drey Hauptpartien: nähmlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers übernimmt; aus seiner Liebesgeschichte mit der schönen Rezia; und aus Oberons Versöhnung mit der Elfenköniginn Titania. Diese drey Theile sind auf eine sehr anmuthige Weise zu einem schönen Ganzen verbunden. Als Probe folgt hier eine Stelle aus dem Gedicht Idris.

Das Ideal.

(Dritter Gesang.)

1.

Da wo der Kaukasus sein fabelhaftes Haupt
Den Sternen zeigt, da liegt, von steilen Felsenwällen
Vermauert, ein stilles Thal, voll leicht bekränzter Quellen,
Vom Herbste stets begabt, vom Frühling stets belaubt,
Dem dichterischen gleich, wo einst ein Gott der Höllen
Der blonden Ceres Kind, das Blumen las, geraubt;
Lau wie der Hain, wo sich Dionens Tauben gatten,
Und dämmernd wie das Land der Schatten.

2.

Hier ruht, umkränzt von Gärten und von Hainen,
Auf Pfeilern von Smaragd des Gnomenkönigs Sitz,
Statt Marmor und Porphyr erbaut aus Edelsteinen;
Gemacht, den lächerlichen Blitz
Der Erdengötter auszuscheinen,
Die stolze Armuth, die vom Witz
Des Reichthums Miene borgt, die sich in Flittern bläht,
Den Lehm zu Marmor macht, und Holz zu Gold erhöht.

3.

Hier war es, wo ich mir bewußt zu seyn begann;
Hier wuchs ich, ohne zu erfahren,
Wer mir das Leben gab, vom Säuglingsalter an
Von menschlicher Gestalt gesondert, unter Scharen
Grotesker Gnomen auf, und war mit achtzehn Jahren
Vor allen Höflingen des Königs Kormoran,
Der Damen Urtheil nach, geziert mit allen Gaben,
Die Verjährungsrecht an ihre Gnade haben.

4.

Bey Gnomen ein Adon zu seyn,
Bewies für meinen Reiz sehr wenig;
Man sagt, ein Schielender ist unter Blinden König,
Und niemahls traf dieß Sprichwort besser ein.
Indessen machte doch zu meiner größten Pein,
Der kleine Vorzug mir mehr Herzen unterthänig,
Als je ein junger Herr, der auf's Erobern zog,
Mit einem Blick erlegt zu haben log.

5.

Man kennt die Reizungen, womit Gnomiden prangen;
Zum mind'sten waren sie, mein junges Herz zu fangen,
Sich einen Überfluß von Lieblichkeit bewußt;
Hier trotzten mir zwey kupferfarbne Wangen,
Hier ein gespaltnes Kinn, dort eine breite Brust.
Für einen Dritten war ihr Wettstreit eine Lust;
Doch mich, den unverletzt, so viele Pfeile trafen,
Mich hinderten ganz and're Träum' am Schlafen.

6.

Wer bin ich? fragt' ich mich. — Kein Gnom! Dieß sagen mir
Der Brunnen flüssig's Glas, des Schlosses Spiegelwände;

Mein Herz bekräftigt es; es sagt mir's die Begier
Nach Wesen meiner Art, für die ich das empfände,
Was diesen sich versagt. Wie find' ich mich denn hier?
Was brachte mich in dieser Zwergen Hände?
So fragt' ich stets mich selbst, und sann vergebens nach,
Bis meine Ungeduld zuletzt das Schweigen brach.

7.

Ich fiel dem Könige zu Füßen,
Und bath ihn, mir ein Räthsel aufzuschließen,
Das mir die Ruhe stahl. Er nannte mich nicht klug.
Wie, rief er, ist dir's nicht genug,
Von Kormoran den Liebling dich zu wissen?
O hätte, da ich dich noch auf den Armen trug,
Da du durch Lächeln mir die ersten Triebe zolltest,
Hätt' ich gedacht, daß du mich einst so fragen solltest?

8.

Doch, was der König sprach und that,
War ohne Kraft, mich einzuwiegen.
Nichts was ich sonst geliebt, nichts gab mir mehr Vergnügen;
Gleichgültig sah ich jetzt den ganzen Gnomenstaat
(Mein Erbtheil, sagten sie) zu meinen Füßen liegen.
Ich zog mein Herz allein zu Rath',
Und glaubte viel zu gern den Schlüssen, die es machte,
Als daß ich den Beweis ihm abzufordern dachte.

9.

Nein, sagt' ich einst zu einem Spielgesellen,
Dem ich gewogner war, beredet mich nur nicht,
Daß hinter jenem Berg, der in die Wolken sticht,
Nichts sey als Luft und uferlose Wellen;
Sagt mir's, so oft ihr wollt, ich nenn' es ein Gedicht:
Vergebens zwing' ich mich, mir vorzustellen,
Ich sey ein Gnom und eures Königs Sohn;
O sagt mir, wer ich bin, und nehmt dafür den Thron.

10.

Der junge Gnom, der nie von Menschen was gehört,
Verlachte mich mit meinen Träumereyen;
Er stritt mit mir, doch blieb ich unbekehrt.
Die Stimme der Natur läßt sich nicht überschreyen.

Ist's, dacht' ich, auch ein Traum, der schmeichelnd mich bethört,
Dem Hoffnung und Begier der Wahrheit Farbe leihen;
Es sey! ich lieb' ihn doch! Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.

11.

Wenn unser Herz erwacht, dann scheint, was uns umgibt,
In die Empfindungen, wovon wir glüh'n, versenkt:
In des Verliebten Auge liebet
Luft, Wasser, Baum und Kraut; der Ungeliebte denkt,
Daß sich des Himmels Stirn' um seinetwillen trübet,
Und daß Aurora weint, wenn sie die Blumen tränkt;
Wie dem, der glücklich ist, die ganze Schöpfung lächelt,
Seufzt jenem Zephyr selbst, der Florens Busen fächelt.

12.

So ging es mir: ich suchte meinen Stand;
Und Alles, was empfand und nicht empfand,
Schien mir in das, was mich betraf, verschlungen,
Von Sympathie mit meinem Gram durchdrungen,
Und besser als ich selbst mit mir bekannt.
Mein sehnend Herz gab selbst den Bäumen Ohr und Zungen:
Ich fragte sie, und dem getäuschten Ohr
Kam ihr Gelispel oft wie eine Antwort vor.

13.

Ich weiß nicht, was für eine Sache
Von Wichtigkeit den Gnomen Arbeit gab:
Ich schweifte täglich ohne Wache
Im Hain umher, ich stieg ins Thal hinab,
Und eh' ich wieder kam, lief oft die Sonne ab;
Doch fragte niemand, was ich mache.
Durch diese Freyheit wurde bald
Der grauenvollste Wald mein liebster Aufenthalt.

14.

Die Ruhe der Natur, das allgemeine Schweigen,
Das hier aus dicht verflochtnen Zweigen
Allein die Waldmusik der Vögel unterbrach,
Schien die wollüstige Melancholie zu säugen,
Worin mein Geist so gern sich mit sich selbst besprach;
Der äußre Sinn entschlief, das Herz allein blieb wach,
Geschäftig, seine Wünsch' in seltsame Gestalten
Von Zärtlichkeit und Wonne zu entfalten.

15.

Ein kleiner Zufall lehrte mich
Um diese Zeit mein Herz noch besser kennen.
Der junge Gnom, mein Freund (das heißt, den ich
Genöthigt war, aus Mangel so zu nennen),
Fing an für ein Geschöpf, das einem Äffchen glich
(Doch nur in meinem Aug'), in voller Gluth zu brennen:
Denn in der Gnomen-Welt gestand ihr selbst der Neid
Den Preis der Liebenswürdigkeit.

16.

Wir stritten oft, wenn er mit aller Schwärmerey
Der Leidenschaft mir schwor, daß ihre Adlernase
Der Thron des Liebesgottes sey,
Und daß kein Frühlingswind aus rundern Backen blase;
Mir schien es, wenn ich ihn so reden hört', er rase;
Ihm schien mein Urtheil Raserey:
Wir sahen uns nie, ohne uns zu zanken;
Doch mir erweckte dieß besondere Gedanken.

17.

Wie, dacht' ich, müßt' ein Mädchen seyn,
Mir Aug' und Herz zugleich zu rühren?
Kann diesen Gnom die Häßlichkeit verführen?
Und ist ein Mißgeschöpf ihm eine Venus? — Nein!
Ihn überwältigt bloß ein Trieb, der allen Thieren
Gemein ist; jegliches nimmt seines Gleichen ein:
Der Pfau gefällt dem Pfau, die ungestalte Eule
Find't ihren Gatten schön, glaubt, daß er lieblich heule.

18.

Bin ich's allein, für den kein Wesen meiner Art,
Kein Gegenstand der unstillbaren Triebe,
Die ich in mir empfind', erschaffen ward?
In Luft und Fluth seh' ich den Geist der Liebe,
Der Alles, was sich fühlet, paart:
Vergaß mich die Natur? nur mich allein? wo bliebe
Ihr mütterlicher Sinn? Nein, nein! mein Herz sagt nein!
Es ahnet mir, mein Wunsch muß wirklich seyn.

19.

Jetzt bracht' ich oft vom frühen Morgen
Bis in die Nacht mit eitlem Suchen zu:
Wohin, rief ich, wohin, Natur, hast du
Die Göttliche vor mir verborgen?

So stahlen meines Herzens Sorgen
Bey Tag mir alle Zeit, bey Nacht mir alle Ruh:
Wohin ich meine Augen wandte,
Sah ich in wachem Traum die holde Unbekannte.

20.

Einst, da ich mich von ungefähr
(Es hatte kaum zu tagen angefangen)
Im tiefsten Hain verlor, da kam ein großer Bär
Aus dem Gestripp, auf mich gerade zugegangen.
Ihm zu entfliehen, war so schwer,
Als, wehrlos wie ich war, die Oberhand erlangen;
Allein der grimmigste vom ganzen Bärenstamm,
Dem Ansehn nach, war frömmer als ein Lamm.

21.

Sein Brummen glich dem Murren einer Katze,
Der man den Rücken streicht; er blieb von meinem Platze
Drey Schritte steh'n, und lächelte mich an
So gut ein Bär nur immer lächeln kann;
Es schien, er winke mir, mich ihm getrost zu nah'n,
Zu sehen, was er mir in seiner rauhen Tatze
Entgegen hielt. Ich weiß nicht was mich zog;
Genug, daß mein Instinct auch hier mich nicht betrog.

22.

Ich nahte mich, ich sah, und schauerndes Entzücken,
Indem ich stand und schaute, fuhr
Schnell durch mich hin — ich sah — welch eine Creatur!
So lieblich (zwar vielleicht in meinen Augen nur)
Daß, mich vollkommen zu beglücken,
Mir sonst nichts nöthig schien, als stets sie anzublicken.
O Götter! rief ich aus, sie ist's, die ich gesucht,
Sie ist's! — Hier hemmet mich des Bären schnelle Flucht.

23.

Er lief, als ob er sich vor zwanzig Jägern rette,
Und ich, ganz außer mir, ich lief ihm nach, als hätte
Der Liebesgott mir Flügel angesetzt:
So flieht ein Reh, aus seinem grünen Bette
Von Cynthiens Gespielen aufgehetzt.
Der Räuber schien durch meinen Schmerz ergetzt,
Hielt, wenn ich hinter ihm mit kürzern Schritten keuchte,
Oft lange still, und lief, sobald ich ihn erreichte.

24.

Schon war ich viele Meilen weit
Durch einen Labyrinth von ungebahnten Wegen
Dem Bären nachgerannt, als endlich das Vermögen
Dem Willen unterlag: erschöpft von Mattigkeit,
Von Durst gebrannt, unfähig mich zu regen,
Sank ich zu Boden hin, und ließ dem Gegner Zeit,
Mit dem geliebtem Bild im Rachen,
Indeß ich lechzend lag, sich unsichtbar zu machen.

25.

Zu gutem Glücke war mein Ruheplatz nicht ferne
Von einer moosigen Cisterne,
An deren Rand ein alter Palmbaum stieß,
Der seine reife Frucht freywillig fallen ließ.
Hier war, wo mir die Noth bewies,
Daß man durch sie aus Pfützen trinken lerne.
Nie schmeckte mir aus Gold der Wein von Alicant
So wohl, wie dieser Schlamm aus meiner hohlen Hand.

26.

Nachdem ich mich erquickt, so fing ich an, bey mir
Den Wundern dieses Tag's gelass'ner nachzuspähen.
Nein, dacht' ich, dieser Bär ist kein gemeines Thier;
Und wie er mir gezeigt — hier steht der Abdruck, hier
In dieser Brust, und wird hier ewig stehen! —
Ist mehr als ein Geschöpf erfindender Ideen:
Von solchen Kindern kann allein
Die unverschönbare Natur die Mutter seyn.

27.

Ja, Amor flistert mir, daß ich dich finden werde,
Du meines Herzens Königinn!
Ich suche dich, so weit die Sonnenpferde
Des Tages gold'nen Wagen zieh'n.
Bist du zu schön, um die Bewohnerinn
Zu seyn von dieser niedern Erde,
So soll, dich in vollkommnern Sphären
Zu suchen, Amor mich des Äthers Pfade lehren.

Johann Baptist v. Alxinger.

(Geboren zu Wien im Jahre 1755, gestorben 1797.)

Seine beyden Hauptwerke sind die Rittergedichte: Doolin von Mainz, und Bliomberis. Beyde zeigen einen — wenn auch nicht genialen — doch gewiß talentvollen Dichter, welcher den von seinem Vorbilde Wieland gebahnten Weg mit Glück betrat. Die folgende Stelle ist aus dem Gedichte Doolin von Mainz genommen:

Doolin ist nach vielen Abenteuern um seine geliebte Flandrine, von dem König der Dänen, Danemond, in einem Zweykampf heimtückischer Weise rückwärts durchstochen worden, indem der Zwerg des Dänen, ein Zauberer, Doolin mit einem Blendwerk täuschte, so daß Doolin mit dem König zu fechten glaubt, indem er nur mit einem Zauberdunst focht. Doolin bleibt als todt liegen; der Dänenkönig nimmt ihm das Schwert, und nachdem er dessen getreue Sachsen geschlagen hat, bemächtigt er sich der Burg Flandrinens, und will sie zwingen, seine Gemahlinn zu werden. Indessen hat Betrand, ein weiser, mit außerordentlichen Kräften begabter Mann, den Unfall seines Freundes Doolin vernommen. Hiermit beginnt der letzte Gesang:

O du, dem die Natur ein Herz voll Liebe gab,
Der mit Flandrinen sich vereinte,
Und ihren, ach, zu früh! gefall'nen Held beweinte,
Freund, trockne dir die edlen Thränen ab,
Und steig getrost mit mir auf seinen blut'gen Hügel,
Wo ihn für todt der Wüthrich hingestreckt;
Sieh! stärker noch, als alle Bosheit, deckt
Den schwer Verwundeten der Freundschaft heil'ger Flügel.

* * *

Denn eh' sein Leben ganz aus dieser Wunde trof,
Mahlt sich durch magische Gesichte
Die ganze klägliche Geschichte
Vor Betrands Augen ab. Gleich wirft der Philosoph,

Für seinen Freund auf's zärtlichste besorget,
Sich in den Wagen, fleugt, als hätt' er zum Gespann
Von Helios Lichtstrahlen sich erborget,
Und langt zu rechter Zeit noch an.

* * *

Zuerst, um sich vor Überfall zu sichern,
Versetzet er den Grund drey deutsche Meilen weit,
Dann trocknet er mit seid'nen Tüchern
Die spannenlange Wunde, streut
Ein Pulver d'rauf, das, fein und grau wie Asche,
Das Blut im Augenblicke stillt;
Dann langet er nach seiner gold'nen Flasche;
Mit Lebens-Elixir war diese voll gefüllt.

* * *

Sieh, sieh! das Elixir berühret kaum die Wunde,
So heilt sie zu, und Doolin rafft
Mit wieder rothgefärbtem Munde
Sich auf vom Boden; neue Kraft
Blitzt aus den Augen ihm und schwellt ihm alle Sehnen;
Er schüttelt sich, als wie nach einem schweren Traum;
Der Weise tritt vor ihn; der Held erkennt ihn kaum,
So strömet schon sein Dank in bittersüßen Thränen.

* * *

Mein Freund, mein Schutzgeist, ruft er auf,
Ihr seyd's, Euch dank ich es, daß Blut in meinen Adern
Noch übrig blieb; Ihr habt den ungerechten Lauf
Des Glücks gewandt! — Laß uns nicht mit dem Glücke hadern;
Sagt Betrand, was ist Glück? ein leerer Schall, der nicht
Doolins Mund befleck', ein lächerlich' Gedicht
Der Thoren, die ihr Recht der Vorsicht rauben,
Und dann mit diesem Nichts sie zu ersetzen glauben.

* * *

Ich kann der ew'gen Weisheit Schluß
Nicht, wie euch etwa dünkt, nach meiner Willkühr wenden;
Ein schlechtes Werkzeug nur in ihren heil'gen Händen,
Thu' ich, was sie gebeut, und muß,

Je unverkennlicher, je heller
Ein bloß von ihr geborgter Schein
In meine Seele glänzt, je eifriger und schneller
Zu schuldigem Gehorsam seyn.

* * *

Ich sah, so wie man in die Weite
Durch Röhre sieht, das Übel, das euch dräute;
Es hindern konnt' ich nicht, und hätt' es nicht gewollt.
Der herrlichste Tribut, den man der Gottheit zollt,
Das Mittel, das die Erdefreuden
Unschädlich macht, veredelt, würzt
Der Engel, der uns oft nur darum nieder stürzt,
Damit er uns noch mehr erhöh', ist Leiden.

* * *

Bald seht Ihr selbst, wie schön die Vorsicht Ring an Ring
In ihrer Kette schloß: die Prüfung, welche trüber
Als eine Wetterwolk' ob Eurem Haupte hing,
Ist, freut euch dessen, bald vorüber;
Und jeder Kuß auf Eurer Dame Mund
Macht Euch alsdann die große Wahrheit kund,
Daß selbst die Widerwärtigkeiten
Uns höheren Genuß, uns rein're Lust bereiten.

* * *

Der Jüngling, als der weise Mann
Von seiner Dame spricht, steht da, wie wonnetrunken;
Nachhängend seinem süßen Wahn,
Meint er, sie sey bereits an seine Brust gesunken.
Er küßt, umarmet sie, er spricht mit ihr: O du
Mein Alles, fand ich dich! o wohlbelohnte Mühen!
Nun soll kein Gott dich mehr aus diesen Armen ziehen!
So schwärmt er; lächelnd hört der gute Betrand zu;

* * *

Hört zu mit jenem Hochgefühle
Des Edlen, der die Tugend nach dem Ziele
Gerücket hat und seines Werks sich freut.
Er gibt dem Held ein leinen Kleid
Anstatt des Panzers und der Schienen,
Gibt ihm ein Saitenspiel in die geübte Hand,
Doolinens Kunst darauf war ihm nicht unbekannt;
Die sagt er, werden euch zu Eurem Zwecke dienen.

Doch jetzund ruhet erst: hier beuth der Erde Schooß
Auf meinen Wink Euch kühles sammtnes Moos,
Und morgen, wann die Flur der Strahl des Abends röthet,
Seyd Ihr — vor Eurer Schönen Schloß,
In das Ihr dann mit festem Muthe tretet.
Er sprach es und verschwand; ein Chor von Vögeln flötet
Den Held in einen Schlaf, der zwanzig Stunden währt,
Und, wie er handeln soll, durch Traumgesicht' ihn lehrt.

* * *

Des andern Tags, weh euch, ihr Dänen!
War Doolin, als die Flur der erste Strahl
Des Abends röthete, mit einem Mahl
Wach und beym Schlosse seiner Schönen.
Er geht hinein durch's unbewachte Thor
Und dränget sich, als käm' er, diese Feyer
Mit zu verherrlichen, durch Hülfe seiner Leyer
Bis zu des Brautpaars Sitz hinvor.

* * *

Wer bist du, schnaubt der trunk'ne Dänenkönig
Ihn an; doch kümmert dieß den Ritter, dessen Blick
Den Ausgang schon erspähet, wenig.
Seht Ihr denn nicht, schnaubt er zurück,
Daß ich ein Sänger bin? und, ohne viel zu prahlen,
Kein schlechter; hört mich nur mit nöthiger Geduld!
Gefällt mein Lied Euch nicht, so ist es meine Schuld,
Auch sollt Ihr mir dafür nicht einen Pfennig zahlen.

* * *

Bey meinem neuen Thron, bey meiner schönen Braut,
Schreyt Danemond, der ihn von Fuß zu Kopf beschaut,
Du bist ein ganzer Narr, doch das gefällt mir eben.
Sing zu! Ja, trocknen Mund's ein Liedchen anzuheben,
Herr König, glaubet Ihr, daß dieß der Singkunst frommt?
Er spricht's, und leert des Königs eig'nen Becher;
Der schreyt: Ha! das ist mein! — Es ist nur, wem es kommt,
Nicht wem man's zugedacht, erwiedert unser Zecher.

* * *

Die Fürstinn, ob er gleich ihr hart zur Seite stand,
Hat ihren Ritter nicht erkannt.
Denn jeder Reiz, der sonst, mit Majestät vermischet,
Auf seiner Stirne saß, war heute weggewischet;

Heut hat sein dichtes goldnes Haar
Sich unter Betrands Hand verdünnet und gebräunet,
Und nur mit halbem Lichte scheinet
Sein durch die Kunst getrübtes Augenpaar.

* * *

Und doch, doch war er kaum zum Saal hereingegangen,
Als schon, der süßen Ahndung voll,
Flandrinens Schwanenbrust ihm sanft entgegen schwoll;
Und nun er näher kam, so blühten ihre Wangen
Mit frischem Roth, ein Lächeln zog sich rund
Um ihren küssenswerthen Mund,
Mit leise tönendem Gefieder
Ließ sich auf sie die holde Freude nieder.

* * *

Sie wußte nicht, wie ihr geschah,
Sie wußte nicht, daß sich ihr Ritter nah';
Und dennoch fühlet sie, als ob die Atmosphäre,
In die sein Athem fließt, schon herzerquickend wäre,
Auf einen Augenblick sich aller Sorgen frey.
Sie sinkt in süße Schwärmerey
Und spürt, obschon sie selbst es dunkel nur verstehet,
Daß heilend jetzt an sie der Hauch der Liebe wehet.

* * *

Vertieft in seine Plane, saß
Der Bischof ernst an ihrer Seite,
Sprach, hörte wenig, trank und aß
Noch weniger; was nun geschehen, welche Beute
Dem Tode werden, wen der Sieg bekränzen wird,
War ihm ein bleibender Gedanke;
Er ward von manchem feinen Schwanke,
Den Doolin vorgebracht, zum Lächeln nicht verführt.

* * *

Doch dieser gibt als Lustigmacher
So manchen Wink dem allerhöchsten Lacher,
Und macht ihm deutlicher, als jene Schreckenshand
Dem König Belsazer, den nahen Sturz bekannt.
Der aber merket nichts; man kennet ja die Thoren!
Es schläft, wie Shakspeare sagt, in ihren langen Ohren
Ein spitzes Wort; anstatt sich vorzusehen, dringt
Der König auf das Lied; der Held gehorcht und singt:

Mir ward von meiner Mutter befohlen,
Ein schönes Vöglein heim zu hohlen;
Ich ging in den nächsten Wald.
Vergebens irr' und such' ich lange,
Als plötzlich aus einem Schattengange
Ein klägliches Zwitschern erschallt.

* * *

Hin eil' ich, da saß im goldenen Bauer,
Mit bangem Köpfchen, voll herzlicher Trauer,
Das schönste Vögelein.
Das thäten zwey große Hunde bewachen,
Die bellten wau! wau! aus weitem Rachen,
Und meinten, ich sollte sie scheu'n.

* * *

Doch statt sie zu scheuen, die großen Hunde,
Erschlug ich sie und befreyte zur Stunde
Das arme Vögelein.
Das, als es seinem Kerker entschlüpfet,
Schlägt dankbar mit beyden Flügeln und hüpfet
In meinen Busen hinein.

* * *

Und doch gelang's, wer sollt' es glauben?
Dem scheußlichsten Geyer, mir's wieder zu rauben
Von diesem Herzen weg.
Ich laufe wie rasend ihm nach und schätze
Nicht groß, daß ich den Fuß mir verletze
Auf manchem dornigen Steg.

* * *

Ich laufe, bis ich den Geyer erschaue,
So saß er, mein Vöglein in schneidender Klaue;
Doch eh' er sich's versah,
War schon gespannt mein starker Bogen,
Mein Pfeil ihm schon ins Herz geflogen,
Patsch! — blutend lag er da.

* * *

Hier endigte der Held und fragte,
Ob der Gesang dem König behagte?
Hm! hm! antwortet der, ist dieses Liedchen neu?
Wohl ist es das, auf Sängertreu!

Ich hörte zwar, den Mann, der mich's gelehret,
Und der es selbst nicht ohne Zweck erfand,
Ergriff vor kurzem erst des Todes kalte Hand;
Das hört' ich, doch man glaubt nicht alles, was man höret.

* * *

Nachdrücklich spricht er dieß und schlägt,
Als wie von ungefähr, mit seinem Saitenspiele
An Freund Turpins und der Prinzessinn Stühle.
Der erste staunet, aufgeregt
Durch diesen Schlag. Doch jetzt bey einem höhern Lichte,
Das wie ein Wetterstrahl durch seine Seele glänzt,
Das seinen Traum bewähret und ergänzt,
Erkennet er den Held, enträthselt die Geschichte.

* * *

Nun hält er seinen Mund zum Ohr Flandrinens hin
Und flistert: Edle Frau! so wahr ich Ritter bin,
Der Mann ist Doolin selbst; mein Traum hat nicht gelogen.
Sie hört' es zitternd; Freud' und Kummer zogen
Abwechselnd durch ihr Herz; doch siegt ein inn'rer Sinn,
Der allzu laut ihr sagt: sie werde nicht betrogen.
Den letzten Rest von Sorg' und Traurigkeit
Wirft sie nun weg von sich, gleich einem läst'gen Kleid.

* * *

Auch zittert sie nicht mehr für ihres Doolin Leben,
Wiewohl ihn lauter Feind' umgeben.
Fest glaubt sie, jener Arm, der ihn schon oft geschützt,
Wann Ungeheu'r, vom Tod zu seinem Mord gedungen,
Den Edlen nicht erschreckt, viel weniger bezwungen,
Der Arm, der eben ihn gerettet, werd' auch itzt
Allsorgsam über ihn, den Vielgeliebten, walten,
Werd' ihn für sie und sie für ihn erhalten.

* * *

Der König, der Geschmack am fremden Sänger fand,
Geruht mit allerhöchster Hand
Oft auf die Schulter ihn zu schlagen,
Und allerweisest so zu fragen:
Sag' an, du Narr von Sang und Klang,
Kannst du sonst nichts, als fremde Gläser saufen,
Und deiner alten Amme Sang
Für einen neuen uns verkaufen?

Ey, sagt der Held, und vielbedeutend war sein Blick,
Ey, schmäht nicht auf mein Lied! es ist ein Meisterstück.
Ich wette, daß Ihr gern halb Dänemark mir gönntet,
Wenn Ihr es morgen wieder hören könntet.

Müller.

Dieser Dichter, welcher in Wien geboren ward und lebte, schrieb drey romantische Heldengedichte: Alfonso, in acht Gesängen, Richard Löwenherz, in sieben Büchern, und Adalbert der Wilde. Sie erschienen in den Jahren 1790 bis 1793, und empfehlen sich vorzüglich durch leichten Ton und warmes frisches Colorit. Zur Probe folgt hier aus dem Gedichte Richard Löwenherz die Stelle, da Blondel und Clifford den Aufenthalt des gefangenen Königs entdecken, und ihn befreyen:

— — Beyde geh'n nun auf die Veste zu,
Daß, aufgestört aus seiner langen Ruh',
Der dumpfe Wiederhall vor ihrem Schritt ertönet!
Doch bald verschlingt die Still' ihn wieder. Stumm
Und schweigend, wie zuvor, steht rund herum
Das älternde Gestein; und ein geheimer Schauer
Durchbebt sie kalt, indem sie vor der Mauer
Des fürchterlichen Thurmes steh'n,
Und über sich das schwarze Fenster seh'n,
Das, fest verwahrt mit Eisengittern,
Durch die im Mondenglanz des Epheus Ranken zittern,
So einsam und so schauerlich
Hernieder starrt. Der Jüngling setzet sich
Auf einen nahen Stein, der aus den Fugen wich,
Und von den Mauern, die im Fluß der Zeit verwittern,
Herabgestürzt, seit Jahren schon
Den grünen Rasen deckt. Allein der Heldensohn
Steht sinnig vor dem Thurm, betrachtet
Den grauen Überrest aus seiner Väter Zeit,
Und denkt, was hier, wo die Vergessenheit
Der Vorwelt Trümmer längst umnachtet,

Für Thaten einst geglänzt; wie manchen kühnen Held
In diesem Thal vielleicht, statt einer Ehrensäule,
Ein stummes Mahl bedeckt, auf welchem nur die Eule
Bey stiller Nacht die Trauerklage hält.
Und Durst nach großen Thaten schwellt
Sein Heldenherz, nach Thaten, die den Stürmen
Vergeßner Zeit sich stolz entgegen thürmen,
Die, durch den wahren Ruhm mit ew'gem Glanz erhellt,
Noch einst der späten Folgewelt,
Gleich Sonnen durch die Nacht der Zeit entgegen glänzen,
Und auf dem Pfad zum Ziel, an dem uns Lorbern kränzen,
Ein leitendes Gestirn und Reiz zum Kampfe sind! —
Indessen so der Ritter schwärmt, beginnt
Nun Blondel den Gesang zur Harmonie der Saiten.
Er singt ein Lied aus jenen goldnen Zeiten,
Da Richard noch mit seinem Blondel sang.
Stark rauscht des Jünglings Hand durch die belebten Saiten,
Und hell ertönet so sein silberner Gesang: *)

Den Kopf gestützt, in Felsenschatten,
Auf traurigem, verdorrten Gras,
Wo Nattern ihre Nester hatten,
Saß ich — im Auge Menschenhaß.

Hinweg von Freunden wollt' ich gehen:
Da sprach mir Trost ein rother Mund.
In Freuden, sprach er, sollt du stehen,
Du sollt; ich mache dich gesund!

Du rother Mund, könnt' ich dich mahlen,
Die Mahler alle mahlten nach.
Verschwunden waren meine Qualen,
Im Herzen saß es, was er sprach.

Den Himmel wirst du dir erwerben
Durch deine wonnigliche That,
Du rother Mund! Ich wollte sterben;
Du wußtest meinem Leben Rath! —

* * *

*) Ein echtes alt-deutsches Lied. Siehe: Gedichte nach den Minnesängern. Berlin 1773.

Horcht, Blondel, horcht! habt Ihr es nicht vernommen,
Ruft Clifford aus, der nah dem Thurme stand,
Was hier aus dieser öden Wand
So dumpf, so dumpf heraufgekommen? —
Ich hörte nichts, erwiedert ihm sein Freund,
Und Fieberfrost durchschüttert seine Glieder.
Das Echo hallt die Töne wieder:
Das ist es wohl, was Ihr zu hören meint.

O nicht doch! unterbricht der Ritter
Den Stotternden; ich hörte wohl
Die Menschenstimme, die so hohl
Aus ferner Tiefe durch das Gitter
Des Fensters sich zu meinen Ohren stahl.
Ich bitt' euch, Freund, singt noch einmahl!
Und wenn die Harmonie verrauschet,
So horchet schweigend auf, und lauschet,
Ob nicht ein fremder Ton aus diesem Thurme dringt!
Der Jüngling bebt; mit ungewissen Händen
Vermag er kaum die Weise zu vollenden,
Er fühlt sich schier des Tons beraubt, und singt:

Und nun will ich den Menschen leben,
Will wieder unter Menschen nun
Der rechten Freude mich ergeben,
Will wieder Menschen Gutes thun!

Jetzt schwieg er still! es schweigt der Saiten letztes Beben;
Erwartungsvoll, mit gier'gem Ohr,
Lauscht er durch Still' und Nacht zum Fensterraum empor.
Doch eh' die Töne ganz zerrinnen,
Erschallt es aus dem Thurm, von innen
Herauf, so leis', so ferne, wie ihn deucht,
Als wie ein Abendwind durch hohe Tannen schleicht:

Und nun will ich den Menschen leben,
Will wieder unter Menschen nun
Der rechten Freude mich ergeben,
Will wieder Menschen Gutes thun!

Die Horchenden vernehmen diese Töne;
Und wie an jenem Tag der göttlich-großen Scene

Des Weltgerichts, wenn Nacht der Gräber flieht,
Und nun von Welt zu Welt das Lied
Der Auferweckung von den Engelharfen rauscht,
Daß der Entschlafnen Ohr den Jubeltönen lauscht,
Und durch das Wort der Macht belebt,
In neuer Schöne sich ihr froher Kreis erhebt;
Wie dann ihm seyn wird, dem beglückten Frommen,
Wann er in seiner Gruft den Preisgesang vernommen,
Und nahmenlose Wonne ihn
Durchbebt, und Dank und freudiges Entzücken
Aus seinen himmelwärts gekehrten Blicken,
Von seinen Lippen, die gleich Edens Rosen blüh'n,
Im Preisgesang der Engel aufwärts flieh'n:
So wird auch ihm, der in dem tiefen Grunde
Des grausen Thurms, als wie in seinem Grab,
In der Verzweiflung letzter Stunde
Dem Tod, als seinem Freund, schon froh die Rechte gab,
Und nun auf einmahl aus dem Munde
Der Freundschaft dieses Lied vernimmt,
Das seine hoffnungslose Seele
Im letzten Augenblick, in seiner Todeshöhle
Zum Vorgefühl der höchsten Wonne stimmt!
Die Glücklichen! sie hören's, sie erkennen
Der süßen Stimme Ton, erkennen
Sich wechselweis, er seinen Retter, sie
Den König, ihren Freund, der lebt, der sie
Vernahm, von dem sie nur noch wenig Schritte trennen.
Allmächt'ger Gott! er ist's! ruft Blondel aus, und hält
Vor Wonne sich nicht mehr, und fällt
Dem Ritter an die Brust, und netzt mit Freudenzähren
Des Helden glühendes Gesicht.
Auch er, im Übermaß der Freude, kann sich nicht
Der Thränen Linderung erwehren.
Doch plötzlich reißt er sich von Blondels Busen los,
Schwebt, wie durch Zauberey, an den mit Gras und Moos
Verwachs'nen, morschen Mauerstücken
Des Thurms empor, hängt an das Gitter sich,
Und ruft so laut im trunkenen Entzücken,
Daß das Gemäuer dröhnt, und hohl und schauerlich
Die Tiefe wiederruft: Mein Richard! theurer König!
Seyd Ihr's, den dieser Thurm verschließt?

Seyd Ihr's, der hier in Schmach und Fesseln seufzt? — Nach wenig
Secunden der Erwartung fließt
Ein sanfter Ton herauf, wie Säuseln reger Blätter:
Ich bin's! du bist's, o Clifford, mein Erretter! —

O lieblicher, o wonnevoller Ton!
Wie Engelharfenton der Freundschaft! welche Freuden
Gewährt dein Rauschen! Süßer Lohn,
Zu großer Lohn auch für die schwersten Leiden,
Dich zu beschreiben ist selbst Engelsprache arm! —

Der Ritter hört's, ihm stirbt die Antwort auf der Zunge;
Entzücken raubt dem Arm
Die Kraft; er fällt mit einem Sprunge
Am Thurm herab, und fällt in Blondels Arm.
Und nun beginnen sie in schweigendem Entzücken
Sich wechselweis ans Herz zu drücken,
Und Mund an Mund, und Brust an Brust,
Durchströmt die Glücklichen ein Meer von Himmelslust,
Von der die schwachen Lippen schweigen,
Und Thränen nur und stumme Blicke zeugen.

Johann Heinrich Voß.

(Geboren im Jahre 1751.)

Seine Luise ist in ihrer Art ein bisher noch unübertroffenes Meisterwerk. Er selbst nennt es ein ländliches Gedicht in drey Idyllen. Richtiger wäre es ein idyllisches Epos zu nennen. Die Handlung könnte nicht einfacher seyn als sie ist: die Vermählung der holden Tochter eines würdigen Pastors. Die erste Idylle: das Fest im Walde, enthält die Feyer von Luisens Geburtstag; die zweyte: der Besuch, erzählt die Ankunft des Bräutigams; die dritte: der Brautabend, das Hochzeitfest selbst.

Dieses Gedicht, voll Wahrheit und Klarheit, voll Anschaulichkeit, Zartheit und Wärme, ist in echt antikem Geiste gesungen, würdig des Sängers der unsterblichen Odyssee. Es war ein neue Erscheinung, ein Product ganz eigener Art,

und das Vorbild vieler Nachbildungen, selbst Göthe's Meisterstück, Hermann und Dorothea, nicht ausgenommen, zu dem es wenigstens die Veranlassung gewesen zu seyn scheint. Göthe's Werk hat vor jenem nur die höhere Tendenz und den weitern Umfang der Handlung voraus; an echt poetischem Geist aber weicht die Luise keiner der vorzüglichsten Epopeen jeder Art. Wir liefern hiermit einige Parthien.

Das Kaffehkochen im Freyen.

— — Den Hügel ereilten sie, welcher mit dunkeln
Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken gekränzt war,
Fanden Kien und Reiser, und sammelten; dann zu dem Buchhain
Eilten sie, links im Thal, wo der Äst' ein unendlicher Abfall
Unter Laub und Gesträuch rings moderte. Aber der Hausknecht
Fing die sprühenden Funken des Stahls in schwammigen Zunder,
Faßt ihn in trockenes Laub, und schwang mit Gewalt, bis dem dickern
Qualm aufleuchtendes Feuer entloderte; häufte geschickt dann
Reiser und Kien, daß die Flamme, des Harzes froh, durch den Holzstoß
Knatterte, finsteren Rauch seitwärts aufdampfend zum Himmel.
Jetzt wo der Wind in die Gluth einsauste, stellt' er den Dreyfuß
Sammt dem verschlossenen Kessel, gefüllt mit der Quelle des Gartens!
Wehend umleckt' ihn die Loh', und es braust aufsiedend der Kessel.
Aber das Mütterchen goß in die bräunliche Kanne den Kaffeh
Aus der papierenen Tüte, gemengt mit klärendem Hirschhorn,
Strömte die Quelle darauf, und stellt' auf Kohlen die Kanne
Hingekniet, bis steigend die farbige Blase geplatzt war.

* * *

Da es Abend wird, fährt die Pastor-Familie im Kahn nach Hause;

— — Der Knecht stieß ab von dem Ufer,
Fernher glimmten wie Gold die Fenster der Kirch' und des Schlosses,
Welche die Sonn' absinkend beleuchtete; rings an den Ufern
Hingen Gebüsch' und Saaten, von röthlichem Scheine beduftet,

Umgekehrt in der Fluth, und zitterten über zerstreutem
Glanzgewölk', und die Heerd', und die singende Magd bey der Milchkuh.
Langsam ruderte Hans am Gestad' hin: jetzt um ein Röhricht
Und braunkolbiges Ried; Seelilien jetzo durchgleitend,
Gelb von Blumen und weiß, breitblätterig; jetzo den Vorgrund,
Wo hell Muschel und Kies aufschimmerten. Häufig ermahnt' er,
Wann Luis' im wankenden Kahn an den Jüngling sich anschloß.
Aber es freute sich Carl der schreyenden Wasservögel
Über dem Holm, und des Hecht's, der beglänzt vom Abend emporsprang;
Auch wie des Ruders gebrochenes Bild in der sanften Umwallung
Schlängelte; laut dann ruft' er dem Wiederhall in des Hügels
Ödem Gemäu'r: liebkost ihn und schalt, und lachte der Antwort.
Heiter und still war Allen das Herz, wie die spiegelnde Welle,
Während der Vater vergnügt sein ruhiges Abendpfeifchen
Raucht', und ein Wort einsprach von Gelehrsamkeit, und von der Zeitung.

* * *

Matt schon glüht' im Westen die Gluth; ein Stern nach dem andern
Trat aus dem Glanz, mit Silber die dunkele Bläue durchfunkelnd,
Als der rauschende Kahn an der krüppligen Eiche des Ufers
Landete. Lieblicher Duft umhauchte sie; aber sie eilten
Durch die geschorene Wies' und wellige Schwade des Heues;
Und es erhob Luise den Saum des weißen Gewandes,
Zeigend den Unterrock und schimmernde Strümpf' in der Dämmrung.
So im Geröchel des Sumpfs und dem einsamen Surren des Käfers,
Längs dem gränzenden Walle, mit Dorn umwachsen und Haseln,
Gingen sie, wo noch zirpte die Grill', und im Kraute der bläulich
Flimmernde Glühwurm lag. Nun stiegen sie über das Gatter,
Kamen in's Dorf, und grüßten die stille Schar vor den Häusern,
Und des Verwalters Knecht, der die klingende Sens' auf dem Ambos
Hämmernd schärft', um morgen die grasige Wiese zu mähen.
Abendlich pickte die Uhr und schnob die Eul' in dem Kirchthurm;
Und sie empfing an der Pforte der Hund mit freundlichem Wedeln.

* * *

Die Langschläferinn.

— Das Mütterchen stieg die Treppe hinauf nach der Kammer,
Wo die rasche Luise noch schlummerte; trat dann behutsam,
Auf den Zeh'n sich wägend, damit nicht knarrte der Boden,
Und sie erblickt' im Bette die rosenwangige Tochter,
Welche sich über der Deck' im völligen Schmucke gelagert;
Weiß, wie den gestrigen Tag, im röthenden Glanz der Gardine.
Jetzo, wie sanft ihr Kind aufathmete, stand sie betrachtend,
Neigte sich, küßte die Wang' und begann mit leisem Geflister:
„Was? unartiges Kind, Langschläferinn! träumst du noch jetzo,
Daß die Wangen dir glüh'n? und sogar in völligem Anzug?
Wahrlich allzubequem! Hoch steht an dem Himmel die Sonne;
Längst auch zirpte die Schwalb', und der Sauhirt tutet im Dorf um;
Kinderchen, glaub' ich sogar, mit dem Frühstück geh'n in die Schule.
Mädchen, heraus! und mustre die frisch entfalteten Blumen;
Auch ob die Ros' in dem Topf am Morgenstrahl sich geöffnet!
Binde den thauigen Strauß, und leg' ihn behend in den Alkov,
Daß dein Vater sich freu' und wundere, wann er erwachet,
Dann nach der Thäterinn frag', und wie artig du seyst, dir erzähle!
Dein geperltes Hühnchen hat schon in dem Stalle gegackelt;
Eil', und suche das Ey, eh' dir's abhohle der Iltis.
Aber du schläfst mir, Dirne, mit duftenden Blumen im Zimmer!
Schädlich ja sind sie dem Haupte, zumahl die Muscat-Hyacinthen!" -

* * *

Also redete jene; da fuhr aus dem Schlafe die Jungfrau,
Blickte verstört umher, und seufzete tief aus dem Herzen.
Jetzo die glühende Wange dem Arm aufstützend, begann sie:

„Bist du's, liebe Mama? O wie kam das? hat denn der böse
Blumenduft mich betäubt? Ein Strauß am offenen Fenster,
Meint' ich, schadete nicht; und es sind fast lauter Aurikeln.
Gestern störte die Schwühl' am Schlafe mich. Als nun der Wächter;

Eins ist die Glock'! ausrief; mit Verdruß nun sprang ich vom Lager,
Kleidete mich, und sahe die funkelnden Stern' aus dem Fenster,
Vom anhauchenden Winde gekühlt, und die Gegend im Mondschein,
Wo der Nachtigall Lied ringsum wetteifernd ertönte,
Und der Gesang auf der Bleich', und die einsame Flöte des Schäfers;
Sahe des Thals grau-ziehenden Duft, und des plätschernden Baches
Helle Fluth, und den Himmel von Wetterleuchten durchschlängelt.
Endlich nahte der Schlaf, und niedergelegt in den Kleidern,
Schlummert' ich ein allmählig, und hört' im Traume noch immer
Nachtigallengesang und der wehenden Linde Gesäusel.
Aber ein sehr unruhiger Schlaf! O du beste der Mütter!" —

Die Hochzeitmusik.

Als sich der Organist mit den Seinigen jetzo gelabet,
Theilt' er die Stimmen umher; und mit einmahl floßen harmonisch
Liebliche Saitentöne, zu wollustathmender Flöten
Süßem Gesang und dem Laute des sanfteinhallenden Waldhorns.
Wie im blumigen May, wenn die Abende heiter und schwühl sind,
Spät in die Nacht auf den Bänken am Eingang Männer und Weiber
Lauschen den Zwillingstönen des Waldhorns, welche vom See her
Mit dem Geröchel des Sumpfs und Nachtigallstimmen im Mondschein,
Nah' und entfernt anweh'n, daß leis' antwortet der Buchwald:
So voll Anmuth klangen auch dort Wohllaute des Waldhorns,
Lieblich gedämpft von zween tonkundigen Söhnen des Jägers.
Jetzo gällt auch Hoboengetön', gleich Stimmen der Sänger,
Sammt dem ernsten Fagott, von rauschenden Saiten umjubelt.
Einzeln darauf erhub sich des Organisten berühmter
Vielgewanderter Sohn; denn Mannheim, Wien und Venedig
Hatt' er besucht, und dient' in der Schulzischen Kammer-Capelle:
Dieser entlockte gemach der Cremona-Geige melodisch
Rieselndes Silberg-tön; ihm schlug des Claviers Generalbaß
Carls treuherziger Lehrer; und horchender schwieg die Versammlung,

Selbst die Genossen der Kunst, wie klar ihm die Tön' und gerundet
Rolleten unter dem Bogen, wie voll einschmeichelnder Wehmuth.
Alle Weisen des Klangs wetteiferten, andre mit andern;
Vielgewandt und tiefströmend ergoß sich der lebende Wohllaut:
Donnerte bald, wie, gestürmt vom Orkan am Gestade der Brandung
Hoch aufbraust, wann das Krachen zerscheiterter Kiel', und der Männer
Jammerndes Angstgeschrey in den grausen Tumult fern hinstirbt;
Wallete dann, wie ein Bach, der über geglättete Kiesel
Rinnt durch Blumen und Gras und Umschattungen, wo sich die Hirtinn
Gerne legt, aufhorchend im lieblichen Traum dem Gemurmel.
Aber der Pfarrer begann zu des Chors tonkundigem Meister:
Bravo, mein Herr Gevatter! wir hangen noch steif an der alten
Kernmusik, und glauben, Musik sey Sprache des Herzens:
So wie ein edel empfindender Geist, nicht kundig des Wortes,
Etwa in hellem Gesang und gesangnachahmenden Tönen
Gott anstaunt und die schöne Natur, in Lieb' und Entzückung
Hinschmilzt, klagt und erschrickt, in Verzweiflung sinkt und sich aufhebt.
Auch ist jedem, der fühlt, die Herzenssprache verständlich:
Stimme von Gott, wie Donner und Sturm, und Gesäusel des Frühlings,
Und wie des Thieres vielredender Laut, des gebiethenden Löwen
Machtausruf' in der Wüst', und des hochanschwebenden Adlers,
Oder das Muttergetön der freundlichen Kuh und des Schafes,
Liebender Tauben Geseufz' und der Gluck' anlockendes Schmeicheln.
Auch wie die Stimmen von Gott, unwandelbar tönt sie und ewig,
Allen Landen und Zeiten dieselbige: nicht wie des Putzes
Eigensinn, den wir gestern bewunderten, morgen verabscheu'n;
Oder die Aftermusik, die, der üppigen Laune gehorsam,
Sinnlos prunkt und gaukelt, im Kälbertanz und im Bocksprung.
Aber so laut das Gefühl in Stimm' und Tönen uns zuruft,
Hallt es doch lauter ins Herz, und in erschütternder, wenn des Gesanges
Wort einstimmt, die eigne vertrauliche Sprache der Menschen.

Johann Wolfgang von Göthe.

(Geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main.)

Wir betrachten ihn hier nur als den Verfasser des epischen Gedichtes Hermann und Dorothea.

Ehe wir aber von dem Ambrosia-Mahl dieses Gedichtes selbst genießen, wollen wir die tiefsinnigen Urtheile zweyer geistreicher Kunstrichter hören, von denen wir, weil der Raum nicht mehr gestattet, nur einzelne Hauptbemerkungen über dieses in seiner Art bisher noch einzige poetische Meisterwerk anführen.

Zuerst spreche Wilhelm von Humboldt: *)

Die poetische Gattung und die epische Art erscheint nur selten so rein und so vollständig, als in der meisterhaften Composition dieses Ganzen, der dichterischen Wahrheit dieser Gestalten, dem stätigen Fortschreiten dieser Erzählung; und wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüglichkeiten stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstrahlt, so findet man in keinem, so wie in diesem alle diese einzelnen Strahlen in Einen Brennpunct versammelt.

* * *

Die schlichte Einfachheit des geschilderten Gegenstandes und die Größe und Tiefe der dadurch hervorgebrachten Wirkung, — diese beyden Stücke sind es, welche in Göthe's Hermann und Dorothea die Bewunderung des Lesers am stärksten und unwillkührlichsten an sich reißen. Was sich am meisten entgegensteht, was nur dem Genie des Künstlers und auch diesem allein in seinen glücklichsten Stimmungen zu verknüpfen gelingt, finden wir auf einmahl vor unserer Seele gegenwärtig, Gestalten so wahr und individuell, als nur die Natur und die lebende Gegenwart sie zu geben,

*) S. dessen ästhetische Versuche; ersten Theil. Die hier angeführten Stellen befinden sich in diesem Werke zerstreut.

und zugleich so rein und idealisch, als die Wirklichkeit sie niemahls darzustellen vermag. In der bloßen Schilderung einer einfachen Handlung erkennen wir das treue und vollständige Bild der Welt und der Menschheit. —

* * *

Des Beweises (sagt Humboldt), daß Hermann und Dorothea nicht der heroischen Epopee beygezählt werden darf, werden uns die Leser leicht überheben; aber desto nöthiger wird es seyn, einige Worte über die Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes, den es darstellt, hinzuzufügen, und es gegen den Vorwurf zu retten, daß es nur die unbedeutenden Schicksale Hermanns und Dorotheens schildert.

Es ist natürlich, daß diese Größe nicht im ersten Augenblick in die Augen fallen kann, daß sie sogar eben deßwegen, weil sich ihr Bild erst nach und nach vor unserm Geiste gestaltet, eine eigen modificirte Empfindung hervorbringt. Es ist ganz etwas anders, mit der Ankündigung eines schon vorher bekannten Gegenstandes, oder mit der Sache selbst anzuheben; ganz etwas anders, als epischer Sänger, als lebendiges Organ des Rufs und der Geschichte, oder als einfacher Erzähler, als bloßer Dichter aufzutreten. In dem ersten Fall erhebt sich die Einbildungskraft des Lesers auf den bloßen Ton, den sie anstimmen hört, wird, noch ohne daß der Gegenstand selbst wirkt, von dem Feuer mit ergriffen, das den Dichter begeistert; in dem letztern muß erst der Geist und das Herz den Stoff selbst umfassen, ehe das Interesse daran sich ihr ganz mittheilen kann. Natürlich muß also dort das Gefühl eines glänzenderen, mehr phantastischen, aber eben so natürlich hier das einer gehaltvollern und innigern Größe entstehen. Und so finden wir es auch in der That. Die ersten Verse des Dichters erwecken bloß Neugierde und Theilnahme in uns, aber bey den letzten Gesängen sind wir von dem Höchsten und Besten durchdrungen, was wir je in unseren glücklichsten Momenten dachten oder empfanden.

Das größte Geheimniß besonders des epischen Dichters be-

steht in der Kunst, den Boden zuzubereiten, auf welchem seine Figuren erscheinen, ihnen den Hintergrund zu geben, von dem sie hervortreten sollen. Diese Kunst hat Göthe auf eine ausnehmende Weise verstanden. Die Personen seines Gedichts sind allein sein Werk; sie haben keinen andern Werth, keine andere Wichtigkeit, als die er ihnen mitgetheilt hat, aber die Begebenheiten, die Zeitumstände, in die er ihre Schicksale verwebt, das, was er eigentlich durch sie darstellt, was, indeß wir sie sehen, in ihrer Gestalt, in ihren Handlungen auf uns einwirkt, das hat für sich, und unabhängig von seiner Bearbeitung, ein großes, ein allgemeines, ein hinreißendes Interesse.

Gleich in dem ersten Gesange zeigen sich uns zwey bedeutende, sichtbar von einander geschiedene Gruppen; im Vordergrunde einige einzelne Charaktere, Menschen, die Gleichheit des Wohnorts, der Beschäftigung, der Gesinnungen in einem engen Kreis mit einander verbindet; dann in der Ferne ein Zug von Ausgewanderten, durch Krieg und bürgerliche Unruhen aus ihrer Heimath vertrieben. Gleich hier also steht die Menschheit und das Schicksal vor uns da, jene in reinen, festen, idealischen und zugleich durchaus individuellen Formen, dieses in einer staatenerschütternden, wirklichen und historischen Begebenheit. Die Ruhe einer Familie contrastirt gegen die Bewegung eines Volks, das Glück Einzelner gegen den Unternehmungsgeist Vieler. —

* * *

Mit diesem Contrast ist zugleich das Haupt-Thema des ganzen Gedichts aufgegeben. Wie ist intellectuelles, moralisches und politisches Fortschreiten mit Zufriedenheit und Ruhe, — wie dasjenige, wonach die Menschheit, als nach einem allgemeinen Ziele, streben soll, mit der natürlichen Individualität eines jeden, — wie das Betragen Einzelner mit dem Strom der Zeit und der Ereignisse, wie endlich überhaupt das, was der Mensch in sich selbst schaffen und umwandeln kann, mit demjenigen, was, außer den Gränzen seiner Macht, mit ihm selbst und um ihn her vorgeht, so vereinbar, daß jedes wohl-

thätig auf das andere zurück, und beydes zu höherer allgemeiner Vollkommenheit zusammenwirkt?

Diese Fragen sind in den Gesprächen des Wirths mit seinen beyden Freunden, in dem Streite der beyden Ältern über die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Betragen des Sohnes, in der entschlossenen Äußerung Hermann's über den thätigen Antheil an der allgemeinen Gefahr, endlich in der Gegeneinanderstellung seiner Meinung und der, des frühern Verlobten Dorotheens über die Zeitumstände überhaupt, um nur dieser vorzüglichsten Stellen zu gedenken, nach einander aufgeworfen oder beantwortet.

Die Antwort selbst ist zugleich die wichtigste für die philosophische Prüfung, die genügendste für das praktische Leben, und die tauglichste zu dem dichterischen Gebrauch. Alle jene Dinge, zeigt uns der Dichter, sind vereinbar durch die Beybehaltung und Ausbildung unsers natürlichen und individuellen Charakters, dadurch, daß man seinen geraden und gesunden Sinn mit festem Muth gegen alle äußern Stürme behauptet, ihn jedem höhern und bessern Eindruck offen hält, aber jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht widersteht. Alsdann bewahrt das Menschengeschlecht seine reine Natur, aber bildet sie aus; alsdann folgt jeder seiner Eigenthümlichkeit, aber aus der allgemeinen Verschiedenheit geht Einheit im Ganzen hervor; alsdann erhalten die äußern Ereignisse und Zerrüttungen die Thätigkeit der Kräfte rege, aber der Mensch formt darum nicht weniger die Welt nach sich selbst; alsdann wächst mitten unter den größten Stürmen, ununterbrochen, und nur mit dem Wechsel größerer oder geringerer Ruhe und Zufriedenheit, die allgemeine Vollkommenheit.

Dieß nun, die Menschheit selbst in ihren, zugleich durch ihre innere Kraft und die äußere Bewegung bewirkten Fortschritten, hat Göthe unsrer Einbildungskraft darzustellen verstanden. Er hat diesem Stoff dadurch mehr dichterische Individualität gegeben, daß er zu den Charakteren lauter rein menschliche, durch keine Cultur verzärtelte, und doch der Cul-

tur nicht verschlossene Naturen gewählt, seinen Hauptpersonen aber sogar etwas Heroisches, etwas, das an Homers Helden erinnert, beygemischt hat; dadurch mehr sinnliches Leben, daß er die wichtigsten und größten Begebenheiten in seine Handlungen hineinzieht; dadurch mehr Individualität, daß er die ganze Eigenthümlichkeit unsers vaterländischen Charakters und unsrer Zeit mit auftreten läßt. Es ist ein deutsches Geschlecht, das er uns schildert. —

* * *

In den Charakteren ist gerade immer dasjenige herausgehoben, was poetisch und praktisch die größte Wirkung thut. Die Charaktere der Hauptpersonen sind wirklich für sich selbst von der Art, daß sie sich allem, was nur an sich gut ist, anschließen. Was wir in allen schon auf den ersten Anblick bemerken, ist ein Übergewicht der ursprünglichen Natur über die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten, der natürlichen Kräfte über die Cultur. Im Ganzen kommen sie sehr mit den homerischen überein.

So viel Schilderungen weiblicher Charaktere wir Göthe's Meisterhand verdanken, so zeigt kein einziger ein so treues Gemählde reiner und natürlicher Weiblichkeit, als der Charakter Dorotheens. Durch diese Schilderung hat Göthe gezeigt, wie genau er natürliche Wahrheit mit echter Idealität zu verbinden weiß.

Eine besondere Betrachtung verdient es, wie gut das Verhältniß der verschiedenen Personen unter einander beobachtet ist; wie trefflich sich der Jüngling und die Jungfrau hervorheben; wie alle andern sich immer in dem Grade, in welchem sie ihnen näher verwandt sind, auch näher und dichter ihnen zur Seite stellen; wie natürlich sich Hermann und seine Ältern in das Bild Einer Familie, sie und die beyden Freunde in das Bild benachbarter Bewohner desselben Orts, sie alle endlich mit der ausgewanderten Gemeine, dem Richter und Dorotheen in das Bild derselben, nur in mehrere an Gestalt

und Bildung verschiedene Stämme getheilten Nation zusammenschließen.

* * *

Groß und kräftig ist das Bild der Begebenheiten: die merkwürdigste, die vielleicht die ganze Geschichte aufweist, die französische Revolution. — Allein das, was diese Begebenheiten unmittelbar für sich enthalten, ist noch bey weitem nicht Alles; es ist vielmehr noch wenig, bloß das verwirrte Gedränge des Zuges, bloß das mannigfaltige Elend der Flüchtlinge, die Gräuel und das Verderben des Krieges vor sich zu erblicken; die Hauptwirkung entsteht erst durch die Vergleichung dieser Zeit, mit der Vergangenheit aller Jahrhunderte, durch den unsichern und ahnungsvollen Blick in die Zukunft.

Ein furchtbares Ereigniß, das ganze Völkerschaften aus ihrer Heimath vertreibt, führt also eine schönere und edlere Natur in eine entfernte, noch minder cultivirte Gegend; es führt sie gerade der Familie, dem Jünglinge zu, der sie zu verstehen, zu fassen Sinn hat; es vereinigt beyde mit einander, und indem es unaufhaltsam in seinem Laufe weiter forteilt, läßt es den Samen eines neuen Geschlechts, einer schönern und bessern Menschheit zurück. Nicht der Zufall, nicht ein blindes Verhängniß, nein! die wohlthätige Hand eines Gottes, die wachsame Sorgfalt des Genius unsers Geschlechts scheint diese wunderbare Verkettung von Umständen geleitet zu haben; und wenn der Dichter der Mitwirkung höherer Mächte im Einzelnen entbehren mußte, so führt er uns dieselbe auf die schönste und rührendste Weise durch das Ganze seiner Dichtung in das Gemüth zurück.

* * *

Wir fügen nun einige von A. W. Schlegels scharfsinnigen Bemerkungen bey:

Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde, ist alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen

sich dadurch an das Allgemeine und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unsrer Zeit einzig Statt finden darf: nähmlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Aufforderung zur Theilnahme an die Menschheit.

Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenvorfälle, keine auf einen einzigen Punct hindrängende Spannung. Alles ist einfach, und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorhersieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren, an einander gereihten Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerissen wird, daß es die Freyheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemahls eine durch Überraschung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfteste und reinste, welche allein den Adel der Gesinnungen gilt. So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemählde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat.

Humboldt und A. W. Schlegel haben noch sonst viel Wichtiges und Treffendes über Göthe's Hermann und Dorothea bemerkt. Der Raum und Zweck des gegenwärtigen Werkes gestattet nicht, mehr davon anzuführen, da wir nun das Gedicht selbst durch einige Parthien dem Leser unmittelbar vor die Augen stellen müssen.

Mutter und Sohn.

Also sprachen die Männer, sich unterhaltend. Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen,
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.

Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie, im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste, selber besorgte,
Die er als Fohlen gekauft, und die er niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: er ist in den Garten gegangen.
Da durchschritt sie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch, und freute sich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Äste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig-strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geißblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Eben so wenig als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus besonderer Gunst durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgemeister.
Und so ging sie bequem den trockenen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
Röthliche blaue darneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwey- auch dreymahl, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemahls
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.

Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die unt're, so wie die ob're, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Äckern schritt sie hindurch, auf dem Raine, dem Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hause gehörten;
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit geseh'n, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sich da von rohen Steinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg'; er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan, und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge. —
Mutter — sagt' er betroffen, — Ihr überrascht mich! — Und eilig
Trocknet er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weinest, mein Sohn? versetzte die Mutter betroffen.
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemahls erfahren!
Sag', was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einsam zu sitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen in's Auge? —
Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling, und sagte:
Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Noth der Menschen, der umgetrieb'nen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterland's Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Was ich heute geseh'n und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich hinaus, und sah die herrliche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umherschlingt;

Sah' die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen,
Und ein reichliches Obst uns volle Kammern versprechen.
Aber ach! wie nah ist der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar, doch ach! was sind nun Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volk, das wie ein Gewitter daher zieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge
Ach! und ein Deutscher wagt in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthschaft ist groß, und wichtig unser Gewerbe.
Aber wär' ich nicht besser zu widerstehen da vorne
An der Gränze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und Andern ein würdiges Beyspiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beysammen,
An der Gränze, verbündet nicht nachzugeben den Fremden, —
O sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unsern Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebiethen und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will! —
Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, — sie kamen ihr leichtlich in's Auge:
Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
Offen und frey, und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entschuß als den edelsten preisen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden;
Doch ich tadle dich nur, denn sieh, ich kenne dich besser!

Du verbirgst dein Herz und hast ganz and're Gedanken;
Denn, ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen,
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav Du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frey: was bringt dich zu dieser Entschließung? —
Ernsthaft sagte der Sohn: Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat,
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut, die weltlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße möchtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.
Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hause des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu seyn und schrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich sprach; sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so laßt mich, o Mutter! denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahingehn;
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
Der sich hingibt, wenn sich nicht alle zum Ganzen bestreben. —
Fahre nur fort, so sagte darauf die verständige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege.
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir Alles daher, warum du so heftig bewegt bist,
Wie ich dich niemahls geseh'n, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen. —
Da überließ sich dem Schmerz der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter ꝛc.

Hermann und Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmahl in's Auge, die schnellverschwindende, faßte,

Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor, und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbey, und schien dem Pfad in's Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam
Nach dem Dorfe sich zu, und staunte wieder, denn wieder
Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Fest betrachtet er sie; es war kein Scheinbild, sie war es
Selber. Den größeren Krug, und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: so schritt sie geschäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft. — — —

* * *

Also sprach sie, und eben gelangten sie unten den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und so lagen vor Ihnen die Massen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war,
Der noch heute die Thränen um seine Vertriebne gesehen.

— — — — — — — — —

Und so standen sie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt, und traten in's Dunkel.
Und so leitet er sie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langsam schritt sie hinab, auf seinen Schultern die Hände,
Und mit schwankenden Lichtern durch's Laub überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn her hing.
Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend; es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter;
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stämmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,

Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Am Schlusse des Gedichts, da das glückliche Brautpaar die Ringe wechselt, spricht Hermann selbst die hohe Tendenz des Ganzen aus:

— Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Ältern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.

Jens Baggesen.

(Geboren im sechziger Decennium des achtzehnten Jahrhunderts.)

Der Inhalt seines idyllischen Epos: Parthenais, oder: die Alpenreise, ist folgender:

Erster Gesang. Cynthia, Daphne und Myris, begeistert von dem reizenden Anblick der Jungfrau (des schönsten der Schneegebirge, deren Kette sich in Süden von Bern aus darstellt), haben eine Wallfahrt zu dem Fuße der Unersteiglichen unternommen. Begleitet von Nordfrank, einem jungen Dichter, langen sie nach zweytägiger Reise des Abends in Lauterbrunnen an, wo sie im Gasthofe nur ein einziges Zimmer zum Nachtlager finden. Verlegenheit der Ermüdeten, durch das glückliche Einschlafen des Führers gehoben, Betrachtung des Jungfrauhorns im Mondschein. Tanz der Mädchen. Entzückung des gebetteten Führers.

Zweyter Gesang. Nacht. Dem träumenden Nordfrank werden der vorigen Tage Begebenheiten durch die homeri-

sche Muse vorübergeführt. Anlaß und Einleitung der Reise. Vereitelte Abfahrt mit dem Thunerwagen. Die Jungfrauen beschließen einmüthig die Wanderung zu Fuß, und erreichen, erschöpft von der Mittagshitze, einen von dem Führer angezeigten Brunnen, wo sie sich erquicken. Feyerliche Weihe des Dichters, der in ihnen die Grazien erkennt. Während sie im Schatten ausruhen, eilt er zum nahegelegenen Dorf und erhält ein Fuhrwerk. Von ihm selber gefahren, rollen die Jungfrauen in fröhlichem Jauchzen nach Thun, wo sie bey Sonnenuntergang im Wirthshause zum Freyhof einkehren.

Dritter Gesang. Hermes, ergrimmt gegen Nordfrank, weil er selbst sich der Holden Führung gewünscht hatte, sucht, nachdem ihm die Vereitlung der Reise durch das Verfehlen des Postwagens nicht gelungen, Eros, um sich mit ihm gegen die Wallfahrt zu verbinden, und findet ihn bey dem Kirchweihfest in Hasli. Er beredet ihn, noch vor Mitternacht mit ihm hinauf zum Finsteraarhorn zu fliegen, um dort Zeus gegen den Führer der Jungfrauen aufzubringen. Beschreibung des neuen Olymps. Klage der Verbündeten, und Entrüstung des Donnerers, der den Wolken Befehl ertheilt, mit Anbruch des Tages gegen Nordfrank zu stürmen, wenn er weiter zu gehen wagt. Dem schirmenden Apollon gelingt es, den geschwungenen Blitzstrahl abzuwenden und Zeus zu bewegen, keinen Theil an der Verfolgung des Angeklagten zu nehmen. Dieser gewährt und erlaubt dem Musengott, seinen Günstling zu schützen. Sämmtliche Götter, außer Eros und Hermes, begeben sich zur Ruhe.

Vierter Gesang. Die beyden verfolgenden Götter begeben sich vor Tagesanbruch zum Nachtlager der Jungfrauen. Als der im Nebenzimmer geweckte Nordfrank hereintritt, verwundet ihn Eros, und der Führer entbrennt von ausschließender Liebe zur jüngsten der schlummernden Schwestern. Er entgeht indeß der Entdeckung, wodurch jene die Reisegesellschaft zu trennen gehofft hatten. Nach genommenem Frühstück begeben sich Alle zum bestellten Thunerschiff, das bey Schadau

auf sie wartet, und gehen in der Morgendämmerung an Bord. Stille Fahrt auf dem Thunersee. Morgengesang der Jungfrauen. Sonnenaufgang. Unruhe des entbrannten Führers. Sturm. Nach vielen überstandenen Gefahren landen sie endlich am Fuß des Beatusbergs, wo sie aussteigen.

Fünfter Gesang. Der Führer, um den naßgewordenen Jungfrauen Gelegenheit zu lassen, sich zu trocknen, entfernt sich durch den Bergwald und gelangt zu der Höhle des heiligen Beats. Beschreibung der Höhle, und Sage des Bergvolks von ihren Wundern. Liebe, Kampf und Verzweiflung des schwärmenden Nordfrank. Die zuerst getrocknete Myris verläuft sich, im Jagen nach einem Schmetterling, bis hinauf zu der Höhle. Schreckliche Gefahr und Prüfung des Helden. Es erscheint dem Siegenden in der innersten Bergkluft Urania, deren Anblick ihn stärkt und beruhigt. Er findet beym Herausgehen alle drey Schwestern beysammen, und sie steigen mit einander den Berg hinab zu dem ordentlichen Landungsplatz, wohin er die Schiffsleute mit dem Kahn vorausgeschickt hatte. Im schönen Wetter fahren sie jetzt glücklich nach Neuhaus. Mittagsessen in Unterseen. Nachmittagswandrung durch das Zweylütschenen-Thal nach Lauterbrunnen.

Sechster Gesang. Eros, erbittert über das Fehlschlagen aller seiner Plane, Nordfrank zu bethören, verläßt das Wirthshaus in Lauterbrunnen, wo er mit Hermes eingekehrt war. Der Held begibt sich noch vor Sonnenaufgang zum Staubbach, wo er sich feyerlich der Vollendung seiner Führung weiht. Die Jungfrauen machen sich reisefertig. Die Bergreise beginnt. Uneingedenk der Warnung des Führers übereilen sich die Schwestern im Hinaufgehen und sinken auf der Mitte des Wengerberges erschöpft zu Boden. Der Held sucht mit Lebensgefahr Wasser, sie zu erquicken. Höheres Aufsteigen. Als sie schon die Alpen erreicht zu haben glauben, werden sie im weitern Fortsteigen durch eine gähnende Felskluft gehemmt. Nordfrank beschließt, die Schwestern nach einander hinüber zu tragen, nachdem sie sich die Augen zugebunden. Cyn-

thia und Daphne werden nach einander glücklich hinübergebracht, und triumphirend kehrt er zurück, auch die Myris zu hohlen.

Siebenter Gesang. Der verfolgende Eros begibt sich zum Gipfel des Schreckhorn, und beredet dort den Dämon des Schwindels, Nordfrank beym Übertragen der Myris anzugreifen. Der Dämon gewährt, und der schon vor Liebe zitternde Träger wird, an der gefährlichsten Stelle, beym Herabflug des Scheusals, so betäubt, daß er, hinsinkend am Rande der Kluft, die geliebte Bürde fallen läßt. Zu sich selbst endlich aus der Betäubung wiederkommend, fleht er Apollon und Urania um Hülfe, wie er Myris sterbend am Boden neben sich erblickt. Diese erwacht aus der Ohnmacht und verräth dem Liebenden Gegenliebe. Sie vertraut sich zum zweyten Mahle seinen Armen; allein er wagt nicht mehr das verwegene Hinüberklettern. Höchste Gefahr der Gewanderten. Apollon, die rettungslose Lage vom Gipfel des Eigers betrachtend, erbarmt sich der Verzweifelnden. Auf seinen Befehl entlöst Helion dem Felshaupt eine Masse, die, herunterstürzend, die gähnende Kluft füllt. Wiedervereinigung der Getrennten. Gelübde des Führers.

Achter Gesang. Die Wandernden kommen auf die Wengeralp, wo sie sich eine Weile, verloren in Entzückung, auf dem Abhang über dem Lauterbrunnen-Thal hinlagern. Sie erklimmen hierauf den Gipfel der Jungfrau. Beschreibung der von Wolken und Nebeln umlagerten Höhe. Verklärung der Wandernden. Blumenopfer. Prachtvolle Erhellung der Alpenkette. Nach dreystündigem Verweilen steigen sie hinab auf die Alp, und treffen im

Neunten Gesang drey verlassene Sennhütten an, worin Nordfrank den Schwestern zu übernachten vorschlägt. Beschreibung der Sennen. Hirtliches Spätmahl. Erblassen der beym Scheiden der Sonne erröthenden Schneegebirge, und feyerliche Annäherung der Nacht. Der die erhabene Stille unterbrechende Donner der Lavinen weckt den in Andacht versunke-

nen Führer. Seines Gelübdes an Apollon eingedenk, erbittet er sich Urlaub von den Schwestern, während sie in den Hütten ausruhen, den Gipfel des gegenüber ragenden Eigers zu erklimmen. Myris weigert, allein, von Schlummer überwältigt, gibt auch sie endlich seiner dringenden Bitte nach. Er wandelt hinab, um jenseits emporzusteigen, während die Schwestern, nunmehr allein, sich alle in derselben Senne, auf duftendes Alphen betten, und einschlummern.

Zehnter Gesang. Eros, noch immer verfolgend sein Ziel, die Demüthigung des Helden, entsteigt dem Himmel gegen Mitternacht, und schwebt in Zauberkreisen um den herabsteigenden Nordfrank. Dieser, von unwiderstehlicher Sehnsucht überwältigt, kehrt zurück hinauf zu den Sennen. Zu gleicher Zeit, als er, die Schwester zu bewahren, um diese die Runde macht, schleicht die beunruhigte, schlaflose Myris hinaus, in entgegengesetzter Richtung herumwandelnd. Die Liebenden begegnen sich. Gemeinschaftliches Gebeth. Feyerliche Verlobung. Er führt sie wieder zu der Senne zurück, und erklimmt mit Lebensgefahr den Eiger.

Eilfter Gesang. Morgendämmerung. Während Nordfrank den Eiger erklimmt, und die ruhenden Schwestern, von lieblichen Träumen umspielt, in der Senne schlummern, nahen sich die der Wallfahrt insgeheim nachgereisten Ältern. Sie überraschen die Schlummernden. Wonne der erwachenden Jungfrauen. Erstaunen des Vaters über die Abwesenheit des Führers. Myris verräth sich durch ihre Verzweiflung wegen seines langen Ausbleibens. Er kommt endlich zurück, und sinkt ohnmächtig zu den Füßen der Weinenden. Indeß hat der Vater durch die versteckten Träger ein Hirtenmahl besorgt. Der Vater, das Unheimliche in der gespannten unruhigen Erwartung bemerkend, und auf einmahl den Knoten zu lösen gesonnen, fordert Nordfrank auf, die Geschichte seiner Erklimmung zu erzählen. Alle unterstützen seine Bitte, und der Ermunterte gibt endlich dem dringenden Flehen nach.

Zwölfter Gesang. Nordfrank erzählt seine nächtliche Erklimmung des Eigers. Beschreibung des obern Gletschers. Höheres Aufklimmen. Sturz. Myris unterbricht die Erzählung, und verräth sich ganz. Nordfrank fährt in seiner Erzählung fort und beschreibt den Wirbelwind zwischen den Gipfeln, das Krachen der Eismassen, das fürchterliche Gewitter, das Hurnigelloch oder die Höhle des Schicksals und die grause Ansicht der chaotischen Gebirgswelt. Blick in die Zukunft. Nordfrank entflieht aus der Höhle. Zaubereyen der unsichtbaren Musen, die ihn zu einem Quell führen. Dichterweihe. — Nach geendigter Erzählung erhält er von den segnenden Ältern die Hand seiner Myris.

Der vorzügliche Werth dieses idyllischen Epos liegt in der schönen Einfachheit des Plans, in der lieblichen Zartheit der weiblichen Charaktere, und in der trefflichen, sehr anschaulichen, oft kühnen Schilderung großer und erhabener Naturscenen. Die Einmischung der griechischen Mythologie und einiger allegorischer Wesen macht die herrliche Dichtung hier und da frostig. Wir geben nun einige Proben.

Betrachtung des Jungfrauhornes im Mondschein.

Jetzo vom Bad erfrischt, und gesalbt mit duftendem Nußöhl,
Stand anmuthig, wie drey verschlungene Knospen im Brautkranz
Sanft in einander geschmiegt, die Gruppe der blühenden Jungfrau'n.
So wie die Lilie, Ros' und Nelk' im gemeinsamen Anduft
Jegliche jede verschönt, als sey rothglühend die eine
Nur für der andern Schnee, und gesprengt für beyde die dritte;
Also standen sie da, durch einander verklärt, in der Unschuld
Kindlichem Freudengewand, und küßten sich, lieblichen Anschau'ns.
D'rauf begann zu den Zwey'n die holdanlächelnde Myris:
Seht doch, wie lieblich der Mond tief ab von der Stirne der Jungfrau
Durch das Fensterchen blickt! O Schwesterlein, löschet die Lamp' aus!
Und sie löschten den Docht, und eileten alle zum Fenster,
Standen erröthend im Scheine des schneegespiegelten Mondlichts,

Wonneberauscht von dem Glanz der ätherisch-heiligen Jungfrau,
Staunten, wunderten, glühten, und betheten sanft in Entzückung,
Angeschmiegt an einander, in seliger Wonne verherrlicht.
Lange standen sie so, in Bewunderung, keusch anbethend,
Ganz versunken in dir, der Nacht sanft leuchtende Göttinn,
Und wohl nie mildstrahlender sah der Chariten Anmuth
Ein Unsterblicher selbst, als dort der selige Nordfrank.

Beschreibung der Höhle des heiligen Beat's.

— — Am Rande der jähabgleitenden kahlen Gebirghöh',
Hemmt' er den Tritt, anstaunend die tiefdurchnachtete Grotte,
Welch' in dem Busen der starrenden Fluh die Hände der Allmacht
Senkrecht über's Gestad' aushöhleten, Wunder dem Anblick.
Rings von Gesträuch ist die Öffnung umblüht; zur Rechten des Eingangs
Strömt aus der innersten Schlucht ein Bach mit melodischem Murmeln
Durch labyrinthische Hallen hervor, und stürzt von der Schwelle
Jählings mit Donner hinab in die lautaufheulende Tiefe.
Wölbend die Grott', einstürzenden Droh'ns, beugt hohl sich die Felswand,
Überhangend, dem Blick, der mit Angst von unten hinaufschau't,
Einem vom Himmel herab schwarzwogenden Donnergewölk' gleich.
Aber am Rande des sprudelnden Quells blüh'n Alpenranunkeln,
Gritliblumen und Veilchen empor im bekräuterten Moosgras;
Und es erröthen versteckt Erdbeeren im niedern Gebüsche.
Innen durchblitzt die schaurige Nacht der Krystalle Gefunkel,
Und aus der einzigen Öffnung erblickt durch schillernde Flechten
Grünender Zweig' und Eppichgehäng', anstaunend, der Wand'rer,
Gleichsam im magischen Spiegel, des See's hellglänzende Küsthöh'n.
Um und um herrscht hohe Natur, und der Ewigkeit Odem
Weht aus der innersten Kluft, durchrauschend die Zweige des Eingangs.

Der Dämon des Schwindels auf dem Gipfel des Schreckhorns.

Seit Urwintern, entfernt gleich weit von Menschen und Göttern,
Zwischen Erd' und Olymp, thront hier ein einsames Scheusal,

Schwindel genannt, beherrschend das Nichts und die ewige Leere.
Aller Dämonen ist er der Schrecklichste; lebend und leblos
Scheint er zugleich, todathmenden Hauchs. Ihn zeugte der Himmel,
Einst zu der Hölle gesellt in chaotischer Felsenumarmung.
Grause Vernichtung im starrenden Blick, auf der Stirne Verzweiflung,
Sitzt auf dem schweigenden Fels, in weit verstummender Öde,
Schweigend der Rief'. Entsetzen ergreift selbst selige Götter,
Wenn sie dem Schrecklichen nah'n. Mit weitvorquillendem Auge
Blickt er vom Gipfel herab in die Nacht der sinkenden Tiefe,
Unbeweglich und starr; und rollt er das Auge, gerollt dann
Dreht sich der Fels, und die taumelnde Welt und der schwindelnde Himmel.

Anblick der von Wolken und Nebeln rings umlagerten Jungfrau. Verklärung der ganzen Alpenkette.

— — — Verschwunden mit einmahl
Waren gesammt die Gebirg', und gehüllt in Nebel der Umkreis.
Bis zu der Scheitel umwallete rings das erklommene Berghaupt;
Wog' an Woge gedrängt, ein Meer vielfarbiger Wolken,
Thal und Gebirg, und die Land' in unendlicher Ferne bedeckend.
Aber sie kehrten den Blick nordwärts. Wie jetzo gen Süden
Alle sich wandten, o Wonn'! o Bezauberung! strahlend im Vollglanz;
Sie nur enthüllt von der Scheitel zum Fuß, trat, mitten im Nebel;
Zwischen verschleyerten Bergen hervor die ätherische Jungfrau,
Dreymahl höher, und näher, und herrlicher in dem Alleinlicht.
Hoch auf dem ewigen Thron, zwar höher und höher bisher war
Ihnen erschienen die hehre Gestalt, doch stets nur gelagert;
Jetzo stand sie, begegnenden Blicks, ganz waltende Göttinn,
Hoch in dem Himmel das strahlende Haupt, den Fuß in dem Abgrund;
Hell, im Gewande des Schnees, mit ewigem Eise bepanzert;
Und um die schimmernde Stirn' erschien, durchfunkelnd den Äther,
Wie, wenn Urania winkt, ein Glanz des heiligen Urlichts.
Hinter den Wolken verbarg sich ein Kreis aufragender Berge,
Welche zur Seit' ihr steh'n, gleich dienenden Opferpriestern;
Alle verhüllt vor dem Blick der Erhabenen, kniend im Dunkel.
Feyerlich furchtbar, allein in der ringsverhülleten Schöpfung
Stand sie, und gegen den Thron, den krystallenen, brandeten, hochauf
Schwellend, von Ferne gewälzt, die dicht anwogenden Wolken;

Aber sie prallten zurück, wie Okeanos Fluthen im Androh'n
Rückwärts stürzen vom einsamen Fels des hohen Poseidon.
Um sie schwieg der unendliche Raum, und unter dem Thron ihr
Sank die verschleyerte Welt, und die Zeit stand still bey dem Anblick.
Nur zwey Höhen der Erd' erhellete, staunend dem Wunder,
Selbst, im gehemmeten Laufe, der leuchtende Sohn Hyperions:
Jene Bewunderte dort, und hier der Bewundernden Warte,
Gegenüber; die ganze Natur sonst hülleten Nebel.
Aber wie jene nunmehr die Blicke zurück von der Göttinn
Kehrten, geblendet vom himmlischen Glanz; mit verklärtem Antlitz
Schaute die Eine die Andr', und das Haupt des begleitenden Jünglings
Leuchtete hellumstrahlt, wie der Mond im farbigen Lichtring.
Jetzt auch zeigte sich nah den Erstaunenden, welch' im Hinaufgeh'n,
Hingerissen von wonnigem Dank, nichts sah'n als den Himmel,
Mitten im Gipfel ein Fels, an Bildung einem Altar gleich,
Nicht von sterblichen Händen gebaut, von Keilen des Donners
Seit Jahrtausenden kegelgeformt und zur Säule geglättet.
Vorn an dem Heiligen funkelte hell ein rundlicher Felsteich,
Sternenerfüllt, denn es spiegelte d'rin der dunklere Himmel
Sichtbar am Tage die Nacht; das erhabenste Wunder der Alphöh'n.
Alle nun nahten zugleich dem Altar, und es stieg die Verklärung.
Nichts Erdklebendes fühlten sie mehr, nichts Sterbliches jetzo;
Selige Geister entflammten sie ganz, und in höchster Begeist'rung,
Kniend am heiligen Stein, im Angesichte der Jungfrau,
Tönte Gesang ihr Gebeth in die feyernde Stille des Äthers. —

* * *

Also tönt' am Altar, im Heiligthume der Alpen,
Nordfranks weihendes Lied, und es streuten sämmtliche Blumen,
Die sie gepflückt im Geh'n, auf den Stein, zum Opfer die Jungfrau'n;
Blumen voll süßen Gedüfts, getränkt von ätherischem Maythau,
Heilige, nimmerberührte, die nie ein lüsterner Hinblick,
Auch nur von ferne, gesengt; noch duftender seit der Verpflanzung,
Eingeschlummert, als Strauß, an den Lilienbusen der Holden:
Diese streuten sie rings, und es blühete seit der Erschaffung
Jetzo zum ersten Mahl des Gebirghaupts heilige Scheitel. —

* * *

Jen' erhuben vom Opfer empor die gefaltenen Hände
Wonnestaunend dem Kreis der gesammten verklärten Alpen,
Selber verklärt. Jetzt sah'n sie nicht mehr den seligen Himmel
Offen; sie standen darin; es umgab sie Herrlichkeit ringsum.

Glanz von der Scheitel zum Fuß, ein Berg von blitzenden Sternen,
Sonn' an Sonn' auf einander gehäuft, schien jetzo die Jungfrau.
Hinter ihr funkelte Tschingel, und rechts Bidlesa mit Blümlis;
Glanzhell strahlte der Mönch; klar leuchteten Eiger und Mettberg;
Wellhorn flammte verklärt; es strahlete röther der Rothhorn;
Wetterhorn schien wallende Gluth, es loderte Furka
Hell in der schimmernden Fern', und hell wie Sirius, Titlis.
Alle Gebirghöh'n flammten, nur Licht schien jeglicher Gipfel
Rings, und ein glänzendes Feld von Blitzstrahlgarben das Eismeer:
Drey festheilige Stunden verweileten oben die Holden,
Mit dem beseligten Führer, am Hochaltare des Tschuggens,
Über die Erd' erhöht im erhabensten Tempel der Jungfrau:
Nur drey Blicke (so schien's den Seligen) dau'rte die Feyer;
Aber es bringen des Wonnegefühls und der Blüthen des Lebens
Nicht so viel in dem Thal drey Frühlinge. Voll der Verklärung,
Stiegen sie jetzo hinab, bewahrend im Auge den Abglanz
Jener Hell', und im Herzen die selige Ruhe des Himmels.

Die Wandernden treffen auf der Alp drey Sennhütten. Beschreibung derselben. Abend- und Nachtgemählde des Gebirgs. Lawinensturz.

Unten am Hange des Kulms, hoch über der Wenger und Wergis,
(Alpen, die schönsten der Schweiz, anmuthige, senntenbestreute)
Zwischen beyden, dem Eiger genaht, auf der Mitte des Scheidecks,
Winkten dem felsabsteigenden Zug drey hirtliche Hütten.
Nur drey Monde bewohnen im Jahr, hoch über den Wolken,
Solche die Hirten des Bergs, obwaltend den weidenden Heerden.
Schnell, wenn der Frühling sich neigt, und der eilende Winter herannaht,
(Denn nicht Sommer, noch Herbst ist hier) wenn nirgend ein Rasen
Mehr in der Runde sich zeigt der ringsumkletternden Heerdkuh,
Treiben sie tiefer hinab, das Geräth oft lassend, zum Vorberg.
Sennten benennt sie die Sprache des Volks, ganz niedrige Hüttchen,
Einfach von Tannen gebaut, mit zerbröckelten Steinen zum Obdach
Gegen den Sturz der Lawinen, und nie verschlossenem Eingang.

Sennen nennt man die Eigner, der ringsumweidende Älpler
Höchste; genügsame, freye, der Welt unkundige Menschen,
Milder Natur, das Wenige froh mit Begegnenden theilend.
Gastfrey lassen die Guten zurück in verlassener Sennte
Nicht nur Lager und manches Geräth, auch einigen Vorrath,
Daß der ermüdete Wandrer, verirrt im wilden Gebirge,
Solches vielleicht vorfinde; wo nicht, es opfernd den Göttern. —

* * *

Jene Hütten erreichten die Vier, anstaunend, wie niemand
D'rin sie erblickten; es hatten sie erst am selbigen Morgen
Ihre Bewohner verlassen, geschreckt vom donnernden Bergfall,
Wie von des Tschuggens verwittertem Haupt abstürzte das Felsstück
Jenseits, schüttelnd die Alp'. Es stand ein hirtliches Mahl noch
Unverzehrt auf dem Bret, wie für kommende Gäste bereitet.
Mannigfaltige Milch in reinlichen Butten, und Niedli,
Fanden die Wandernden hier, und Bergwaldnüsse zum Nachtisch.
Vorrath hatten sie selber des Brots, und hinter den Sennten
Sprudelte hell aus dem Fels ein sanft hinmurmelnder Bergquell.
Nordfrank trug aus der Sennte hinaus die schäumenden Näpfe,
Stellte sie hin auf den Boden, und lud die Holden zum Alpmahl.
Sieh, und sie lagerten Alle sich jetzt auf schwillende Moose,
Froh genießend des Mahls, an der silbernen Quelle sich labend.
Trauliche Wechselgespräch', und muntre Gesänge, vom Echo
Wiedergehallt, umschufen das Wort in Ambrosia; Nectar
Wurde der kühlende Quell, und zum Festgelage das Ausruh'n.
Aber nachdem sie das fröhliche Mahl nunmehro vollendet,
Und sich genugsam erquickt, — —
Überließen sie ganz sich der Lust der himmlischen Lage.
Schöner als alle bisher schien diese besonders den Schwestern,
Welche die milde Natur, die sanftanlächelnde, holde,
Weit vorzogen, wie Mädchen geziemt, der herrlichen, großen,
Schrecklich erhab'nen, dem kühneren Geist des Mannes verwandter.

* * *

Denkend der Neige des Tags, und der hier stets hellen Gebirgsnacht,
Sprach nunmehr, zu den Frohen gewandt, der fröhliche Führer:

Holdeste! bleiben wir hier? nichts fehlt zum nächtlichen Ausruh'n. —
Weit von hier ist hinab in das Thal; die leuchtende Sonne

Sinkt schon merklich; die Pfade sind rauh; durch waldige Wüsten
Senkt sich der irrsame Weg, und die Nacht hier oben ist Abend,
Kurz nur schimmert ihr Lilienblick in der rosigen Mitte
Zwischen dem Niedergang und der heiligen Frühe des Aufgangs,
Heiliger noch als sie beyd'! Ich selbst durchwache sie freudig,
Ungern opfert' ich auf die höchste der himmlischen Wonnen:
Hier zu feyern mit euch der Bergnacht hohes Einhergeh'n,
Zwischen den Säulen der Erd', in dem Alpenchor der Gestirne.
Segnen werdet ihr selbst den Entschluß, mir dankend den Anrath.
Denn ich verkündige hier, und es naht schon jetzt die Vollendung:
Erst mit dem sinkenden Tag geh'n auf die sämmtlichen Thore
Höherer Himmel als noch wir gesehn, zwar weniger blendend,
Aber noch ahnungsvoller als jen', und tieferer Andacht.

* * *

Also sprach er. Es willigten froh die jauchzenden Mägdlein,
Eigene Wünsche gewährend; denn schön, wie sämmtliche Musen
Solches allein zu singen im Chor vermögen, wenn Phoibos
Selbst sie begleitet, erschien des Abends rosiges Annah'n.
Schauer, ätherischen Flugs, durchfuhr die schweigende Stille,
Wie sich die Sonne verbarg, weit dehnend den Schatten des Berghaupts
Über das Grindelenthal hinein in das schimmernde Hasli.
Plötzlich erklang's, wie helles Gekrach einschlagender Donner,
Gegenüber; es rollten herab vom flammenden Eiger
Drey grau'nvolle Lawinen, mit weit hindröhnendem Nachhall.
Gleich d'rauf schwieg's, noch stiller wie vor. Es erblaßten die Busen
Aller Gebirg', und zugleich erglühten die ragenden Stirnen.
Purpurne Nebel umwallten der Jungfrau schneeige Schultern,
Und der erröthende Mond stand hell auf der Spitze des Schreckhorns.
Aber vom unteren Berg, und den tieferen Alpen des Scheidecks
Stieg durch die Stille der Luft ein Chor vollstimmiger Töne.
Fernhin hallende Laut', hinsterbende, volle, gedämpfte,
Wechselten rings mit der Heerden Geblöck, im Geläute der Glocken,
Und mit dem feyernden Klang der hirtlichen Abendgesänge.
Hier und dort scholl einsam ein Horn, und die ganze Gebirgswelt
Klang, harmonienerfüllt, ein unendliches Orgel der Andacht.
Jetzt, wie sie still ein Weilchen gehorcht dem schwebenden Wohlklang,
Unwillkührlich begannen sie selbst ein fröhliches Danklied,

Und mit gewirbelten Tönen begleitete flötend der Führer.
Aber, wie jetzo das Thal sich verdunkelte, tief in dem Schatten,
Zwiefach geworfen, vom Monde zugleich und der scheidenden Sonne,
Schwieg dein Tempel, Natur! und das Lied der feyernden Holden.
Heiliger wurde die Still' und die Nacht stieg nieder vom Himmel,
Während noch ruhte der Tag auf der Berg' ätherischen Gipfeln.

* * *

— — Die Holden zugleich, und der Holden seliger Führer,
Fühlten nicht mehr die Beschränkung der Zeit. Entfesselte Geister
Schwebten sie jetzt auf den Flügeln der Nacht, in der Stille des Äthers,
Rings umweht von dem Odem der Ewigkeit. Leuchtende Wellen
Wogten auf leuchtenden Wellen heran, entsteigend der Tiefe
Zahllos, mehrend die Fülle des nachtdurchblitzenden Lichtmeer's,
Bis hoch über dem Flug des Hinaufblicks, Sonnen an Sonnen,
Schlugen zusammen des Stern-Oceans hellfunkelnde Wogen.

Heinrich Joseph Edler von Collin.

(Geboren 1772; gestorben 1811.)

Unter seinen Gedichten befinden sich auch Fragmente einer Epopee: Rudolph von Habsburg.

Die Vereinigung von Klarheit, Anmuth und Würde, die gediegene Einfachheit in der Darstellung, Wahrheit und Kraft der Charakteristik, nebst der schönen Reinheit der Sprache und der Versification, — diese hervorragenden Eigenschaften beurkunden in den Fragmenten des genannten Heldengedichtes hinreichend, wie bedeutend das Ganze geworden wäre. Zum Beweise diene das folgende Bruchstück.

Der Sänger.

Alle freuten sich nun des kaiserlich prangenden Mahles;
Munter kreis'ten die Becher zum Wohle des herrlichen Gastherrn,
Und Rudolph entgegnet Bescheid den stattlichen Gästen.
Sieh! da lös'te der Wein die gebundenen Herzen und Zungen

Bald zum frohen Gespräch. Vielstimmiger, munterbelebter
Tönte des Saales Gewölb bis hinab zum Volk in den Burghof,
Und es erkannte des Herrschers Ton aus der Stimmen Gemenge;
Hoch erfreut' es sich dran, denn es liebte den mächtigen Kaiser.
Vier der Trachten waren vorbey; schon trugen den Nachtisch,
Kostbarer Früchte voll und künstlichen Zuckergebäckes,
Edelknaben nun auf in goldgetriebenen Schalen,
Sieh', da trat ein Sänger herein im Purpurtalare,
Weiß von Haar und Bart, und mildestrahlenden Blickes,
Neigt vor dem Kaiser sich tief, und hebt majestätisch sich wieder.
Jetzt die Leyer von Elfenbein, mit Golde gezieret,
Legt er, voll Ernst, in den Arm, schlägt suchend und stimmend den Ton an.
Plötzlich wird es nun still; ihm horchet die ganze Versammlung.
Aber Rudolphus ruft nun einem der dienenden Knaben:
„Knabe, was weilest du dort, und lässest den Sänger hier stehen?
„Einen Sitz verschaff' ihm schnell!" — Dann zu der Versammlung:
„Hoch verehr' ich der Sänger Geschlecht, und wär' ich kein Kaiser,
„Sänger würd' ich; sie, sie auch, sind Herrscher, die Sänger,
„Herrschen durch süß eindringendes Wort, harmonische Klänge.
„Wär' uns doch gleiche Herrschaft gegönnt! doch zwingt uns das Schicksal,
„Herrscher zu seyn durch Gewalt und wild verheerende Kriege!"—

Eilig schaffte der Knabe den Sitz dem stattlichen Sänger.
Als sich dieser nunmehr im Angesicht aller gelagert,
Säumt er länger nicht und hob erfreulichen Sang an:
Wie am Ufer der Limmat, von Regenbächen geschwollen,
Traf mit dem heiligen Leib ein reisender Ritter den Priester,
Der nun blößte den Fuß, und dachte, zum Heile des Kranken,
Durchzuwaten den Bach, wie sehr die Kiesel auch schmerzten.
Doch der Ritter duldet es nicht, und steiget vom Pferde,
Hält demüthig die Bügel, und heißt den staunenden Priester
Es besteigen, und so den heiligen Gang zu vollenden;
Kniet am Ufer dann hin, und empfängt den heiligen Segen.
Als nun des anderen Tags der Priester kam zu dem Ritter,
Rückzustellen das Pferd, und seinen Dank ihm zu künden,
Gegnet der Ritter darauf: „Ich Ärmster fühle mich unwerth,
„Jenes Roß zu besteigen, das meinen Herren getragen;
„Seinem Dienste hab' ich's geweiht, ihm mag es verbleiben." —

Also der Sänger, und fügte nun Segen dem hohen Gesang bey:

„Wählen möchten den Frommen zum Schirm der heiligen Kirche,
Deutschlands Fürsten und Volk, als heiligen römischen Kaiser,
Ihn und sein ganzes Geschlecht, Urenkel im spätesten Gliede,
Allgeliebet vom Volk, und weit gefürchtet von Feinden!"

An dem Segen erkannte der herrliche Kaiser Rudolphus
In dem Sänger den Priester, den lange verstorbenen, frommen,
Welchen schon damahls als Greisen, er selbst noch ein blühender Jüngling,
Mit dem heiligen Leib antraf im stürmischen Wetter,
Dem das Roß er gab und hielt demüthig die Bügel,
Dann den Segen kniend empfing. Wohl wirkte der Segen;
Denn als Graf erhielt er ihn noch, dann wählten zum Kaiser
Deutschlands Fürsten den Grafen, zum Schutze der heiligen Kirche.
Und Rudolphus beugte sich tief, und hüllte das Antlitz;
Aber die Gäste falteten hoch zum Himmel die Hände.
Heilig war nun das Mahl, denn ringsum betheten alle.
Als die Entzückung vorbey, und man sah nach dem stattlichen Sänger,
War geleeret der Sitz, und der Sänger im Saale verschwunden
Unbemerkt; ihn sah der Gäste keiner hinausgeh'n.
Da ergriffen Schauer den Kaiser und seine Versammlung;
Schweigend hob der Kaiser sich auf, verlassend die Gäste;
Schweigend theilten diese sich schnell in ihre Gemächer.

Der Tanz der Cumanen.

Dort im grünenden Thal, von waldigen Bergen umschlossen,
Trat Graf Hugo von Taussers, in Mitte des prangenden Hofes,
Sitzend unter dem Zelt, aus Rohrgeflechten gespannet,
Ladislaus der König und Ava die Mutter des Königs,
Schauend den Tanz der Cumanen, der rauhen Zeltebewohner,
Welche Bela berief in's Reich, und, ganz sie zu fesseln,
Ava sich anvermählte, die Tochter ihres Beherrschers;
Denn er bedurfte des kräftigen Arms der muthigen Kämpfer
Gegen Tataren-Wuth, die weithin Ungarn verheerte. —

Als nun Hugo den König gewahrte, wie eifrig im Anblick
Er versunken schien, nun kos't mit Cumanischen Weibern,
Däucht' ihn, das Beste zu seyn, auf des Tanzes Ende zu warten,

Nicht zu stören die Lust, und des Königs Gemüth zu verstimmen.
Ferne blieb er stehen, und sah dem feurigen Tanz zu.
Denn zur Rechten die Männer gereiht, zur Linken die Weiber,
Schlugen sie, vorgebeugt den Leib, den Tact mit den Händen
Sinnend, als prüften sie erst die zurückgehaltenen Kräfte.
Aber nun kehrten sie schon einwärts die Spitzen der Füße,
Stießen die Ferſen zusamm', daß die Sporne getroffen erklirrten;
Leis' und langsam zuerst, dann immer lauter und schneller.
Jetzt im Gefühle der Kraft, die losgebunden erwachte,
Schlugen die Waden sie rasch, stets wechselnd mit Händen und Füßen,
Unter höherem Sprung und mächtigerm Klirren der Sporne.
Und den glühenden Mann ergreift unbändig die Lust nun
Nach des Weibes Besitz; er stürmet gewaltig auf sie los,
Vorgestrecket, gebückt, mit weit aushohlenden Schritten.
Aber das klügere Weib haſcht selbst den Mann bey dem Schnurrbart,
Welcher auf beyden Seiten des Kinns bis zur Brust ihm herabfällt.
Langsam weicht er zurück; doch läßt das Weib nicht die Beute,
Fasset ihn kräftiger an, und zieht ihn nach eigenem Willen.
Jetzo zu Paaren gestellt, in eine Kette verschlungen,
Wirbelt und schlingt sich der Zug in wilden bachantischen Reihen.
Wieder reißen sie los, und stürzen, die Beine gespalten,
Auf den Boden nun hin, rasch wieder sich hebend im Sprunge,
Noch im Sprung aufziehend die Schenkel, und schlagend mit Händen,
Noch im Fluge selbst ertönend mit klirrenden Spornen.
Also brauste die Kraft der lustgestählten Cumanen
Aus sich im kräftigen Tanz, und schien sich nie zu erschöpfen.

Ungarische Königspracht.

Schon aus weiter Fern' erkannt' aus der Menge Rudolphus
Ladislaus den König; denn königlich war er zu schauen.
An dem thürmenden Kalpak, aus Zobelfellen gebauet,
Glüht auf saphirenem Mond ein Reiher von blut'gen Rubinen;
Über ihm dräut der Federbusch dem Feinde Verderben.
Hermelin ist der Pelz, von außen glänzender Purpur.
Im nachlässigen Wurf vom linken Arme zur Schulter
Hält ihn die Perlenschnur. Den Tolmang von grünlicher Farbe
Schnüren vom Hals bis zur Hüfte herab demantene Spangen.

Am malachitenen Schwert, Geschenke des Czares der Reussen,
Leuchtet geformt zum kleinen Griff ein funkelnder Topas;
Herrlich fällt's am goldnen Gekett' vom blitzenden Gürtel,
Wo der Edelsteine Verein zur Krone sich bildet.
Kunstreich gestickt von Gold und Perlen erglänzen die Schenkel,
Glänzet der Fuß, läßt kaum den gelben Saffian sehen.
Auch das Purpurgerieme des Pferds, mit Golde beschlagen,
Einet an Stirn und Brust ein Stern von hellen Demanten;
Prächtig umhüllet zudem den schneeweiß glänzenden Zelter,
Reichlich mit Golde geziert, die schleppende Purpurdecke.
Also blendet der König die Augen, daß jeder sie wieder
Wendet von ihm, wie vom Leuchten des Blitzes getroffen.

Sophie Mereau.

Wir haben von ihr, nebst den lyrischen Gedichten auch ein episch-romantisches Gedicht: Seraphine, in sechs Gesängen; es ist ganz Dichtung und des folgenden Inhalts:

In einem unbewohnten Hain Indiens:

Hat Armido sich zurückgezogen,
Ein Mann, der auf des Lebens regsten Wogen
Mit wildem Muth schon viel umhergefahren,
Von unruhvollem Sinn und reifen Jahren.
Er hatte sich durch ein geheimes Band,
Durch kühnen Muth, die Herrschaft über Geister
Errungen, und sie dienten ihm als Meister.

Durch ihren Beystand erbaut er sich in der Wüste einen schönen Park und einen herrlichen Pallast. Hier verträumt er süße Stunden, gleich denen seiner Kindheit; aber das Glück währt nicht lange, und der Unmuth, der ihn früher im Gewühle der Welt verfolgte, ergreift ihn wieder. Eines Tages findet er im Grase ein zartes Kind, wird gerührt, und nimmt es auf seine Arme.

Mit Sorgfalt strebt Armido nun, das Leben
Des holden Kind's mit fröhlicher Natur
Und lieblichen Gedanken zu umgeben;
Auf sein Geboth muß ringsumher die Flur,

Ihr heit're Bilder in der Bruſt zu wecken,
Mit milderm Reiz ſich lächelnd überdecken.

* * *

Und jeder Tag wand eine neue Blüthe
In ihrer Schönheit ſchimmerreichen Kranz
In ungeſtörter Ruhe. Wie entglühte
Ihr Leben friſch im reinſten Morgenglanz!
Nur ſchöne Formen zeigten ſich den Sinnen,
Und Geiſt und Körper ſchien gleich zu gewinnen.

* * *

Die reine Harmonie der holden Glieder,
Das braune Aug' voll Sehnſucht und Gefühl,
Iſt ſelbſt den Geiſtern der Bewunderung Ziel.
Ein heitrer Glanz fließt von der Stirne nieder,
Nur Wohllaut iſt der ſüßen Stimme Klang,
Und was ſie thut, iſt lieblicher Geſang.

Armido ſelbſt fühlt für das liebliche Weſen zärtliche Neigung. Einſt im Schimmer der frühen Morgenröthe erſteigt ſie, wie von Sehnſucht getrieben, das ihr noch unbekannte, die Gegend begränzende Gebirg. Plötzlich ſteht ein ſchöner Jüngling vor ihr. Beyde ſind von wechſelſeitigem Erſtaunen durchdrungen, bald auch von Liebe, und ihr Geſtändniß erfolgt. Sie trennen ſich. Seraphine kehrt zurück, und Armido erfährt bald, was vorging; denn

Erfüllt von nie empfund'ner Wonne fließt
Das junge Herz in froher Rede über,
Wie ſich ein Quell den Blumenrand hinüber
Mit ſanfter fröhlicher Gewalt ergießt.
Armido ſtaunt und kann ſich nicht verhehlen,
Daß ihn die ſüßen Plaudereyen quälen.

* * *

Wohl wird er bald des Grundes ſich bewußt,
Und iſt bemüht, vor ihr ſich zu verſtellen;
Doch ſchlagen innerlich des Unmuths Wellen
Stets höher an die ſtark bewegte Bruſt.
Er geht hinweg, und eilt zur fernſten Grotte,
Und forſcht und quält ſich dort mit eignem Spotte.

„Was pochst du, ruft er, Herz! mit schnellern Schlägen?
„Darf wilder Sturm der Jünglingsleidenschaft
„Des Mannes Sinn wie leichtes Laub bewegen?
„Wo bleibt des Willens, des Verstandes Kraft?
„Aus starken Fäden webt' ich meines Lebens Grund,
„Und jetzt verwirrte ihn mir eines Kindes Mund?

* * *

„Wie? fühl' ich, ihre Neigung zu erringen,
„An Mächten, an Erfindung mich zu schwach?
„Bey so viel Mitteln muß es wohl gelingen;
„Die Liebe folgt des Glückes Spuren nach.
„Weg mit der Eifersucht, die Alles trübt!
„Armido muß nicht fürchten, wenn er liebt.

* * *

„Mag sie sich doch in goldnen Träumen wiegen,
„Von jener Wunderfrucht, die nirgend reift,
„Und Treue heißt; das luftige Vergnügen
„Ist bald wie Nebelduft herabgestreift.
„Der ersten Jugendgluth ersonnene Gewalt
„Rührt nur die Phantasie, und das Gemüth bleibt kalt."

Armido verbirgt nun seinen Unmuth, zeigt sich gegen Seraphinen gefällig, und gestattet sogar, daß der Jüngling bey ihnen lebe. Indem beyde das Glück der reinsten Liebe genießen, ertönen ihnen an einem schönen Abend wunderliebliche Zauberklänge, welche aus dem Hain der Harmonie kommen. Die Liebenden werden unwiderstehlich den Tönen nachgezogen, und kommen wirklich in den Zauberhain der Harmonie.

Wo ewig grünend dichte Bäume sprossen,
Hat sich die Göttinn einen Hain geweiht;
Nur Himmlischen glänzt seine Seligkeit:
Doch hat er sich auch Sterblichen erschlossen,
Und jedem, welchem sich der Hain enthüllt,
Wird von der Göttinn dann Ein Wunsch erfüllt.

* * *

Was innig je des Herzens Saiten rühret,
Des Mitleids süßes Weh, der Liebe Schein,

Die Ahnung, die den Geist der Erd' entführet,
Dieß Alles ist ein Ton aus jenem Hain:
Und wer nur einmahl hat den holden Ton vernommen,
Hegt ewig in der Brust den Wunsch, dahin zu kommen.

* * *

Zuweilen strahlt am Hain voll Glanz und Ruh',
Des Regenbogens Schein mit seltner Schöne;
Dann klingen, bey der Farben Schimmer, Töne,
Und neigen liebend sich der Erde zu,
Als wollte bey des Bogens heil'gem Scheinen
Das Himmlische sich mit dem Ird'schen einen.

* * *

Wer dann die himmlische Musik vernommen,
Zugleich der Farben hold Geheimniß sah,
Der wage muthig sich dem Walde nah;
Ihm ist bestimmt, in jenen Hain zu kommen,
Ihm weicht die Macht, die ewig unversehrt
Und ungeseh'n, sonst jeden Eintritt wehrt.

Seraphine und der Jüngling treten in den Hain, und erblicken hier die himmlische Gestalt Kama's (des indischen Liebesgottes), der alle Seligkeiten nach eigenem Willen auf die Erde streut, und alle Schönheit in sich hält. Ihm zur Seite erscheint sein ewiger Begleiter, der Frühling.

— Alles vor'ge, alles künft'ge Glück
Liegt tiefgefühlt in diesem Augenblick

der Erscheinung. Der Glanz erstirbt, die Klänge schweigen. In weiter Entfernung finden sich die Liebenden, wie aus einem Traume erwachend, wieder.

Beyde sehen in ihrer Hand ein Cocosblatt, worauf sie die Weisung lesen, den liebsten Wunsch ihres Herzens diesem Blatte anzuvertrauen. Seraphine, in glücklicher Genügsamkeit ihrer Liebe, schreibt darauf an die Göttinn der Harmonie die Bitte:

„Laß ganz mich deiner würdig seyn;
Und dann empfange mich dein heil'ger Hain! " —

Der Jüngling, noch uneins in seinem bewegten Gemüth, schreibt die Zeilen:

„Noch kenn' ich nicht des Lebens Gaben,
Doch strebt mein Geist nach vielen Wünschen hin.
Mich reizt das weite All; nichts zeigt bestimmt sich mir,
Und Alles nehm' ich gern, nur Ruhe nicht, von dir. " —

Kaum haben sie dieß geschrieben, so heben sich die Blätter in die Luft, und schweben dem Haine der Harmonie zu. Indeß sind Armido's trübem Sinn die Stunden unruhvoll dahingezogen. Er sucht seinen Unmuth zu besiegen:

Wie! ruft er, dem Gefühl sollt ich erliegen,
Das zu zerstören ich mich lang bestrebt'?
Wer sich, gleich mir, so arg betrogen fand,
Der fliehe zürnend jedes zarte Band!
Nur die Erscheinung schafft des Menschen Glück.
Wenn ich die nach Gefallen formen kann,
Bleibt mir die Wirklichkeit; der Augenblick:
Was geht die Neigung, was das Herz mich an?
Mich reizt die Willkühr überleg'ner Geister,
Und gerne wär' ich selbst des Zufalls Meister.

Sogleich bedient er sich seiner Herrschaft über die Geister:

Ein neues Zauberspiel lenk' Seraphinens Sinn,
Von Freud' entzündet, bald zu mir, dem Schöpfer, hin.

Er läßt durch seine Geister eine liebliche Zaubergegend erschaffen, und in der Mitte derselben einen Pallast,

So schön als jemahls nur ein Lieblingskind
Des Glückes ihn zum Wohnsitz sich erkor.

Hier waltet

Bey allem, was die Sinne lüstern macht,
Der süße Tag der schönsten Mondennacht.

* * *

Die feinsten Düfte wogen durch die Luft,
Am Boden schwillt ein weicher Blumensaum,
Und glänzend springt aus einer Felsenkluft
Ein kühler Quell, und füllt der Mitte Raum

Mit einer klaren Fluth, in deren munterm Leben
Viel kleine Inseln auf und nieder schweben,

* * *

Von denen manche, weiche Ruhebetten,
Und einige, besetzte Tafeln tragen;
Von andern winden sich, wie Blumenketten,
Gesänge, die bald liebeathmend klagen,
Bald fröhlich schwellend durch die Lüfte fliegen,
Und das Gemüth in süße Träume wiegen.

* * *

Doch um dem Zauberspiele erst das Leben,
Bey dessen Mangel jede Freude flieht,
Für Herz und Sinn den höchsten Reiz zu geben,
Gebeut Armido nochmahls. Schnell entglüh't
Ein Geisterheer in blühenden Gestalten,
Die nie an Reiz und Jugendfülle alten.

Die Liebenden sehen die bekannte Flur bey ihrer Rückkehr gänzlich umgestaltet. Sie tragen aber noch den Nachhall der tiefgefühlten Melodien des Zauberhains in ihrer Brust, vor dem jeder fremde Schein weichen muß. Den Jüngling sucht die lieblichste der Nymphen zu verlocken.

Bald sagt ihm, was sie fühlt, hier wo im Kranz
Der Freude jeder Tag sich neu belebt,
Ein Blick, von trunk'nem nahmenlosen Glanz
Verkläret, der das Herz mit Lust durchbebt,
Ein Seufzer bald, der leise Sehnsucht haucht,
Bald ein bedeutend Wort' in Gluth gehaucht.

Es gelingt. Plötzlich ist die Nymphe mit dem Jüngling verschwunden. Vergebens klagt und seufzt Seraphine nach ihm. Armido, darüber hoch erfreut; benützt dieß, Seraphinens Liebe für sich zu gewinnen. Alle Zauber, die auf sein Geheiß um Seraphinen blühen, müssen sich noch mehr verschönen. Aber alles dieß entzündet nur ihre Sehnsucht nach dem Entfernten mehr als je. Sie selbst wagt an Armido die Bitte:

Du bist so mächtig; rette mich!
Laß mich den Langentbehrten wieder finden! —

Er will ihr zürnen, aber ein Blick ihrer holden Augen entwaffnet ihn. Er fordert Liebe, aber sie fühlt nur kindliche Zärtlichkeit für ihn:

Ich liebe dich, wie ich die Sonne liebe;
Die Erde, die mich nährt, und alle Triebe,
Die in mir sind, gehören ja dir an. —

Armido kann seinen Grimm nicht länger verbergen, und befiehlt der Bestürzten, ihn zu verlassen.

Als nun die Wesen in der Dämmerung
Im Schlummerkelch verstohlen sich berauschen,
Und auf den Mond voll Liebeshuldigung
Und Sehnsucht still die Lotos-Blumen lauschen;
Den schönen Kelch ihm duftend zu entfalten,
Den sie dem Stern des Tages vorenthalten;

* * *

Und Seraphine in die stille Gegend,
Die nun im blassen Mondlicht ergraut,
Vom Lager fern, in sich versunken schaut:
Da hört sie, wie, die Lüfte sanft bewegend,
Dem Hain der Harmonie Gesäng' entschweben;
Die bald ihr trauerndes Gemüth umgeben.

* * *

Sie fühlt den Geist, der Töne holdes Leben;
Die quellend durch die trunknen Lüfte zieh'n,
Und zarten Blumen ähnlich, sie umblüh'n;
Und bald ist sie sich selbst zurück gegeben.
Klar liegt das Leben da vor ihrem Blick,
Und Wohllaut kehrt in ihre Brust zurück.

Zu Anfang des dritten Gesanges sehen wir den entschwundenen Jüngling — Rodrigo — durch Duft und Abendglanz in einer fremden Gegend wandeln. Finstre Schwermuth erfüllt seine Seele. Seinen Träumen nachhangend, kommt er unvermerkt in einen dichten Wald, und durch diesen in einen

schauervollen Klippengrund, wo er kein lebendiges Wesen hört. Endlich erblickt er einen Mann mit silberlockigem Haupt, welcher zuerst verwunderungsvoll stehen bleibt, dann die Worte: „Er ist's!" freudig ausruft, ihm das Bild seiner verstorbenen Mutter zeigt, und den Erstaunten in seine Wohnung führt. Wie sie weiter gehen, erheitert sich die Wildniß immer mehr,

Und als sie sich um einen Felsen beugen,
Scheint eine neue Welt empor zu steigen.

Bey diesem Anblick ruft Rodrigo:

Wohl jedem, der in Frieden,
Wie du, der Schöpfer ist von seiner Welt!
Ihm säuseln Geister in des Haines Blüthen,
Im Lüftchen, das die grünen Zweige schwellt.
Wie schön ist ihm, was die Natur gewebt,
Wie nah' der Geist, der ihre Form belebt!

* * *

Enthüllt ist ihm das allgemeine Leben,
Ihm beut der Pflanzen Kraft, ihr Bau Genuß;
Des Thieres Trieb, das stets das Beste muß;
Die Welt ist ihm in seine Brust gegeben.
Doch wer entzweyt mit seinem eignen Wesen,
Kann selbst bey der Natur nicht mehr genesen.

Ihm erwiedert der Alte:

Es löse sich in dieser süßen Stille,
Was ängstigend die Seele band;
Streif ab die düstre lebenslose Hülle
Der Schwermuth, die um Stirn und Auge graut,
Daß früh getrübt dein Blick ins Leben schaut'!

* * *

Das Herz muß fühlen! Stille seinen Drang,
Nur gib statt Innigkeit nicht Träumen nach!
Der Unmuth hemmt des Blutes leichten Gang,
Und lähmt des Geistes freyen Flügelschlag.
Wem noch des Lebens frische Rosen winken,
Der darf nicht thatenlos in Gram versinken.

Nun erzählt Rodrigo dem Alten die seltsamen Begebenheiten seines jungen Lebens, von seiner Kinderzeit an; wie er sich als Knabe in einem Walde verirrt, wie ihn ein Bramin gefunden und erzogen habe in strenger frommer Abgeschiedenheit. Als er einst auf seines Lehrers und Pflegvaters Gruft bethete, sey ihm eine unaussprechlich liebliche Gestalt erschienen. Sie verschwand, aber ihr Bild blieb immer in seiner Brust. In Seraphinen fand er es endlich verwirklicht. Er schildert das Glück ihrer Liebe, die Erscheinung im Hain der Harmonie, und jene der verlockenden Nymphe.

An einem Abend — jener holden einer,
Wo die entflammte Luft den Busen engt,
Und mit dem Hauch der Blumen sich ein feiner
Geheimer Reiz bis an die Herzen drängt,
Und Erd' und Himmel ruht in zärtlich-mildem Schein:
Da irrt' ich unruhvoll und einsam durch den Hain.

* * *

Und mitten in den lieberfüllten Träumen,
Durchdrang ein froher Schreck mir Sinn und Herz!
Ich sah sie unter sanftgewölbten Bäumen,
Sie winkte mir mit leichter Freude Scherz.
Schon war ich, allgewaltig hingezogen,
Mir unbewußt, in ihren Arm geflogen.

* * *

„Gern," sprach sie, „seh ich dich bey mir verweilen;
„Doch will ich dich mit keiner andern theilen.
„Ich bin kein irdisch Mädchen. — —
„Ich seh' es, dich verzehrt der Ungewißheit Pein;
„Vergiß den Menschen nur, und du wirst göttlich seyn!

* * *

„Ich seh' dein Herz von rascher Sehnsucht schlagen.
„Dein Geist verlangt nach überird'scher Lust;
„Was quälst du dich mit kindischem Entsagen?
„Vergiß die Irdische an meiner Brust!
„Vergebens strebst du dem Geschick entgegen,
„Du wandelst doch auf vorgeschrieb'nen Wegen.

* * *

„Glaub mir, es ist ein thörichtes Bemühen,
„Der eigne Schöpfer seines Glücks zu seyn.
„Wohl jedem, den die Himmlischen erziehen,
„Und den sie früh zu ihrem Dienst sich weih'n;
„Mit lindem Hauch von ihnen fortgezogen,
„Wiegt er sich lächelnd auf des Schicksals Wogen."

Verblendet von den Verheißungen der Nymphe, schwört ihr der Wonnetrunkene, sich ganz ihrem Dienste zu weihen, und entsagt Seraphinen. Plötzlich fühlt er sich mit jener durch die Lüfte schweben, und kommt wieder in den Hain der Harmonie; allein der Eingang in das Heiligthum ist verschlossen. Die Blätter, fährt Rodrigo in seiner Erzählung fort,

Die Blätter schienen Stimmen zu gewinnen:
„Das Gleiche nur begegnet sich mit Lust;
„Vermess'ne Wünsche spalten jede Brust."
So tönt es mir durch die bewegten Sinnen.
Ich sank betäubt und überrascht zu Boden;
Schmerz und Verwirrung hemmten fast den Oden.

* * *

Doch sie, die kaum so innig mich zu lieben
Geschienen, ach! sie rührt die Weisung nicht!
Sie floh hinweg mit gleichem Angesicht.
Den leichten Sinn kann keine Täuschung trüben;
Und zu dem luftgewebten Geisterherzen
Drang nicht die kleinste Ahnung meiner Schmerzen.

Die Geliebte scheint in Duft zu zerrinnen; vergebens eilt Rodrigo der Entschwindenden nach, und findet sich beym ersten Strahl des Tages in Armido's Hain. Da bricht der mit sich selbst Zerfallene in die Worte aus:

Zwey holde Wesen winkten mir mit Lust;
Mit raschem Geist wollt' ich sie beyde fassen;
Auf ewig nun getheilt ist meine Brust;
Ich liebe beyde, und muß beyde lassen.

Nie wird die Himmlische je wieder mein,
Die Irdische nie meine Schuld verzeih'n.

Vergebens schallen ihm die himmlischen Geisterklänge aus dem Haine der Harmonie. Er kann die zerstörte Ruhe nicht mehr finden. Da ruft ihm der Greis zu:

Komm an dieß treue Herz; du bist mein Sohn!

Und nun räth er dem Jüngling, in der Ferne und im Weltgetümmel zu suchen, was er in der stillen Einsamkeit nicht zu finden vermag:

Wenn in der Welt du dich vergessen hast,
Dann wirst du dich erkennen und dich lieben;
Ist dir die Innigkeit nur treu geblieben,
Die durch das Leben, muthvoll ohne Rast,
Das Beste sucht, und redlich strebt, aus wilden
Verworrnem Stoff ein Ganzes sich zu bilden,

Dann lernst du dich selbst vielleicht besser zu verstehen. — Der Vater erzählt nun dem Sohn seine Lebensgeschichte, eine lange Episode, welche beynahe den ganzen vierten Gesang ausfüllt. Rodrigo scheidet mit der Betheurung:

Erst dann, wenn dieses Herz sich sanfter regt,
Dann sehe mich dein Auge wieder.
Ich schwör' es bey dem Hain der Harmonie,
Du siehst mich deiner würdig, oder nie! —

Zu Anfang des fünften Gesanges erblicken wir wieder den Armido, dem der Unmuth mit nachtbedeckten Fittigen das Herz umhüllt.

Verhaßt ist ihm des Zauberthales Pracht,
Ein leerer Widerschein der eig'nen Macht.
„Nehmt — ruft er — eure Gunst, ihr dunkeln Mächte,
„Die ihr gelassen mein Verderben schaut,
„Nehmt sie zurück! Mich hüllen tiefe Nächte;
„Vergebens hab' ich eurer Kunst vertraut.
„Was kann sie thun? sie beut nur leeres Glück,
„Und unbekümmert herrscht das eiserne Geschick.

Sein Gemüth kann sich nicht emporschwingen, weil Liebe und Glaube darin untergegangen sind. Indem er eines Tages einsam am Rand eines Flusses steht, lockt ihn die Fluth, sich in ihr abzukühlen.

Er senkt sich in die feuchten Wellen nieder,
Und nie erhebt sein Haupt sich lebend wieder. —

Man muß gestehen, daß das Ende dieses Mannes unerwartet rasch erscheint, sogar, ehe er sein dunkles Wesen noch entwickelt hat. Vergebens vermißt und sucht ihn Seraphine, und verläßt endlich selbst die Gegend. Nachdem sie manche pfadlose Öde durchwandelt hat, kommt sie zu einem stattlichen Gebäude, wo ein Indier mit Sohn und Tochter (Nadir und Palmire) die schönen Tage in Einigkeit verlebt. Nun geht vor Seraphinen eine neue Welt auf, verschönt vom Zauber der Neuheit;

Ja oft erschien ihr, in der Neuheit Schein,
Das Werden wunderbarer als das Seyn.
Doch sie, die überall jetzt Wunder sieht,
Ist wiederum ein Wunder für die andern.

Bald gewinnt man die fremde Jungfrau lieb, und Alle streben mit Sorgfalt ihr das Leben zu versüßen. Bald fühlt sie ein bisher unbekanntes Lebensglück ihr blühen, die Freundschaft mit Palmiren, wozu auch Nadir kommt:

Von indischem, weichfühlendem Gemüth,
Mit Augen, wie der Nelke dunkles Braun,
Die arglos in des Andern Seele schau'n;
Im Schooß des milden Himmels aufgeblüht,
Mit tiefem Muth und immer heiterm Sinn,
Lebt dieser Jüngling leicht durch's Leben hin.

Nadir fühlt bald zärtliche Liebe zu Seraphinen, die ihm nicht minder hold wird. Einst wandelt Nadir am Strande des Meeres. Ein Sturmwind erhebt sich plötzlich, ein Schiff scheitert, und wird ans Ufer getrieben. Nadir eilt den Unglücklichen zu Hülfe; es gelingt ihm nur Einen von den Vielen zu retten.

Kaum fühlt dieser sich auf festem Grund, so wirft er sich, dem Himmel dankend, auf die Knie. Der Gerettete ist — Rodrigo. Aus seinem Selbstgespräche vernimmt dieß Nadir. Ein bitteres Gefühl steigt in diesem zuerst empor, denn oft hat Seraphine von Rodrigo gesprochen. Bald faßt sich der edle Jüngling; er eilt zu Seraphinen, und bringt ihr die Kunde:

Was sie entscheidet, wird ihm heilig seyn,
Und, was sich mag in ihm dagegen regen,
Ihr Wunsch, ihr Wille lindert jede Pein.

* * *

Mit Staunen hört ihn Seraphine an;
In tiefer Gluth entbrennen ihre Wangen.
Es schlägt ihr Herz von Lust und Schmerz umfangen.

* * *

„Entscheide nun, die freye Wahl ist dein!
Doch wisse," spricht ihr Freund mit sanftem Ton,
„Bist du nicht glücklich, kann auch ich's nicht seyn;
Und Wahrheit ist der Treue schönster Lohn."
Sie blickt ihm hold in's redliche Gesicht,
Und sagt ihm frey, was ihre Seele spricht.

* * *

„Ihm nur gehör' ich! — Dir ein Opfer bringen,
O Nadir! hieße deinen Werth entweih'n.
Es würde mich die erste Gluth bezwingen
Und deine Ruhe dann das Opfer seyn.
Durch eine Lüge, sey sie noch so schön,
Wird nie ein Mensch des Andern Glück erhöh'n." —

Nadir eilt von ihr, und führt ihr nun selbst den Rodrigo zu.

Der Liebe Himmel sinkt in's off'ne Herz,
Mit allen seinen schönen Sternen nieder;
Ihr kehrt die Zeit, wo in der Liebe Scherz
Des Lebens ernster Sinn sich birget, wieder.
Und Seraphine wird, von holdem Reiz beseelt,
Durch eines Priesters Hand Rodrigo nun vermählt.

Aber bald wird das Glück der Neuvermählten wieder zerstört:

In einer schönen Nacht sitzt einst allein
In dunkler Laube er; am Himmel zieh'n
Die blassen Wolken, die im Mondenschein
Mit wunderbar gebrochnen Farben glüh'n.
Die Blumen küssen ihn mit ihrem Duft,
Und zärtlich spielt um ihn die laue Luft.

* * *

Schnell dringt ein stärk'res Weh'n durch Thal und Wald,
Die Blätter regen sich mit leisem Säuseln,
Des Grases Spitzen rührt ein spielend Kräuseln,
Und leise naht die reizendste Gestalt,
Die einst Rodrigo fühllos fliehen seh'n;
Die Nymphe sieht er nahe bey sich steh'n.

Sie sucht ihn neuerdings mit Liebeshuld und schönen Verheißungen zu verlocken. Doch —

Als ihn schon der Zauber fast berückt,
Von tiefer Unruh' seine Sinne brennen,
Und sich in Sehnsucht sein Gemüth verstrickt,
Da hört von fern er seinen Nahmen nennen;
Im holden Laut erkennt er Seraphinens Ton,
Und schon ist auch von ihm des Wahnes Trug gefloh'n.

Rasch windet er sich aus den Armen der Nymphe, deren Gestalt in Luft zerrinnt. In diesem Augenblick fühlt er sich vom mächtigsten Drang zu seinem Vater hingezogen.

„Jetzt" ruft er, „wo in heil'ger Liebe Schein
Mein ganzes Wesen milder Wohllaut ist,
Wird ihm mein Anblick reine Freude seyn."
Und alles Glück, das hold ihn hier umschließt,
Verläßt er nun; ihn treibt sein reger Sinn
Zum Vater in die ferne Wildniß hin.

Allein er findet nur sein Grab, an dem die trauernde Schwester weint. Diese erzählt nun dem Jüngling ihr Leben; aus der Geschichte geht hervor, daß sie die Geliebte des treulosen Armido war, und Seraphine ist die Tochter dieser Liebe. Rodrigo eilt mit der Mutter zu ihr; allein sie finden die ganze

Gegend verödet, und vernehmen, daß Feinde eingefallen sind, alles verheert, viele Menschen — unter diesen Seraphinen — in die Sclaverey weggeschleppt haben. Es gelingt ihm, die Zurückgebliebenen mit Muth zu befeuern. Er wird ihr Feldherr, und führt sie gegen die räuberischen Feinde. Das Glück begünstiget seinen Heldenmuth. Er sieht sich als Sieger — aber Seraphine scheint für ihn verloren.

So schimmert lang ihm äuß'rer Güter Glanz,
Als einst bey eines Festes bunter Pracht,
Ihn ungewöhnlich aufmerksam der Tanz
Von einer schönen Tänzerinn gemacht.
Er fühlt wie Lust und Schreck die Seele theilet,
So oft ihr dunkles Aug' auf ihm verweilet.

* * *

Wie reizend sich die reichlichen Geflechte
Des braunen Haares um die Scheitel ziehen!
Und Steine funkeln durch die süßen Nächte
Der Locken, die wie Stern' am Himmel glühen.
Nie, scheint es ihm, hat so wie hier sich zeigt,
Natur und Kunst ihr schönes Ziel erreicht.

* * *

Der feine Hals, der bald sich stolz erhebet,
Bald anmuthsvoll sich wieder seitwärts neiget,
Wird schön vom weichen Blüthenschmuck belebet,
Aus dem ein Heer von süßen Düften steiget;
Die vollen Arme, deren Reiz besiegt,
Sind selbst in zarte Ketten eingeschmiegt.

* * *

Ein seid'nes, glänzendes Gewand umwallt,
In schöne Falten künstlerisch gelegt,
Den reinen Bau der reizenden Gestalt,
Bis, wo der Knöchel leicht im Tanz sich regt,
Geschmückt mit edlen Steinen, fein und leicht,
Der zarte Fuß nun wieder frey sich zeigt.

* * *

Doch mehr als Alles strahlt das Angesicht,
Das blühender als ihre Blumen blühet;
Und heller als die edlen Steine glühet
Der holden Augen wunderbares Licht:

Aus ihnen spricht bedeutungsvoller Sinn,
Und zieht die Herzen mächtig zu ihr hin.

* * *

In heiliger Begeisterung beginnt
Sie nun des Tanzes zauberisches Leben,
Das immer mehr an schönem Sinn gewinnt;
In ihre mimische Bewegung weben
Sich Reize, wie sie keiner je ersann,
Die Alle fühlen, niemand nennen kann.

* * *

Des Mädchens Schmerz, das den geliebten Mann,
Für den sie innig, ganz allein geboren
Zu seyn, sich fühlt, nach kurzem Glück verloren,
Und nirgends, nirgends wieder finden kann;
Ihr Glück, und ihrer Seele tiefes Leiden,
Sucht ihre Kunst verständlich anzudeuten.

Die Tänzerinn ist Seraphine. Die Liebenden werden nochmahl getrennt, finden sich endlich wieder, aber Sie — im seligen Augenblick des Wiederfindens — stirbt den Tod des Entzückens; und das Gedicht schließt mit den Versen:

Sie stirbt dahin in wundersüßem Traum;
Was Harmonie geboth, hat sie gethan,
Ihr reiner Geist gehört der Göttinn an.
Von Andacht fühlt Rodrigo sich entglüht.
„Ihr," ruft er aus „ward, was sie einst begehrt:
Sie stirbt ganz deiner, heil'ge Göttinn, werth!
Ein tiefer Schmerz entzündet mein Gemüth.
Was sie dir weihte, war ihr reines Herz;
Mich heiligt dir das Leben und der Schmerz."

Der Plan dieses Gedichts ist für sechs Gesänge zu einfach, die Handlung einförmig, die Maschinerie nicht klar und nicht eingreifend genug. Auch sind die Charaktere zu duftig, und undulirend; aber Zartheit und Innigkeit der Empfindung, Lieblichkeit der Bilder, und weicher Wohllaut der Diction entschädigen für Manches.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

(Geboren im Jahr 1777.)

Er flocht um seine Stirne den zweyfachen Lorberkranz, als Dichter und als Krieger, und kämpfte zuerst in dem Feldzuge am Rhein in den neunziger Jahren, nachher auch in dem großen Befreyungskriege. Nach der Schlacht bey Leipzig nahm er seinen Abschied, und zog auf sein Landgut Rennhausen bey Rathenau, wo er den Musen lebt. Fouqué kann daher mit vollem Recht ein ritterlicher Sänger genannt werden, nicht ungleich den ritterlichen Minnesängern der Vorzeit. In seinen erstern Productionen näherte er sich mehr der südlichen Dichtungsform, vorzüglich den Spaniern; erst späterhin wurde er von dem kräftigen Heldengeist der alt-nordischen Sagen ergriffen, mit dessen Darstellung der größte Theil seiner neuern Werke sich beschäftigt. In seinem Zauberringe, den man ein romantisches Heldengedicht in Prosa nennen kann, findet man beyde Stoffe und Darstellungsweisen vereinigt *). Fouqué's Geist zeigte sich gleich vom Anfange her vielseitig. So haben wir von ihm im dramatischen Fache: dramatische Spiele; vaterländische Schauspiele; der Held des Nordens; Alboin; Eginhard und Emma; die Brüder; Heldenspiele, ꝛc.; im Fache des Romans und der Erzählung: der Zauberring; Undine; Sintram und seine Gefährten; die Fahrten Thiodolfs; die Historie vom edlen Ritter Galmy und der schönen Herzoginn von Bretagne; Alethes von Lindenstein; Alwin; Sängerliebe; kleine Romane und Erzählungen ꝛc. Nebst vielen trefflichen Liedern, Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden, bereicherte er die deutsche Literatur auch im epischen Fache, besonders durch das romantische Heldengedicht Corona, von dem hier die Rede seyn soll. Es ist in Stanzen geschrieben, mit eingeflochtenen lyrischen Stellen, und besteht aus drey Bü-

*) Zuerst trat er unter dem fingirten Nahmen Pellegrin, erst bey dem dramatischen Gedicht: Der Held des Nordens, mit seinem wahren auf.

chern, jedes Buch aus zwölf Gesängen. Der Dichter unternahm dieses Werk während des Waffenstillstandes im Sommer des Jahres 1813, daher auch jeder Gesang dieses Gedichts mit der Erwähnung einer Begebenheit aus der Zeitgeschichte anfängt und schließt; so z. B. der erste Gesang mit des Dichters Rast in seiner Heimath während des Waffenstillstandes, von der er beym Wiederausbruche des Krieges scheidet; Anfang und Ende der folgenden bildet jetzt eine Erinnerung an den Sieg von Kulm, des Dichters Krankheit und Genesung, Siegesdank für die Schlacht bey Leipzig, des Feindes Flucht über den Rhein, des Dichters erfochtenes Johanniterkreuz *), Jubel über die Siege von Brienne und la Rothiere, Sehnsucht nach dem Frieden, Anrede an Paris, Einnahme dieser Stadt, Todtenfeyer der im heiligen Kriege gefallenen Helden, die Siegesfeyer in Berlin, die dem Dichter verliehene Schaumünze für das Jahr 1813, u. s. w.

Die Handlung des Gedichtes beginnt mit dem Tode des alten Freyherrn von Realta, der seinem Sohn Romuald den auf seinem Hause lastenden Fluch einer Zauberinn verkündet. Auf einer Jagd findet er die schöne Blanka, bethend in einer nur von trübem Lampenschein erhellten Capelle. Er wirbt um ihre Hand, und erhält sie zur Gattinn. Nachdem sie einige Zeit das Stillleben des häuslichen Glücks genossen haben, begehrt Blanka das verhängnißvolle Bild der Zauberinn zu schauen, welches in der Vorderwarte der Burg hängt. Der Anblick erfüllet beyde mit Entsetzen. —

Da eine ausführliche Erzählung der ganzen Handlung zu viel Raum einnehmen würde, so folgt hier nur der Inhalt einiger Gesänge, so wie der Dichter selbst ihn andeutet. Dieß wird hinreichen einen Begriff von der reichen Mannigfaltigkeit der romantischen Phantasienwelt dieses Gedichts zu geben, und auf die vielen schönen Lichtpuncte poetischer Darstellung in dem-

*) Fouqué wurde im Laufe des Kriegs königlich preußischer Major und Ritter des Johanniterordens.

selben aufmerksam zu machen. So zeigt uns der dritte Gesang Romualds erwachende Sehnsucht nach Krieg und Sieg. Wunderliches Treffen in der Nähe der Burg Realta. Romuald bricht hinaus. Blanka's Gram. Das verödete Schlachtfeld. Romuald erhält von einem Zaubergreis Kunde von dem priesterlichen Ritter Philostrat. Er eilt auf einem weißen Rosse davon, diesen zu retten, findet einen Einsiedler an dessen Grabe, und merkt den Zaubertrug.

Vierter Gesang. Romualds Abschied vom Einsiedler. Anblick des Meeres. Das Fest im Rebengarten. Anfall der Barbaren. Romualds ruhmvoller, aber unglücklicher Kampf. Errettung. Fahrt nach Venedig. Mahl beym Herzoge. Corona wird genannt, Romuald dadurch befangen. Seine abendliche Wanderung an's Meer. Corona's Erscheinung. Romuald schwimmt zu ihrer Insel. Wunderbare Lieder und Tänze. Corona winkt ihn auf den Thron Er entschläft in Bezauberung.

Fünfter Gesang. Er sieht sich beym Erwachen gefangen, in der Gewalt der Seeräuber auf einer Barke. Corona's dräuende Erscheinung. Romualds Treumuth. Claribella von Tunis, auf ihrer Heimkehr von der Raubschar angegriffen. Sie wird durch ihren Ritter Accanio gerettet. Corona flieht. Deren Berathung mit den Seeräubern. Romualds Lebensrettung durch Corona's Wunde. Seine Treue wankt. Sein Jagdhund Greif mahnt ihn an Realta. Corona's Zorn und Schlachtlied. Wilde Fahrt.

Sechster Gesang. Ormandrins und Thamyris Wechselgesang in den Thalen von Tiflis. Corona erscheint. Ihr zorniges Klagen. Turnier und Ringspiel. Romuald und Ormandrin theilen den Preis. Der Alte vom Berge. Romuald, Thamyris und Ormandrin folgen ihm nach. Corona droht.

Siebenter Gesang. Ankunft im Libanonsgebirge. Versammlung der Assasinen. Blutige Bothen kommen, und werden versendet. Der Alte vom Berge geleitet den Romuald zur Zauberkluft. Der schwarze Magier Thamos. Seltsames Mahl. Romuald entweicht davon. Er findet Ormandrin und

Thamyris als frühere Bewohner von Blanka's Insel. Sie huldigen ihm. —

Diese Probe von dem Phantasie = Reichthum der Handlung möge als hinreichend genügen. Wir heben nun einzelne Parthien aus, welche als Belege in Hinsicht auf den lieblichen Reiz der darstellenden Ausführung dienen sollen.

Des alten Freyherrn von Realta Tod, nachdem er seinem Sohn Romuald den Zauberfluch verkündet hat.

(Erstes Buch. Erster Gesang.)

Dort sank der Abend einst in Nebeldüften
Herbstlich und trüb herab auf feuchtes Moos,
Als zwischen Felsenbach und Felsenklüften
Ein Ritter blutig, aller Waffen bloß,
Entgürtet selbst das edle Schwert den Hüften,
Im Sterben lag. Fern scholl das Schlachtgetos,
Und Thrän' im Aug', und heiße Klag' im Munde,
Beschaut ein Jüngling ihm die Todeswunde.

* * *

Der Ritter sprach: „Du meine Zier und Freude,
Mein Stolz und Hort, mein herzenslieber Sohn,
Ermanne dich aus diesem stillen Leide!
Mein Banner weicht, die Feinde nahen schon.
D'rum bringe nach der Burg hinauf uns Beyde,
Und mind're so der stolzen Sieger Hohn.
Dort will ich, eh' die matten Augen brechen,
Viel Nöth'ges, ach! doch Bitt'res zu dir sprechen."

* * *

Der Sohn ergreift die theure Heldenlast,
Und stürmt hinan des Berg's verschlung'ne Wege.
Stein, Baum und Busch gibt Raum der edlen Hast,
Als wär' es Feind, der scheu vor ihr erläge.
So nahen sie der Burg, die öde fast,
Kaum sich erschließt auf die drey Pfortenschläge,
Denn wen'ge waren's von den Mannen allen,
Die nicht zur Schlacht gerückt, und d'rin gefallen.

* * *

Kaum daß der Rittersmann in stiller Zelle
Auf seinem Lager matt, doch friedlich ruht,
Kaum daß der Priester ihm aus der Capelle
Zum Trost geholt des Heilands Leib und Blut,
Und ihn getränkt mit ew'gen Lebens Welle,
Und ihm gesichert ew'gen Lebens Gut,
So winkt er auch, daß eh' er ganz erblasse,
Den einz'gen Sohn man bey ihm lasse.

Nun entdeckt der Sterbende seinem Sohn den Fluch der Zauberinn, die einer seiner Ahnherren getödtet hat:

Aus dunkler Weissagung geheimer Nacht
Fiel unserm tapfern Stamm Unheil für Glück:
Nie wird, wie muthig seine Banner schweben,
Ein Freyherr von Realta Sieg erstreben.

* * *

In jenem Thal, wo Busch und Staude dorr't,
Geschah vor nun schon mehr als hundert Jahren
Ein unerhörter Straßenraub und Mord;
Dein Ahnherr, jach, den Frevlern nachzufahren,
Brach mit viel tapfern Schützen in den Hain,
Und suchend drang er tief und tiefer ein.

* * *

Und durch die Büsche klang's wie flücht'ges Rennen.
Da schnellte ungestüm der Ahnherr los
Das Pfeilgeschoß in hast'gen Zorns Entbrennen;
Schnell fuhr der Stahl in Waldes dunkeln Schooß.
Ein weiches Wehgeschrey gab zu erkennen,
Es gleit' ein Weib verletzt auf's blut'ge Moos,
Und näherkommend sah er, schreckenstrunken,
Ein schönes Bild in Ohnmacht hingesunken.

* * *

Wie eine Blüth', aus fremden Wunderauen
Hereingeweht in unser dunkles Land,
War die Gestalt der Herrinn anzuschauen,
An Wuchs und Antlitz, Hauptschmuck und Gewand;
Ein süßes Sehnen und ein leises Grauen
Schlang um des Ritters Herz ein doppelt Band.
Ihr Bild hängt in der Norderwarte Mauern;
Da such' es auf. Es wird auch dich durchschauern.

* * *

Und wie ihr Aug' erwacht, und halb im Schrecken,
Und halb im Zorn, und halb in Wehmuth schwimmt,
Winkt es, wie um was Wicht'ges zu entdecken,
Mit Siegerkraft, die auch noch sterbend glimmt,
Den Ritter nah; denn Todesschauer stecken
Der Red' ein Ziel, daß man sie kaum vernimmt.
Das Frau'nbild hebt sich, ringt, und sinnt, und staunet,
Bis sie zuletzt den Fluch ins Ohr ihm raunet.

* * *

Und mit dem letzten Wort ist sie gestorben,
Und schaudernd ließ dein Ahnherr sie begraben,
Und nie seitdem wird heitrer Sieg erworben,
Wo in die Schlacht Realta's Mannen traben.
Zwar leugt, wer sagt, uns sey der Muth verdorben;
Doch Glückes Schein — nie wird uns der erlaben.
Vergebens rang ich heut, den Fluch zu brechen,
Die Zaub'rinn läßt nicht ab, ihr Blut zu rächen.

* * *

Drum, trauter Sohn, halt' fest im strengen Zügel
Das heldenkühne, trotzende Gemüth,
Versagt der Sieg dir seine heitern Flügel,
Wozu, daß Lorber hoch auf Klippen blüht?
Still walt' und fromm im Kreis beschränkter Hügel,
Sey für der Heimath milden Schutz bemüht,
Und wenn auch stolze Träume zu dir kommen, —
Ach, scheuch' sie fort! die würden uns nicht frommen.

* * *

So dürr und kalt, als jene Thalesheckeu,
Seit drin die böse Zaub'rinn fand den Tod,
Ist unser Siegesbaum. Nie kann erwecken
Der Frühling starres Reis in blühend Roth,
Wohl blitzt vom mächt'gen Grund manch Irrlich snecken, —
Umsonst! Was todt ist bleibt doch immer todt;
Gott, kürze meinem jungen Aar die Schwingen!
Sie können nichts, als grausen Fall ihm bringen."—

* * *

Ein schmerzlich Lächeln zuckt um das Gesicht
Des Freyherrn, wie er kaum den Spruch vollendet.
Der Athem stockt, das große Auge bricht,
Der Geist hat sich zum Herrgott heimgewendet.

Die Zauberkluft des Magiers Thamos.

(Erstes Buch. Siebenter Gesang.)

Derweile drängt sich, wie zu Grabesthoren,
Fels dicht an Fels; zum immer schwärzern Grund
Senkt sich der Pfad; die Welt liegt wie von ferne,
Fremd schau'n herab die trüb entglimmten Sterne.

* * *

Nur Pflanzen, die mit tödtlichem Umschlingen,
Aus andrer Pflanzen Tod ihr Leben saugen,
Entsprießen hier im kraftvoll üpp'gem Ringen.
Wie bleiche Sclaven, die zu Opfern taugen,
Wie zart Geflügel unter Geyerschwingen,
Wie Rehe, deren Blut die Wölfe saugen,
Steh'n edle Sträuche da und schlanke Bäume,
Hinschwindend unterm Druck als nicht'ge Träume.

* * *

Und tief aus Höhlen drang ein schaurig Tönen,
War's unterirdisch wohl ein Stromesfall?
War es des Nachtwinds eingefangnes Dröhnen
In feuchter Grotten dumpfem Wiederhall?
War es verirrter Löwen ängstlich Stöhnen
Aus schroffer Kluft empor zum Felsenwall?
Nein, halbvernehmbar ward von Menschenzungen
Dem blassen Mond ein Zauberlied gesungen.

* * *

Es rauscht und wogt, entsetzlich die Erfüllung
Verheißend, tief in unbekannter Kluft.
Die Wandrer harr'n auf ihres Durstes Stillung,
Und scheu'n zugleich den Zauberquell der Schluft.
Da ringt sich's auf in weißlicher Verhüllung,
Das Haupt umweht von Nebelkapp' und Duft,
Und bis zur Brust enthoben finstern Hallen,
Läßt es vom Antlitz Duft und Nebel fallen.
Schwarz, starr, als wie in ew'ger Nacht genährt,
Blickt um sich her das Zauberangesicht. —

Romuald geht unter den Leichen des Schlachtfeldes umher. Sein Grauen vor zwey Getödteten. Seine Rührung beym Anblick eines erschlagenen Jünglings.

(Erstes Buch. Zwölfter Gesang.)

Noch irrt er trüb und krank im dunkeln Thal,
Wo mühvoll er die matten Tritte windet
Durch all der Leichen ungemess'ne Zahl,
Und oft in Blut und Staub ein Antlitz findet,
Das jüngst noch lieb ihm war bey Schlacht und Mahl.
Zuletzt gelangt er hin, wo, hart verbündet,
Ihr siedend Blut, von Einem Speer durchschossen,
Der Greis des Berges und der Mohr vergossen.

* * *

Furchtbar noch hat im wilden Todeszücken
Der Assassinenfürst den Speer gefaßt,
Um zu entwinden ihn aus Brust und Rücken:
Hochauf ragt Thamos Arm, ein todter Ast,
Als soll ihm noch ein letzt Beschwören glücken.
Nealta wendet sich, und zittert fast
Vor dieses Paares offnen, grimmen Augen,
Die nur zum Starr'n, nicht mehr zum Sehen taugen.

* * *

Doch wenn des Sterbens Schrecken hier ihn scheuchten,
Sah dort der Tod im weißen Blumenflor
Aus unbekannter Jünglingszüge Leuchten,
Hold, friedlich, unter offnem Helm hervor;
Die Arme, über's Herz gekreuzt, bezeugten,
Wie dieser war gewallt durchs ernste Thor,
Und lächelnd wie der Todte selbst und milde,
Stand lang der Ritter bey dem reinen Bilde.

* * *

Und endlich strömt er aus in sanfte Klagen:
„Du, den ich nie gekannt und nie geliebt,
Du nahmenlos im Streitgewirr' erschlagen,
Wie, daß dein Anblick Lust und Leid mir gibt? —
Wallbruder auf der Fahrt von wenig Tagen,
Bild, das wie ich, in Asche bald zerstiebt,

Seraph, gleich mir zu Gottes Dienst erkoren,
Sind wir doch Geist aus einem Geist geboren!

* * *

Ja, früh, mein Bruder, sprossen dir die Schwingen,
Früh stimmst du ein in's feyernde Getön,
Wo alle Engel: Heilig! Heilig! singen,
Gewürdigt, Ihm sein Preisen zu erhöh'n;
Und vor dem Wiederschein aus sel'gen Ringen
Blüh't auch dein Leichenbild so still und schön,
Daß man vermeint, recht himmlisch träumend liege
Ein süßes Kindlein hier in blum'ger Wiege." —

Romuald, nach erlittenem Schiffbruch, im Grauen der Einsamkeit. Gespenstische Lieder. Gebeth und süßer Schlummer. Heiteres Erwachen am Morgen.

(Zweytes Buch. Vierter Gesang.

Halb Schlaf, halb Ohnmacht war's, die ihre Schleyer
Mitleidig um den matten Ritter schlangen,
Bis Abends spät zu mild'rer Stunden Feyer
Die lichten Sternlein waren aufgegangen.
Da hebt er sich, sein Busen athmet freyer,
Das Firmament, nicht wolkig mehr umhangen,
Sieht endlich nieder in endlose Wellen,
Die leise träumend hin und wieder schwellen.

* * *

Und glühend groß steigt aus der Wasserwüste
Der volle Mond, ein blutig goldnes Schild,
Und flimmert bis heran zur dunklen Küste
Als Flammensäule sein gewalt'ges Bild.
Ha, wer die tiefgeheime Deutung wüßte,
Von Allem, was aus Fluth und Erde quillt,
Aus Luft und Strahl, dem strengen Bann entwunden,
In solchen öden, wunderlichen Stunden!

* * *

Nein, woll' es nicht ein frommes Herze wissen,
Halt' es sich eh'r die grause Ahnung fern!
Und diene harmlos, lieb'- und huldbeflissen
Auch in freudenloser Öde seinem Herrn.

Zu oft nur, daß von selbst die Schleyer rissen,
Und funkelnd ein gespenstisch-böser Stern
Hernieder sah aus fremden, fremden Reichen; —
Hörst, Romuald, du's in den Klüften schleichen?

* * *

Hörst, Romuald, du's von dem Berge singen?
Sie singen der Ertrunknen Todtensang;
Doch nimmer aus lebend'gem Busen dringen
Töne so tief und hohl und leis und bang;
Auch Glöcklein, bange Todtenglöcklein klingen,
Doch dumpf wie aus des Leichentuchs Umhang.
Mir ahnt's, mir ahnt's, dort wird ein Lied gesungen,
Durch Schiffer, selbst unlängst vom Meer verschlungen.

* * *

— — Einsam ganz auf ödem Strande
Bleibt Romuald in der gespenst'gen Nacht,
Und schon, als wie mit glüh'ndem Eisenbande,
Faßt ihn des Geistergrau'ns wahnsinn'ge Macht,
Da reißt er sich aus halbverlornem Stande
Tapfer zu Gott empor, ruft treubedacht
Um Hülf' und Rettung nach dem Quell des Lebens,
Und Nacht und Zauber droht hinfort vergebens.

* * *

Zieht ihr nur auf dem Berg die finst're Runde,
Wer ihr auch mögt, in wessen Dienst auch seyn!
Schick' deine Schauer nur, du nächt'ge Stunde!
Starr' nur im Mondlicht, ödes Felsgestein!
Realta, mit dem lieben Gott im Bunde,
Die Hände faltend, schläft vertraulich ein,
Und schlummert fort, umweht von süßen Träumen,
Bis Morgenlichter Wolk' und Meer besäumen.

* * *

Dann gürtet er sich, auf den Berg zu klimmen,
Um zu erschau'n, was in vergangner Nacht
Ihm mit des Grabgesangs furchtbaren Stimmen
Das Herz im müden Busen schwer gemacht;
Was droben auch des Häßlichen und Schlimmen
Nun hausen mag, die Sonn' ist ja erwacht,
Und auf dem Goldgrund ihrer Lichter heben
Gefahr und Noth den Sinn zum frischen Leben.

Romuald im hohen Greisenalter, singt auf den Trümmern der Burg Realta sein Todes- und Siegeslied, womit das Gedicht mit dem zwölften Gesang des dritten Buches herzerhebend schließt:

— Sinnend geht der Greis hinauf zum Ort,
Wo Burg Realta stand, indeß die Kerzen
Der Sterne schon aus nächt'gen Wolken schimmern;
Da wallt' er einsam auf den ries'gen Trümmern.

* * *

Seltsam! Wo seine Halle sonst gestanden,
Trifft seine Harf' er und sein Sängerkleid,
Noch unversehrt, und wie zu treuen Handen
Für guten Dienst zum letzten Mahl bereit.
Er lös't des Panzerrockes ehr'ne Banden,
Er hüllt sich in den Mantel grau und weit,
Läßt sich auf den granitnen Eckstein nieder,
Und so beginnt das letzte seiner Lieder:

Juble du, meine Harfe,
Juble durch all' deine rauschenden Saiten,
Gegen den heimlichen,
Sternenbeleuchteten,
Träumedurchrauschten
Nachthimmel an!
Klinge,
Wie nie du geklungen;
Und hast du dein bestes Lied gesungen:
Zerspringe!

* * *

Realta, seine Heimath einst,
Wenn du in Schutt und Trümmern meinst,
Ich solle dich beklagen,
Da kennst du deinen Ritter schlecht,
Ich weiß dem Herrn nach Fug und Recht
Nicht Dank genug zu sagen.
Ich spiele lust'gen Marschesklang,
Der schallt Gebirg und Thal entlang

Weit über Wald und Wiesen.
Was als ein prächtig Freyherrnhaus
In Jammer stand und dunklem Graus,
Wird als Ruin gepriesen.
Frisch auf! du darfst mir todt nicht ruh'n.
Werd' mir ein lust'ger Garten nun,
Du stein'ge Burgesstelle!
Aus Warte, Kammern, Saal und Thor
Trieb manch ein Eichenreis empor,
Und Lorbern aus der Schwelle!
Juble, du Harfe,
Juble noch stürmischer,
Brause noch flammender,
Gleich Schlachtenlärm,
Gleich Seegefluth,
Gleich Heklasgluth
Gegen den tönenden,
Gegen den funkelnden
Nachthimmel an! —
Wer prahlt von Glück?
Er steht zurück,
Kennt er noch nicht das Beste!
Saht ihr den Krieg?
Nahmt ihr den Sieg?
Nicht? O ihr armen Gäste!
Öd' ist und schal
Das Lebensmahl,
Das nicht die zwey durchfunkeln.
Das Sonnenlicht,
Es hilft euch nicht:
Ihr seyd und bleibt im Dunkeln.
Ich hab's erschaut,
Mein ward die Braut,
Der Kranz für blut'ges Werben.
Victoria!
Tönt fern und nah',
O süßes, süßes Sterben! —
Sanfter nun, Harfe!
Sanfter, aber nicht leiser!
Nein, mit vollen
Riesenmelodien,

Mit der Chöre Rollen
Sollst du heil'ge Bogen um mich ziehen.
In dein Rauschen tönt's wie Geisterschwinge. — —
Deß sey der Herr gepriesen,
Der so mich scheiden läßt:
Zum Fest in Paradiesen
Aus frohem Siegesfest.
Noch hallet fort, ihr Saiten,
O Nachtwind, hauche d'rein,
Daß Töne mich begleiten —
Nun soll's geschieden seyn! —

* * *

Der Stimme letzte Laute sind verklungen;
Zum letzten Schlafe streckt der Held die Glieder,
Zerspringend, doch von Lüften angeschwungen,
Tönt fort und fort die Harfe Feyerlieder. —

Tunisias, oder Kaiser Carl V. Heeresfahrt nach Afrika.

Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen, von Johann Ladislaus Pyrker (Patriarchen von Venedig).

Dieses, im Jahr 1820 erschienene Gedicht befaßt sich mit der Darstellung einer Begebenheit von eben solcher historischer als epischer Größe; denn es erzählt die Eroberung des Raubstaates Tunis, wodurch nicht nur mehr als zwanzig tausend Christen aus der Sclaverey befreyt, sondern auch Sicilien und Neapel vom Barbareskenjoche gerettet wurden, womit der Corsar Chereddin Barbarossa dieselben im Jahre 1535 bedrohte.

Der Inhalt dieses Gedichts ist im Wesentlichen folgender: Muley Hassan, der unlängst vertriebene König von Tunis, kommt, ein Landesflüchtiger, zum Kaiser, und fleht um dessen Beystand, um das ihm entrissene Reich wieder zu erlangen:

König des Abendlands! dir wirft sich ein König zu Füßen,
Gleich den Sclaven, die einst vor ihm im Staube sich bückten.

Ach! ein König nicht mehr! Ein Flüchtling zu Wasser und Lande;
Freundlos, reich nur an Gram und an Spott der gaffenden Menge,
Fleht er um Hülfe zu dir! Ein Würdiger, so du verzeihest,
Christenbeherrscher! daß er im Gesetz des Propheten geboren!

Tiefbewegt erwiedert ihm der edle Kaiser die humanen Worte:

Sey willkommen im Abendland! Den Glauben, o Fremdling,
Wägt ein Höh'rer, denn wir; doch Menschen ist heilig das Unglück! —

Carl verspricht dem Unglücklichen Hülfe, und begibt sich in den Dom, den Allmächtigen dazu um seinen Segen anzuflehen. Schon hier beginnt die Wirksamkeit des höhern Wunderbaren, welches dem Gedicht eben so zweckmäßig als schön eingewebt ist. Die Geister der Vorwelt, die Geister der Ahnen sind es, welche ihre Theilnahme und ihre Macht über die Ereignisse der Gegenwart bewähren. Der bethende Kaiser kommt in Verzückung; sein Ur-Ahn Rudolph enthüllt ihm siegverkündend die Geheimnisse der Zukunft, und fordert die Geister der Unterwelt auf:

„Geister herauf! Euch winkt die ersehnete Stunde vor Tunis,
Euch das beglückende Ziel! Erforschet die rettenden Pfade!" —
Und ein lautes Getös erscholl in den Tiefen der Erde,
Wie, von stürmendem Wind' empört, sich Wogen auf Wogen
Stürzen, Geheul und Gebrüll der Empörten erschallt, und das grause
Wilde Getümmel sich mehrt, daß rings erdröhnen die Küsten;
Also erhob und mehrte sich tief im wölbenden Erdball
Erst nur ein dumpfes Gemurmel, dann weit umkreisendes Jauchzen.
Schauernd wogte der Grund, aufrauschten des Meeres Gewässer;
Finsterer quoll der Rauch aus dem Schlunde des Berges, die Flammen
Prasselten hoch in die Luft, und die glühenden Fluthen der Lava
Brauf'ten hinauf und hinunter im Flug, durchwüthend den Abgrund.

Nun theilen sich die Geister (so sieht es der Kaiser in seiner Verzückung) für und wider das Unternehmen. Mahomed verbindet sich mit Attila, zum Beystand der Muselmänner,

wogegen Alexander der Große, Cäsar, Hannibal ꝛc. sich für das Unternehmen des Kaisers erklären.

Die Vision hat kaum geendet, als Carl noch in der Nacht den hohen Rath versammelt, und dann nach Barcellona, eilt welches der Corsar Al-Mansor heimlich mit einer verheerenden Landung bedroht. Hier versammelt sich nun die kaiserliche Seemacht. Die Kriegerscharen der verschiedenen Nationen mit ihren Führern und Helden, wie auch die Heerschau, werden kräftig und lebendig geschildert. Eingeflochtene Episoden, bald grau'nhaft, bald lieblich und rührend, dienen zur Verschönerung des großen glänzenden Gemähldes.

Die Ankunft des Kaisers zu Barcellona veranlaßt eine treffliche Schilderung seines prachtvollen Einzugs in die Stadt, seiner bald hierauf erfolgenden Einschiffung und Abfahrt mit der Flotte.

Als der Kaiser mit seinem Zuge in der Nacht vor Cagliari anlangt, steigen die Geister der Unterwelt empor; der Ätna speyt Feuer, ein wilder Sturm empört das Meer durch den Aufruhr der bösen Mächte. Die feindliche Flotte naht, mit ihr die verbündete Geisterschar. Die Schlacht beginnt. Der Sieg krönt nach heftigem Widerstande die kaiserlichen Waffen. Die Flotte bricht nach Tunis auf. Schon naht sie der Küste Afrika's:

Schon entschwebten dem spiegelnden Meer des ersehneten Welttheils
Küsten im Abendduft, schon thürmten im rosigen Westen
Berge sich auf, ringsher umlagernd den Riesen Atlas,
Dessen schneeiges Haupt anstaunt die glühende Wüste. —

Attila's Geist sieht die Küstenwächter schlafen, und erweckt sie durch schreckliche Träume. Sie fahren auf, und erblicken die heranschwebende Flotte, die Geister selbst fachen das Feuer auf den Warten an, indeß Mahomed, dem christlichen Heere Verderben sinnend, dem Corsaren Hairaddin die Ankunft der Flotte meldet, welcher den Kriegsrath versammelt. Schon beginnt der Kampf vor der Festung Goletta. Ein Kugelregen fliegt von dem Gestade und von den Wällen der kaiserlichen

Flotte entgegen, welche denselben mächtig erwiedert. Schon sind die Schanzen zerstört; die Feinde fliehen, und das kaiserliche Heer steigt ans Land. Jetzt beginnt der Kampf mit erneuter Heftigkeit. Carl gibt Befehl zum Angriff auf Tunis, und läßt das Lager auf der Stätte des ehemahligen Carthago aufschlagen. In der Nacht erscheint dem schlummernden Kaiser der Geist des Cheruskerfürsten Hermann, verkündet ihm künftige Siege jenseits des Meeres, und ermahnt ihn zur Rückkehr von Tunis.

Neues Gefecht. Niederlage der Christen, hierauf der Tuneser. Als Carl, nach einer Nacht voll Frost und Schauer auf Carthago's Ruinen umherwandelt, schallt plötzlich ein wildes Getümmel aus einem Cedernwalde. Mohamed und Attila haben eine ungeheure Riesenschlange gegen die Schanzarbeiter des christlichen Heeres aufgeregt, welche allgemeines Entsetzen verbreitet. Der Kaiser eilt den Beängstigten zu Hülfe. Vergebens werden auf das Ungethüm Kanonen abgefeuert; endlich tödtet der Kaiser, dem der belehrende Geist des Regulus erscheint, dasselbe mit seinem Degen.

Herzog Alba wird mit einem Friedensantrage nach Tunis gesendet, Hairaddin verwirft ihn mit dem beleidigendsten Übermuth. Nun beginnt die Beschießung Goletta's in der drückendsten Mittagshitze:

Schweraufathmend und träg umwandelten oben am Walle,
Und den Graben entlang, die Wachen; des blanken Gewehrs Last,
Sonst dem Krieger ein Spiel, ihm erschlaffte den Arm und die Schulter;
Düster blickte sein Aug' aus den halb' geschlossenen Liedern
Hinter dem glühenden Helme hervor; in mächtigen Tropfen
Rann ihm der Schweiß von der schmerzgefalteten Stirne herunter,
Und an dem trockenen Gaum ihm klebte die schmachtende Zunge.

Eine lichtvolle Parthie in den vielen Nacht- und Schlachtscenen gibt die schöne Episode der Befreyung Mathildens, welche von einem Corsaren geraubt und nach Tunis gebracht worden war. Der Körper der Armen vermag es nicht, die

Beschwerden der Flucht zu ertragen. In einer Höhle sich verbergend, wird sie von einem Knaben entbunden, und stirbt hilflos. Mit dem Säugling im Arm erscheint sie ihrem Gatten Toledo in Verklärung, und begrüßt ihn mit den Worten:

Gottes Friede mit dir! der seligen Wiedervereinung
Stunde nahet; denn bald verhauchend das tapfere Leben,
Eilst du mir freudig nach in des Himmels Segensgefilde,
Wo kein Scheiden mehr ist, kein feindliches Schicksal, kein Tod mehr
Glückliche Herzen trennt; wo des Kummers Zähre versieget,
Jede Klage verstummt, und Mathilde harret mit Sehnsucht.

Indeß toben alle Elemente, von bösen Geistern aufgeregt, gegen das christliche Heer: der Wind Samum, Donner, und Erdbeben. Während dieses Aufruhrs der Natur befiehlt der Kaiser, Goleta zu erstürmen. Es geschieht. Die Sieger ziehen ein; der Kaiser übergibt die eroberte Feste dem vertriebenen rechtmäßigen Könige Muley Hassan, und bricht mit dem Heere, nachdem dasselbe die Feyer des heiligen Abendmahls begangen hat, gegen Tunis auf. Der Kaiser hält an das Heer eine Rede. Ein Seraph erscheint, und verbiethet den bisher ununterbrochen mitwirkenden Geistern allen Antheil an dem Kampfe der beyden Heere zu nehmen, damit sich die selbstthätige Kraft der Edlen um so herrlicher bewähren könne. Nun folgt die entscheidende Schlacht. Die Afrikaner werden geschlagen, und das Gedicht schließt mit der Einnahme von Tunis, Carls feyerlichem Einzuge, und der Befreyung der gefangenen Christensclaven.

Ein Jahr nach dem Erscheinen der Tunisias erfreute uns der Herr Verfasser derselben mit drey epischen Gedichten von kleinerem Umfange, unter dem Titel:

Perlen der heiligen Vorzeit.

Das erste derselben: Helias der Thesbite, hat drey Gesänge, mit der Überschrift: Glaube, Hoffnung, Liebe. Der erste Gesang zeigt uns den erhabenen Propheten in der Wüste, welche er verläßt, um der Witwe zu Sarepta

Troſt und Hülfe zu bringen. Die Wunderkraft des Propheten, und die Wiederbelebung des Kindes durch den Glauben der Mutter an Gott, ſchließt den Geſang. Im Folgenden ſehen wir das Wunder der Entzündung des Opfers, durch die vom Himmel fallenden Feuerſtrahlen. Der letzte Geſang enthält die Flucht des Propheten in die Wüſte am Horeb, die Erſcheinung des Herrn daſelbſt, die Rückkehr des Propheten, die Weihe Eliſä zum Prieſterthum, die Beſtrafung des gottloſen Achab, und ſchließt mit der Himmelfahrt des Propheten.

Das Gedicht Eliſa, in zwey Geſängen, mit der Überſchrift: Tod und Unſterblichkeit, erzählt die von dem erhabenen Propheten bewirkten Wunder: die Belebung eines Todten u. a. m.

Das Gedicht: die Makkabäer, in drey Geſängen, enthält in jedem Geſange ein gewiſſer Maßen für ſich beſtehendes Ganzes, durch die vorherrſchende Idee der Hingebung zur Einheit verbunden. So gibt der erſte Geſang die Verfolgung, den heiligen Heldenmuth und den erhabenen Tod des Mathathias. Der zweyte Geſang erzählt Eleazars Weigerung zu opfern und von verbothener Speiſe zu genießen, endlich den auf dieſe Weigerung folgenden Martertod des ſtandhaften Greiſes, als Ergebung in Gott. Dem dritten Geſang, welcher die Mutter der Makkabäer darſtellt, wird der erſte Rang in dieſer Sammlung zuerkannt. Der Charakter der Mutter iſt trefflich gezeichnet. Dieſes weiche Herz voll Ergebung in Gott, und voll Muth, ohne frevelhafte Kühnheit, ergreift wunderbar. Sehr gelungen iſt auch die Zeichnung der ſieben Söhne, welche bey voller Gleichheit der Geſinnung doch eine lebendige Charakterverſchiedenheit zeigen. In Schilderung der Todes- und Schreckensſcenen hat der Dichter, ſo erſchütternd ſie auch daſtehen, dennoch das zu Grelle und zu Gräßliche mit weiſer Mäßigung zu vermeiden gewußt.

Um den Leſer nun mit der poetiſchen Darſtellung, dem Dichtergeiſte des Verfaſſers, und den einzelnen Schönheiten der Tuniſias näher bekannt zu machen, folgen einige ausgeho-

bene Parthien, welche Isolirung und specielle Beschauung vertragen.

Die Felsenhöhle im Ätna.

(Zweyter Gesang.)

Furchtbar wölbte die Felsenwand aus schwindlichten Höhen
Höher sich auf, es jagte zuweilen der wirbelnde Zugwind
Tief in den Riesendom die Flammensäule; sie hob sich
Züngelnd die schwärzlichen Wände hinan, und leuchtete hoch auf
In die Nacht; doch erflog ihr fernster Schimmer des Dunkels
Hälfte noch kaum, das endlos herrscht in des Felsens Umwölbung.
Hier nicht weilet die Ruh' und athmet nicht liebliche Stille;
Rastlos tobt, aufbrauf't im Sturm der kochenden Lava
Urstoff, Erz im Gestein, und Schwefel mit dunkelem Erdharz,
Gährend zur Wolkenhöh', an des Berges geöffneten Rachen.
Donnernde Ström' entstürzen rings den Schluchten, sie rauschen
Tief in des Abgrunds Nacht, und wälzen, dem berstenden Kerker
Unten entfloh'n, zum Meeresgestade die finstere Fluth fort;
Ihrem Sturz erdröhnet die Höhl', und vom eisigen Abgrund
Fleugt Entsetzen, Frost und Schauder in Windesgeheul auf.

Hierher begibt sich Mahomed, von unzähligen Geistern umringt:

— — Er saß am ragenden Fels in der Höhle
Über die Scharen erhöht Der dunkelröthliche Schimmer,
Welchen der Flammenstrom entsandt' aus der Ferne des Eingangs,
Schwebt' in flatterndem Flug an seinem bläßeren Antlitz;
Feuer sprühte sein Aug'; in silbern kräuselnden Wellen
Floß ihm der Bart in den Busen herab, und die luftigen Glieder
Hüllet in Schatten das Unterkleid und der wallende Kaftan.

Seeschlacht.

(Vierter Gesang.)

Jetzt, wie zwey Sandhosen, gerafft vom Hauche des Äthers,
Schweben im Luftraum hin, durchblinkt von der trauernden Sonne,
Bis sie, vom stürmenden Ost und West urplötzlich vermenget,
Stürzen zur Erde zugleich, und dort im donnernden Fluge

Wüsten die Fluren umher, und die Dörfer und jammernden Städte,
So das Entsetzen und Grau'n umhüllt die zerschlag'nen Gefilde;
Und wie der feurige Blitz im nächtlichen Donnergewitter
Weitgesonderte Häuser der Städte entzündet, auf einmahl
Furchtbar hebt sich der Rauch, hoch lodert die prasselnde Flamme;
Denn unbändig herauf, unbändig hinunter im Eilflug,
Wüthet das Feuer die Straß' entlang; stets näher und näher
Wälzt sich der Gluthenstrom entgegen dem kommenden Gluthstrom,
Bald — schon sind sie vereint, — sie schlagen entsetzlich zusammen:
Also trafen sich hier die feindlichen Schiffe. Gehorchend
Doria's Ruf, erkor ein jeglicher Führer der Christen
Zwey der Gegner zum Kampf. Und jetzt aus dem donnernden Schiffsraum
Flog, durch Flammen und Rauch, der Tod in die feindlichen Reihen,
Flog vom hohen Verdeck hinüber der schmetternden Büchse
Tödtliche Saat. Weit deckte der Rauch die Fluthen, und weithin
Hallte der Dränger Geschrey und Gedrängten im Donnergetöse.
Leichen schwammen umher, von den Wogen geschaukelt, und trieben
Näher ans Land; zerrissene Segel flogen im Wind hin;
Berstende Maste sanken vom Bord; aufrauschte die Meersfluth,
Als sie die Maste verschlang und schäumend wieder herausstieß.

— — — — — — — — — — —

Jetzt aufflammte die Welt! Ein Brand, entsetzlich und furchtbar,
Hob sich von Al-Mansors entzündetem Schiff in die Lüfte.
Und wie ein feuriges Luftgebild', dem die Völker erbeben,
Blutigen Krieg weissagend und Pest und schrecklichen Hunger:
Flog das berstende Schiff, und schwand in den höheren Räumen
Fern mit lautem Gezisch. Nur spät, nur langsam und leise
Sank zertrümmert Gebälk', und sanken zerschmetterte Leichen,
Jetzo entfernt, jetzt nah' in die dumpfaufplätschernden Fluthen.
Stille herrschet umher: da schien des kreisenden Weltalls
Odem gehemmt, der Winde Fittig erschlafft, und des Meeres
Wogende Fluth erstarrt; da sah'n die Betäubten am Borde
Starrend sich an, und lalleten unverständlichen Laut nur;
Doch nun erwachte die Wuth im Busen der feindlichen Führer;
Einer dem Andern rief's, mit schrecklicher Stimme: „Wir entern!" —

Carl V. auf den Ruinen von Carthago.

(Siebenter Gesang.)

Drüben am östlichen Himmelsthor erglühte der Morgen;
Schaurig wehte der Wind; er fuhr mit eisigem Hauche
Über das Heer. Von dem lockigen Haupt und dem Mantel des Kriegers
Träufelte fort und fort gleich Perlen der schimmernde Nachtthau,
Und verwandelt' in Grau die dunkele Farbe der Rosse,
Die von Dampf umhüllt, mit schlotternden Seiten sich drängten;
Denn am Tag entsinkt Gluthstrom, und eisigen Frostes
Schauer bey Nacht, dem Himmel auf Afrika's sandige Fluren. —

Dort nach dem Felsenhorst, den in mitternächtlicher Stunde
Jüngst erklommen die Schützen Tyrols, erhob sich der Kaiser
Jetzo mit Ludwig allein; er wandelte schweigend, denn vor ihm
Lag die Vergangenheit: er trat Carthago's Ruinen!
Ärmliche Dörfer gewahrte sein Aug'. —
Stille herrschet umher in den Hütten des flüchtenden Volkes;
Denn o furchtbar droht und furchtbarer jegliche Stunde
Vor dem nahenden Feindesheer in entsetzlicher Kriegszeit,
Wenn, entrissen dem Schirm der väterlich waltenden Obmacht,
Hingegeben empörter Gewalt, unbändiger Willkühr,
Und unleidlicher Schmach, der Mensch nach Rettung umherschaut:
Jetzo der Gegenwart, dann wieder der nächtlichen Zukunft
Grauser Schrecken ihn faßt, und Angst ihm füllet die Seele! —
Als sie erklommen des Felsens Höh'n, da schwebte die Sonne
Aus dem glühenden Meer mit rosenumhülletem Antlitz
Freundlich herauf; ihr hauchten die Fluthen, ihr dampften die Berge
Lieblichen Opferduft empor; sie grüßten die Fluren
Funkelnden Blicks, und freudigen Lautes die Wälder und Haine. —

Nicht wie sonst erfüllte des holderwachenden Morgens
Schimmer des Kaisers Brust mit Wonne der seligen Geister;
Denn beklommen war heute sein Herz, und düstere Schwermuth
Hüllt' ihm die Stirn in Nacht: er dachte die Tage der Vorwelt.
Sinnend irrte sein Blick von der steil abstürzenden Felswand
Nach den schimmernden Fluthen hinaus; der säuselnde Frühwind
Wiegt' am Nacken sein lockiges Haar, und wiegte des Mantels

Wogenden Saum. Nun saß er entfernt vom Kreise der Schützen,
Auf dem moosigen Stein, und sprach zu dem horchenden Jüngling:
„Siehe! so ferne dein strahlendes Aug' erforscht die Gefilde
Rings den Felsen umher: wo Byrsa, die eherne Burg, stand,
Lag Carthago hehr, weitherrschend, und mächtig verbreitet.
Aber nicht kündet der kärgliche Schutt, umwuchert vom Moose,
Dir, wo die Herrliche stand, und mit Staunen erfüllte die Erde.
Wehe! sie sank, des blühenden Reichs gewaltige Hauptstadt —
Sie, der eifernden Roma zum Trotz, noch die Zierde der Welt, sank!
Blutstrom brauste die Straßen entlang; die prasselnde Flamme
Wüthete rastlos fort; im Schutt versiegte die Wuth nur.
Aber es lebt die Erhabene noch in der Kunde der Nachwelt.
Hehre Begeisterung schwellt den Busen des Sängers; nicht fremd mehr
Ist ihm des Helden Sinn; nicht die That aus jenem geboren,
Ihr ertönt sein Gesang in vielfach wechselnden Weisen,
Die jetzt brausenden Stürmen gleich erschüttern des Hörers
Pochende Brust, und jetzt, wie die lieblichen Lüftchen des Abends
Säuseln im Veilchenbeet, ihr sanfte Wonne gewähren.
Ha! Carthago lebt, und ewig ertönet ihr Nachruhm!
Meererforscherinn, Städt'- und Völkergründerinn heißend,
Lebt durch Hannibals Ruhm, des gewaltigen, eidesgeweihten,
Furchtbaren Rächers der Schmach und Mißhandlung, und blühet für immer
Ob des erschütternden Muth's, verschmähend die schimpfliche Knechtschaft
Unterzugeh'n, — auch im Falle noch groß — in würdiger Freyheit!
Darum erhebe dein Herz, dem Guten und Wahren dich weihend;
Denn sie allein entführt der Zeiten fortrollende Fluth nicht,
Und, umschwebend die Welt in ewig dauerndem Kreislauf,
Schlingt ihr ätherischer Kranz die Vergangenheit an die Zukunft!" —

Jetzt ihn drängte sein Herz, nach dem Lager zu kehren; doch Ludwigs
Wangen netzet ein Thränenstrom gleich schimmernden Perlen.
„Wohl ist es schön," so seufzt er: „im Lauf entrollender Zeiten
Über der großen Fluth emporgehoben zu stehen,
Und zu erringen den Kranz gefeyerter Helden der Vorwelt;
Aber, ach! mich entreißt des Herrschers sorgliche Liebe

Jeder Gefahr, und ruhmlos schwinden mir Leben und Thatkraft!"—
Freudig erklang des Jünglings muthige Rede dem Kaiser,
Und er entgegnet ihm so: „Schon nahet die Stunde, wo kämpfend
Du die Gefahren all' umwüthender Schlachten bestehen,
Und als Sieger, umjauchzt von tapferen Kriegesgefährten,
Kehren, oder im Kampf erliegen sollst für die Rettung
Tausender; beydes gewähret dir Ruhm. Doch, leitet die Vorsicht
Dich nach der Heimath zurück, dort blühet ein schöneres Feld dir
Ewigen Ruhms: durch Herrscherweisheit im Segen zu walten
Über ein glückliches Volk, und also der Mit- und der Nachwelt
Frommend, im Segen zu seyn den spätesten Menschengeschlechtern."

Zum Schlusse noch einige Züge aus der rührend schönen Episode, wie Mathilde und ihr Kind in der Höhle stirbt und dem Gatten (Toledo) erscheint; wie dieser zur Höhle eilt, und die Entseelte findet; wie er sich ins Schlachtgetümmel stürzt und getödtet wird; wie dann der treue Diener Hugo ihn an der Seite der Gattinn begräbt (im 9. und 12. Gesang):

a) Die Erscheinung.

— — Jetzo erlosch am ruhenden Herzen,
Mild wie des Abends Strahl, das mattaufflimmernde Leben.
Doch wie der glühende Docht, der Flamme genahet, sich wieder
Eilig entflammt: es hüpft die fächelnde Lohe zu ihr hin;
Wie die getrennte Fluth der gebirgentsprossenen Quelle
Eilig den blumigen Hügel umfließt, den der sinnige Gärtner
Jüngst in dem Lusthain schuf; es streben die beyden getrennten
Arme sich schnell zu einen, und flieh'n im schöneren Lauf fort:
Wonne! so flog an die Brust der überseligen Mutter
Nun ein Engel ihr Kind, umschlang den glänzenden Hals ihr,
Holdanlächelnd, und lallt ihr entzückt Willkommen und Gruß nach!
Aber sie hob ihn empor, sie jauchzte hinauf in den Himmel,
Eilt' und flog, wie ein Stern hinschwindend, im glänzenden Äther,
Nach dem Gezelt, wo ihr Gatte versunken in tödtliche Schwermuth
Saß, und nach ihr sich sehnt' in unaussprechlicher Liebe.
Nah' ihm schwebte sie leis'; ihr pochte das Herz in dem Busen
Ob des Trauernden Lieb', ob der frohen Erinnerung ihres
Wechselglücks und der Leiden all der entsetzlichen Trennung;

Legte den einen Arm um den Nacken ihm, legte das Söhnlein
Ihm an die Brust; er stöhnt' und blickt' in schauernder Ahnung
Um sich her; ihn ergriff die Näh' unsterblicher Seelen!
Und ihn herzte das Kind, mit sanft umschlingenden Händchen
Hängend an seinem Hals und pressend die Wang' an die Wange. — —

b) Toledo's Tod.

Hairaddin sah, wie die Reih'n ihm schwanden, vom Feinde getödtet,
Sah's, und biß sich die Lippen vor Wuth. Doch als jetzo Toledo's
Arm auch Dungur sank, der ihm, Algier's Thron zu erringen,
Selber mit frevelnder Hand Euthemi den König vom Thron stieß,
Da durchzuckt' ihn die Wuth, und er rief, daß die Völker erbebten:
„Wer verschlinget voll schrecklicher Gier die Geliebten mir alle?
Ha! nicht schaut er hinfort am Himmel die leuchtende Sonne!" —
Sagt es, und faßte den Speer, den gewaltigen; spornte das Streitroß
Blutig, und drang auf Toledo mit tod-ausblitzendem Aug' ein.
Diesem erbebte vor Wonne die Brust, den entsetzlichen Gegner
Dort zu besteh'n, ihn siegend zu bändigen, oder des Lebens
Dornen besäete Bahn zu vollenden im rühmlichen Wettlauf.
Flugs dem Streitroß gab er den Sporn, und hieb, in den Bügeln
Sich erhebend, auf Hairaddin ein; doch er beugte sich seitwärts,
Und sein Schwert durchhieb nur die Rieme des leitenden Zügels,
Auch das muthige Roß am wölbenden Halse verwundend,
Daß es gebäumt aufschnob, und ächzte von Schmerzen gefoltert.
Jetzt war's um ihn gescheh'n! Doch Hairaddin lenket in Eile
Sein gelehriges Thier mit gewaltigem Drucke der Schenkel
Wieder herum und stieß den gezückten Speer ihm so mächtig
Durch die tapfere Brust, daß er, rücklings dem Sattel entstürzend,
Auch den Schaft aus Hairaddins festumklammernder Faust riß.
Wie der ragende Mast, der heute die wehenden Wimpel
Stolz in die bläuliche Luft noch erhob, vom Donner getroffen
Sausend dem Bord' entstürzt: auffleugt im Falle des Linnens
Schimmernder Streif: so fiel er, den Speer im pochenden Herzen
Tragend, vom Sattel herab; sein Aug' verglomm wie des Abends
Gluthstrahl, und das verblutende Herz bewegte den Speer noch

Leise, dann stand's, entrückt des Lebens Geschossen für immer;
Denn die Krone des Siegers im Schooß der unsterblichen Freundinn
Schauend, entschwebte der Geist den trüben Gefilden der Erde! —

Dieses Heldengedicht kann sich durch Größe der Gedanken, Feuer der Darstellung, und künstlerischen Ernst allerdings den besten seiner Art an die Seite stellen. Die Charaktere sind mit fester Hand gezeichnet und mit Haltung durchgeführet. Die einwirkenden Geister sind grandios geschildert; nur scheint ihre Einmischung zu häufig zu seyn, wodurch die Selbstthätigkeit der Helden verliert; so wie manchmahl die Maschinerie nicht zweckmäßig, das ist, nicht bey hinreichend wichtiger Veranlassung in Bewegung gesetzt wird, wie dieß z. B. der Fall ist, da Regulus den Kaiser belehrt, wie die Riesenschlange zu tödten sey; oder da der Geist der Portia der sterbenden Mathilde erscheint. Einer sterbenden Christinn wäre wohl die Erscheinung einer Heiligen passender. Wäre im Einzelnen hier und da etwas zu tadeln, so verdienen wieder andere Parthien das größte Lob. Auf jeden Fall ist die Tunisias ein Gewinn für die schöne Literatur der Deutschen.

Günther, oder: Gemüth und Schicksal.

Ein episches Gedicht in sechs Gesängen; von Christian Ludwig Neuffer.

Dieses Gedicht ist eine Mischung von bürgerlichem und idyllischem Epos; der Hauptinhalt desselben ist: Günther, ein harter, geldstolzer Mann, welcher, edlerer Empfindungen entwöhnt, nur einzig auf seinen Reichthum pocht, wird vom strafenden Schicksal erreicht; sein Haus geht in Flammen auf; er selbst geräth in bittere Noth, endlich an den Rand des Grabes. Durch das Unglück wird er gebessert, und lernt den Werth der Tugend und des Mitgefühls kennen. Er, der seine Tochter zwingen

wollte, einem reichen Wüstling ihre Hand zu geben, nicht ihrer Thränen achtend, noch der Bitten und Klagen der Mutter; er, der seinen Bruder, den er nach zwanzigjähriger Abwesenheit todt glaubt, um seinen Vermögenstheil aus Habsucht betriegen wollte, wird endlich ein guter Mensch, und vereinigt die liebliche Tochter mit dem Geliebten ihres Herzens.

Wir wollen nun einzelne Parthien im Detail beschauen.

Im ersten Gesang zeigt Günther seine gefühllose Härte gegen Klotilde, die Gattinn, und gegen Adelaide, die Tochter.

Höhnend erwiederte drauf der finsterblickende Günther:
Jetzo merk' und versteh' ich, wohin die Rede gezielet.
Wahrlich, schlau und verschmitzt! Erst wolltest du glühen das Eisen,
Um es leichter sodann nach Wunsch und Verlangen zu schmieden.
Schau nun, wie klug ich gethan, den Weg in mein Herz zu versperren.
Hin ist die Macht des Mannes, sobald er gefangen das Herz gibt.
Doch ihr sollet mir nicht die entschlossene Seele bewegen,
Noch den Entwurf umändern, den schon seit Jahren ich hegte.
Sparet die Reden hinfort, sie möchten euch wenig vergnügen!

Schön und zart spricht dagegen die liebevolle Innigkeit aus Klotildens Munde, indem sie den Gelddurst und Geldstolz des harten Mannes tadelt:

— — — Kannst du mit Reichthum
Frieden des Geistes dir auch und Ruhe des Herzens erkaufen?
Kannst du die peinliche Sorg' aus glänzenden Zimmern verbannen,
Oder die nimmergesättigte Gier vom gesammelten Vorrath?
In dir selber allein, im geheimen Schooße des Herzens
Mußt du die Ruhe zu suchen versteh'n; dort wohnen die Feinde
Deines Friedens und scheuchen hinweg die Freuden des Lebens.
Erst bezwinge dich selbst und zähme den düsteren Mißmuth,
Öffne der Liebe das Herz und dem stillen häuslichen Glücke,
Schenk' uns wieder dich ganz und sey, wie einst es gewesen,
Mir ein holder Gemahl, und ein zärtlicher Vater der Tochter.
Lieben und ehren wir beyde dich nicht mit ganzem Gemüthe?
Thun und gewähren wir nicht, was irgend vergnügen dich könnte?

Ist nicht jeglicher Wink uns Befehl zu rascher Vollbringung?
Aber, o laß es mich melden, was längst mit schmerzlichem Kummer
Mir den Busen erfüllt, du hast dein Herz uns entwendet.
Nicht ein zärtliches Wort ist dir seit Jahren entflohen.
Mürrisch erstehst du vom Lager, und gehst verdrießlich zu Bette;
Kein holdseliger Blick, kein stummes Zeichen des Beyfalls
Oder der dankenden Liebe vergilt der treusten Bemühung.
Sprich, was frommen sie uns die gehäuften Schätze des Reichthums,
Welche das Glück uns verlieh, wenn im eigenen Hause die Eintracht
Nimmer wohnt, und die Seelen sich fliehen, wie feindliche Pole?
Ach! das Leben ist kurz, und nicht zur Freude verlieh uns,
Sondern zu täglichem Gram, ein zürnender Himmel die Güter.

Als die Mutter es endlich wagt, für Adelaidens Geliebten, einen edlen Jüngling, zu sprechen, welchen Günther leblos aus dem Hause verstieß, da zeigt sich das steinerne Herz und die rohe Seele in ganzer Häßlichkeit:

— Gleichwie die sprudelnde Fluth in der ehernen Wanne,
Wenn die Flamme sie lodernd umschlägt, hochschäumend empor schwillt,
Und sich länger nicht hält im überwogenden Strudel:
Also faßte der kochende Zorn in des grimmigen Günthers
Glühender Brust sich nicht mehr, empört von der Rede der Gattinn.
Plötzlich erstand er vom Sitz, und schlug auf die hallende Tafel,
Wild, mit schmetternder Faust, und unverständliche Worte
Stieß er brüllend hervor, wie ein Leu in lybischen Wäldern,
Den ein schwirrender Pfeil des verfolgenden Jägers getroffen,
Und ein Strom von Schmähungen floß vom stürmischen Munde.
Zitternd standen Klotild' und die bebende Adelaide,
Und sie flohen bestürzt aus dem Saal, gleich schüchternen Tauben,
Welche der Habicht verfolgt mit schnell ansausendem Fluge.

Im zweyten Gesange läßt der Dichter die poetische Maschinerie wirken, welche für einen, aus dem täglichen Leben

gewählten Stoff zu erhaben zu seyn, und daher mit demselben nicht in gehörigem Einklange zu stehen scheint. Donatoa, der erhabenste unter den Geistern, erscheint am nächtlichen Himmel; Gott —

— — Gab ihm Gewalt und die Herrschaft
Über die Länder der Erd', auf daß er das mächtige Schicksal
Leite mit weisem Verstand und Gerechtigkeit unter den Menschen.

Man möchte wohl fragen, wie das Schicksal hier zu dem Christenthum paßt. Der Engel wird geschildert:

Eine Krone von Sternen umwand ihm die blendende Stirne,
Und ein Strahlengewand umfloß die unsterblichen Glieder.
Glanz ging aus von seiner Gestalt, und ein goldenes Zepter
Trug er in mächtiger Hand. Geflügelte Genien schwebten
Freudig um ihn, und belauschten den Wink des hohen Gebiethers.

Wenn man diese Schilderung mit ähnlichen der Messiade oder der Tunisias vergleicht, erscheint sie etwas dürftig. Als Donatoa in die Gegend von Günthers Wohnung kommt, erblickt er den Engel Uriel, von Gott zum Hüter und Schützer dieser Gegend bestimmt; aber auch der düstere Obaddon, der Ankläger der Menschen und Vollstrecker des Rachegeschickes, zieht einher. Beyde Geister sind mit einander in heftige Wechselgespräche vertieft. Donatoa ruft ihnen — wie der Dichter sagt — die geflügelten (aber gewiß nicht sehr feingeflügelten) Worte zu:

Was sind das für Reden, die ihr mit einander verhandelt?
Denn ihr spracht ja gewaltig und nicht mit ruhiger Seele.
Tretet heran, auf daß ich den Inhalt merke der Worte. —

In diesen Versen zeigt sich eben nicht viel von der Größe und Würde des Sprechenden. Nun antwortet zuerst der Menschenhasser Obaddon, voll Grimm über die Geduld und Nachsicht, welche Gott den Menschen angedeihen läßt, unter denen selbst die besten, wie er sich ausdrückt, verworfene Knechte

des Lasters sind. Hierauf äußert er den Wunsch, daß Gott ihm gestatten wolle, —

— — Aus dem Lande der Lebenden endlich
Sie zu vertilgen. Ich hübe, mit Schrecken umgürtet, den Arm auf,
Schwänge das flammende Schwert, und erschlüge sie alle mit Freuden.

Nun durchgeht er alle Laster und Frevel der Menschen, und schließt mit dem Verlangen, Donatoa möge ihm gestatten, den Verbrecher Günther zu strafen. Uriel tadelt die gräßliche Würglust des Vertilgers, entschuldiget die Menschen, die gebrechlichen Kinder des Staubes, und schließt mit den Worten:

Schau auf die Menschen mit milderem Blick! Wie hat sie die Drangsal
Niedergedrückt, und wie schneidend zerreißt die Herzen der Kummer!
Ach, und wie sind sie so oft ein Spiel des verfolgenden Schicksals!
Wahrlich, ich kann sie nicht hassen, die Sterblichen, sondern mir wallet
Mitleid stets in der Brust, und treibt mich zu Schonung und Hülfe.

Jetzt spricht Donatoa das Wort der Entscheidung für beyde, und zugleich über den Menschen:

Bös und verderbt ist der Mensch, von der früheren Würde gesunken,
Aber dem Bösen zugleich ist das Gute gemischt in den Seelen,
Und der Gesunkene kann mit Kraft sich erheben zur Tugend.
Züchtigung zwar hat Günther verdient, doch nicht, daß er sterbe.
Gott hat nicht Gefallen am schleunigen Tode des Sünders,
Sondern daß sich der Sünder bekehr' und veredelter lebe.
Über den Sterblichen waltet ein hohes, gerechtes Verhängniß.
Wen die Vernunft nicht bessert, den muß oft bessern das Unglück.
Günther sey in die Hand der härtesten Prüfung gegeben.
Du, Obaddon! verderbe das Gut des trotzigen Mannes;
Seine prächtige Wohnung vergeh' in gräulichen Flammen,
Ja, den ganzen Besitz entreiß' ihm die Nacht des Verderbens!

Du, o Uriel! schirme den Geist und das Leben des Dulders!
Selbst dann will ich vollenden, zum Ruhm der ewigen Vorsicht. —

Schon zieht sich ein Gewitter zusammen, das Gericht zu vollstrecken:

Alsdald war verschlungen der Mond und die flimmernden Sterne,
Und es sauste der Sturm und wühlt' in den drängenden Wolken.
Blitze durchkreuzten die Nacht mit hochher zuckenden Strahlen,
Flammen schossen an Flammen herab, wie ein feuriger Regen,
Und im verfinsterten Raume der Luft mit grausendem Brüllen
Wirbelte, Schlag auf Schlag, das Geroll' des schmetternden Donners.
Furchtbar heulten's die Berge zurück, es dröhnte der Boden,
Und es wankte das Haus im wilden Gebraus des Orkanes.

Den zweyten Gesang erfüllt nun größten Theils die Beschreibung der Feuersbrunst, der allgemeinen Verwirrung, des Entsetzens, und des Hohns, womit die Dorfbewohner das Unglück des gefühllosen Günther, als gerechte Strafe des Himmels, ansehen. Wir heben als Schlußparthie nur einige Stellen dieses Schreckensgemähldes aus, welches hier und da etwas zu breit scheint:

Siehe, da wälzte sich sprühender Rauch voll stäubender Funken
Schon ihm vor Augen empor in dichten Wogen, und drängte
Schwarz sich heraus, wo Öffnung sich fand, und zog in die Lüfte
Wirbelnd hinauf. Doch plötzlich entloderten steigende Flammen,
Die mit gefräßiger Wuth den Giebel des Daches umschlugen,
Und mit grausendem Leuchten den Raum des Hofes erhellten.

* * *

Gräulicher wuchs indessen der Brand; vor den steigenden Flammen
Wichen die Schatten der Nacht; in weit erhellendem Lichte
Lag das sämmtliche Dorf und die nahen Felder der Gegend.
Aber im inneren Hof, der mit einer erhabenen Mauer
Rings die Gebäud' einhegte, versammelte sich ein Gewimmel

Zahllos kommenden Volks, und Getös erscholl in den Himmel,
Hier der Mahnenden Ruf, dort Stimmen des Schreckens und Mitleids.
Mitten sodann auf dem Platz, in der Nähe der brennenden Scheune,
Stand die gewaltige Spritz', und emsige Träger des Wassers
Brachten in athmender Hast die Fluth des benachbarten Brunnens
Plötzlich herbey, und eifernde Männer erhuben und senkten
Mit der äußersten Kraft die wechselnden Arme der Spritze,
Daß aus langsamer Röhr' in Bogen das Wasser hervorsprang,
Und in der gräulichen Flamm' Abgrund laut zischend hinabschoß. — —
Siehe da eilten im kreisenden Lauf die geflügelten Eimer
Unablässig von Hand zu Hand durch die Kette der Menschen,
Daß die Kufe der Spritz' und gestellte Behälter des Wassers
Schwammen von eingeschütteter Fluth, und gewaltige Ströme
Rangen entgegen der Wuth des schnell sich verbreitenden Feuers.
Hätte der Menschen Gewalt und alles wagende Kühnheit
Jetzo genügt, so war die gefräßige Flamme gebändigt.
Muthige Zimmerer klommen hinauf an umloderten Pfosten,
Schritten auf glühendem Grund, die wehende Flamme verachtend,
Unerschreckt von Gefahr, und mit hochgeschwungenen Äxten
Schlugen sie unablässig, und Wandungen stürzten zusammen,
Und es fielen auf offene Gluth die unendlichen Güsse.
Heiß ist das Werk, es eilen die Füß', es strengen die Hände
Mächtig sich an; es pochen von Hast und im Drange der Arbeit
Hochaufklopfende Herzen; der Schweiß rinnt über die Glieder
Quellend hinab, und der Männer Gelärm durchhallet die Gegend.
Aber umsonst ist jeder Versuch, und verloren die Mühe
Gegen die feindliche Macht des entfesselten reißenden Brandes.
Balken rollt auf Balken herab, die wankenden Pfosten
Krachen zusammen, das Feuer umleckt mit glühenden Zungen
Rings den übrigen Bau, und verscheucht die geschäftigen Menschen,
Daß lautschmetternd das Dach einbricht, und mit fallenden Trümmern
In den Schlund des Verderbens sich stürzt. Zwar scheinen die Flammen
Augenblicklich zu ruh'n, versöhnt durch das einzige Opfer;
Zwar verdoppeln, durch höchstes Bemüh'n, sich die strömenden Güsse:

Doch nur wilder erwacht, vom sausenden Winde durchblasen,
Wieder die tobende Gluth. — — —
— — Es raste mit wachsendem Grimm der Brand in die Höhe,
Schlug zum Himmel empor und erhellte die sämmtliche Gegend,
Und es stieg unermeßlicher Qualm zum Gewölbe des Äthers,
Wie aus dem rauchenden Schlund aufkochender heißer Vulcane,
Zog an der Scheibe des Mondes vorbey, der das traurige Antlitz
Vor der Scene des Grau'ns in blasse Schleyer verhüllte.

Es finden sich in diesem Gedichte schöne Parthien; nur Schade, daß die Erzählungen und vorzüglich die Reden der handelnden Personen zu lang und zu breit sind, wodurch das epische Fortschreiten der Bewegung oft ganz ins Stocken geräth. Dieß gilt insbesondere dann, als Edmund die Geschichte seiner Thaten und seiner Schicksale erzählt, womit er den ganzen fünften Gesang, eine Reihe von mehr als neunhundert Versen, anfüllt.

Ernst Schulze.

Schulze's zwey Hauptwerke: „Cäcilie" und: „Die bezauberte Rose," dürfen sich dem Besten, was in ihrer Dichtungsart zu irgend einer Zeit und bey irgend einer Nation erschienen ist, kühn zur Seite stellen. Wir finden in beyden eine seltene Vereinigung von Phantasie und Gemüth. An Zartheit, Wärme und duftigem Colorit wird kein anderes Gedicht sie übertreffen. Die Sprache ist musikalischer Wohllaut.

Ehe wir diese beyden schönen Dichtungen näher betrachten, wollen wir uns mit ihrem Verfasser selbst näher bekannt machen und die Umrisse seines liebekranken Lebens, so wie seines dichterisch-heroischen Strebens, flüchtig aber klar vor uns dahinziehen lassen.

Schulze wurde zu Celle im Jahre 1789 geboren *). Er zeigte zwar schon frühe Talent, aber auch Mangel an Fleiß. Die ersten Spuren seiner poetischen Darstellungsgabe bemerkte man in einer Art von Zeitung, die er in Verbindung mit gleichjungen Freunden schrieb, worin Familien-Anekdoten als

*) Die gegenwärtige biographische Skizze ist ein Auszug aus Bouterwecks ausführlicher Biographie desselben. Des Dichters Vater lebt noch als Bürgermeister zu Celle.

Hof- und Staats-Angelegenheiten erzählt wurden. Seine erste Lieblings-Lectüre waren Ritter-Romane und Feenmährchen. Einen ansehnlichen Vorrath solcher Bücher fand er in einer alten Bibliothek auf einem Landgute nicht weit von Celle. Ein Rittersaal in dem verfallenen Wohnhause wurde bald der Lieblingsaufenthalt, in dem er sich seinen Phantasien überließ.

Im Jahr 1806 bezog er die Universität zu Göttingen, und wählte sich die Theologie zu seinem Fache. Hier entspann sich seine Bekanntschaft mit Bouterweck, die sich bald in ein freundschaftliches Verhältniß verwandelte. Zu dieser Zeit war Schulze noch immer sehr heiter, und streifte sogar an einen Leichtsinn, der aber nie leidenschaftlich wurde, auch nie die Gränzen des Anstandes und der strengsten Redlichkeit übersprang. Heiter wie sein Geist, waren alle seine Gedichte. Mit Bewilligung seines Vaters gab er die theologischen Studien auf, und fing an, sich zum Lehrer der alten Sprachen und der schönen Literatur zu bilden.

Zu dieser Zeit begann er zuerst sein Gedicht Psyche. Nun zeigte sich an ihm auch die erste Spur jener, in der Folge so zunehmenden Schwermuth einer Liebe, die er selbst seinen Freunden zu verhehlen strebte. Diese Sehnsucht hatte aber noch keinen bestimmten Gegenstand gefunden. Während dieser Periode des Suchens einer Liebe, die seinem Ideal entsprechen und sein Herz ausfüllen sollte, trieb er die philologischen Studien mit größtem Eifer. Mit entschiedener Vorliebe studirte er den Homer. Unter den englischen Dichtern wurden seine Lieblinge Shakespeare und Spenser, unter den italienischen Ariost.

Endlich fand sein Herz, was es so lange gesucht hatte; in Cäcilien, der Tochter eines göttingischen Gelehrten, sah er sein Ideal verwirklicht. Sie erwiederte seine schwärmerische Neigung mit freundlichem Wohlwollen; mehr bedurfte er nicht, denn eine poetischere und den gewöhnlichen Forderungen der Leidenschaft williger entsagende Liebe kann es, wie der Biograph versichert, nicht geben. Seine, im Jahr 1813 herausgekommenen Gedichte liefern hierüber die hinreichenden Belege.

Schulze fühlte sich in hohem Grade glücklich, aber sein

Glück war von kurzer Dauer, da Cäcilie erkrankte und starb, ehe sie noch ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte. Die schöne Leiche betrachtend, gerieth der trostlose Jüngling auf die erste Idee zu dem Gedichte, das er mit ihrem Nahmen benannte, um sie darin zu verherrlichen. Bald nachher aber ging eine totale Veränderung in seinem Innern vor; er wurde ein Raub des Schmerzes, und versank in tiefe, anhaltende Schwermuth.

Im Jänner 1813 fing er sein großes Gedicht Cäcilie an, und that damit rasche Fortschritte. Er schien in der Arbeit einige Tröstung zu finden, und schrieb daher im Verlaufe des Jahres sieben Gesänge, nebstbey viele kleinere Gedichte. In demselben Jahre erschien eine Sammlung seiner früheren Gedichte im Druck.

Ungeachtet der körperlichen Leiden, die sich nun bey ihm einstellten, ließ er sich dennoch am Schlusse eben dieses Jahrs, da der Krieg für Deutschlands Befreyung begann, als freywilliger Jäger aufnehmen. Im Jahre 1814 zog er mit seinem Bataillon zur alliirten Nordarmee. Eine Handausgabe der Iliade war seine unzertrennliche Gefährtinn im Felde. Seine Gesundheit nahm zu, sein Geist erheiterte sich; aber mit dem Frieden kehrte auch seine vorige Schwermuth zurück. Er begab sich nach Göttingen, um seine Cäcilie zu vollenden. Dabey hielt er zugleich öffentliche Vorlesungen über die alten Classiker. Gesundheit und Heiterkeit verließen ihn zwar wieder, und der Gram bemächtigte sich seines Gemüths: aber dessen ungeachtet rückte seine Cäcilie mit solcher Schnelligkeit vor, so daß sie am Schlusse des Jahrs 1815 schon vollendet ward. Eine Reise nach Italien, nun ein Gegenstand seiner Sehnsucht, schien zu seiner Erhohlung sehr nothwendig zu seyn. Während die Vorbereitungen dazu geschahen, unternahm er eine Fußreise in die Rhein- und Main-Gegenden, im Jahr 1816, die aber für seine Gesundheit keineswegs die gehofften guten, sondern sogar sehr nachtheilige Folgen hatte. Schon erschöpft, schrieb er noch das erzählende Gedicht, die bezauberte Rose, in drey Gesängen, welches im Taschenbuch Urania für das Jahr 1818 erschien, und mit dem, auf die beste Erzählung gesetzten Preise von zwanzig

Friedrichsd'or, gekrönt wurde, den er wenige Tage vor seinem Tode noch erhielt. Er starb am 26. Juny 1817.

Eine Plan- und Inhaltsangabe mit wenigen Umrissen würde nicht genügen, den Leser mit dem schönen Gedicht Cäcilie hinreichend bekannt zu machen; anderer Seits aber würde eine umständliche Erzählung des Ganzen hier verhältnißmäßig zu viel Raum einnehmen. Einen angemessenen Mittelweg einzuschlagen, werden demnach nur die ersten zehn Gesänge im Detail dargestellt, die Einzelnheiten der folgenden aber bis zur Andeutung des Schlusses übergangen. Das Gedicht beginnt:

Nacht liegt auf dem Meere. Ein Schiff segelt dahin. In tiefem Schlummer liegt die Bemannung um halberloschenes Feuer. Uns zeigt sich sogleich die Hauptfigur, Cäcilie. In einen weißen Flor gehüllt, blickt sie bald in die dunkle Fluth hinab, bald zum Himmel empor. Ihr zur Seite sitzt mit düsterm Angesicht, die wunde Brust mit blutigem Tuch umgeben, der Sänger Reinald. Cäcilie ward geraubt von Skiold, einem wilden furchtbaren Helden des heidnischen Norden. Vergebens hat Reinald, der Cäcilien ohne Erwiederung liebt, gekämpft, um sie zu befreyen. Er erlag der höhern Kraft Skiolds, welcher seiner düstern Landesgottheit das Blut der ersten Beute gelobt hat, und nun Cäcilien auf ein ödes Eiland zum Opfertode führt.

Wüst liegt das Ufer rings, das finstre Wälder krönen,
Und Dämm'rung nur ist dort der lichte Tag.
Nie ließ der Jäger dort sein lautes Horn ertönen,
Nie schallt im Hain des Beiles heller Schlag.
Dort hausen Wolf und Bär in sichern Felsenklüften;
Die Schlange nährt im feuchten Thal die Brut,
Und früher hebt aus dunkler Fluth
Die Nacht sich dort empor aus grauen Nebeldüften.

* * *

Auf schroffen Felsentrümmern thront
Zerstörung dort, und streut aus falben Blättern
Ein weites Lager sich. Das dumpfe Schweigen wohnt
Im Hain und lauschet bang, wenn hohl auf fernen Wettern
Der Donner rollend naht. Oft tobt im Grau'n der Nacht
Des wilden Heers gebannte Jagd

Durch Wald und Höh'n dahin, und stürzt mit Sturmsgefieder
Den morschen Stamm bemooster Eichen nieder.

* * *

Im tiefsten Haine senkt ein Thal
Sich still und schauerlich gleich Hela's öden Reichen.
Dort wälzt ein schwarzer See, bekränzt von hohen Eichen,
Dumpfhallend seine Fluth, worin sich nie der Strahl
Des heitern Lichts gekühlt. Vor jedem Blick geschirmet,
Vom Dänenvolk mit banger Scheu geehrt,
Erhebt an seinem Rand, aus Felsen aufgethürmet,
Sich Hertha's heil'ger Opferhain.

In einer Felsenhalle dieses düstern Aufenthalts hat die schreckliche Priesterinn Thorilde ihren Wohnsitz genommen;

Mit ewig ernstem Sinn
Und kaltem Busen hauf't in menschenleerer Stille
Die Zauberjungfrau dort. Nie glänzt die milde Lust
In ihrem kühnen Blick, nie hob in keuscher Hülle
Sich sehnsuchtsvoll und liebend ihre Brust.

* * *

Vergebens buhlten lang des Nordens Heldensöhne
Um ihrer Minne süßen Lohn.
Hoch prangte sie in unberührter Schöne,
Verschlossen jedem Fleh'n und stolz bey kühnem Droh'n;
Sie will mit Geistern nur das öde Lager theilen.
Der bange Schiffer hört oft aus dem düstern Hain
Bey ihres Zaubers Zwang die Wölfe schaurig heulen,
Und zagend hüllt der Mond in bleichen Duft sich ein.

Schon naht der Zug dem schrecklichen Opferaltar, schon schreitet Thorilde mit drohendem Schwerte von den Felsenstufen herab, dahin, wo Cäcilie und Reinald knien; da erschallt plötzlich Waffenklang, deutsche Krieger nahen und stürzen, die Schlachtopfer zu befreyen, auf die Dänenscharen. Adelbert, ein edler junger Held, kämpft an der Spitze des christlichen Heeres, dem die heidnischen Dänen sich wüthend entgegenstellen. Die Priesterinn selbst stürzt mit geschwungener Keule ins Kampfgewühl, und schleudert einen, vom Altar weggerissenen Brand, unter Verwünschungen, in der Feinde Mitte. Von

ihren gräßlichen Flüchen entsetzt, stehen die Deutschen erstarrt. Von Adalbert ermuntert, gewinnen sie Muth und Leben wieder, zertrümmern den Opferherd, und stürzen ihn in die See.

Er stürzt hinab; aufschäumend kochen
Die Wellen rings empor; es bebt der alte Hain,
Der hoch auf schroffen Felse gipfeln
Sich um den See mit kühner Wölbung hebt;
Und horch, ein schaurig Säuseln schwebt,
Wie fernes Geisterdroh'n, in seinen dunkeln Wipfeln.

Dankbar nähert sich Cäcilie ihrem tapfern Retter, in dem sie beym ersten Anblick ihr früheres Traumbild, ihr Ideal erkennt. Er nimmt sie auf sein Schiff, um sie von dem Schreckensort dieses Eilandes in Sicherheit und nach der Heimat zu bringen. Indeß Cäcilie auf dem bemannten Schiffe des deutschen Paladins dahinsegelt, —

Horch, da beginnts im See zu leben;
Es rauscht empor; in weiten Kreisen weicht
Die Wog' aus Land zurück; Thorild' und Skiold erheben
Sich aus der offnen Fluth. Stumm ans Gestade steigt
Das düstre Paar, doch ungebeugt
Scheint trotziges Vertrau'n auf ihrer Stirn zu schweben,
Und schweigend sinkt auf's offne Grab
Der muth'gen Dänenschar ihr finstrer Blick herab.

Mit verdoppeltem Ingrimm zeigt sich nun die furchtbare Zauberinn.

— — — In wilder Größe steht
Die hehre Jungfrau da; des Zorns Gewölk umziehen
Todkündend ihre Stirn, der Rache Sturm durchweht
Gewaltig ihre Brust. — —

Nun beginnt sie die schrecklichsten ihrer Zauberwerke. Diese Stelle vereint die höchste Kraft mit solcher Gluth der Phantasie, daß ich sie als eine der gelungensten in ihrer Art hier mittheile:

Ihr Athem eilt, die raschen Pulse streben
Gewalt'ger schon empor; verderblich rollt ihr Blick,
Und trunkner Wahnsinn scheint durch jedes Glied zu beben.

Sie stampft den Grund mit lautem Schritt
Und streckt den mächt'gen Stab hinaus zu allen Winden
Mit murmelndem Gesang. Die bleichen Sterne schwinden,
Die Woge bebt, die Felsen beben mit.

* * *

Und Kräuter häuft sie jetzt und morsch Gebein zusammen
Auf glüh'ndem Zauberherd und netzt mit eignem Blut
Den regen Kampf der bunten Flammen,
Und bläulich zischt und kocht und ringelt sich die Gluth.
Und als die Flammen jetzt mit matterm Glanz erbleichen,
Und trüber Dampf die schwache Gluth umgraut,
Bedräut sie rings die Dänenleichen
Mit hochgeschwungnem Stab und ruft mit dumpfem Laut:

* * *

Erwacht! Erwacht! euch ruft Thorilde.
Noch einmahl füllt des Körpers starren Raum,
Ihr Geister, aus; ersteht, hohläugige Gebilde,
Und fühllos hüllt und bleich euch in des Lebens Traum!
Um euern Schild sey kaltes Grausen,
Um euern Helm Gewitternacht,
Um euern Pfad der Stürme Brausen!
Thorilde ruft; erwacht, erwacht, erwacht!

* * *

Und gräßlich rasseln rings die Waffen,
Und zögernd folgt die Schar dem trotzigen Geboth.
Noch einmahl rinnt ihr Blut; die breiten Wunden klaffen.
Sie steh'n empor, doch starrt in ihrem Blick der Tod.
Und träumend schwanken sie und tragen
Die schweren Glieder kaum. Matt an den Einen dehnt
Der Andre sich, und zuckend schlagen
Sie Schild an Schild; ihr hohler Busen stöhnt.

* * *

Und jetzt zum dunklen Luftgefilde
Hebt sich der Jungfrau Stab, und schaurig tönt ihr Lied:
Herab, herab! dich ruft Thorilde,
Du schwarze Wolke dort, die schwer vorüber zieht!
Mit Blitzen flammend komm, von Donnern hoch geschwollen!
Auf dir sey Tod! tief öffn' ein weites Grab
Den düstern Schlund, wo deine Wogen rollen!
Thorilde ruft, herab, herab, herab!

* * *

Da senkt die Wolkenburg sich schwarz und schwer hernieder,
Es heult im Wald, der Stamm der Eiche kracht,
Und kämpfend spielt's mit dunklem Luftgefieder
Um Fels und Hain und wogt in reger Nacht.
Es seufzt im See, gewalt'ge Wetter ringen
Mit seiner Fluth, die Blitze schwingen
Zerschmetternd sich durch laute Donner hin,
Und leuchtend prangt im Glanz die kühne Zauberinn.

* * *

Und jetzt zum See, wo hoch die wilde,
Die droh'nde Woge schäumt, senkt sich der Herrscherstab:
Empor, empor! euch ruft Thorilde!
Erwacht im feuchten Wellengrab,
Ihr Kinder gift'ger Brut, die Regner einst erschlagen,
Taucht langgestreckt aus schwarzer Fluth hervor!
Thorilde heischt den schnellen Zauberwagen;
Thorilde ruft; empor, empor, empor!

* * *

Horch, da beginnt sich's tief im See zu regen,
Unbändig ringt sich's in die Höh',
Die Wog' erbebt von unsichtbaren Schlägen,
Und Flammen speyt und gift'gen Dampf der See;
Und grimmig wälzen jetzt zwey große Ungeheuer
Sich aus der Fluth, die mit Gebraus
Sich um sie hebt, und sprüh'n das langgehemmte Feuer
Aufs feindliche Gewühl der schwarzen Wellen aus.

Durch die Nacht fliegt der Zauberwagen dahin:

Und um den Wagen schmiegt sich dicht die dunkle Wolke;
Thorildens Stab gebeuth dem bleichen Geistervolke,
Zum grausen Zuge sich um ihren Sitz zu reih'n.
Und grinsend nah'n die blut'gen Scharen,
Rauh rasselt rings der rost'ge Stahl
Um ihre Glieder her, und zuckend läßt der Strahl
Des Grabes starren Frost in jedem Zug gewahren.

Himmel und Erde gerathen über die gräßliche Erscheinung in Entsetzen:

Wie beben rings die Höh'n, wie brechen
Des Waldes Häupter jetzt, wie rauscht das dürre Laub
Im Wirbelwind umher, wie stürzt in Feuerbächen
Der rothe Blitz sich auf den sichern Raub!

Wie rast die Wog' empor, und trotz den droh'nden Wettern!
Wie bricht sie krachend hin! Wie senken grau und schwer
Die Hagelschauer sich und peitschen und zerschmettern
Mit wildem Geißelschlag das ungezähmte Meer!

* * *

Es pfeift und sauft und heult und kracht und wüthet,
Blitz kämpft mit Blitz, die Fluth verschlingt die Fluth;
Aufwogend thürmt die Nacht sich um die Gluth,
Auf Donnern thront der Tod. Der Zwietracht Hohn gebiethet
Von Stürmen laut herab; in rothem Feuer brennt
Der Wellen schwarzer Kampf; die Woge schlägt den Himmel,
Der Himmel sinkt auf's Meer, und keine Gränze trennt
Jetzt Luft und Fluth und Land im rasenden Getümmel.

Die Zauberinn zerschmettert Adalberts Schiff mit einem Blitze; der Ritter faßt Cäcilien in seine Arme, und springt mit ihr in die Fluthen.

Im dritten Gesange erreichen sie das Ufer. Der Paladin erzählt ihr seine frühere Lebensgeschichte, und vernimmt dagegen die ihrige, bis zu dem Moment, da sie am Rande des Meeres von dänischen Seeräubern überfallen und fortgeführt wurde, womit das Gedicht beginnt.

Da beyde weiter landeinwärts gehen, strahlt ihnen auf hohen Felsen thronend, eine prächtige Stadt entgegen. Aus dem nahen Haine zieht eine Kriegerschar mit Siegesgesang. Eine Menge freudetrunkenen Volkes folgt nach. Thorilde und Skiold, denen der König selbst entgegen kommt, halten ihren Einzug in die Stadt. Adalbert erkennt, einer frühern Vision zu Folge, hier sein Ziel; denn in dieser Stadt befindet sich der von den Heiden geraubte heilige Rosenkelch, welchen wieder zu erobern er von der Vorsicht bestimmt ist. Schon rüstet er sich zum heiligen Kampfe, da überfällt ihn der bange Gedanke, Cäcilien unbeschützt zurücklassen zu müssen. Aber die edle Jungfrau erhebt sich in aller Herrlichkeit ihrer großen Seele:

Wie aus zartem Licht gewebt
Im luft'gen Blüthenkranz der stille Regenbogen,
Wenn Sturmsgewölk' den Pol umzogen,
Ein leuchtend Wunderbild, am finstern Himmel schwebt;

Es flammt; der Donner rollt; die ew'ge Feste bebt;
Zerstörend wälzt auf schwarzen Wetterwogen
Der Sturm sich her; umsonst; er glänzt in heil'ger Pracht,
Ein Bothe gnäd'ger Huld im wilden Kampf der Nacht:

* * *

So prangt Cäcilie. Kleinmüth'ger, darfst du wanken?
So strafte sie mit sanftem Ton
Den bangen Freund. O sieh, geöffnet steh'n die Schranken!
Es ruft zum heil'gen Kampf, und glänzend harrt der Lohn.
Was zagt dein Herz um mich, die Gott dir zugesendet?
Was sträubt um ird'schen Wahn mit feiger Ungeduld
Sich gegen Gott dein Geist? Mich schützt die ew'ge Huld,
Und schöner nah' ich dir, wenn du den Kampf vollendet.

* * *

O wähnst du denn, mein glühend Herz,
Es weich' an Lieb' und Treu' dem deinen?
Dich lieb' ich, dich allein, doch nimmer will ich weinen
Um deinen Tod. Gern duld' ich ird'schen Schmerz
Um ew'ge Seligkeit! Zieh hin für Gottes Ehre,
Für dich, für mich! Erst wenn die große That
Vollendet ist, erlaubt der Vorsicht dunkler Rath,
Daß ich dir ganz, dir ewig angehöre.

So zieht denn das Paar im Schutze der Nacht, während welcher sie sich in einem naheliegenden Waldthale verbergen, in die Nähe der Stadt. Cäcilie ruht hier in einer Höhle auf Laub und Moos, Adalbert auf einem Steine vor derselben. Durch einen Traum entflammt, beschließt sie, selbst den heiligen Rosenkelch zu erbeuten, und eilt noch in der Nacht fort, dem Geliebten, dessen Leben sie dadurch zu erhalten hofft, zuvorzukommen. Aber bald nachher treibt auch ihn ein banges Traumgesicht in derselben Absicht fort. Nur einmahl will er sie vorher noch sehen, — und findet ihr Lager leer.

Da gaukelt schnell ein frommer Wahn
Durch seine Brust. O Gott, so ruft er, Gott der Güte!
Du ließest hold mir deinen Engel nah'n,
Daß er auf rauhem Pfad mein zagend Herz behüte,

Mein Stern, mein Retter sey! Er ist zu deinem Thron
Zurückgekehrt; dort soll er mich empfangen;
Was an die Welt mich band, es ist mit ihm entfloh'n,
Und nur im Himmel blüht mein Glück und mein Verlangen.

Schon schreitet er durch das offene Thor der Stadt hinein:

— Schweigend lag die Stadt gleich einer weiten Gruft
In schwarzer Stille da. Des Helden Schritte schallen
Nachtönend durch die wüsten Hallen.
Sein Athemzug belebt allein die todte Nacht.
Er irrt auf unbekannten Wegen
Bald hier, bald dort. Da ragt in ernster Pracht
Ein hochgethürmter Dom dem Zweifelnden entgegen.

* * *

Zum Himmel hob die Kraft der Pfeiler sich empor;
Rings trotzten ungeheure Zinnen
Aus ewigem Granit; weit offen stand das Thor,
Und nächtlich leiteten nach innen
Die hohen Stufen auf. Des Mondes irrer Trug
Umwebte wunderbar mit grellen Ungestalten
Den schwarzen Riesenbau, und dunkle Wolken wallten
Um seine Kuppeln her, und drohten finstern Fluch.

Er kommt in das Heiligthum, wo er das ersehnte Kleinod findet, und auch Cäcilien, die schon dahin gekommen ist, und am Altare steht.

Wohlan, du willst, spricht sie mit ernstem Laut,
So soll vereint der Tod uns finden!
Hier steh' ich, deine keusche Braut,
Hier soll mit dir mich Gott verbinden
Am heiligen Altar! Zugleich soll unsre Hand
Das große Werk des Glaubens wagen.
Ein Grab soll uns empfah'n, ein Engel uns ins Land
Der Seligkeit, zu Gottes Thron uns tragen!

Aber das Entzücken der sich findenden Liebenden ist ihr Verräther geworden. Thorilde, mit einer Schar Bewaffneter, stürmt herbey. Vergebens widersteht Adalbert dem Andrang der Überzahl, vergebens kämpft er, schon blutend, und im Blute ausgleitend, noch auf den Knien.

— — Umsonst! sein müder Arm erliegt;
Die Fesseln klirren schon, und Odin hat gesiegt.

Beyde werden gefesselt und in ein unterirdisches Gefängniß geworfen:

— — — Mit dumpfem Rasseln fliegen
Die Riegel zu. In gräßlich stummem Schmerz
Sinkt Adalbert zurück; von seinem Blute röthet
Der Boden sich; er schweigt. Doch fromm erhebt ihr Herz
Cäcilie zu Gott; sie kniet dahin, sie bethet.

Der König des Dänenvolks läßt indeß die Fürsten seines Reiches zum Rath zusammen berufen. Sie erscheinen im Heldensaal; Skiold zuerst. Adalberts und Cäciliens Tod wird einstimmig beschlossen. Nur Skiold selbst wagt es, dem Beschlusse sich kühn entgegen zu setzen. Er spricht:

Nicht schimpflich soll der kühne Degen
Hinsinken wie ein Knecht! Er ist ein tapfrer Held.

* * *

Ihm zürnt mit bitterm Haß, mit heißer Rachbegier
Mein glühend Herz; ihm kann ich nie verzeih'n.
Er nahm mir meinen Raub, er würgte meine Treuen;
Nur mir gebührt der Kampf, die blut'ge Rache mir!
Noch einmahl soll mein Ruhm durch seinen Fall sich heben.
Doch sollten ihm die Nornen Sieg verleih'n,
Dann zieh' er frey hinweg; er both mir einst das Leben;
Nichts will ich ihm, dem Feinde, schuldig seyn.

* * *

Doch jene, die er mir, die er mit trotz'gem Muthe
Den Göttern nahm, sie laß ich nicht!
Noch nie verletzte Skiold des Eides heil'ge Pflicht.
Ihr schwur ich Tod; sie sink' in ihrem Blute
Vor Hertha's Opferherd! —

So soll denn, nach Skiolds Willen, ein Zweykampf entscheiden. Auch dieser Gesang ist, so wie das ganze Gedicht, reich an herrlichen Gleichnissen; wie z. B. die Schilderung Cäciliens, da Adalbert den Kerker verläßt:

— Wie der Blüthenkelch, der, rings vom Thau beschwert,
Den zarten Saum geneigt, mit zweifelhaftem Schwanken,
Jetzt, wenn ins Wiesengrün die Perlen niedersanken,
Sich fröhlicher erhebt, von feuchtem Glanz verklärt:
So hob Cäcilie sich bald aus bangen Thränen
Verherrlichter empor, und was dem ird'schen Leid
Mit menschlichem Gefühl ihr weiches Herz geweiht,
Das mußte heller jetzt den sel'gen Blick verschönen.

Die Beschreibung des Kampfes ist meisterhaft:

— Wie der starke Leu, der stolz des Kampfes harrt,
Wenn ihn aus sichern Eisengittern
Des Wärters Hand entließ; die borst'ge Mähne starrt;
Die Tatze wühlt; von seiner Stimme zittern
Die Schranken rings, und Luft und Boden ächzt
Von seines Schweifes Schlag; die rothe Zunge lechzt
Nach blut'gem Mord; weit gähnt der Rachen; flammend schauen
Die Augen rings umher mit trotzigem Vertrauen:
So wartet Skiold im Mittelpunct der Bahn
Auf seinen Feind, der jetzt mit festem Schritte
Den Schranken naht.

Zuerst schleudern beyde die Lanzen auf einander, und beyde wissen den Nachtheil zu vermeiden. Jetzt geht's an den Schwertkampf:

— — — Rasch mit hochgezücktem Stahl
Begegnen jetzt gleich dunklen Wettern
Die wilden Streiter sich, und gleich des Blitzes Strahl
Flammt hier und dort das Schwert, und laute Hiebe schmettern
Auf Helm und Schild herab. Ein Strom von Funken sprüht
Um ihre Schläge rings, und Schneid' an Schneide glüht
Vom heißen Gegendrang, und eine dichte Wolke
Von Staub verhüllt den Kampf dem bangerstaunten Volke.

* * *

So rast mit ungezähmter Wuth
Ein plötzlich aufgeflammtes Feuer
Durch glüh'nde Trümmer hin. Rings hüllt in trüben Schleyer
Der schwarze Dampf es ein, doch prasselnd bricht die Gluth
Auflodernd oft hindurch und hebt die raschen Flammen
Zum wilden Kampf empor. Der Sturz der Balken kracht,
Die Mauern bersten laut, und donnernd stürzt die Pracht
Der stolzen Königsstadt in öden Schutt zusammen.

Die Helden, keiner dem andern unterliegend, kämpfen noch fort, da schon die Mittagssonne brennt, und sie ganz erschöpft sind. Auch hier findet sich ein neues treffendes Gleichniß:

So ringen, wenn der Kampf der Winde sich gelegt,
Auf weitem Meer die schlaffen Wellen,
Vom frühern Drange nur, nicht mehr vom Sturm erregt,
Mit müder Kraft. Noch sinken sie und schwellen
Arbeitend auf, und manche Woge steigt
Noch einmahl stolz empor, doch beugt
Die eigne Last sie bald, und kaum zum Strand erhoben,
Sinkt brechend sie zurück in flücht'gen Schaum zerstoben.

Der König, für Skiolds Leben besorgt, gebiethet, die Beendigung des Kampfes zum nächsten Tage aufzuschieben, wobey er jedoch eine böse Absicht hägt. Er befiehlt, daß Adalbert und Cäcilie in der Nacht heimlich getödtet werden sollen; allein Rolf, dem er die That vollziehen heißt, geräth über diese Zumuthung in Zorn:

— — — Nicht so will ich dir dienen!
Noch nie hat nied'rer Mord mein edles Schwert befleckt;
Die feige That gebührt dem Schwachen;
Dem Knecht ein knechtisch Werk! Den freyen Mann erschreckt
Dein Zürnen nicht! Ihn wird sein Arm bewachen!

Indeß naht zum Schutze des liebenden Paares schon ein anderer Held der Dänenstadt, der todtgeglaubte Sänger Reinald, der dem Sturm des Meeres glücklich entkommen ist. Eine nächtliche Erscheinung heißt ihn zur Rettung eilen.

— — — Von staunendem Entzücken
Erbebte laut des kühnen Sängers Herz.
Wohl beuth die Lieb' ihm ew'gen Schmerz;
Doch jene, die er liebt, zu retten, zu beglücken,
Das wiegt ihm jede glüh'nde Lust
Erfüllter Sehnsucht auf, und fest in treuer Brust,
Verheißt er Gott und ihr, sein Leben
Für sie und für den Mann, der sie ihm raubt, zu geben.

* * *

Nur an der Liebe süßem Wahn,
An holden Träumen nur will sein Gemüth sich weiden!
Anbethend will er nur der Heiligen sich nah'n,
Will kämpfen nur für sie und leiden,
Und sie nur glücklich seh'n. Ihr zarter Reiz allein,
Nicht ihres Reizes Dank soll sein Verlangen krönen,
Und nur die keusche Lust am Schönen,
Sie soll sein Wunsch, sein Lohn, sein Glück, sein Himmel seyn.

Ohne Waffe, nur sein Saitenspiel rührend, schreitet er durch einen Wald.

Doch als er kaum sich in den dichten Gängen
Des wildern Hains verlor, da wogt ein reges Meer
Von leisen wunderbaren Klängen
Um seinen Pfad wie Geisterlispeln her.
Ein süßer Hauch durchfloß des Haines stille Hallen;
Aufdämmernd wiegte sich der Wohllaut auf dem Duft
Und schien wie Frühlingsweh'n durch's weite Reich der Luft
Mit leichten Schwingen fortzuwallen.

* * *

Und wie auf sanfter Fluth der luft'ge Schaum zerspringt,
So schlossen plötzlich alle Blüthen
Die zarten Blätter auf, und farb'ge Funken glühten
In ihrem weichen Schooß und hoben leicht beschwingt
Sich aus dem bunten Kelch. In zauberischen Tänzen
Durchwogte flücht'ger Glanz den sanfterhellten Hain,
Und in den Lüften schien mit wunderbarem Schein
Ein geist'ges Blumenreich erzitternd aufzuglänzen.

* * *

Und durch der Blätter dunkles Grün
Und durch das weiche Moos der frischen Wiesenquelle
Sieht Rainalds Blick den Schwarm der Elfen zieh'n.
Bald wiegt er auf dem Schaum der raschen Wasserfälle,
Bald auf den Halmen sich; bald nah'n und bald entflieh'n
Die Gaukelnden, und tausendfarb'ge Helle
Umflimmert ihren Pfad, und rastlos zitternd lacht,
Gleich Sternen in der Fluth, der Schimmer durch die Nacht.

* * *

Jetzt irrt der bunte Schwarm verworren durch die Lauben
Des wilden Hains in ordnungsloſem Glanz;

Jetzt schaukeln sie vereint, gleich farb'gen Feuertrauben
Am zarten Zweige sich; jetzt webt ein lichter Kranz
Sich um der Blumen Rand; jetzt tauchen
Sie in die Blüthen sich, und irres Feuer sprüht
Des Kelchs belebter Thau.

Die leichten Geister, vor Reinald hergaukelnd, werden seine Wegweiser in der Nacht. Beym nächsten Morgenlicht erblickt er die hohe Dänenstadt, und langt in derselben in dem Augenblicke an, da Adalbert und Skiold vom Kampfe abziehen, und ersterer in das Gefängniß zurückgeführt wird. Er nähert sich dem Kriegerschwarm, der an der Pforte wacht, singt ein Lied, das alle begeistert, und der König selbst beruft ihn zu sich, um sich des Fremdlings als Werkzeug zu Adalberts Tode zu bedienen. Der König handelt hier zwar eben nicht sehr klug, aber das liebende Paar soll nun einmahl aus dem Kerker befreyt werden. Reinald findet sich bereitwillig, den Mord durch Gift zu vollziehen. Der König sagt ihm, daß er nach dem Vollzuge alsogleich noch in dieser Nacht aus Lethra fliehen müsse. Reinald benützt dieß, und schwatzt dem leichtgläubigen König das Mährchen auf: er habe auch einen Freund und dessen Liebchen bey sich. Der gute Tyrann trifft daher Anstalt, daß drey Rosse für ihn und die Beyden Nachts bereit stehen. Man sieht wohl auf den ersten Blick, daß der Freund — Adalbert, und das Liebchen Cäcilie ist. Reinald kommt zu ihnen in den Kerker; aber Adalbert verweigert die ihm angebothene Flucht, weil er sein Ritterwort gab, am nächsten Tage nochmahl mit Skiold zu kämpfen. Erst dann, da Reinald ihm versichert, daß er eine himmlische Erscheinung gehabt und ein Engel selbst ihm die Rettung befohlen habe, willigt Adalbert ein.

— — Und sieh! in heller Pracht
Steht schon der Ritter da; das Fräulein schmiegt erröthend
Sich an des Helden Arm; sie geh'n, und gläubig bethend
Folgt leis' und leicht der Sänger durch die Nacht.

Die Fliehenden werden in der Nacht von einem Ungewitter überfallen. Hier folgt wieder eine herrliche Beschreibung,

wie denn dieses Gedicht an Schilderungen großer Naturerscheinungen so reich ist, daß die Auswahl durch ihre Menge erschwert wird. Endlich bricht der Tag an:

Mit Zögern nur erhob der Tag den scheuen Blick.
Die Wolken, die der Sturm in manches Bild zerrissen,
Umfloß ein grauer Schein. Noch scholl das heisch're Weh'n
Der Wind' im düstern Thal; noch strömt es kalt hernieder,
Und bleicher Nebel hing mit kämpfendem Gefieder
Um's finst're Haupt der schroffen Felsenhöh'n.

* * *

Allmählig tauchte jetzt aus schwachem Dämmerscheine
Der Wüste grauses Bild, doch formlos noch, hervor,
Tief senkte sich das Thal, und in's Gewölk verlor
Die Stirn der Berge sich. Vom ragenden Gesteine
Erhoben schwarze Tannenhaine
Der Wipfel öde Nacht im wilden Sturm empor,
Und traurig dehnten rings sich unwirthbare Haiden,
Mit dürrem Grau den Fuß der Felsen zu bekleiden.

* * *

Hier kündete kein Pfad des Menschen milde Spur;
Nur Stürme hatten hier auf rauher Bahn gewaltet,
Und Wolf und Bär und Schlang' und Geyer nur
Behauste das Geklüft. Zu Trümmern umgestaltet
Sank mancher Felsen schon in's tiefe Thal hinab,
Schon mancher Wald erhob sich auf das früh're Grab,
Und traurig kränkelte das kaum entblühte Leben,
Von ödem Wust des ältern Schmucks umgeben.

* * *

Rings lag zerrissen vom Orkan
Verwittertes Gestein mit feuchtem Moos umwoben,
Und Bäche wühlten rings mit Toben
Durch Felsen und Gestripp sich eine neue Bahn.
Im wilden Moor verflochten alte Tannen
Zu kühnen Gruppen sich, und durch das Dickicht schien
Des dichten Epheu's ew'ges Grün
Ein undurchdringlich Netz dem Wand'rer auszuspannen.

Endlich erreichen die Wanderer auf der Spitze eines Berges die Trümmer einer riesenhaften Burg. Im Dunkel des

Thurms erblicken sie hier einen Jüngling, auf dem Boden liegend in seinem Blut. Er gibt sich zu erkennen mit den Worten:

Seyd mir gegrüßt, ihr Todesbothen!
Hier ist mein Haupt, o zögert nicht!
Wohlan, vollzieht die blut'ge Pflicht!
Ich bin's, dem Haralds *) Gier den Vaterthron genommen,
Ich, dessen Blut sein wilder Haß begehrt. —

Adalbert und Reinald erstaunen über das seltsame Zusammentreffen, und ersterer erwiedert dem Unglücklichen: Dich täuscht dein Wahn!

Nicht fordern wir dein Leben.
Der dich verfolgt, den flieh'n auch wir.
Uns kettet gleiche Noth. Mit Freuden bieth' ich dir
Zu Schutz und Trutz mein Leben.

Der Jüngling aber, seines körperlichen Leidens nicht achtend, klagt trostlos um den Verlust der Geliebten, die oben im Thurme todt liegt, doch mit dem Scheine des Lebens. In Wehmuth ruft er aus:

Wie friedlich schlummerst du, du schönste der Gestalten,
Die je im Traum der Ahnung mir erschien!
Dein Athem sehnt sich noch in deiner Brust zu walten,
Noch wollen Wang' und Mund in zarter Röthe blüh'n,
Das Leben scheint dich liebend fest zu halten,
Und warm sein letzter Kuß im Antlitz dir zu glüh'n.

Reinald vermuthet Scheintod, und dem in der Kräuterkunde erfahrnen Sänger gelingt es, das Leben in der todähnlich schlummernden Jungfrau aufzuwecken. Groß ist des Jünglings Entzücken, bald auch Cäciliens Wonne nicht geringer, da sie in der Neubelebten ihre in früher Jugend geraubte Schwester Adelheid erkennt.

*) Harald ist der Nahme des Dänenkönigs, dem jene drey entflohen.

Äußerst schön und zart ist das Bild der Rose, womit der Dichter die erwachende Adelheid vergleicht, da sie, tief bewegt und von Empfindungen bestürmt, Leben und Schwester in demselben Augenblicke wieder findet:

So zittert im Krystall der Quelle,
Die ein entrollter Stein zum raschen Spiel bewegt,
Der Rose blüh'ndes Bild. Noch ringen Well' und Welle;
Stets wandelt sich der Kelch; im irren Silber regt
Sich wunderbar sein Glanz. Doch immer schwäch're Kreise
Verschmilzt die Fluth; schon ist der Kampf gestillt,
Die reine Tiefe lacht, und freundlich schwimmt und leise
Im ruhig klaren Born das unbewegte Bild.

Wie schön ist das Entzücken der beyden Schwestern, wie herrlich die ganze Gruppe geschildert!

Mit fest umschlung'nem Arm umschließen
Die holden Jungfrau'n sich; ihr trunk'nes Auge scheint
Tief in des andern Blick sein Leben zu ergießen.
Mund ruht an Mund, ihr Busen klopft vereint,
Verschwistert weht ihr Hauch, zusammenrinnend grüßen
Die heißen Thränen sich, die Beyder Auge weint,
Und halb erstickte Laute drängen
Sich aus der freud'gen Brust, die Schmerz und Lust beengen.

* * *

Die stillgefalt'nen Hände legt
Der Ritter auf sein Herz und blickt mit nasser Wange
Zur Sonn' empor. Der fromme Sänger schlägt
Die Harfe zitternd an, und ehrt mit leisem Klange
Den heil'gen Augenblick. Doch unbeweglich kniet
Der fremde Held; er bethet nicht, er sieht
Nur still zu Gott empor; Gedank' und Will' entschwinden
Der trunk'nen Brust; er kann nur schweigen und empfinden.

Die Gesellschaft erzählt sich nun wechselseitig ihre Schicksale. Mit einem in die feinsten Züge ausgemahlten Bilde schließt der Dichter die Erzählung der Schwester Adelheid:

Wie hell das weite Meer in glatter Stille ruht,
Wenn athemlos die raschen Winde schweigen,
Doch gaukelnd naht ein West, und schwankend wallt die Fluth
Zum Strand und bebt zurück, und bunte Perlen steigen
In flücht'gen Kreisen auf; erzitternd hüpft der Schaum
Und bilderreich umher; doch friedlich noch entfaltet
Der Tiefe grünes Reich den ungemess'nen Raum,
Worin ein Zauberspiel rastloser Wunder waltet:

* * *

So schwieg zuerst, als Adelheid
Mit sanft verklärtem Blick geschossen,
Der Freunde stiller Kreis. Doch nach und nach ergoßen
Vom wandelbaren Drang verschied'ner Trieb' entzweyt,
Die freud'gen Herzen sich, und Aller Augen floßen
Von süßer Lust, von süßem Leid.
Ein bunter Zauberquell von wechselnden Gefühlen
Schien tief und unverhüllt in jedem Blick zu spielen.

Eines Tages ziehen die Ritter auf die Jagd, und kommen in ein wildes waldiges Klippenthal:

Gewaltig ragten hier die finstern Höh'n empor,
Und kühn am steilen Fels, der rings die Berge krönte,
Sprang zackiges Gestein mit droh'ndem Schwung hervor,
Worauf im Sturm die Nacht der schwarzen Fichten tönte.
Laut zürnend ließ der Strom der Wellen trotz'ge Macht
Durch's enge Bett zerriss'ner Klippen schallen,
Und ernst erhob in grüner Pracht
Die dichte Wölbung sich der alten Eichenhallen.

Sie ersteigen den höchsten Gipfel, von dem sie in ein weit gedehntes Thal hinabsehen. Hier erblickt Adalbert voll Entzücken ein Kriegsheer seiner deutschen Landsleute, mit dem der Kaiser den frevelhaften Dänenkönig Harald bekriegt. Adalbert und Biarko, dem Harald den Thron geraubt hat, eilen in das kaiserliche Lager. Reinald bleibt bey den Frauen zurück, als ihr Beschützer. Aus einem alten Buche, das er im Saale findet, liest er ihnen eine Sage, wodurch erklärt wird, wie die heilige Rose, die ein Engel einst einer frommen Frau vom Himmel brachte, in die Gewalt einer bösen Zauberinn, und durch

dieſe zu dem nordiſchen Heidenvolke kam. Reinold hat kaum geendiget, —

Da regt ſich's wunderbar im Hain,
Als ob in banger Haſt viel fremde Stimmen fliſtern,
Und durch die Trümmer ſchleicht ein Rauſchen und ein Kniſtern,
Und manches Nebelbild, und mancher bleiche Schein
Durchirrt Gebüſch und Thal. Die alten Fenſter klirren
Jetzt leiſ' und lauter jetzt, und bunte Funken ſchwirren
In wunderbarer Form aus trüber Gluth empor,
Und aus dem Dampfe ringt manch Scheuſal ſich hervor.

Swanhithe ſelbſt iſt's, jene böſe Zauberinn, die wuthſchnaubend plötzlich in das Gemach hineinſtürzt. Eine kräftige Phantaſie reißt uns in der folgenden grauenhaften Schilderung hin:

So hebt aus Hekla's tiefen Schlünden,
Wenn lange ſchon mit dumpfem Schall,
Den nahen Ausbruch zu verkünden,
Der inn're Kampf gegrollt, ſich jetzt mit lautem Knall
Ein raſcher Feuerſtrom. Die breiten Flammen winden
Wie Schlangen ſich empor, und aus dem dunkeln Schwall,
Der um die Gluth ſich thürmt, geſtalten im Gefilde
Der röthlich hellen Luft ſich gräuliche Gebilde.

Vergebens ſtellt ſich der Sänger dem Ungethüm mit gezücktem Schwert entgegen, denn ſieh!

— — — Von eigner Scheide fährt
Ein rückwärts glüh'nder Strahl dem Zürnenden entgegen,
Und ziſchend ſchmilzt das Erz. Mit kaltem Hohn erhebt
Die Zauberinn den Stab, und Wand und Decke bebt
Beym ſtarken Schwung, und helle Flammenwogen
Entglühen, wo der Stab ſich durch die Luft gezogen. —

Eine Rede voll Wuth und Hohn beſchließt die Zauberinn mit den Worten:

Haſt du nicht jüngſt nach meinem Kampfgewinne
Den kühnen Arm geſtreckt? Haſt du nicht meinem Schwert

Und meinem Fluch getrotzt? — Euch hat mein Zorn gerichtet!
Fahrt hin in's Reich der Nacht, zur tiefgewölbten Kluft,
Und harrt, im Leben todt, und lebend in der Gruft,
Bis euch nach langer Qual mein mild'rer Haß vernichtet! —

* * *

Sie ruft's und hebt den Stab und stampft den harten Grund.
Die Erde bebt und alle Mauern zittern,
Und unten tobt's gleich fernen Ungewittern
Und stöhnt und kracht, und gräßlich thut der Schlund
Der Nacht sich auf. So weit die Augen schauen,
Ist Fels und Finsterniß und wüst Geklüft und Grauen
Und jäher Tod; und schnell ins weite Grab
Sinkt mit den zarten Frau'n der treue Freund hinab.

Der siebente Gesang zeigt uns wieder die beyden Ritter. Sie treffen auf eine Schlacht. Eine kleine Christenschar wird von einem großen Schwarm von Heiden mächtig bedrängt. Die beyden Helden eilen ihren gefährdeten Glaubensgenossen zu Hülfe, und erringen mit ihnen einen vollkommenen Sieg über die heidnischen Dänen. Der deutsche Kaiser Otto selbst wird durch sie befreyt. Festlichkeit im kaiserlichen Lager. Otto muß aber nach Sachsen zurückkehren, um die Hunnen zu vertreiben, und vertraut indeß dem Adalbert den Oberbefehl über das deutsche Heer gegen die Dänen. Adalbert zieht jedoch, ehe er sein Amt antritt, nochmahl nach der Burg, um von der Geliebten Abschied zu nehmen. Biarko zieht mit ihm. Schon haben sie den Berg erreicht, auf dem die alte Burg liegt, aber keine Spur derselben zeigt sich den mit ängstlicher Ungeduld Suchenden, —

Und dunkle Ahnung weht, gleich mitternächt'gen Winden,
Sie schaurig an; ein schwarzbeschwingter Geist
Der Zweifel treibt sie fort, das Räthsel zu ergründen,
Indeß des Unheils Furcht sie steh'n und zaudern heißt.

Mit Entsetzen erblickten sie endlich die zertrümmerten Hallen und den gespaltenen Fels, Swanhithens böses Zauberwerk. Adalbert, von Verzweiflung ergriffen, zieht wieder fort zum Heere. Biarko bleibt zurück. Adalbert trifft beym Heere ein, da

die Deutschen den siegenden Dänen eben zu weichen beginnen. Er fliegt hinzu;

Er scheint dem Aar im Flug, der Flamm' an Zorn zu gleichen;
Gleich Blitzen zuckt sein Schwert, gleich Blitzen trifft sein Schwert.

Es gelingt ihm die Schlachtordnung wieder herzustellen. Das Schlachtgemählde nimmt viele Strophen ein, und ist mit homerischem Detail in den Einzelkämpfen ausgeführt. Herrliche Züge und Bilder finden sich darin. So werden z. B. zwey junge Dänenhelden, Brüder, die auf einen deutschen Ritter eindringen, mit Eisenhämmern verglichen:

— — — Wie in dunkler Felsenhalle,
Vom Druck und Schwung beseelt, die Eisenhämmer glüh'n
Und stets mit gleicher Kraft, und stets mit gleichem Falle
Des Erzes harten Kern zu brechen sich bemüh'n;
Die Werkstatt dröhnt vom dumpfen Schalle,
Es zischt die rothe Gluth und rasche Funken sprüh'n,
Und nie ermüdet scheint ein unsichtbares Leben
Die ungeheure Last zu senken und zu heben:
So schwingt das Bruderpaar das lastende Gewicht
Der Kolben stets zugleich; mit gleicher Kraft erschüttern
Sie Schild und Panzer stets, und leichte Funken zittern
Aus dem getroff'nen Stahl. —

Einer der beyden Brüder rettet den andern, indem er den Todesstreich mit seiner eigenen Brust für ihn auffängt, sinkt, und sein Lächeln im Tode wird mit der untergehenden Sonne verglichen:

So stirbt im holden Lenz, umspielt vom Purpurschein,
Der Sonne letzter Glanz auf ferner Meereswelle.
Kein wilder Sturmwind braust, nur säuselnd bebt der Hain,
Und leis' und ruhig rinnt im Rosenlicht die Quelle.
Gleich einer Mutter naht die Nacht sich süß und mild,
Und in der Sonne letzten Strahlen
Scheint, wie schon leicht umschwebt vom schönen Traumgebild',
Mit wärmern Farben sich Gebirg und Flur zu mahlen. —

Erhaben ist die Schilderung Thorildens, der schrecklichen

Jungfrau, die auf ihrem Wagen zerstörend durch das Schlachtgetümmel fährt:

Doch wilder tobte noch im dichten Drang der Schlacht,
Von Panzerrossen fortgetragen,
Im schwarzen Waffenschmuck, auf eh'rnen Sichelwagen,
Thorilde dort, ein Zorngewölk der Nacht.
Laut rasselten, von rothem Blute schimmernd,
Die Räder durch's Gefild', zerschneidend und zertrümmernd,
Und zürnend flog durch Wehgeschrey und Mord
Mit trüber Brust die rasche Jungfrau fort.

* * *

So stürzte prasselnd einst sich von des Brockens Gipfel
Der alte Felsenkranz ins tiefe Thal hinab;
Zerschmetternd brachen rings des Waldes hohe Wipfel,
Die Quelle ward zum See, die Flur ein weites Grab.
Die Klippen rollten fort, von Schutt und Staub begleitet,
Hoch siedeten die Wasser auf, vom Fall
Des Urgesteins erdrückt, und wild lag überall
Zerrissener Granit und Graus und Tod verbreitet.

* * *

Und wie der Hagelsturm auf blut'gen Wolken fährt
Und rasch und dicht auf Felder und auf Auen
Mit rauhem Schall den vollen Köcher leert;
Es sinkt die Saat; der Hirt erblickt's mit Grauen
Und flieht in's Thal; doch rasch beflügelt stürmt
Das Wetter nach; kein Baum, kein Dickicht schirmt
Vor seinem Zorn; es sinkt die zarte Heerde,
Vom kalten Wurf verletzt, es sinkt der Hirt zur Erde:

* * *

So läßt die Zauberinn aus unerschrock'ner Hand
Vom Wagen hoch herab die scharfen Pfeile schwirren,
Stets wachsam ist ihr Aug', ihr Bogen stets gespannt,
Nie sieht man ihr Geschoß vom Ziele sich verirren.
Mit eh'rnem Klange tönt um's eiserne Gewand
Der Köcher her, die blanken Pfeile klirren,
Die Sehne rauscht, der Bogen gellt,
Befiedert flieht das Erz, und blutend sinkt ein Held.

* * *

Wohl konnte weder Stahl noch Eisen
Dem tödtlichen Geschoß der Kühnen widersteh'n;
Vernichtung herrschte rings in ihren Zauberkreisen,
Und was ihr Aug' ersah, das war zum Tod' ersehn.

Die gelungenste Parthie dieses großen Schlachtgemähldes ist der Zweykampf zwischen Adalbert und Skiold:

Schon nah'n sie sich, schon treffen sie zusammen,
Schon ist der Speer zersprengt, die Klinge schon gezückt.
Man sieht nicht Schwerter, sondern Flammen;
Laut schallen Hieb und Stoß, die keiner doch erblickt.
Gleich Funken scheint der Zorn aus ihrem Blick zu sprühen,
Die Zähne knirschen laut, aus ihrem Munde weht
Des Hasses wilder Hauch, die dunkeln Wangen glühen,
Indeß im Kreise stets ihr blankes Schwert sich dreht.

* * *

Es scheinen beyde sich an Kraft und Muth zu gleichen,
Ihr Aug', ihr Schwert, ihr Schild ist überall.
Nicht künstlich fechten sie mit schlau-verhehlten Streichen,
Mit kriegerischem Droh'n und raschem Überfall.
Die Schläge, die sie thun, nicht jene, die sie leiden,
Sind ihrer Sorge Ziel; wohl sind sie stets zum Streit,
Doch selten nur zum Schutz, zum Weichen nie bereit,
Hier soll Gewandtheit nicht, die Kraft nur soll entscheiden.

* * *

Bald brauchen sie das Schwert und bald den Schild zum Stoß,
Und bald die eh'rne Faust. Sie drängen, hau'n und ringen;
Jetzt gibt der Eine sich, der And're jetzt sich bloß,
Was diesem kaum mißlang, das sieht man dem gelingen.
Jetzt trifft der deutsche Held; der Däne weicht und bebt,
Doch schnell ermannt er sich und beugt mit mächt'gem Schlage
Den Deutschen tief auf's Roß; und auf- und niederschwebt
Mit gleichem Schwunge stets des Sieges blut'ge Wage.

* * *

Nicht lassen Stärk' und Muth im langen Streite nach,
Und stets erfrischt der Zorn die kampfesmüden Glieder;
Am harten Schlage rächt sich stets ein harter Schlag,
Je mehr ein Arm sich bog, je sich'rer trifft er wieder.
So stürzt im Lustgeheg' ein Bach
Von schroffen Klippenreih'n in's Marmorbecken nieder:

Doch steigt viel höher gleich von neuem aus dem Thal,
Durch Kunst emporgedrängt, der breite Wasserstrahl.

* * *

Auch in den Rossen scheint der Herrscher Zorn zu toben;
Sie hau'n und beißen sich mit wildergrimmtem Blick;
Jetzt bäumen sie sich auf und treiben hoch erhoben
Mit scharfem Vorderhuf den nahen Feind zurück,
Jetzt sinken sie hinab. Bald stemmt sich Hüft' an Hüfte,
Bald Stirn an Stirn; es schäumt die Lippe, trotzig stampft
Ihr Fuß, die Mähne starrt, die Nüster schnaubt und dampft,
Und hell und zürnend schallt ihr Wiehern durch die Lüfte.

* * *

Vom rauhen Waffenklang ertönt das Feld umher,
Es bebt und ächzt der Grund, den Roß und Reiter drücken.
Dicht steigt und wälzt der Staub sich wie ein graues Meer
Und wehrt den Streitern fast, in's Auge sich zu blicken,
Rings tobt die wüste Schlacht, und mancher scharfe Speer,
Und mancher rasche Pfeil, den Freund und Feinde schicken,
Streift Helm und Schild mit Macht. Sie kämpfen ungestört,
Ein Blut, Ein Sieg nur ist's, den Jedes Zorn begehrt.

* * *

Schon mancher Splitter war von Schild und Helm gefallen,
Schon manche Spange brach am eisernen Gewand,
Nur spärlich sah man noch den hohen Helmbusch wallen,
Und doch benetzte noch kein Tröpfchen Bluts den Sand.
Da soll der erste Schlag dem wilden Skiold gelingen;
Er schwingt mit wuth'ger Kraft das Schwert, es saust und fällt.
Der Deutsche wankt, des Schildes Bänder springen,
Der Schild entsinkt, und schutzlos ist der Held.

* * *

Im Drange der Gefahr ergreift mit beyden Händen
Der Ritter jetzt sein Schwert; er hebt's und bethet laut:
Cäcilie! du meine heil'ge Braut,
Du kannst allein mit Gott mir Hülfe senden
In dieser grimmen Noth! Er ruft's, und wie der Strahl
Vom Himmel niederfährt, so senkt die scharfe Schneide
Sich auf des Dänen Brust; ihr wehren Erz und Stahl
Umsonst den blut'gen Pfad, und taumelnd schwankt der Heide.

Erhabene Rührung erwecken die letzten Strophen des achten Gesanges, wodurch das vom wilden Schlachtge-

tümmel erschütterte Gemüth in eine wehmüthige und feyerliche Stimmung versetzt wird. Geendet ist die Schlacht:

Schon sank die wolkenschwere Nacht,
Und still und dunkel ward's und einsam auf den Auen.
Nur einzeln schallte noch der wüste Lärm der Schlacht,
Bald schwieg er ganz; und durch der Dämm'rung Grauen
Stahl fern und nah sich Klag' und banges Fleh'n,
Gebeth und Fluch und Röcheln und Gestöhn;
Doch schwebte nach und nach mit linderndem Gefieder
Der heißersehnte Tod auf's starre Schlachtfeld nieder.

* * *

Durch Wolken wandelte der Mond mit scheuem Licht
Hoch über Berg und Thal und blutbefleckte Heiden,
In seinem Strahle schien das bleiche Angesicht
Der todten Kriegerschar noch bleicher sich zu kleiden.
Gar schaurig war die Nacht; mit kühlem Weh'n erhob
Vom nahen Walde sich ein unsichtbares Leben,
Und in dem blassen Duft, der um die Flur sich wob,
Schien flisternd, leis' und leicht ein Geistertanz zu schweben.

* * *

Da neigte Folko's Sohn auf blut'gem Waffenfeld
Sich in den Staub vor Gott, und alle Krieger sanken
Auf ihre Knie, dem großen Herrn zu danken,
Der Sieg und Tod in starken Händen hält.
Andächt'ges Schweigen war durch's ganze Heer ergossen;
Die gläub'gen Blicke sah'n zum Himmel still empor,
Gebethe drangen heiß aus jeder Brust hervor,
Und Seufzer hoben sich, und fromme Thränen flossen.

Der neunte Gesang führt uns in den Abgrund, in welchen die beyden Schwestern durch die Zauberinn versenkt worden sind. Der Sänger ist bey ihnen. Dumpfe Betäubung hält sie gefangen. Cäciliens Geist erhebt sich zuerst. Sie bethet, und stärkt die beyden Andern durch ihr gläubiges Vertrauen auf Gott. Nachdem sie lange durch Nacht und Grauen, zwischen Schlünden, drohenden Klippengängen und tosenden Strömen fortgewandert sind, beginnt ein schöner Glanz ihren Pfad zu erhellen. Ein Zauberhain stellt sich ihnen dar. Das folgende Gemählde ist eine der lieblichsten Parthien des ganzen Gedichts,

und muß hier um so mehr eine Stelle finden, als dasselbe sonst größten Theils düstere und grauenhafte Scenen und Schilderungen enthält. Die folgende Beschreibung darf eine Vergleichung mit Armidens Zaubergärten nicht scheuen:

Die Farben spielten rings mit mannigfalt'gen Wellen,
Und Licht und Schatten schwamm in gaukelhaftem Tanz.
Und wie im Abendschein am himmlischen Gefilde
Das flüchtige Gewölk' sich scheidet und verwebt,
So lösten wunderbar, bald nahend bald verschwebt,
Sich aus dem Glanzgedüft' gar liebliche Gebilde.

* * *

Bald läßt ein stiller Teich mit wald'gem Rand sich sehen,
Wo weiße Schwäne zieh'n und leichte Nachen schwanken:
Doch sieh, die Well' entblüht zu dichtverschlungnen Ranken,
Zu Blättern wird der Schaum, die Fluth zu Rebenhöh'n;
Dann dehnt der grüne Kreis zu fürstlichen Gebäuden,
Zu hohen Tempeln sich, auf deren glattem Dach
Ein lust'ger Anger glänzt, wo noch am hellen Bach
Gar friedlich Löw' und Wolf mit zarten Lämmern weiden.

* * *

Jetzt endiget der Gang in einen weiten Raum,
Wo kühn und neu die reichsten Wunder prangen.
Wohl wähnt der Geist sich hier vom schönsten Morgentraum
Auf junger Frühlingsau umsäuselt und umfangen.
Oft wendet sich, verletzt vom lichten Glanz, der Blick
Und kehrt verlangend doch von neuem stets zurück,
Und gläubig wähnt die fromme Seele
Hier sey das Paradies, wovon die Schrift erzähle.

* * *

Die weite Felsenhalle schien
Dem luft'gen Garten gleich mit zierlich ebnen Gängen,
Wo tausend Blumen rings auf breiten Beeten blüh'n,
Und unter dichtem Laub sich reife Früchte drängen,
Wo um die grüne Nacht sich Laubengitter zieh'n
Und Reben tief ins Gras wie bunte Schleyer hängen,
Bald wie ein zart Gewächs der Quell vom Boden steigt,
Bald durch das weiche Grün gleich irren Ranken schleicht.

* * *

Was sonst die flücht'ge Zeit, was Land und Himmel scheidet,
War freundlich hier in einem Raum gesellt,
Und jedes Bild erschien in dieser Zauberwelt
Aus edlerm Stoff gewebt, in hellern Glanz gekleidet;
Denn alles Köstliche, was uns die Tiefe beuth,
Was oft mit Müh' und Tod des Menschen Gier vergolten,
Das hatte wandelbar, wie Laun' und Lust es wollten,
Die träumerische Kunst leichtspielend hier verstreut.

* * *

Hier wölbten aus Beryll sich dichtverschlungne Lauben,
Und Rosen blühten dort aus leuchtendem Rubin;
Topas und Amethist, vereint zu vollen Trauben,
Verbargen halbenthüllt sich in smaragdnem Grün.
Oft schien das Köstlichste dem Blicke sich zu rauben,
Das Reizendste verschämt im Dunkel oft zu blühn,
Und in dem Blumenkelch, der kaum sich halb entfaltet,
Lag oft der Diamant, zum Tröpfchen Thau gestaltet.

* * *

Ein breiter Bach mit tausendfarb'gem Rand
Goß klar und tief, mit lieblich leisem Wallen,
Sich durch ein Bett von leuchtenden Krystallen,
Vom Grün umrankt, bestreut mit goldnem Sand,
Und unten dämmerte zu wunderbaren Hallen
Verschlungen und verwirrt ein neues Zauberland,
Worin das Köstlichste, was je die Tiefe hegte,
Im leichten Glanz der Fluth sich spielend hob und regte.

* * *

Von unsichtbarer Kraft beschwingt,
Begann das Wasser oft zur Luft empor zu schwellen,
Und bunt zerrannen dann die Bilder in den Wellen,
Wie sich der rasche Tanz durch tausend Pfade schlingt;
Doch oben schimmerte mit seinen Silberzweigen
Der strahlenreiche Quell, von farb'gem Licht umwallt,
Und schuf mit flücht'ger Kunst im Sinken und im Steigen
Manch schnell verrauschend Bild und manche Glanzgestalt.

* * *

Jetzt glich er hochgeschwellt dem blätterreichen Baume,
Der reich begabt mit bunten Früchten prangt;
Jetzt wölbt er traulich sich zum engen Hüttenraume,
Um den mit grünem Netz der irre Wein sich rankt,

Jetzt dehnt er sich zu dichten Laubengängen,
Zu Grotten jetzt sich aus, vor deren hohem Thor,
Gleich leichtbewegtem Silberflor,
Mit rieselndem Geräusch die feuchten Schleyer hängen.

* * *

Geschäftig floß er dann im Ufer wieder fort,
Durch Wiesen bald und bald durch lichte Haine,
Und üppig rankten sich um seinen hellen Bord
Zu irren Lauben oft die blühenden Gesteine,
Und freundlich zitterte das holde Schattenbild
Und schien in tiefer Fluth viel irrer noch zu schweben,
Und von der Welle zart umhüllt
Verklärte sich der Stein zum zarten Blüthenleben.

* * *

Kein Strahl erleuchtete das stille Felsenhaus;
Vielfärbig breiteten verwobne Feuerdüfte
Von unterird'scher Gluth sich an der Wölbung aus
Und wallten auf und ab, wie leichtbewegte Lüfte.
Auch glich die Höhle hier dem ird'schen Tage nicht;
Nein, wie mit wechselndem Geflimmer
Die Steine leuchteten, so zitterte der Schimmer
Bald grün, und röthlich bald, und bald mit gold'nem Licht.

* * *

Es lag die schöne Flur gehüllt in todtes Schweigen;
Kein bunter Schmetterling, kein Bienlein ließ sich seh'n,
Kein Vogel schaukelte sich singend auf den Zweigen;
Nie regte sich das Grün mit säuselndem Getön;
Kein Wipfel wollte sich vertraulich niederneigen,
Kein Blatt bewegte sich von leiser Lüfte Weh'n,
Und Alles schien in diesen Zauberräumen
Die Wunder, die man sah, dem Blick nur vorzuträumen.

Indem die erstaunten Frauen mit dem Sänger den Zauberhain durchwandeln, erblicken sie auf grüner Flur eine Halle aus klingendem Metall und leuchtendem Gestein, und in der Halle sitzt ein Zwerglein in köstlichem Gewande feyerlich auf einem reichverzierten Thron. Er empfängt sie freundlich, führt sie selbst herum, und zeigt ihnen das ganze innere Leben der

unterirdischen Schöpfung. Zuletzt kommen sie zu der Zwergenschar, die dem König, der sie hier geleitet, unterthänig ist. Hier wird ihnen das Walten der Elemente und des Erdengeistes umständlich erklärt. Etwas sonderbar scheint es, daß eben zwey Frauen, die der Gelehrsamkeit nicht sehr huldigen, die lange geognostische Vorlesung des Zwergenkönigs anhören müssen. Er macht endlich mit ihnen eine lange unterirdische Reise, wo sie den Kampf der Elemente, in mystisches Dunkel gehüllt, erblicken, und führt sie dann, nach überstandenen Schrecken, wieder in den schönen Zauberhain zurück, und zeigt ihnen in einem Zauberspiegel nicht nur alle Länder der Erde, sondern auch die Zukunft mit ihren Menschen und Thaten, bis auf die Ereignisse der neuesten Zeit. Diese Episode hat allerdings einzelne schöne Parthien, ist aber in dem Grauenhaften zu monoton, und auf jeden Fall viel zu breit und ausgesponnen. Zuletzt erblickt Cäcilie ihr eigenes Bild auf einem Wolkenthron, von Verklärungsglorie umflossen.

Am Anfang des zehnten Gesanges erblicken wir den die Verschwundenen überall rastlos suchenden Biarko. Nach langem vergeblichen Bemühen kommt er beym Scheine des Abendroths auf eine schöne Wiesenflur, worauf eine Hütte mit einem Gärtchen ihm entgegenlächelt. Er geht in die Klause, sieht hier einen hölzernen Altar, und in einem Winkel verschiedene alte Rüstungsstücke und Waffen.

Die stumpfe Streitaxt lag vergessen längst im Staube,
Im breiten Schilde glomm des Herdes matte Gluth,
Und friedlich saß die fromme Turteltaube
Im kriegerischen Helm auf ihrer zarten Brut. —

Indem Biarko die seltenen Hausgeräthe bewundert, tritt ein alter Einsiedler herein, erblickt ihn, stürzt vor ihm nieder, und küßt seine Hände. Es ist Sivald, Biarko's Erzieher und Lehrer, der ihn in jedem Kampf begleitete. Beyde erzählen sich ihre Schicksale während der Zeit ihrer Entfernung. Sivald schließt seine Erzählung mit den Worten:

Nun setze dich, das Mahl ist längst bereit;
Doch heller will ich erst des Heerdes Gluth entzünden,
Denn tiefer naht die Nacht den engen Felsenschlünden,
Und dunkler wird des Waldes Einsamkeit.
Fern braust die Tanne schon von ungestümen Winden;
Der Rabe krächzt, bald ist es an der Zeit,
Und sichrer läßt es sich beym muntern Feuer weilen,
Wenn draußen in dem Forst die Geister zieh'n und heulen.

Biarko, durch diese Worte aufmerksam gemacht auf etwas Unheimliches, fragt, welche Schrecken hier die Nacht bereite? — Sivald antwortet:

Du wirst ein grauses Spiel in diesen Wäldern seh'n;
Denn wenn am nächt'gen Himmel
Auf ihrer höchsten Bahn die goldnen Sterne stehn,
Erhebt von ferne sich ein gräßliches Getümmel,
Und nah' und näher tobt's von jenen wald'gen Höh'n,
Und durch die Lüfte zieht ein wunderbar Gewimmel
Von Nebelbildern hin, und gleich dem Lärm der Jagd
Erschallt's und heult's und bellt's und wiehert's durch die Nacht.

Sivald schließt mit der Erklärung, daß dieses Geisterheer fliehen müsse, sobald man auf dasselbe einen Speer schleudere; er habe aber dieses nie zu thun gewagt. Biarko will in der herannahenden Nacht das Abenteuer bestehen. Sivald gibt nicht zu, daß er dabey allein sey, wirft das Büßerkleid ab, rüstet sich, und geht mit ihm.

So wandeln sie hinaus ins nächtliche Gefild'.
Rings lag die Flur im grauenvollen Schweigen;
Am Himmel hing der Mond, von Wolken halb umhüllt,
Und drohend stand der Wald mit schwarz vermummten Zweigen.
Auf manchen Bergen schien manch stummes Riesenbild
Bald starr hinab zu schau'n und bald empor zu steigen.
Der Welle Rauschen klang wie Schluchzen und Gestöh'n,
Und heimlich flisterte das Laub im nächt'gen Weh'n.

Nun folgt eine sehr gelungene Beschreibung der wilden Jagd, wie denn Schulze überhaupt in der Schilderung zweyer ganz entgegengesetzten Objecte, des höchst Grauenhaften und

des äußerst Zarten, Meister ist. Die folgende Beschreibung gehört zu den vorzüglichsten Parthien des Gedichtes:

— — — Von fern erscholl ein halb vernehmlich Brausen,
Und von den Bergen zog's wie Wolkendunst heran;
Und nah' und näher kam's mit immer wilderm Sausen,
Und Heulen und Gebell und Ruf und Klang begann.
Die Zweige zitterten im ungeheuern Grausen;
Es schmiegte Blatt an Blatt und Halm an Halm sich an,
Und schäumend schien die Fluth im grimmigen Entsetzen
Vom Grund emporgedrängt der Bäume Haupt zu netzen.

* * *

Und wie ein wild Gemisch von Bildern sich verwebt,
Wenn rasch in düstrer Luft die Wolken zieh'n und walten;
Von Ungeheuern scheint der weite Raum belebt,
Die bald einander flieh'n, bald fest im Kampf sich halten;
Das wälzt sich, jenes läuft, das kriecht, ein andres schwebt,
Und gräßlich gatten sich die feindlichen Gestalten;
Doch heulend fährt der Sturm auf breiter Bahn daher,
Und treibt den wüsten Schwarm weit über Land und Meer.

* * *

So drängt vielköpfig, vielgegliedert
Ein dichtes Thiergewühl am Himmel sich herbey;
Hier hat sich Schlang' und Greif zu einer Form verbrüdert,
Und Adlerkrallen schwingt zum Kampfe dort der Leu;
Der Eber stürzt heran roßhufig und gefiedert,
Und trotzig prangt der Bär mit drohendem Geweih,
Und grimm zerfleischt den rothgefleckten Drachen,
Worin sein Schweif sich schließt, der Wolf mit blut'gem Rachen.

* * *

Wohl schien aus blasser, dunst'ger Luft
Der ganze Zug geformt, doch nahte sich dem Leben
Ein jedes Nebelbild durch bleichen Farbenduft,
Und schien, durch eigne Kraft, gesondert fortzustreben.
Und wie der wilde Sturm mit tausend Stimmen gellt,
Wenn eine Felsenschlucht sein Weh'n gefangen hält,
So schallte rings Geheul und Zorngebrüll und Ächzen
Und Röcheln und Geschrill und Angstgepfeif' und Krächzen.

* * *

Dann nahten stürmisch sich auf dichter Wolkenbahn,
Mit hochgezücktem Speer, auf feuersprüh'nden Rossen,
Mit dunkeln Waffen angethan,
In riesiger Gestalt die finstern Jagdgenossen.
Die Stirn war wildgefurcht, die Wange hohl und grau,
Verzerrt der offne Mund, das Auge halb gebrochen,
Das Haar emporgesträubt, die Stimme dumpf und rauh,
Und gräßlich klapperten von Frost die nackten Knochen.

* * *

Laut gellend schmetterte des Horns gewalt'ger Klang,
Die Peitschen knallten hell, es klirrten Pfeil' und Bogen,
Daß weit der wüste Schall durch alle Thäler drang
Und von der Berge Stirn' die Nebel abwärts flogen.
Die Hunde bellten drein; vom hartgeschwungnen Huf
Erdröhnten Erd' und Luft, und Roß und Reiter schnoben,
Geboth und Jauchzen scholl, Gelächter, Droh'n und Ruf;
Und dumpfig sang die Schar durch's wilde Sturmestoben.

Biarko, nachdem beyde lange Zeit vor Schauder erstarrt standen, ermannt sich, und schleudert seinen Speer in den luftigen Schwarm. Dem nächtigen Heere zog ein grauenhaftes Riesenbild voran:

— — Die dunkeln Locken flogen
Im Sturm umher, vom Helm nur halb verhüllt,
Um den ein glüh'nder Kreis von Flammen sich gezogen.
Dem Schein des Nordes glich sein ungeheurer Bogen,
Sein Speer dem Wetterstrahl, dem Sturmgewölk' sein Schild,
Und hie und dort von wilden Funken blitzte
Das schwarze Panzerkleid, das seinen Leib beschützte.

Dieses Wolken-Ungethüm traf des Ritters Speer, und wie auf dem empörten Meere die Wogen durch einander stürmen, so vermischt sich das luftige Geisterheer, und zertheilt sich dann mit dumpfem Geheule. Aber noch im Entfliehen üben die finstern Gewalten ihr altes Recht:

Es bricht der Fels, die Eiche muß sich spalten,
Wo tobend ihren Flug die Sturmeswolke nimmt;
Doch folgt auch holde Ruh' den nächtlichen Gestalten,
Wie hinterm raschen Kiel die Woge heller schwimmt.

Und sanft beleuchtete die kaum entstandnen Trümmer
Der Mond aus blauer Luft mit friedlich leichtem Schimmer.

Elfenchöre und die freundlichsten Naturerscheinungen umgeben nun den Ritter. Ein Kahn kommt ans Ufer. Biarko und Sivald besteigen ihn, werden fortgeführt, und kommen endlich an einen Ort, wo die freudigste Überraschung ihrer wartet, indem sie Cäcilien und Adelheid mit Reinald finden. In den folgenden, an Handlungen und Begebenheiten sehr reichen Gesängen drängen sich dem Helden und der Heldinn des Gedichts (Adalbert und Cäcilie) Gefahren und Hindernisse entgegen. Schon haben sie alle muthig und standhaft besiegt; schon ist der Augenblick gekommen, der sie mit dem ehelichen Bande vereinigen soll; schon stehen sie, wie auch Biarko und Adelheid, vor dem Erzbischof, der ihnen den Segen spenden will: aber — die irdische Liebe muß untergehen den höheren Seelen. Biarko und Adelheid sind eben vermählt, und Cäcilie steigt zum Altar empor, die Wunderblüthe der heiligen Rose in ihrer Hand. Der Kaiser und das Heer fallen anbethend auf die Knie. Da, siehe! ein goldnes Gewölk schwebt vom Himmel darnieder und hüllt den Helden ein und seine Braut. Engellieder ertönen. Die Seelen Beyder schauen Gott und schweben zu ihm empor:

Treu ruhten Arm in Arm geschlossen,
Die grünen Kränze noch im weichgelockten Haar,
Die holden Bilder jetzt, die sonst ihr Geist durchflossen,
Im tiefen Todesschlaf am heiligen Altar.
Ein stilles Lächeln war um ihren Mund ergossen,
Glatt war die keusche Stirn, die Wange bleich und klar;
Die Augen, sonst so hell von nimmer müdem Leben,
Sie schliefen ruhig jetzt von ew'ger Nacht umgeben.

* * *

Da wußte jedes Herz, jetzt sey das hohe Ziel,
Des Sieges schönster Preis, der Tod in Gott, errungen.
Und wallend hob der bunte Zauberflor
Mit seinem sel'gen Raub sich vom Altar empor.

So mystisch schließt das Gedicht.

Die bezauberte Rose,

ein romantisches Gedicht in drey Gesängen, erregte eine Theilnahme, deren nur sehr wenige Epopeen sich bisher erfreut haben. Die Fabel des Gedichts ist zart, sinnig und höchst einfach, mit jedem Reize der Darstellung und des Wohlklangs geschmückt. Im ersten Gesange erblicken wir die Fee, von welcher die schöne Königstochter Klotilde, um sie zu beschützen, in eine Rose verwandelt wird; im zweyten Gesange den Sänger Alpino, dessen Mutter die Fee ist, von Liebe zu Klotilden durchdrungen; im dritten Gesange den Sieg der Liebe, Klotildens und Alpino's Vereinigung nach gelöstem Zauber. Der schaffende Geist des Sängers beseelt die Natur, deren Sinnbild die schlummernde Zauberrose ist, und er erreicht das Ziel der höchsten Schönheit, nach dem sein einziges Streben ging.

Ehe wir die Vorzüge dieses Gedichtes beleuchten, wollen wir in Kürze anführen, welche Mängel der Tadel an diesem Gedichte rügte; sie treffen zugleich die romantische Epopee Cäcilie, und sind im Wesentlichen:

a) Die Fabel selbst tritt nicht immer klar genug hervor;

b) Der elegisch-lyrische Ton ist manchmahl zu vorherrschend.

c) Gleichnisse und Bilder sind manchmahl zu sehr gehäuft; indeß wäre ein solcher Fehler aus Reichthum wohl manchen ärmern Dichtern zu wünschen; Fouque's Corona nicht ausgenommen.

d) Bisweilen ein nicht angenehmes Retardiren durch zu breite Ausführung einzelner Parthien.

Glänzend sind dagegen die vielen hohen Vorzüge beyder Gedichte, und zwar insbesondere: eine Fülle lebendiger Gemählde, Reichthum schöpferischer Phantasie, Züge von entzückender Zartheit, sanfte Wärme der Empfindung, Schilderungen von Naturscenen im glühendsten Colorit, große Ideen, edles Aufwärtsstreben, erhebendes Ahnen mit begeisterndem Schwung, und das mystische Walten eines höhern Zaubers.

Wir heben nun einzelne Stellen als Belege dieser schönen Vorzüge aus.

Klotildens anmuthvolle Gestalt.

Weich hat ihr Haar in sanftgelockten Ringen
Ein goldnes Netz um Hals und Brust gewebt,
Ein Frühling scheint aus ihrem Blick zu dringen,
Deß frischer Quell in ihrem Busen lebt.
Wie lieblich mag die zarte Stimme klingen,
Weil sie vom Hauch so holder Lippen bebt,
Die unentweiht gleich halbentkeimten Blüthen
Nur erst im Traum, was Küsse sind, erriethen.

* * *

Ein blau Gewand, das goldne Schleifen binden,
Hüllt faltenreich die schlanken Glieder ein:
Doch was mir Haupt und Arm und Brust verkünden,
Mag mir ein Bild der stillern Reize seyn.
Kein Meißel kann so reiche Formen ründen,
So züchtig glänzt kein Schnee, kein Elfenbein;
Und wenn nicht ganz die Augen mich betriegen,
Scheint leicht ihr Fuß auf Blumen sich zu wiegen.

* * *

Von Anmuth ist ihr zartes Bild umflossen,
Wie unsichtbar dem Kelch der Duft entquillt;
Kein Thränlein hat dieß Auge noch vergossen,
Das nicht auch gleich ein Lächeln schon gestillt;
Wenn in der Brust auch leise Wünsche sprossen,
Noch haben kaum die Knospen sich enthüllt;
Noch ahnt sie nicht, daß auch in ihrem Herzen
Ein Quell sich birgt von Sorg' und süßen Schmerzen.

Dagegen die mehr leidenschaftliche Janthe.

Kaum hatte jetzt das Feenkind Janthe
Den hellen Blick auf ihren Gast geneigt,
Als rasche Gluth in ihrer Brust entbrannte,
Die früher nie der Liebe Pfeil erreicht.
Bald in die Höh', bald auf den Boden wandte
Ihr Auge sich, von süßen Thränen feucht,

Die, tief geweckt von heimlichem Verlangen,
Ihr unbewußt durch ihre Wimpern drangen.

* * *

Ihr Busen stieg, wie sanft im schwühlen Wehen
Der Sommerluft ein weißes Segel schwillt,
Die Wange war wie Purpur anzusehen,
Mit irrem Licht ihr feuchtes Aug' erfüllt.
Zu eilen schien ihr Fuß, und doch zu stehen;
So täuscht uns oft ein wandelnd Marmorbild.
Wie Perlen oft aus ros'gem Wein sich heben,
Sah man den Kuß auf ihren Lippen schweben.

Klotilde wird von der Fee in eine Rose verwandelt.

— — — Leis' umfloß ein grünes Nebelwehen
Das holde Kind, das nach und nach verschwand.
Kaum konnte man ihr Antlitz noch erspähen,
In Duft zerrann ihr seidenes Gewand,
Und drinnen schien's zu wirken und zu walten
Mit bunter Schwing' in mancherley Gestalten.

* * *

Schon sah man Zweig' und Blätter sich verweben,
Schon blickte scheu die Knosp' aus grünem Laub,
Die Krone, die der Herrinn Stirn umgeben,
Umhüllte sich mit goldnem Blüthenstaub;
Und muß als Thau die Perl' auch kürzer leben,
Was uns beseelt, wem schiene das ein Raub?
Nun wurde noch das Haar zum weichen Moose,
Und vor uns stand die schönste Mayenrose.

* * *

Halb war vom Grün die Knospe noch umfangen,
Und sah so scheu aus ihrem zarten Flor,
Als strebte sie mit zärtlichem Verlangen
Dem Lichte zu und dürfte nicht hervor.

Psyche.

Über dieses Gedicht sagt Bouterweck in der Vorrede zum dritten Bande von Schulze's sämmtlichen poetischen Schriften: „So sehr es auch gegen die Cäcilie und die bezauberte Rose

absticht, habe ich doch geglaubt, es dem Publicum nicht vorenthalten zu dürfen, wäre es auch nur des letzten Buches willen, das Stellen hat, die selbst eines Meisters nicht unwürdig sind. Man vergesse nur nicht, daß Schulze, als dieses Gedicht entstand, erst achtzehn Jahr alt war, und damahls Wieland zu seinem Muster gewählt hatte." — Die folgende Stelle ist aus dem siebenten Gesange, und mag Bouterwecks Ausspruch zum Belege dienen; sie schildert Psyche's Verzweiflung und die Seligkeit geprüfter und belohnter Liebe:

O welch ein Quell von bitterm Kummer
Ward für Psycharion der kühnen Wünsche Macht!
Starr lag sie da, umfaßt von kaltem Todesschlummer,
Bis sie zuletzt, da laut der Sturm den Hain durchkracht,
Ach, nicht zum Glück, zur neuer Qual erwacht.
Sie fährt empor mit stieren Blicken,
Und grausend lagert dunkle Nacht,
Dem Nebel gleich, den dicht an hohen Bergesrücken
Die Luft zusammenballt, sich drückend um sie her.
Wild rast der Sturm; des Waldes Häupter brechen,
Und prasselnd rauscht in tausend Bächen
Aus schwarzer Wolken Schooß ein neugeschaffnes Meer.
Laut tönt die Felsenkluft den Donner zehnfach wieder,
Und wenn der Blitz das schwarze Chaos hellt,
Durchschweben scheu, mit wankendem Gefieder,
Phantome den Tumult. Ein grauses Heulen gellt
Durch das Gebrüll des Sturms. Weh! ruft es, Psyche, wehe!
Du brachst den Schwur der Königinn der Nacht.
Nichts frommt es, daß dein Mund zu tauben Göttern flehe;
Sie fordert Blut, drum werd' ihr Blut gebracht!
Ja, ruft Psycharion, mit wild verwirrten Sinnen,
Ich folg' euch gern; geworfen ist mein Loos.
Hinab, hinab in der Vernichtung Schooß!

Sie ruft es aus, und eilt mit schnellen Füßen
Durch Sturm und Nacht hinweg. Wild flattert ihr Gewand,
Und rauh, vom Sturm gepeitscht, umfließen
Die Locken Hals und Brust. Die Geißel in der Hand,
Geführt von wilder Reu' und fürchterlichen Schrecken,
Folgt über Distel, Dorn und Hecken

Ihr der Erynnen Schar. Jetzt hemmt des Meeres Strand
Den Lauf der Fliehenden. Vom Wahnsinn angetrieben,
Ruft sie: Willkommen, süßes Grab!
Als alle Rettung schwand, bist du mir doch geblieben.
Sey mir gegrüßt! — Und rasch stürzt sie hinab.

* * *

Ha! sie erwacht; umstrahlt von goldnem Scheine
Blüht das Gefild' süß duftend rings um sie.
Ein rosenfarbnes Licht durchstrahlt die bunten Haine,
Und jeder Blüthenstrauch ertönt von Harmonie.
Und dreyen Rosen gleich, von einem Stamm entsprossen,
Von einem Thau genährt, von einem West gekühlt,
Steh'n lächelnd, Arm in Arm geschlossen,
Drey Schwestern vor ihr da. —
In ihres Blickes Spiegel mahlt
Sich Liebe, Mitleid und Entzücken.
Sie nah'n Psycharion und drücken
Sie sanft an ihre Brust. Aus Psychens Augen strahlt
Der Überraschung Glück. Umsonst sucht sie zu sprechen.
Erstaunen, Angst und Lust versiegeln ihren Mund.
In Seufzern nur, und nur in Thränenbächen
Thut ihres Herzens Sturm sich kund.
Sie schaut umher mit ungewissen Blicken,
Traut ihrem Aug' und ihren Sinnen nicht,
Doch endlich löst das sanftere Entzücken
Der Zunge Band. —

Aglaja, die Grazie, führt Psychen nun zu Cytherens Blumenthron.

— — Des Haines Irrgewinde
Durchschwärmte froh der Nymphen leichter Chor.
Aus jedem Strauche sah ein Amorkopf hervor,
Auf jeder Wolke wiegt mit goldenem Gefieder
Ein junger Zephyr sich. Rings tönen süße Lieder;
Päanen wirbeln sich lautjauchzend durch die Luft;
Weit hallend singt, versteckt in kühler Felsenkluft,
Der Echo Ton den Ruf der Freude wieder;
Und aus den Wolken thaut ein rosenfarbner Duft
Auf die verjüngte Luft mild und erquickend nieder.
Hier schien der Liebe Gluth und zarte Schüchternheit,

Ein seltnes Paar, sich traulich zu verbinden
Und jedes seine Lust in heißer Zärtlichkeit
Und jedes seine Pflicht in keuscher Zucht zu finden.
Auf ihrem Throne sitzt, nicht mehr von düsterm Gram
Umhüllt, nicht mehr umstarrt von seelenlosem Schweigen,
Das Lockenhaupt umkränzt mit frischen Myrthenzweigen,
Cythera's Königinn. Der Reue sanfte Scham
Verschönert ihr Gesicht. Kaum wagt sie aufzublicken.
Komm! ruft sie aus, o laß an meine Brust dich drücken!
Viel hast du mir, ich nichts dir zu verzeih'n.
Nicht diesen scheuen Blick! Er weckt in meiner Seele
Des alten Unrechts Schmerz! Komm, laß uns Freunde seyn!
Sanft trägt der Freund des theuern Freundes Fehle;
Gerecht ist oft der Zorn, doch schöner das Verzeih'n.
Vergiß, was einst aus mir die blinde Wuth gesprochen!
Schwer ward mir stets des wilden Unmuths Sieg.
Oft hat dein frommer Blick mein hartes Herz bestochen,
Allein die Selbstsucht sprach, und zartes Mitleid schwieg.
O wußt' ich denn, daß du aus Götterblut entstanden,
Mir gleich an Rang, wie gleich an Reizen, kamst?
Das sah ich nur, daß du mit deinen Zauberbanden,
Du, eine Sterbliche, den holden Sohn mir nahmst.
Komm an mein Herz! Vergiß in Götterreichen
Die Dornenkränze, die des Schicksals Strenge flicht!
Wer nimmer Gram empfand, der kann sich nimmer freuen,
Wer Liebesschmerz nicht kennt, der kennt die Liebe nicht. —

So ruft sie aus, und tief erschüttert
Sinkt Psyche an Cytherens Brust.
Kein Rachgefühl, kein stiller Groll verbittert
Das holde Sühnungsfest. Welche eine Götterlust,
Durch Stärke das Geschick, durch Großmuth Haß besiegen,
Und liebend und geliebt an Feindes Busen liegen!
Nur einer fehlt zur vollen Seligkeit.
Was weilt er noch, an deine Brust zu fliegen,
Psycharion? doch laß von Furcht dich nicht betriegen!
Glückselige, der Eine ist nicht weit!
Denn froh von lieblichen Gesängen
Ertönt ringsum die blaue Luft.
Die Rosen spenden süßen Duft,
Und nie gesehn'e Blumen drängen

Aus ihren Knospen sich. Der buschumkränzte Bach
Wird zur Harmonica, die Luft zum Nectarmeere.
Es nah't der Gott! so ruft Cythere;
Es nah't der Gott! ruft Thal und Hügel nach.
Und sieh, auf einem Blumenwagen,
Leicht wie ein Rosenblatt vom Hauch der Luft getragen,
Schwebt Cypris Sohn daher. Im Amorinenchor
Wallt raschen Flugs der Jüngling vor.
Der holde Gott der Liebesabenteuer,
Der frohe Scherz, die süße Tändeley,
Der Genius der zarten Träumerey
Umringen seine Bahn, und still im Zauberschleyer
Folgt das Geheimniß nach. Mit freudenfülltem Blick
Schaut Cypris Volk empor. Rings tönen süße Lieder:
Heil uns! der Herrscher kehret wieder!
Heil uns! er bringet Lust und Glück
In Cythereens Brust, nach Paphos Flur zurück!

Welche eine Sprache wagt die Scene auszudrücken,
Wenn treue Liebe sich am Ziel der Leiden sieht?
Und welch ein Mund umfaßt das taumelnde Entzücken,
Die Seligkeit, die jetzt in Psychens Busen glüht?
Stumm steht sie da. In ihren Blicken
Mahlt Staunen sich und süße Lust.
Ein ganzer Himmel wohnt in ihrer heißen Brust,
Und jede Regung scheint Empfindung auszudrücken.
Ha! wie ihr Auge weint! wie ihre Brust sich hebt!
Welch ein Erröthen, welch Erblassen!
Kaum kann ihr Herz die Sehnsucht fassen,
Die wie ein fluthend Meer ihr Inneres durchbebt.
Ha! welch ein Wechsel zarter Triebe!
Welch eine süße Angst, welch eine Seligkeit;
Schon wallt sie im Olymp, entfloh'n der Sterblichkeit.
Sie fühlt nicht Liebe bloß, ihr ganzes Seyn ist Liebe! —

An ihren Busen hingeschmiegt,
Mit liebender Gewalt von ihrem Arm umschlungen,
Ruft jetzt der Gott: Heil mir! ich habe dich errungen!
Versöhnt ist das Geschick, und Liebe hat gesiegt!
Jetzt sollst du nie aus meinen Armen scheiden,
Nie laß ich dich von meiner Brust entflieh'n.

Empor, empor zu jenen Götterfreuden,
Wo Treu' und Zärtlichkeit als ew'ge Blumen blüh'n! —

So ruft er aus, umfaßt sie stärker,
Und schwingt sich sanft mit ihr empor. — —
Im Tanz umschweben sie der Liebesgöttinn Chöre,
Und bunt umgaukelt sie der Zephyretten Schar;
Und leichter scheint die Luft die Liebenden zu tragen,
Und sanfter ist der West, der ihren Busen kühlt.
Zum Nectar wird sein Hauch, zum goldnen Duft der Wagen,
Um den der Wolken Heer mit buntem Fittig spielt.
Aus dem Olymp entflieh'n in fröhlichem Getümmel
Die Göttlichen, sich an den Zug zu reih'n,
Und triumphirend schließt der Himmel
Geprüfte Lieb' in seine Wonnen ein.

Nachträge

über

die poetischen Erzeugnisse der neuesten Zeit.

Französische Poesie.

Im Fache der dramatischen Poesie haben Jouy, Rainouard, und Delavigne Vorzügliches geleistet. Jouy's Trauerspiel Sylla, welches am Schlusse des Jahres 1821 in Paris aufgeführt wurde, hat großen Beyfall und rühmliche Anerkennung gefunden; eben so auch Rainouard's Trauerspiel: die Templer, und Delavigne's Trauerspiele: die sicilianische Vesper, und der Paria; doch hat man an dem letztern einige Unwahrscheinlichkeiten des Plans gerügt. Auch der Clovis von Viennet gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen des tragischen französischen Theaters der neuesten Zeit. Weniger Ausgezeichnetes hat die komische Bühne gebracht. Zu dem Vorzüglichsten derselben gehört Delavigne's Schule der Alten. Einige gelungene kleinere Lustspiele haben Blaise, Scribe, Melesville u. a. gedichtet. Günstigen Einfluß hatte in der neuesten Zeit die deutsche Literatur. Schiller's und Göthe's dramatische Werke wurden in das Französische übersetzt. Lebrun's Bearbeitung von Schillers Maria Stuart wurde in Paris mit rauschendem Beyfalle aufgeführt.

Die Romanen-Literatur erhält noch immer durch die Frau von Genlis manche Bereicherung. Die Werke der Frau von Flahaut-Souza, der Verfasserinn der Adele de Senanges, der Mademoiselle de Tournon, der Comtesse de Fargy ꝛc. sind gesammelt. Graf Arlincourt, der Verfasser des Montsauvage, der Waise von Unterlachen ꝛc., bearbeitet den sentimentalen Roman. Lamartine fährt fort, durch die poetischen und moralischen Schönheiten seiner didaktischen Gedichte vielen Beyfall zu ernten. Sein neuestes Gedicht ist: der Tod des Sokrates.

Gonzalvo von Cordova.

Erzählendes Gedicht von Florian, frey nachgebildet von Krug von Nidda.

(Aus dem 2. Buche.)

Zum nächsten Tage werden nun die Rennen
Des Ringellaufs und Rohrspiels angesagt;
Vor Ungeduld die jungen Kämpfer brennen,
Das Liebste, Theuerste ein jeder wagt,
Sich würdevoll durch Roß und Wehr zu nennen,
Und einzureiten stolz und unverzagt;
Ja selbst des Hofes auserwählte Schönen
Beeifern sich, dieß Waffenfest zu krönen.

* * *

Und kaum der Tag die Hauptstadt übergüldet,
Als ein unzählbar Volk zum Freudenfest
Längs Vivarambla's Schranken Mauern bildet,
Und sich auf tausend Stufen niederläßt.
In Mitte dieses Raums, der, eng geschildet,
Wohl zwanzig tausend Mannen in sich faßt,
Erhebt ein Palmbaum sich von selt'ner Stärke,
Ein Meisterwerk der bildenden Gewerke.

* * *

Bronz' ist sein Stamm, mit güld'nen Blätterzweigen,
Auf dem sich glänzend eine Taube wiegt
Von Silbererz, den Kampfring darzureichen,
Den aufzunehmen man im Rennen liegt;
Und fällt der Ring, im Augenblick entsteigen
Der'n mehrere, daß nie das Ziel versiegt.
Am Fuß des Baums sind Schranken für die Richter,
Für die Musik und frohes Festgelichter.

* * *

Hochsitze für den Hof und seine Großen
Mit überreichen Stoffen ausgelegt,
Prachtvoll bedeckt; Gehänge blüh'nder Rosen,
Aus tausend Fenstern mahlerisch bewegt,
Wo traulich uns'rer Frauen schönste kosen,
Von manchem sinnigen Gefühl erregt;

Dieß Alles ließ ein Ganzes rings erstehen,
Das nirgends wohl man herrlicher gesehen.

* * *

Die Räume füllen sich; von vier Barrieren
Vernimmt man der Trommeten Wechselton,
Achtung des Kampfeshelden zu gewähren,
Denn ihre vier Parteyen nahen schon
Getheilten Pfads. Die ob're Stelle ehren
Abenceragen-Ritter nah' am Thron,
In blauen Tuniken mit Silberfrangen
Und reicher Perlenstickerey umfangen.

* * *

Milchweiße leichte Zelter reiten Alle;
Saphir die Säume ihrer Decken ziert;
Vom Turban fluthet in besonntem Falle
Der Federn Blau, wie Treuen es gebührt;
Auf jedem Schild ein Leu mit mächt'ger Kralle,
Den eine Schäferinn an Ketten führt,
Umher die Worte wahr und furchterweckend,
Die Stammdevise: Sanft, doch schreckend!

* * *

Und Alle in der Jugend Blüthenfülle,
Voll kühnen Stolzes, doch mit mildem Blick,
Geadelt durch Bescheidenheit und Stille,
Nicht prunken sie, nicht zieh'n sie sich zurück.
Sie leitet Abenhamet, den ihr Wille
Zum Häuptling wählte (dessen Mißgeschick
Euch später rühren wird), jetzt nur verlegen
Den Kampfpreis Zoraiden darzulegen.

* * *

Die Zegri bildeten den zweyten Reihen;
Grün ihre Tuniken mit Gold versehn,
Und schwarz — der Farbe, der sich alle weihen —
Vom Turban schwarze Federn niederweh'n.
Prachtdecken, die Smaragden überstreuen,
Den Rappen bis zur eh'rnen Ferse geh'n;
So droh'nden Aug's, mit stolzem Haupt erheben,
Sieht man sie kühn zum Schranken sich begeben.

* * *

Dem Ally huldigen der Zegri Scharen,
Dem Fürchterlichen an Gewalt und Rang,
Der sich in vierzig sieggekrönten Jahren
Zuletzt den Nahmen: Schwert des Herrn, errang.
Auf seinem Schild, ihm treu in Kampfgefahren,
Ein blutig Schwert, das die Deviſ' umſchlang:
Dieß mein Geſetz! und aller Zegri Schilde
Dieß blutig-ungeheure Motto füllte.

* * *

Alabez und Gomeles Stämme ſchloſſen
Der ſchimmernden Quadrillen hohe Pracht;
Blaßroth der Erſten Wamms mit Silberſproſſen
Auf Iſabellen (ihres Turbans Tracht
Abenceragiſch) — Zegri's Kampfgenoſſen;
Gomeles Stamm umfing des Purpurs Pracht,
Mit rothem Gold durchwirkt, auf braunen Pferden,
Und ſchwarze Federzeichen weh'n zur Erden.

Carl der Große, oder die befreyte Kirche *).

Epiſches Gedicht in vier und zwanzig Geſängen, von Lucian Buonaparte, Fürſten von Canino, frey überſetzt von J. C. Lauer.

(Erſter Geſang.)

Entflamm', o Tochter Zions, mich mit heil'ger Gluth!
Krieg ſing' ich, Krieg! und jenen herrlichen Heroen
Der Chriſtenheit, den ſchreckensvoll die Heiden flohen,
Der Chriſti heil'ge Arch' entriß des Frevels Wuth.
Mag auch der Sünde Geiſt das freche Haupt erheben,
Sind zwanzig Kön'ge feſt auch gegen Rom verſchworen,
Umſonſt! der Franken Schwert hat Gott ſie übergeben,
Sie alle ſind verloren!
Triumph! herbey fliegt Carl, die ew'ge Stadt zu retten,
Kühn zu zerſtören der Hölle finſt're Ketten.

* * *

*) Aus Hormayrs Archiv für Geſchichte ꝛc. Jahrg. 1816. Nr. 25. 26.

Weh Didier! dir blühet nur des Unglücks Kranz!
Du sinnst in schwarzer Brust den Sturz von Roma's Hallen,
Du hast in stiller Nacht Spoleto überfallen,
Und dort erwartest du die Fahnen von Byzanz.
Seht, finst're Wolken Staubs am Hochgebirg' sich thürmen!
Seht, kriegerisches Volk dort in die Thäler stürmen!
Zwey tausend Griechen sind's! wie ihre Waffen blinken!
Geflügelt nah'n sie, winken!
Longin, der Düstere, an ihrer Spitze zieht,
Dem der Lombarden Sturz, und Roms im Busen glüht.

* * *

Er naht von Thuriums gesegneten Gefilden,
Verträge seines Hof's trägt er auf falscher Brust!
An seiner Seite seht den Sachsenheld, den Wilden!
Sein Nahm' ist Rodamir; sein Vater Wittekind.
Mit ihm verbunden ist sich Didier kraftbewußt,
Seit früher Zeit hat er Armelien geminnt;
Auf Sturmesflügeln eilt er nun voll Rachgefühl
Und Lieb' in's Kampfgewühl;
Weh! Roms Gefilde düngt er schrecklich bald mit Blut,
Carln zu vernichten kocht in ihm die grause Wuth.

* * *

Bis an Spoleto wälzt sich schnell der Griechen Schar.
Von ihren Zelten wird die fromme Stadt umgeben,
Ein Kreuz sieht man zermalmt auf ihren Fahnen schweben,
Ihr Glaube wird dadurch und ihre Lehre klar.
Der Ketzer Anblick kann nur Furcht und Grau'n erwecken,
Die Spolentiner füllt ein eisig kalter Schrecken;
Nur der Lombard' vermag sie durch sein strenges Walten
In Ruhe zu erhalten.
Den König Didier täuscht falscher Hoffnung Glanz,
Er wagt's, verkündet laut das Bündniß mit Byzanz.

* * *

Schon jagt in's Herz der Stadt das fremde Feldherrnpaar,
Geführt zum Könige beginnt das Wort Longin:
„Heil mir, o Herr! gekrönt ist mein Bemüh'n!
Vernimm nun, was die Frucht von meinem Eifer war.
Augustus hat den Bund voll hohen Sinn's gebilligt,
Entsagt Ravenna, Rom, Italien selbst, bewilligt
Dem Sohne seines Freund's Eudoxiens Schwesterhand
Zum theuern Eheband;

Die Consulstoga soll ihn stolz und schön umgeben,
Der Nahme Cäsar ihn zur höchsten Würd' erheben."

* * *

„August verspricht dir Schutz. Er selbst, im Fall der Noth,
Wird strafend vom Bosphor zu deiner Rettung fliegen;
Ein schwergehaßtes Volk tief unter dein Geboth,
Tief unter deinen Stab den stolzen Bischof schmiegen;
Das höchste Exarchat ist, Herr! dir übertragen.
Für alle diese Huld soll ihm dein Herz nur schlagen:
O König, ewig sey Augusten bundsverwandt!
Schnell auf: mit kühner Hand
Zerstör' des Vaticans verwünschte Herrschermacht!
Du kannst es wohl, so sey auch schnell sein Sturz vollbracht!"

* * *

„Der fränk'schen Waffen Macht ist selbst für dich verschwunden,
Von deiner Tochter Reiz fühlt Carl sich überwunden;
Umsonst, daß Hadrian des Bundes Trennung sucht,
Umsonst, daß er empört Armeliens Ehe flucht.
Versichert sey, o Herr! die heimlichsten Gedanken
Kennt Rom in deiner Brust — Warum noch länger schwanken?—
Auf, stürz' den Götzen hin! Benütz' den Augenblick!
Nicht immer strahlt das Glück.
Läßt du vom Capitol als Sieger dich begrüßen,
Liegt dir die Lombardey und Roms Gebieth zu Füßen."

* * *

„Wie," ruft nun Rodamir, „kannst du die Franken scheu'n?
Der edle Tassillon sah auf Bavariens Feldern
Wohl oft ihr Banner flieh'n, ihr Kriegsvolk sich zerstreu'n;
Der so gerühmte Carl erblickt in unsern Wäldern
Die besten seines Heers die kühle Erde decken.
Auch Reinold fiel, fürwahr! der Bravste ihrer Recken,
Ihn stürzt' mein Lanzenstoß. Sein war der größte Ruhm
Im fränk'schen Ritterthum.
Selbst Roland floh einst feig', so wie nur nied're Knechte,
Aus Liebe für ein Weib, fernweg aus dem Gefechte."

* * *

„Und Carl, beym Teut! ist's werth zu tragen ihre Krone,
Das reinste Königsblut hat frevelnd er entweiht;
Gehöhnt hat er der Ehe heil'gem Recht. Vom Throne
Verstoßen, in dem Schooß der tiefsten Einsamkeit,

Flucht dem Barbaren laut die edle Adelinde:
Daß deine Tochter nie ein gleiches Loos empfinde!
In ihrem Kranze mög' nur Ros' und Myrth' sich paaren,
Die Götter sie bewahren!
Denn frech kann Carl die heiligsten Verträge lösen.
Warum verbandst du dich mit dem Verworf'nen, Bösen?"

* * *

„Doch weg mit eitlem Wort, Verachtung nur dem Franken;
Mir lüstet es nach Kampf! wie Sturm in Feindesreih'n.
Auf! fort! die Pforten Roms, des prächt'gen, sollen wanken
Und stürzen! Auf, mir nach! Wir wollen Helden seyn!
O König, zaud're nicht, wir sind der Tiber nah',
Cäsar sey Herr in Rom, Carl in Lutetia:
Weh' ihm! wenn er es wagt uns kühn zu widerstreben,
Es gilt sein Blut, sein Leben,
Stützt er des Priesters Stolz, des Usurpators Reich!
Carl und die Kirche sink' von unsers Schwertes Streich!"

* * *

So Rodamir. Gereizt von Haß und blindem Eifer
Schmäht er des Frankenkönigs Ruhm mit gift'gem Geifer,
Doch Didier, ruh'ger, hofft des falschen Bundes Frucht
Schlau zu gewinnen, wenn er längern Frieden sucht,
Verschiedene Entwürf' in seiner Seele schwanken,
Er wählt, verstößt, und ruft bey Silbersternenglanz,
Entzogen jedem Blick, dem trauten Freund Timanz.
Die leisesten Gedanken
Des königlichen Herrn entfalten sich dem Greise:
Denn seit drey Herrschern macht ihn schon Erfahrung weise.

* * *

„Longin und Rodamir, sie woll'n, daß meine Fahnen
Schon morgen krieg'risch weh'n auf römischem Gebieth',
Jedoch umsonst ist ihr beredsames Ermahnen. —
Der Gram gekränkter Lieb' und Rach' im Sachsen lodern,
Da er im Sohn Pipins Armeliens Gatten sieht;
Den Nebenbuhler will er kühn zum Kampfe fordern;
Doch folgt' ich seinem Rath, Gewitterwolken thürmten
Sich schrecklich auf, und stürmten
Mit aller Wuth auf unser Haupt. Sehr oft, Timanz,
Flocht kühnes Heldenwort des Unglücks Dornenkranz."

* * *

„Selbst des Exarchen Beystand muß Verdacht erwecken,
Denn wiss', Latinerhaß kocht wild in seinem Blut;
Vielleicht, daß seiner Griechen kriegerischer Muth
Dem Bund' entspricht, daß sie mit Heldenruhm sich decken.
Doch könnte ihre Hülf' uns auch Gefahren bringen,
Denn ihre Freundschaft ist mit Mißtrau'n eng verwandt;
Ein doppelschneidig Schwert führt ihre schwache Hand,
List legt dem Freund' oft Schlingen.
So muß, trotz ihres Schwurs, mich weise Klugheit leiten,
Auch die geheimste Absicht ihres Bund's zu deuten."

* * *

„Noch nicht erschienen ist der blut'ge Augenblick.
Auch fordert's and're Kraft den Franken zu bestreiten,
Der falschen Lockung Reiz muß trieg'risch ihn verleiten;
Dann weih' ihn meinem Schwert' sein feindliches Geschick.
Flieg' nach Lutetia, und bring dem kühnen Sohne
Pipins den Friedengruß. Sprich: dem Lombardenthrone
Erzeigt' von früher Zeit Spoleto Huldigung
Und zur Entschuldigung:
Begränzen wollt' ich hier den Siegsflug meiner Fahnen,
Zurück nahm' ich das Erbtheil nur von meinen Ahnen."

* * *

„Daß neue Bande mich der Griechen Reich' verbinden,
Wirst, zu beschön'gen, du wohl leicht die Gründe finden,
Und jeglichen Verdacht des Königs zu vernichten,
Mußt gegen Hadrian dein Stachelwort du richten;
Dir wird Armelia all' ihren Schutz verleih'n. —
Der Weg nach Gallien muß noch heut' geschlossen seyn:
Der Alpenwege Hut vertrau'te ich dem Heere,
Und auf dem stolzen Meere
Bewahret meine Flott' Italiens Küstenland;
Kein Ruf von Rom sey nach Lutetia gesandt."

* * *

So Didier. Den Eidam sich'rer zu bethören,
Fügt einen Heuchlerbrief er noch zu seinen Worten;
Er will der Antwort harr'n, Timanzens Rath noch hören,
Eh' er den Sturm beginnt auf Roma's hehre Pforten.

Kaum ist der weise Freund auf Fittigen der Eile
Der Stadt entfloh'n, als eine zügellose Wuth
Die Schar Longins ergreift; der Hölle finst're Gluth
Durchtobet die Cohorten:
Einlaß begehren sie mit schrecklichem Geheule,
Spoleto's Thor durchbricht die furchtbar wilde Fluth.

* * *

Bey ihrem Anblick flieht das Volk mit Angstgeschrey,
Das schreckverbreitend, schnell, durch alle Straßen schallt;
Auf unsre Tempel stürzt die feindliche Gewalt,
Von außen schon entehrt sie wilde Raserey.
Die Rotte stürmet ein, und stürzt in wüthend wilder
Ruchlosigkeit den Schmuck der Kirch', der Heil'gen Bilder
Auf Marmor hin, daß krachend sie in Trümmer splittern,
Und alle Säulen zittern;
Der Christen Angstruf und Gebeth zum Himmel schallen,
Weh! ihres Bischofs Blut benetzt die heil'gen Hallen.

* * *

Begeist'rung, himmlische! laß mich in kühnen Bildern
Den frechen Kirchensturm der Griechenhorde schildern. —
Spoleto's Bischofssitz verherrlichte Willfried,
Der treue Kirchenhirt, ihn preise hoch mein Lied!
Die Menschenliebe lenkt des würd'gen Greises Tritte
Mit spendereicher Hand in nied'rer Armuth Hütte;
Die Kranken, Sterbenden, lehrt gläubig er vertrau'n,
Voll Trost nach oben schau'n;
Verbreitend überall, voll heiligen Bestrebens,
Des Himmels ew'ges Gut und Schätze dieses Lebens.

* * *

Als der Lombarden Macht Spoleto kühn genommen,
Wagt' es der edle Greis, dem Sieger Trotz zu biethen;
Das himmlisch sanfte Fleh'n vom Munde dieses Frommen
Weiß jeden andern Schlag des Unglücks zu verhüten.
Der König Didier fühlt sich des Zorns entbunden,
Verstummt, ergriffen, weilt er einen Augenblick;
Dann ruft den Schreckbefehl des Blutbads er zurück:
Die Wuth der rohen Krieger
Fühlt von der Tugend sich des Bischofs überwunden,
Den theuern Greis verehr'n Besiegte und die Sieger.

* * *

Der fromme Hirt', umringt von der Latiner Schar,
Beugt opfernd nun sein Haupt am heiligen Altar;
Er bringt dem Ewigen die reinsten Huldigungen.
Von der Geheimnisse Erhabenheit durchdrungen,
Vernimmt, der Theure! nur den Sturm der Ketzer nicht.
Hoch über dem Altar prangt unsers Heilands Bild,
Aus dessen Tode uns die ew'ge Gnade quillt;
Wie Blitz die Nacht durchbricht,
Stürzt mit erneuter Wuth dahin die wilde Rotte,
Stört frech die Opferung, geweiht dem ew'gen Gotte.

* * *

Am heiligen Altar empor klimmt sie verwegen,
Schon wankt das theure Kreuz von ihren heft'gen Schlägen;
Willfried erblickt's, fliegt hin, sein Körper dient als Schild,
Kühn zu vertheidigen des Gottessohnes Bild.
„Weh! Ew'ge Allmacht, darf dem eig'nen Sinn ich trauen?
Unglückliche, zurück! zurück! — Was muß ich schauen!" —
So ruft der fromme Greis, mit himmlischer Gewalt;
Die Hoheit der Gestalt,
Des Heil'gen Silberhaar, der Stimme inn'ger Schmerz,
Verwandeln schnell in Eis der Krieger rohes Herz.

* * *

Sie schaudern schamerfüllt, verwirrt, flieh'n abgewandt,
Erreichen murrend so des Tempels hehre Pforten;
Aufhält ein Krieger dort die flüchtigen Cohorten,
Den Griechen allen ist sein Äuß'res unbekannt.
Den Panzer tief herab die schwarzen Haare fallen,
Das Antlitz grün und blau, verkündet grause Wuth;
Dem rothen Flammenblick entsprühet Höllengluth.
Den Stahl in mächt'ger Hand
Läßt er sein gift'ges Wort dem grauen Mund entschallen,
Weckt in der Griechen Brust den grimmen Durst nach Blut.

* * *

Er schreyt: „Ha, Feige! wie? Ihr wagt's nicht zu zerstören
Das eitle Kreuzesbild, geächtet vom Cäsar?
Kann euch des kecken Greises freches Droh'n bethören?
Könnt wohl, o Griechen, ihr ein Götzenbild verehren?
Erfüllt Augusts Befehl, auf! folgt mir zum Altar!

Zerstört den Götzendienst, den falschen, den verruchten!
Den Himmel rächt, die Bilder stürzet, die verruchten
Idole der Lateiner!
Nicht lang ist's, daß wie ihr Irene schuldig war;
Doch wurde sie seitdem der Schreck der Byzantiner."

* * *

„Auf, schnell hin zum Altar! Es müsse Alles weichen!
Zermalmt das Kreuzesbild mit kühnen Schwertesstreichen,
Dem selbst der Himmel zürnt, und das Cäsar verdammt!"
Er spricht's. Von seinem Zorn ist jedes Herz entflammt.
Ein Wuthgebrüll die zitternden Gewölb' erfüllt;
Die Rotte fliegt hinzu, der Bischof wird umringt,
Umsonst sein Widerstand, man drängt ihn, er umschlingt
Des Heilands theures Bild,
Drückt's fest an seine Brust, will so dem Frevel steuern,
Und sinkt, der Heil'ge sinkt! durchbohrt von Ungeheuern.

* * *

Sein Blut netzt den Altar. Die Mörder, die Verweg'nen,
Zertrümmern nun das Kreuz, durchrast von Höllenwahn;
Der Scheidende hebt matt die Rechte himmelan,
Um seiner Henker Schar voll Sanftmuth noch zu segnen.
Sein brechend Auge blickt empor zum Sternendom,
Er spricht mit letzter Kraft: „Gott, reinste Lieb'! mein Blut,
Laß es die Sühne seyn; vergib der Griechen Wuth!
O Vater, schütze Rom!
Verzeih —!" Er sinkt zurück, bebt, zuckt, und — ist verschieden; —
Entschwebt sein frommer Geist, ihm blühet ew'ger Frieden.

Italienische Poesie.

Die Italiener haben in der neuesten Zeit wieder Übersetzungen der alten Classiker versucht. So erschienen im Jahre 1819 Pindars Oden von Mezzanotte übersetzt, im Jahre 1822 Pindars isthmische Oden von Borghi, und Homers Odyssee vom Grafen Pindemonti. Auch an Übersetzungen aus neuern Sprachen fehlt es nicht. Maffei übersetzte Klopstocks Messiade und die Tunisias des Patriarchen Pyrker zu Venedig. Auch Nachbildungen von Walter Scott's Fräulein vom See und

einiger Gedichte von Byron wurden versucht und mit Beyfall aufgenommen. An poetischen Originalwerken hat Italien in neuester Zeit wenig Bereicherung gefunden; die Italiade von Ricci, und Foscolo's Ricciarda haben wenig Werth. Dagegen haben wir Deutsche neue Übersetzungen der ältern classischen Dichter Italiens erhalten, und zwar eine Übersetzung des rasenden Roland und des befreyten Jerusalem, von Streckfuß, dann eine verbesserte Übersetzung der göttlichen Komödie, von Kannegießer, und eine neue von Streckfuß. Zur Vergleichung folgt hier eine Stelle aus dem befreyten Jerusalem: Armida's Garten, in beyderley Übersetzungen. Zuerst von Gries:

Und wie sie nun dem Labyrinth entwallen,
Wird gleich der schönste Garten offenbart;
Hier stille Seen, bewegliche Krystallen,
Dort Bäume, Blumen, Kräuter aller Art,
Besonnte Hügel, kühle Felsenhallen,
Und Thal und Wald, auf's lieblichste gepaart;
Und was die Schönheit mehrt so holden Werken,
Die Kunst, die alles schafft, ist nie zu merken.

* * *

Es scheint — so mischt sich Künstliches dem Wilden —
Als ob Natur den Garten angelegt,
Und sich bestrebt, der Kunst ihn nachzubilden,
Die immer sonst ihr nachzubilden pflegt.
Sogar die Luft, die ewig den Gefilden
Ihr Grün bewahrt, wird durch Magie erregt.
Stets sieht man Früchte' und Blüthen sich gesellen;
Die brechen auf, da jene reifend schwellen.

* * *

Hier bricht die Feig' hervor, dort reift die Feige,
Am selben Stamm, vom selben Laub umfaßt,
Der Apfelbaum trägt an demselben Zweige
Der grünen und der goldnen Früchte Last,
Daß sie der Sonne sich entgegen neige,
Rankt sich die Reb' empor mit üpp'ger Hast;
Hier blüht sie noch, dort schwillt der Traubenhülle
Gold und Rubin von edler Nectarfülle.

* * *

Anmuth'ger Vögel süße Töne dringen
Wetteifernd aus der grünen Nacht empor;
Auch lockt die Luft mit ihren leichten Schwingen
Aus Laub und Wellen manchen Ton hervor;
Sie murmelt leiser, wann die Vögel singen,
Doch schweigen sie, dann rauscht der Lüfte Chor.
Sey's Zufall oder Kunst — bald folgt den Liedern
Der luft'ge Klang, scheint bald sie zu erwiedern.

Dieselbe Stelle übersetzt von Streckfuß:

Nach wirrem Pfad erschloß mit einem Mahle
Ein Garten sich, gar heiter, hold und traut.
Da wurden Bäche, Seen im Sonnenstrahle,
Und Blumen mancher Art, und Pflanz' und Kraut,
Besonnte Hügel, grüne Schattenthale,
Und Höhl' und Wald mit einem Blick erschaut,
Und — weßhalb holder diese Schöpfung lachte —
Nie zeigte sich die Kunst, die Alles machte.

* * *

Du glaubst, wie Wildniß sich und Anbau fügen,
Natur der Lag' und Zierde Schöpferinn.
Sie, sonst der Kunst Vorbild, scheint mit Vergnügen
Hier nachzuahmen die Nachahmerinn.
Die milde Luft auch, die mit durst'gen Zügen
Der Busen trinkt, ist Werk der Zauberinn,
Und macht die Bäume tragen stets und blühen,
Und neben Blüthen reife Früchte glühen.

* * *

Am selben Stamm, vom selben Laub umgeben,
Schau'n junge Feigen hinter alten vor;
Hier glänzt des Apfels Gold, doch drängt daneben
Am selben Zweig der grüne sich hervor;
Am sonnigsten der Plätze schlängeln Reben
Voll Üppigkeit die krummen Arm' empor;
Hier blüht, dort schimmert hinter frischem Laube,
Wie Gold und wie Rubin, die Nectartraube.

* * *

Wetteifernd schallt, um jedes Herz zu kirren,
Der Vögel Sang aus grünem Laubgemach.
Die Luft erregt mit angenehmem Schwirren
Der Bäume Laub, den Weiher und den Bach,
Und weht gelinder, wenn die Vögel girren,
Doch schweigen sie, so wird ihr Rauschen wach.
Sey's Zufall, Kunst — jetzt weht sie, sanft begleitend,
Jetzt mit dem Lied in Wechseltönen streitend.

Zu demselben Zwecke der Vergleichung folgt hier auch eine kleine Stelle aus der Übersetzung der divina Comedia von Streckfuß, worin Ugolino's Hungertod geschildert wird. Eben diese Parthie findet der Leser schon, in der Geschichte der italienischen Poesie, von Kannegießer übersetzt *):

Übersetzung von Streckfuß.

Den Mund erhob vom schaudervollen Schmaus
Der Sünder jetzt, und wischt' ihn mit den Locken
Des angefress'nen Hinterkopfes aus.
Er sprach: „Du willst zum Reden mich verlocken?
Verzweiflungsvollen Schmerz soll ich erneu'n,
Bey deß Erinn'rung schon die Pulse stocken?
Doch darf ich hoffen, Saaten auszustreu'n,
Die Schmach als Frucht für den Verräther bringen,
Nicht Worte werd' ich dann, noch Thränen scheu'n.
Zwar, wer du bist, wie dir hieher zu dringen
Gelungen, weiß ich nicht, doch schien vorhin
Wie Florentiner-Laut dein Wort zu klingen,
D'rum höre jetzt: Ich war Graf Ugolin,
Erzbischof Roger er, den ich zerbissen.
Nun horch, warum ich solch ein Nachbar bin.
Zwar, daß er mich, der ich auf sein Gewissen
Vertraute, fing durch seinen argen Rath,
Und dann mich tödtete, das wirst du wissen.
Doch wie der Tod mir qualenvoll genaht,
Das weißt du nicht; so hör' es, um zu schauern,
Und sprich, ob Haß mir ziemt für solche That.
Ein enges Loch in des Verließes Mauern,

*) Im dritten Bande der philosoph. Abtheilung, S. 235.

Durch mich benahmt vom Hunger, wo gewiß
Fortan noch Manche fest verschlossen trauern,
Es zeigte kaum nach mächt'ger Finsterniß
Das erste Zwielicht, als ein Traum voll Grauen
Der dunkeln Zukunft Schleyer mir zerriß ꝛc.

In Bezug auf das schon früher angezeigte Trauerspiel: Il Conte di Carmagnola, von Alexander Manzoni, wird hier noch Einiges aus Göthe's Urtheil (Kunst und Alterthum, 2. Bandes 3. Heft; Seite 35 ꝛc.) nachgetragen. Göthe äußert in jenem Aufsatze den Wunsch, daß alle Freunde der italienischen Literatur dieses Werk mit Sorgfalt lesen, und es, so wie er selbst gethan habe, freundlich beurtheilen möchten. „Der Einzelne (fährt Göthe fort, S. 52) wie die Masse, exponirt sich beym Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort, bis der Faden abgelaufen ist. Des Dichters schönem Talent ist eine natürlich-freye, bequeme Ansicht der sittlichen Welt gegeben, die sich dem Leser und Zuschauer sogleich mittheilt. So ist auch seine Sprache edel, voll und reich, nicht sententiös, aber durch große, edle, aus dem Zustand herfließende Gedanken, erhebend und erfreuend. Das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck." — In diesem Aufsatze findet man auch die Angabe des Ganges dieser Tragödie, Scene für Scene, nebst einer trefflichen Entwickelung der Charaktere.

Spanische und portugiesische Poesie.

Calderon, der genialste unter den dramatischen Dichtern der Spanier, findet in Deutschland immer mehr Liebhaber, immer mehr rüstige Übersetzer, unter denen Otto von der Malsburg einer der neuesten, und nach Gries der vorzüglichste ist. Neuerlich ist auch Calderon's Fegfeuer des heiligen Patrik, übersetzt von Dr. Aloys Jeitteles, bey J. G. Traßler in Brünn, erschienen. Eine interessante Erscheinung für den Liebhaber der spanischen Romanzen-Poesie, sind die im Jahre 1823,

bey Dunker und Humblot in Berlin erschienenen „Spanischen Romanzen, übersetzt von Beauregard Pandin." Diese Sammlung enthält theils ältere Volksballaden, theils Romanzen der neuern Zeit, theils ernsthaft, theils wunderbar-alterthümlich, theils witzig und launig. Zu den vorzüglichsten Stücken der Sammlung gehören: die Belagerung vor Alhama, der Ritter aus der Fremde, Verrath der Liebe, Angelica und Medoro, der Rächer, der moderne Amor, Amor auf Reisen, u. a. m. Im Jahre 1823 haben wir eine gelungene Übersetzung spanischer und portugiesischer Gedichte von Friedrich Wilhelm Hoffmann erhalten. Der Übersetzer ließ diese als Proben einer größern Sammlung vorausgehen.

Holländische Poesie.

Im Jahre 1821 hat ein Herr v. Eichstorff eine gelungene deutsche Übersetzung von Werken zweyer classischer Dichter der Holländer herausgegeben. Diese sind: das Grab, ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen, von R. Feith, dann zwey Oden von J. Kinker: Haydn's Tonkunst, und: die Poesie. Das erstere, sagt die Kritik, biethet schöne Einzelheiten dar, neigt sich aber im Ganzen mehr zur Reflexion, als zur regen Phantasie- und Gefühlsthätigkeit. Die zwey Oden sind, wenn auch nicht im höchsten Fluge der Phantasie gedichtet, doch mit vieler Kraft und Würde ausgestattet.

Deutsche Poesie.

Wir heben aus dieser nur das bedeutendste aus.

Als lyrischer Dichter zeigte sich mit Auszeichnung Friedrich Rückert, welcher zuerst im Jahr 1814 unter dem Nahmen Freymund Raimar als ein Sänger der Zeit auftrat. Bey seiner Genialität trifft ihn doch der Tadel eines übermüthigen Modelns und Künstelns in selbst aufgestellten Schwierigkeiten

und Neuheiten, eines Aufsuchens und eigensinnigen Festhaltens der seltensten Reime, und eines contrastsüchtigen Bilderwesens; dagegen aber wird Reichthum der Erfindung, Gewandtheit, Kraft und Lebendigkeit der Darstellung an seinen Poesien gerühmt, insbesondere an jenen, welche unter dem Titel: Oestliche Rosen, nach Göthe's westöstlichem Diwan, erschienen sind, Nachklänge orientalischer Poesie. Man hat sie einem orientalischen Rosengarten verglichen.

Mit Eigenthümlichkeit zeigte sich van der Velde in seinen historisch-romantischen Erzählungen, welche durch ihre Frische und Lebendigkeit der Darstellung eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben, wie z. B. die Erzählungen: die Eroberung von Amerika, die Tartarenschlacht, Prinz Friedrich ꝛc.

Insbesondere verdienen unter den seit dem Jahre 1822 erschienenen poetischen Erzeugnissen eine ehrenvolle Erwähnung die folgenden; und zwar im Dramatischen: Houwalds Bild, Leuchtthurm, Fluch und Segen, Fürst und Bürger; Kleist's Prinz von Homburg; Gehe's Dido; Grillparzers goldenes Vließ; Raupach's Erdenmacht, und die Königinnen; König Periander und sein Haus, Trauerspiel von Immermann; Laura und Petrarca, ein Drama von demselben. Im Fache des Romans und der Erzählung: Hoffmanns Meister Floh, ein Mährchen in sieben Abenteuern; mehrere Romane der Johanna Schoppenhauer, wie: Gabriele, die Tante, Haß und Liebe, ꝛc. — Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale, Jugendmuth, Hannah, der Herrnhuterinn Deborah Findling ꝛc., von Therese Huber. — Die Herzoginn von Montmorenci, die Vertriebene ꝛc., von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué; Frauenwürde, die Belagerung Wiens ꝛc. von Caroline Pichler; Erzählungen und Novellen von Helmina v. Chezy; Erzählungen von Contessa; Tiecks Novellen: die Verlobung, die Reisenden, musikalische Leiden und Freuden, die Gemählde, ꝛc., Erzählungen von Fr. Laun, Gustav Schilling, Fanny Tarnow, und Frau v. Perrin. Meisters Wanderjahre von Göthe. Arnims und Claurens Romane und Erzählungen.

Zu den schönsten und erfreulichsten Erscheinungen der letztern Jahre gehört die Sammlung von Tiecks lyrischen Gedichten, welche, bisher in seinen vielen Werken zerstreut, nun zum ersten Mahle vereinigt, in drey Bänden erschienen sind. Höchst interessant ist auch das von Tieck herausgegebene Werk: Shakespeare's Vorschule, eine Übersetzung von Dramen, deren Verfasser entweder kurz vor Shakespeare oder gleichzeitig mit ihm lebten. Von einem Theile derselben wußte sich Tieck, weil sie zu London nur in Manuscripten vorhanden sind, Abschriften zu verschaffen.

In der lyrischen Dichtungsart haben sich Graf Löben, Helmina von Chezy, Friedrich Kuhn, Heyden ꝛc. ausgezeichnet. Als Romanzen- und Balladendichter trägt Uhland den Kranz davon. Luise Brachmann erwarb sich einen neuen Lorberzweig durch ihr schönes Gedicht: das Gottesurtheil, und der Verfasser der Tunisias durch sein neuestes Heldengedicht: Rudolphias, in zwölf Gesängen.

Brittische Poesie.

Wir führen hier zuerst Byron's *) neueste Dichtungen an:

Im Jahre 1822 erschienen drey Tragödien: Cain; Sardanapal; die beyden Foscari. Die erste derselben hat die empörendste Tendenz: philosophischen Atheismus. Ein unbefangener deutscher Kunstrichter erklärt geradezu, es lasse sich zu allen Zeiten und unter allen Völkern kein gottloseres Gedicht finden, so voll Schauder-erregender Lästerungen gegen die Gottheit und die heiligsten Gefühle der Gottheit, so voll von Gedanken und Worten der Hölle. Der Stoff des Trauerspiels, die beyden Foscari, (der Doge Foscari und sein Sohn), ist aus der venetianischen Geschichte genommen. Das Stück endet mit dem Tode des jun-

*) Gestorben im Jahr 1824.

gen Foscari, welcher sterben muß, weil er, mit einer fremden Macht Briefe wechselnd, gesetzwidrig handelte. Man hat an diesem Stücke getadelt, daß es zu gräßliche Scenen von Körperleiden habe. So z. B. hört man den jungen Foscari hinter der Scene auf der Folter schreyen und stöhnen. So manche Einzelnheiten poetischer Schönheit diese Tragödie auch enthält, so hat man doch in ihr, eben so wie im Sardanapal, einen neuen Beweis gefunden, daß Byron kein dramatischer Dichter, und seine Poesie zu subjectiv, zu persönlich und egoistisch ist, daher denn auch alle seine Personen mehr oder minder nur Organe sind, durch welche der Dichter seine eigenen Maximen und Leidenschaften ausspricht. Dazu kommt noch die im Drama mehr als in jeder andern Dichtungsart lästige Ausmahlung, dialectische Beredsamkeit, und die vorherrschende Reflexion. An diesen Fehlern leidet insbesondere die Tragödie Sardanapal. Der Held des Stückes declamirt ohne Ende über die Eitelkeit des Ruhms der Eroberer und über den Segen des Friedens. Überhaupt wird diese Tragödie, mit Ausnahme weniger Stellen, für Byrons mattestes Product erklärt.

Eben so enthält auch die Tragödie: Werner, viel Schönes und Großes, ohne eigentlichen dramatischen Werth zu haben. Sie ist unserm Göthe zugeeignet. Auch dieses Werk ist voll blutigen Grauens, voll von Menschenhaß und Lebensüberdruß, wie der größte Theil von Byrons Poesien; die Glanzstellen sind beschreibend und didaktisch. Über das Drama Manfred, hat man das Urtheil gefällt, daß es mit vielen poetischen Schönheiten große und vielfache Verirrungen verbinde; nebstdem zeige sich in demselben ein auffallender Mangel eines innern, göttlich-religiösen Haltes. Auch der Tragödie Marino Falieri hat man bedeutende Fehler vorgeworfen: Unwahrscheinlichkeiten, überflüssige, in die Handlung nicht eingreifende Personen, gräßliche Blut- und Mordscenen, kleinliche Motive, Überladung mit historischen Citaten, womit die vielen Reden geschmückt sind, breite Tiraden ꝛc.

Ein anderes Drama: „The deformed transformed" (der verwandelte Krüppel), behandelt die Abenteuer eines Häßlichen, welcher durch die Beyhülfe des Teufels eine schöne Gestalt erhält.

Das erzählend-beschreibende Gedicht Don Juan, von dem im Jahre 1824 der 12., 13. und 14. Gesang erschienen ist, zeigt einen Mißbrauch der poetischen Kraft zu atheistischer Freydenkerey, zu bösartiger Bitterkeit und zu Aufregung sinnlicher Begierden. Reiner und heiterer sind die drey letztern Gesänge.

Ich füge zum Schlusse noch Vanderbourgs Urtheil über Byrons Poesie bey. „Sie ist," sagt er, „nichts als der Angstruf der Verzweiflung, entpreßt einer glaubens- und liebeleeren Brust, einem in und mit sich selbst zerfallenem Gemüthe; eine Tochter der Hölle, nicht das sanfte, tröstende Kind des Himmels, welches die Gottheit dem Menschen zum Stab und Schmuck ins niedere Leben der Erde gab; eine Poesie, die um so gefährlicher ist, je mehr Talent der Dichter hat, vorzüglich aber dann, wenn die überspannte Richtung der Zeit theilweise ihm zu Hülfe kommt."

Wir kommen nun zu den Leistungen Walter Scott's seit dem Jahre 1822. Diese sind größten Theils Erzählungen und Romane; nähmlich:

Der Seeräuber, in drey Bänden; ein Roman, geschmückt mit allen Reizen einer reichen Phantasie und mit allen Schätzen, welche des Dichters Scharfblick aus dem Leben und der Natur sich gesammelt hat. An eindringlichen Reflexionen, wahren Gefühlen, sicher gezeichneten Charakteren und schönen Naturgemählden steht dieser Roman weder dem Waverley noch dem Rob Roy, noch einem andern frühern Producte des Verfassers nach. — Tiefe Blicke in das menschliche Herz entzücken im Kerker von Edinburg. Die Schwärmer zeigen ein kunstvolles Gewebe von Dichtung und Wahrheit. Der Alterthümler ist ein Charaktergemählde heiterer Art, wo das Tragische nur wenig hineinspielt. Der Beherrscher

der Eilande, in sechs Dichtungen, empfiehlt sich durch anziehenden Inhalt, lebendige Gestalten, edle männliche Schreibart, Anmuth und Gemüthlichkeit. Im Halidon Hill machte Scott seinen ersten Versuch in der dramatischen Poesie. Man findet in demselben mehr eine Reihe dialogisirter Scenen, als ein eigentliches Drama, auch wohl den Beweis, daß dieser Dichter, so trefflich als Erzähler, des dramatischen Talents ermangelt. An dem Roman Nigels Schicksale wird der Mangel an neuen Charakteren getadelt. Nebst dem, sagt die Kritik, findet man störende Verstöße gegen die Einheit des Orts und der Handlung. Die Composition ist nicht genugsam zusammengehalten, die Gruppen und die Beleuchtung sind getrennt und zersplittert, wodurch etwas Unruhiges und Buntes entsteht, das dem schönen Styl nicht angemessen ist.

Von dem epischen Meisterwerk: die Jungfrau am See, ist nach der Übersetzung von Stork, von welcher wir schon gesprochen und Proben mitgetheilt haben, im Jahre 1823 eine neuere von Wilibald Alexis erschienen, welcher der Vorzug sowohl vor jener, als auch vor der zuerkannt wird, welche Henriette Schubart in achtzeiligen Stanzen gab. Insbesondere wird von ihr gerühmt, daß sie sich auf bewundernswürdige Weise dem Original anschmiege. Zur Vergleichung und Selbstbeurtheilung folgt hier dieselbe Stelle, von beyden Übersetzern:

Alexis.

Es glühen auf dem Herd' die Kohlen,
Und glänzend halb, halb nur verstohlen,
Steh'n die Trophä'n des Saal's im Schleyer
Des Dunkels, seltsam ungeheuer.
Der Fremde wendet dann den Blick
Zum ungeheuern Schwert zurück,
Und in ihm jagen sich und schwanken
Die wildverworrenen Gedanken,
Bis, um von Schwindel frey zu seyn,
Er aufstand, hin zum Mondenschein:
Es duften rund umher so reich

Heimbutt' und Roſ' und jed' Geſträuch.
Balſamiſch haucht der Birkenbaum,
Es ſchläft das Eſchenlaub im Raum.
Des Mondenlichtes Silberhelle
Tanzt ſpielend auf der ſtillen Welle,
Wild wär' das Herz, deß Toben nicht
Der reine Strahl des Mondes bricht!

Stork.

Matt glimmen des Herdes erſterbende Brände,
Ein düſt'res Licht beſcheint die Wände,
Halb zeigend, halb verhüllend alle
Die rohen Trophäen in der Halle.
Sein Auge raſtlos dahin ſich gekehrt,
Wo gehangen hatte das mächtige Schwert.
Es fluthet ihm durch die Sinne wild,
Es drängt ſich in ihm Bild, auf Bild,
Es wird ihm zu enge, er fühlt ſich allein,
Er ſucht den ſilbernen Mondenſchein.
Es ſpendet in der ſtillen Luft
Die wilde Roſe den reichen Duft;
Es ſäuſelt der Birke balſamiſches Weben,
Die Eſpen ſchlafen auf ihrem Hügel,
Das Silberlicht, in glitzerndem Beben,
Spielt auf des Waſſers ſtillem Spiegel.
O, gibt's ein Herz ſo ſtarr und wild,
Das Leidenſchaft und Zorn noch fühlt,
Da hold der Ruhe Bild ihm lacht?

Scott.

The hearth's decaying brands were red,
And deepen'd dusky lustre shed,
Half shewing, half conceiling all
The uncouth trophies of the hall.
Mid those the stranger fix'd the eye,
Where that huge falchion hang on high,
And thoughts on thoughts, a countless throng,
Rushed, chasing countless thoughts along,
Untill the giddy whirl to cure,
He rose and sought the moonshine pure.
The wild rose, eglantine and broom

Wasted around their rich perfume;
The birchtrees wept in fragrant balm,
The aspens slept beneath the calm;
The silverlight with quivering glance,
Play'd on the water's still expanse.
Wild were the heart whose passions sway
Could rage beneath the sober ray!

Eine Übersetzung des ersten Gesangs hat Otto von der Malsburg in der Zeitschrift: Die Muse, mitgetheilt.

Wir kommen nun wieder zu Scotts Romanen, wobey des Dichters Fruchtbarkeit zu bewundern ist. Insbesondere wird demselben das Lob ertheilt, daß seine Dichtungen männlich und sittlich sind, daß kein Jüngling durch sie ein Geck werden, daß jeder vielmehr das Gemeinwesen, der Väter Herd, des Landes Wohl ehren, und daß kein Mädchen über sie erröthen wird. Scott's erste dichterische Erzeugnisse von kleinerm Umfange waren Balladen, sein erstes größeres Werk die Minstrelsy of the scotish border, der erste Roman der im Jahre 1804 erschienene Waverley.

Der Roman St. Romans Brunnen, eines der neuesten von Scott's zahlreichen Producten, gehört nicht zu seinen vorzüglichsten. Es ist aber wohl sehr natürlich, daß unter den Dichtungen eines Mannes, der im Verlaufe von zwanzig Jahren über sechzig Bände Romane nebst andern Poesien herausgegeben hat, Manches der Mittelmäßigkeit sich — wenigstens nähert, Manches etwas breit und matt wird, Manches etwas einförmig in den Zügen der Familienähnlichkeit. Man erwartet nun einen neuen Roman von Walter Scott: Die Belagerung von Ptolomais. Scott versuchte sich jüngst auch mit einem Drama: Macduff's Kreuz betitelt, welches für ganz mißlungen erklärt wird.

Der Dritte in dem neuesten brittischen Dichter-Kleeblatt: Thomas Moore, dessen Gedicht, Lalla Roohk, wir schon besprochen haben, hat im Jahre 1823 ein zweytes größeres Gedicht: Die Liebe der Engel (The loves of Angels),

herausgegeben. Er führt uns darin in die Urzeit der Welt zurück, wo die Engel noch unter den Menschen wandelten. Drey derselben erzählen sich, auf einem Hügel, den die Strahlen der Abendsonne vergolden, die Geschichten ihrer sterblichen Liebe. Bey großen Schönheiten trifft dieses Gedicht der Vorwurf zu sinnlicher Schilderungen, die im Munde der Engel unschicklich sind. Byron hat eine Tragödie: Heaven and Earth, angekündigt, die einen ähnlichen Gegenstand behandeln soll; man bezweifelt jedoch, daß dieser Dichter berufen sey, überirdische Liebe zu besingen.

Im Fach der Romane und Novellen hat auch die bekannte Reisende, Lady Morgan, in neuester Zeit vieles geliefert. Man gibt aber ihren frühern Producten dieser Gattung den Vorzug vor den spätern, indem diese zwar gediegener sind, aber durch Polemik und bittere Ausfälle entstellt werden. Auch tadelt man an dieser geistreichen Frau, daß sie keinen Unterschied zwischen Frömmeley und Frömmigkeit kenne, diese mit jener zugleich angreife, und sich mitunter unweiblich äußere. Ihre frühern Schöpfungen gewannen dagegen durch eine Innigkeit, welche der Verfasserinn in der Folge fremd wurde, die Neigung der Lesewelt. Der Lady Morgan neuestes Werk ist: „Das Leben des Mahlers und Dichters Salvator Rosa."

Dänische Poesie.

Zu den neuesten Leistungen im Fache der dramatischen Poesie gehört Öhlenschlägers Lustspiel: „Robinson in England," und die Übersetzung der Lustspiele des genialen Holberg aus dem Dänischen ins Deutsche.

Über das erste hat die Kritik folgendes Urtheil gefällt:

Zweyerley ist es, was auch bey einer flüchtigen Durchsicht dieses Buches in die Augen fällt, erstens: daß kein Titulaturdichter es schrieb, und zweytens, daß der Verfasser kein hervorspringendes Talent für das Lustspiel hat. Schöne Stellen, eine

edle, ungezwungene Schreibart, gute Einfälle, glückliche Erfindung einzelner Situationen, wahres Gefühl, mit dem kein Prunk getrieben wird, und das weder in Fadheit noch Peinlichkeit ausartet: das alles sind Dinge, die hier den echten Dichter beurkunden; der lose Zusammenhang in der Fabel, die gar nicht eingreifenden Episoden, die komischen Ideen, die nicht ausgeführt oder unklar sind, das ist die Schattenseite des dramatischen Gemähldes, das überhaupt so recht, was man theatralisch nennt, ist. —

Die Lustspiele Holbergs, der in Hinsicht auf echt-komische Kraft unter die vorzüglichsten Lustspieldichter aller Zeiten und Nationen gehört, hat Öhlenschläger mit Fleiß und Liebe, Witz und Laune auf deutschen Boden überpflanzt. Der Tadel trifft dabey nur zwey Puncte; nähmlich, daß Öhlenschläger die ältern deutschen Übersetzungen, obschon er sie selbst verwirft, dennoch manchmahl zu sehr benützt habe; ferner, daß er sich auch hier, so wie in seinen eigenen metrischen Arbeiten, zu viele poetische Licenzen, auch Härten der Sprache und Verstöße gegen den Versbau, endlich hier und da sogar Änderungen, Zusätze und Auslassungen erlaubt habe, welche dem Originale nicht zum Vortheile gereichen. Vier Bände dieser Übersetzungen sind im Jahre 1822 erschienen.

Schwedische Poesie.

Ein Bericht vom Jahre 1824 nennt und charakterisirt die schwedischen Dichter auf folgende, hier nur nach den Hauptumrissen gezeichnete Weise:

Michael Choräus, Hofprediger, gestorben 1806. Von ihm existirt ein Band Gedichte, worunter die elegischen etwas von Hölty's Geist haben. Die Gedichte Gyllenborg's sind im französischen Geist und Ton geschrieben; man findet in ihnen zu wenig Phantasie und Empfindungstiefe.

Dahl, gestorben 1809, hinterließ eine Sammlung von

Psalmen, in einem milden, durch Herzensfülle das Innerste ergreifenden Tone gedichtet.

Hartmann's Gedichte haben wohl Gedankenfülle, sind aber hart und schroff. Er starb 1809.

Tegner gilt als der vorzüglichste und durchaus vollendete lyrische Dichter Schwedens, reich an Witz und Phantasie, hat aber zu wenig und nur laues Gefühl. Man vergleicht seine Poesien dem festlichen Lustfeuer mit einem Überflusse von schimmernden Sonnen- und Sternenlichtern, die Augen blendend, und mit schmetternden Racketen übertäubend, womit er für den Augenblick hinreißt, nachher aber die Seele unbefriedigt und leer läßt. Er tändelt artig mit den Blüthen und Farben der Dichtkunst, aber ohne Ernst im Gemüth und ohne Bestimmtheit der Zeichnung. Man hat von ihm ein lyrisch-didaktisches Gedicht: der Weise; einen Kriegsgesang, einen patriotischen Feyergesang auf sein Vaterland; die confirmirten Kinder, eine liebliche Idylle in Vossischer Manier ꝛc.

Von Olof Wallin, dem zweyten genialen Dichter, hat man ein großes didaktisches Gedicht: der Erzieher. Die Sammlung seiner Poesien erschienen im Jahr 1821.

Limnell, als dramatischer Dichter, rasch, romantisch und mannigfaltig gepriesen.

Leopold's gesammelte Schriften, die im Jahre 1802 herauskamen, enthalten zwey Trauerspiele: Odin, und Virginia, die ihm den Nahmen des schwedischen Euripides erwarben. Sie sind nach französischem Zuschnitt bearbeitet. Den didaktischen, satyrischen und lyrischen Gedichten mangelt Phantasie und Gefühl. Der Witz ist prosaisch und verbindet sich mit einem sophistischen Haschen nach Erhabenheit in verschrobenen Phrasen.

Silverstolpe gab im Jahre 1802 ein Bändchen Gedichte heraus, die wohl edle Gesinnungen, aber sehr mittelmäßige Talente zeigen.

Adlerbeth's poetische Sammlung erschien im Jahre 1803; ein kaltes französirendes Reimwerk. Er gilt für den fleißigsten Trauerspieldichter. Seine Tragödien zeichnen sich durch Einfach-

heit der Situationen und Richtigkeit des Planes aus, sind aber übrigens Producte eines klaren Verstandes in der französischen Manier.

Die Gedichte Stenhamar's (gestorben 1799) erschienen erst im Jahre 1807. Sie erfreuen durch lebendige Leichtigkeit der Versification, doch wird der tiefe eindringende, reicherfindende Geist vermißt.

Die Sammlung der Werke des Grafen Oxenstjerna (die zwischen den Jahren 1805 — 1808 herauskam) enthält: die Ernte, ein Lehrgedicht in 9 Gesängen über den Acker- und Landbau, mit mehreren schönen Einzelheiten. Die Tageszeiten, ein beschreibend-didaktisches Gedicht in 4 Gesängen. Die Königinn Disa, eine schöne Erzählung. Als vorzüglich wird eine Ode an die Hoffnung gerühmt. Graf Oxenstjerna gab auch die dramatischen Werke Königs Gustav III. heraus, die zwar kein echt-poetisches Leben, aber hellen Verstand und einen warmen, liebevollen, vaterländischen Geist athmen.

Lindegren's Schauspiele sind nach Kotzebue's Vorbild geschrieben. Kullberg und Vallerius gelten zwar als die — bey uns nicht bekannten Häupter der neuern Poeten, — zeigen aber wenig echt-poetisches Talent.

Ungarische Poesie.

Die, im Auslande noch zu wenig bekannt gewordene ungarische Poesie hat, besonders in der lyrischen Gattung, manches Vorzügliche aufzuweisen.

Eine bedeutendere Ausbildung der ungarischen Literatur überhaupt begann im sechzehnten Jahrhundert, besonders unter Ferdinand I. und Maximilian (1527 — 1576). Kirchengesänge, Kriegs- und Volkslieder ertönten. Als geistliche Liederdichter von Auszeichnung werden genannt: Székely, Bornemißza, Batizi, Pétsi, Ujfalvi, Skaritzai, Fazekas, Mol-

nar, Dajka, Molnár, Megyesi u. a.; als Volksliederdichter: Tinódie, Kákonyi, Tsanády, Valkai, Tsaktornyi, Tserényi, u. a. Auch epische Dichter thaten sich hervor: Graf Niklas Zrinyi, Liszthi, Paskó, Graf Stephan Kohárý, Gyöngyösi: diese talentvollen Dichter, welche in ihren Werken einen höhern Schwung zeigten, lebten zwischen den Jahren 1664 bis 1734. Als Lyriker werden gerühmt: Rimai, Balassa, Benitzky u. a. Seit jener Zeit bis auf unsere Tage hat Ungarn eine Fülle schöner Geistesblüthen in den meisten Dichtungsarten erhalten. Als Dichter von höherm Range werden angeführt: Faludi, Bartsai, Ortzy, Bárótzi, Teleki, Szabó, Dajka, Takáts, Batsányi, Horvat, Teleki, Fekete, Kováts, Virág, Alexander und Carl Kisfaludy, Döbröntei, u. m. a. Von Kisfaludy's dramatischen Werken hat Georg von Gaal eine Übersetzung in's Deutsche angefangen, deren erster Band bereits erschienen ist.

Russische Poesie.

Eine etwas nähere Bekanntschaft mit diesem uns noch so fremden Gebieth verdanken wir dem Herrn von Borg, welcher im Jahre 1820 unter dem Titel: Poetische Erzeugnisse der Russen, eine Sammlung und Übersetzung sowohl älterer Volkslieder als auch von Producten neuerer Dichter herausgab. Der erste Band enthält Lieder, Oden, didaktische Gedichte, Romanzen und Balladen. Die Nahmen der, zum Theil noch lebenden Dichter sind: Kabnist, Lomonossow, Derschawie, Dimitriew, Merslakoff, Petrow, Schukowsky, Batjuschkow, Fürst Dolgorukov, Murawjew, Fürst Wäsensky, Karamsin, Fürst Gowansköy, und Dawydow. Die Sammlung enthält schöne, sogar vortreffliche lyrische Stücke.

Außer diesen gehören noch zu Rußlands vorzüglichen Dichtern: Kantemir, Trediakowsky, Sumarakow, der die russische Bühne gründete, Popowsky, Petrow, ein Lyriker, die epischen Dichter Cheraskow und Bogdanowitsch, der Fabeldichter

Chemnitzer, der Dramatiker Wisin, der Lustspieldichter Kapnist, der Tragiker Kniäschnin, und der Odendichter Derschawin, die Dramatiker Oserow, Kokoschin ꝛc.

Orientalische Poesie.

Der Vollständigkeit wegen wird hier noch ein kurzer Überblick der vorzüglichsten orientalischen Dichter beygefügt.

Die charakteristischen Merkmahle der arabischen Poesie sind: Schwung und Gluth der Phantasie, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Tiefe der Empfindung, flammender Muth und Nationalstolz. Den frühesten Zeiten gehören die sieben Dichter: Amralkeis, Tharafah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun und Harethan. Hartmann hat eine deutsche Übersetzung derselben unter dem Titel: „Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel" (Münster, 1802) herausgegeben. Die glänzendste Periode der arabischen Literatur überhaupt fing mit Mahomed an. Als ausgezeichnete lyrische Dichter werden genannt: Montenebbi, von dessen Gesängen Herr Hofrath von Hammer im Jahr 1824 eine Übersetzung herausgegeben hat, und Tograi; als Romanendichter: Hariri, Verfasser der Geschichte eines fahrenden Ritters; Abu Dschaafar Ibu Tophail, berühmt durch den philosophischen Roman: der Naturmensch; Admai durch den Heldenroman: Antars Leben; auch Kais Ben Doraidsch, Amer Ben Mulawwich, Urwa Ben Hisam u. a. Poetische Anthologien haben die Araber viele: die große von Abu Temmam, eine kleinere von Bochtari, den Diwan der Hudeiliten, die Fürsten der Dichter von Ebn Koteiba, das große Liederbuch von Isfahani u. a. m. Über den poetischen Geist der Araber bemerkt ein Kunstrichter: „Die dramatische ausgenommen, findet man keine Gattung der Poesie, welche von den Arabern nicht cultivirt worden wäre, und die Romanze, ein Product des abenteuerlichen Rittergeistes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel,

daß sie dadurch auf die neu europäische Poesie mächtig eingewirkt haben; denn von dem, was die Poesie des Mittelalters zur romantischen machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeist, die Feen und Zauberer, und vielleicht auch der Reim, sind von den Arabern in unsere abendländische Poesie übergegangen." —

Der milde Himmelsstrich der Hindus hat manche schöne poetische Werke geliefert. Wer kennt nicht das wunderliebliche Drama Sacontala des Dichters Calidasa? Liebliche Blumen sind auch das Singspiel Gitagovinda, die Fabelsammlung Hitopades, und die beyden historischen Gedichte: das Ramayana von Valmicki, und das Mahabharat von Vyasa. Unter den Lyrikern wird der erste Rang dem Jagadeva zuerkannt. Herder hat viele Blumen der indischen sowohl, als auch der persischen und chinesischen Poesie sehr glücklich auf unsern Boden überpflanzt. Die Bemühungen der Brüder Friedrich und August Wilhelm von Schlegel um die indische Dichtkunst und Weisheit haben uns schon viel Herrliches gebracht, und lassen noch mehr erwarten.

Die persische Dichtkunst blühte vom zehnten Jahrhundert bis zum vierzehnten; von da an nahm sie ab, und welkte ganz im sechzehnten Jahrhundert. Als die vorzüglichsten unter der Menge der persischen Dichter werden genannt: Rudegi, ein Fabeldichter, Ferdusi, ein historisch-epischer Dichter, die Lyriker Anweri, Hafiz, Schahi, Chosru, Schah Feth Ali, Sadi, Feridedin, Rumi; Hatesi, Verfasser des Gedichts der Liebe des Medschnun und der Leïla; Nisami, Verfasser der drey epischen Gedichte: Chosru und Schirin, Leïla und Medschnun, und der Geschichte Alexanders. Hofrath von Hammer gibt in seiner Geschichte der schönen Redekünste Persiens eine Blüthenlese von mehr als 200 persischen Dichtern.

Die türkische Poesie ermangelt der Originalität. Araber und Perser sind die Muster ihrer Nachahmung.

Die Chinesen sollen eine uralte Sammlung von dreyhun-

dert Oden und Liedern besitzen. Ihre schlichte Einfachheit (sagt der Jesuit Cibot, der lange als Missionär in China lebte), und ihre Erhabenheit wird durch die schönste und anziehendste Sprache unterstützt.

Es folgen nun einige Proben der orientalischen Poesie.

Schlachtgemählde des arabischen Dichters Faki Abu Zacaria *).

Ein neuer Kampf beginnt; es fallen Schläge
Gedrängt herab, und mächt'ge Streich' erschüttern
Die Erde tief; es schwirrt das Wurfgeschoß,
Die Schwerter schlagen Wunden und zersprengen
Den Stahlesharnisch der Gewappneten
Und dringen gierig in den blut'gen See,
Als ob Kamehle seyen jene Krieger,
Von heißem Durst im Feld umhergetrieben,
Und gleich, als hofften sie den Durst zu löschen
Im Blute, das aus tiefen Wunden quillt,
Von grausen Speeren, Brunnen gleich, geöffnet.
Der Thau der kühlen, feuchten Nacht, die sonst
Die blüh'nden Wiesen mit Erfrischung labt,
Erzeuget Schmerz den blutig offnen Wunden,
Im Dunkel stritten dort die grimm'gen Wölfe,
Verhungert, mit den tapfern Löwen sich.
Um festen Fußes im Gemeng zu steh'n
Durchglitten sie das weitvergoss'ne Blut.

Firdussi,

der Verfasser des Schah Nameh, eines großen Gedichtes über die alte persische Geschichte, wird für den größten Dichter nicht nur Persiens, sondern des ganzen Morgenlandes geachtet. Die folgende Stelle erzählt die Erfindung des Feuers **):

*) Aus dem Werke: Historia de la dominacion de lós Arabes en Espana; von Conde. Madrid 1820.

**) Das Heldenbuch von Iran, aus dem Schah Nameh des Firdussi, übersetzt von Görres. Berlin, bey G. Reimer. 1820.

„Vierzig Jahre hatte der Himmel Huschenk verliehen, da setzte er sich die königliche Kopfzierde auf, und bestieg in Weisheit und Gerechtigkeit den Thron; sein Kopf war voll Verstand, voll der Güte sein Herz. Ich bin, so sprach er, Gebiether und Halter der Erde, Gutes vollbringend nach Gottes Geboth; zum Recht und zum Wohlthun habe ich mir enge die Mitte gegürtet. Und fortan machte er die Erde wohl angebaut, und gab ihr Gerechtigkeit. Samen ausstreuen lehrt' er die Menschen, und säen und ernten; jeder verstand fortan seine eigene Nahrung sich zu bereiten und sein Geräthe."

„Eines Tages ging der Schah, von seinem Gefolge begleitet, in die Gebirge; da kam von ferne ein furchtbares Wesen, schwarz von Körper, gräulich von Ansehen, heftig sich bewegend. Die beyden Augen des Unthiers waren gleichwie zwey Blutquellen anzusehen, und der Dampf, der von seinem Munde ausging, verdunkelte die Luft. Mit Vorsicht betrachtete der weise Huschenk das Ungethüm; er faßte einen Stein, und ging zu streiten mit ihm. Mit der ganzen Kraft eines Helden warf er die Masse, und der weltzündende Drache floh vor dem weltsuchenden König. Aber gegen ein Felsstück an schlug der geschwungene Stein, und er und das Getroffene sprangen Beyde in Stücke. Da kam Lichtglanz aus dem dunkeln Steine; des Steines Herz erglänzte hell vom Schimmer; davon wurde Feuer sichtbar im Steine, und Helle verbreitete von da an sich in die Welt, und aus dem Harten brach das Gefunkel hervor. Die Schlange hub sich von dannen und wurde nicht getödtet, aber nun war das Geheimniß des Feuerzeuges gefunden; wer fortan mit Eisen den Stein schlägt, dem wird Glanz aus ihm aufsprühen. Und so war es im Streite erfunden, wie Eisen das Feuer aus dem Steine entkettet. Der Schah aber warf sich nieder vor Gott, und brachte ihm das Opfer seines Gebethes, dafür, daß er ihm das heilige Feuer vergönnt. Aus Dankbarkeit baute er an der Stätte selbst einen Feueraltar. Er sprach, dieß Feuer ist eine Gottheit, so werde es dann von Allen verehrt. Die Nacht kam, und die Höhe bedeckte sich

mit Feuer, und der König und sein Gefolge umstand sie im Kreise." —

„Der König endeckte sodann, wie Feuer scheidet das Eisen vom Steine; die Kunst zu schmieden erfand er, die Zange, das Beil, die Säge und den Hammer dazu." —

Menutschers Tod.

„Er schloß die Augen und starb, und nur sein Andenken blieb in der Welt. Alle weinten und zerrissen die Gewande. Sie kleideten ihn in's Todtenkleid, wuschen ihm mit Kampfer und Rosenöhl Arme und Brust, und besargten ihn. Das ist ewig des Schicksals Weise; Haupt nach Haupt legt es in die Erde, und diese Erde ist ein Feld des Schmerzes voll Farbenglanz und Wohlgeruch. Am Orte sind wir, und immer eilend ziehen wir auf der Straße dahin, wie eine Caravane, die aus einer Stadt in die andere wandert, wo Einer vor, der Andere nach in der Behausung ankommt. Aber mögen wir treiben was wir wollen, sicherlich gehen wir unter die Erde zuletzt. Drum seyen wir fröhlich und guter Dinge, und wandern unverdrossen unsers Weges dahin!" —

Dschami. Aus dessen Gedichte: Jussuf und Suleiha.

Als der Wesir die Freudenpost vernahm,
Erschien nach Herzenswunsch die Welt vor ihm,
Und aus Egyptens fernsten Gegenden
Berief er alsogleich das ganze Heer.
Sie sollen in der vollen Rüstung Glanz
Erscheinen auf dem vorbestimmten Ort.
Und es erschien ein Heer vom Fuß zum Haupt
Getaucht in Perlen- und Juwelenschmuck,
Und Knaben, Mädchen, Hunderttausende,
Von Rosenantlitz und von Rosenwangen.
Der Knaben Schar mit goldnen Kronen glich
Den goldnen Palmen bey den Brautgelagen.
Der Schönheit siebenfacher Schmuck

Beglänzt die Mädchen in der Sänften Gold,
Und Sänger mit des Zuckers süßem Mund
Besingen laut des frohen Tages Fest.
Der Sänger singt zur Harfe süßer Lust
Die frohen Lieder der Zufriedenheit;
Gestimmt durch ihres Ohres leise Neigung
Entklingt der Laute Saiten Freude nur;
Die Flöte tönt die Bothschaft des Vereins
Und wiegt das Herz in süße Hoffnung ein;
Die Zither dämpft die weinerhitzten Sinnen,
Es klingt der Geige zartes Saitenspiel. —

So wenden sie dem Weg die Wangen zu,
Entrichtend Lust- und Freudenzoll,
Und nach zurückgelegten Stationen
Gelangen sie dem Monde gleich zur Sonne.
Sie finden eine Eb'ne fern vom Dunkel
Mit tausend Feuerkuppeln übersäet.
Es schien, vom gränzenlosen Firmament
Hab' eine Wolke Sterne hingethau't.
Es stehet in der Mitte ein Gezelt
Von einem Heere Schöner hold umreih't
Als der Wesir das Königszelt erblickt,
Lacht er dem Morgen gleich vom Sonnenglanz,
Steigt königlich von seinem Pferde ab,
Und wallet nach dem prächt'gen Zelte hin;
Er heißt willkommen jeden Einzelnen,
Und lacht sie freudig wie die Rosse an.

Inhalt

des

Pantheons epischer Dichtungen.

Erster Theil.

Seite

Geschichte der griechischen Poesie. 1
Geschichte der römischen Poesie. 62
Geschichte der italienischen Poesie. 183
Geschichte der spanischen Poesie. 392
Geschichte der portugiesischer Poesie. 440

Zweyter Theil.

Geschichte der französischen Poesie. 5
Geschichte der englischen Poesie. 71
Geschichte der dänischen Poesie. 241
Überblick der Poesie in Schweden. 253
Geschichte der holländischen Poesie. 257
Überblick der Geschichte der deutschen Poesie.
Erste Periode. Poesie des Mittelalters bis Opitz. (1620.) 284
Zweyte Periode. Von Martin Opitz bis Hofmannswaldau. (1620—1660.) 286
Dritte Periode. Von Hofmannswaldau bis Haller. (1660—1730.) 287
Vierte Periode. Von Haller bis Klopstock. (1730—1750.) 288
Fünfte Periode. Von Klopstock bis Göthe und Schiller. (1750—1795.) 289
Sechste Periode. Von Göthe und Schiller bis auf die neueste Zeit. 291

Seite

Nachträge über die poetischen Erzeugnisse der neuesten Zeit.

Französische Poesie. 535
Italienische Poesie. 545
Spanische und portugiesische Poesie. 549
Holländische Poesie. 550
Deutsche Poesie. . . . . —
Brittische Poesie. 552
Dänische Poesie. 558
Schwedische Poesie. 559
Ungarische Poesie. 561
Russische Poesie. 562
Orientalische Poesie. 563